Afrika

ein

geographiſch=hiſtoriſches Leſebuch

zum

Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

von

K. Hammerdörfer und C. T. Koſche A. M.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

Vierter Band,

als eine Fortſetzung von Europa.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1787.

Der unerwartete, und faſt möchten wir ſagen, wenn es nicht affektirte Beſcheidenheit ſcheinen würde, der unverdiente Beyfall, mit welchem das Publikum unſre Arbeit aufgenommen hat, und die Schonung, mit welcher ſie von einſichtsvollen Recenſenten beurtheilt worden iſt, war uns zu ſchmeichelhaft, als daß wir dieſe Arbeit nicht hätten fortſetzen ſollen. Wir liefern alſo den dritten Theil unſers Werkes, welcher die Beſchreibung von Afrika enthält, geſtehen aber auch dabey, daß wir bey keinem der beyden vorigen Theile ſo viel Mühe, ſo viel Hinderniſſe zu überſteigen gehabt, als bey dieſem, und daß wir daher auch hier mehr als bey jenen um ſchonende Urtheile bitten müſſen.

Afrika iſt der unbekannteſte aller vier Erdtheile; das ganze innere Land iſt völlig terra incognita, und ſelbſt von den Küſtenländern kennen wir nur die am Meere gelegenen Theile, ſo daß ſich eine vollſtändige Beſchreibung von denſelben machen läßt. Die Nachrichten der Reiſenden ſind zum Theil zu alt, zu undeutlich, zu ſehr unter ſich im Widerſpruche, als daß man ſie gehörig benutzen könnte. Viele derſelben, z. B. diejenigen, welche die Oſtküſte von Afrika beſchreiben, müſſen aus portugieſiſchen Quellen geſchöpft werden, und dieſe ſind leider hier nicht zu erhalten; neuere Reiſende aber haben ſich nur wenig auf Geographie eingelaſſen, wenig andre als Nachrichten zur Kenntniß des Handels oder des ſittlichen Zuſtandes geliefert, und ſo mußten wir aus Büchern, in denen wir oft nur das Drittheil brauchbar fanden, das zuſammenſuchen, ordnen und zuſammenhängend vorzutragen ſuchen, was wir in dieſem Bande geliefert haben.

Freylich Aegypten, und gewiſſermaßen ganz Nord-Afrika ſind nun ſeit Jahrhunderten ſchon von vielen Reiſenden mit der größten Sorgfalt beſchrieben; aber dennoch haben die meiſten dieſer Schriftſteller bloß die Ruinen von Theben und Memphis, die Felsmaſſen der Pyramiden, die Trümmer

von

von Karthago und Utika ihrer Aufmerkſamkeit gewürdigt, gleich als ob ein Stein, der uns Nachricht giebt, daß hier ehedem ein Tempel geſtanden, oder eine gelehrte Unterſuchung, zu welchen Endzwecken vor ein paar tauſend Jahren dieſe und jene Trümmer gedient haben müſſe, mehr werth wäre, als eine Darſtellung von der gegenwärtigen Beſchaffenheit eines Landes, und ſo haben wir für eine **Höſts Beſchreibung von Marokko**, für eine Niebuhrs Reiſe zwanzig, dreyßig andere, in denen, wie geſagt, für den Geographen und Statiſtiker nicht der dritte Theil brauchbar iſt.

Antiquarien werden das übelgeſagt finden, aber es bleibt dennoch eine erwieſene Wahrheit, und bey aller Achtung, die auch der Verfaſſer dieſer Vorerinnerung für das Alterthum hegt, glaubt er dennoch behaupten zu können, daß antiquariſche Nachrichten und Unterſuchungen dieſer Art nicht ſo weit getrieben werden müſſen, als ſie die Norden und andre getrieben haben, und noch mehr, daß ſie bey Länderbeſchreibungen durchaus nicht die erſte vorzüglichſte Stelle einnehmen müſſen.

Das, nebſt der Menge Bücher, welche Aegypten beſchreiben, bewog uns auch, die Beſchreibung

 dieſes

dieſes Reichs nicht ſo weitläuftig zu machen, als es vielleicht manche unſrer Leſer wünſchen werden. Wir haben uns daher bemüht, bloß eine Beſchreibung des gegenwärtigen Aegypten zu liefern, ſeine Produkte, ſeine Einwohner, ſeine Religions- und Regierungsverfaſſung zu ſchildern, von dem alten Zuſtande dieſes Landes aber, der, ehe Meiners und der ſcharfſinnige Verfaſſer des Buchs: **Ueber den Dienſt der Fetiſchen-Götter**, ihn mit der Fackel der Kritik in ſeiner Blöße zeigten, in die größte Dunkelheit begraben, ſo ſehr angeſtaunt ward, haben wir gerade nur ſo viel geſagt, als wir unſern Leſern zu wiſſen für nöthig erachteten. Uebrigens ſind die Hauptbücher, welche wir bey Aegypten gebraucht haben, geweſen: *Maillet* Deſcription de l'Egypte. Pokoks Beſchreibung des Morgenlandes. Nordens Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Aegypten und Nubien, mit Anmerkungen des D. Tempelmanns. Tourtechots Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Aegypten. Savary Briefe über Aegypten (die, beyläufig geſagt, keine zwey- oder gar dreyfache Ueberſetzung verdient haben). Eyles Irwin Reiſe nach dem rothen Meere, und Niebuhrs Reiſe.

Marokko und Fes ſind ſchon etwas weitläuftiger ausgefallen, theils weil ſie uns für neuere

Völker-

Völker- und Länderkunde wichtiger ſchienen als Aegypten, theils weil dieſes Reich auch bey weitem nicht ſo häufig beſchrieben, nicht ſo ſehr bekannt iſt als jenes, weil noch viele Leute ſich mit abentheuerlichen Begriffen von demſelben herumtragen, und, von der ſo irrigen Benennung Kaiſer von Marokko verführt, ſich ſehr hohe Begriffe davon machen. Wir benutzten dabey: Hößts ſo treffliche Nachrichten, und eine Geſchichte von Marokko in franzöſiſcher Sprache, deren eigentlicher Titel dem Verfaſſer entfallen iſt, die aber auch einige recht brauchbare Nachrichten enthält.

Die Staaten der Seeräuber, oder die *Republiken* Algier, Tunis und Tripolis, welche, Dank ſey es der Politik und der durch ſie bewirkten Uneinigkeit der chriſtlichen Seemächte, bey aller ihrer wirklichen Ohnmacht, den handelnden Nationen Geſetze vorſchreiben, und nur durch Geſchenke, die nicht viel beſſer als Tribut ſind, zur Beobachtung des Völkerrechts gebracht werden können, haben eben dadurch eine Wichtigkeit erlangt, die ſie einer etwas genauen Beſchreibung würdig machte. Aber doch konnten wir nichts ganz Vollſtändiges, nichts ganz Zuverläßiges, zur Beſchreibung dieſer Staaten dienendes auftreiben, und das Beſte, was wir fan-

den, war in Journalen und Reiſenachrichten zer-ſtreut, wo es mit vieler Mühe aufgeſucht werden mußte. Die Staaten der Seeräuber, 1753. a. d. Engl. und Memoires du Chevalier *Arvieux*, ſind die einzigen eigentlichen Hülfsmittel geweſen, welche wir ordentlich dabey benutzen können.

Das Land Bilidulgerid und die Wüſte Sarah ſind mit bey dieſen Republiken beſchrieben worden, weil wir zu wenig von beyden ſagen konnten, um eigene Abſchnitte darüber machen zu können.

Habeſch und Nubien ſind aus eben dem Grunde in einen Abſchnitt gebracht worden. Gern hätten wir bey dem erſten aus Bruce Reiſen ge-ſchöpft, mußten uns aber mit den Auszügen begnü-gen, die in einigen Journalen zerſtreut ſind. Bey Nubien wollte es noch mehr an Quellen gebrechen, denn im Norden ſteht das Land bloß auf dem Titel. Wir konnten alſo nur: *Ludolf.* Hiſtoriam Aethiopicam, *Lobo* Voyage d'Abyſſinie, und den *Voyageur* François benutzen, welcher leztre denn freylich nur mit großer Vorſicht gebraucht werden darf.

Unter dem Namen Nigritien, das wir mit Senegambien zuſammenſtellten, haben wir das

ganze

ganze innre Afrika, von der Wüſte Sahra bis ans Kaffernland, und von Senegambien und Guinea bis an Habeſch und die Küſte Zanguebar beſchrieben. Es ſchien uns überflüßig bey dieſer zwar großen, aber meiſt unbekannten Strecke mehrere Eintheilungen zu machen, da dieſe hier ohnedem willkührlich ſind, und von dieſem ſo, von jenem ſo geformt werden. Viel konnten wir nicht davon ſagen, aber was wir geſagt haben, ſoll hoffentlich die Probe einer unpartheyiſchen Kritik vollkommen aushalten. Daß wir Monomopata und Monoemugi mit zu Nigritien gezogen, wird der gewiß nicht unſchicklich finden, welcher bedenkt, daß die Nachrichten, welche die Portugieſen von dieſen zwey Reichen geliefert haben, durchaus das Gepräge des Fabelhaften an ſich tragen, und beyde daher im Grunde zu dem nur durch Sagen bekannten Gegenden des innern Afrika, d. i. unſrer Vorſtellungsart nach zu Nigritien gerechnet werden müſſen. *Ludolf.* Hiſt. Aeth. war übrigens auch hier unſer Hauptbuch, das wir nur immer durch neure Bemerkungen zu vergleichen und zu berichtigen bemüht ſeyn mußten.

Bey Senegambien wurden die Nachrichten beſſer, und wir ſchmeicheln uns auch, eine genaue

und — richtige Beſchreibung deſſelben geliefert zu haben. Hülfsquellen dazu waren, außer Raynal Hiſt. politique, und der allgemeinen Geſchichte der Reiſen ꝛc. die wir beyde überhaupt bey allen Theilen von Weſt-Afrika benutzt haben, Adanſons Reiſe nach Senegal, Demanets Geſchichte des franzöſiſchen Afrika, *Labat* Relation de l'Ethiopie occidentale, und Smeathmanns Reiſe nach Afrika.

Das Kaffernland mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung haben wir beſchrieben aus: Kolbe Beſchreibung, (St. Pierre) Reiſen eines franzöſiſchen Officiers, und Sparrmanns Reiſen.

Deſto magrer aber iſt die Beſchreibung der in den nämlichen Abſchnitt gebrachten Küſten Zanguebar und Ajan gerathen. Die portugieſiſchen Quellen konnten wir nicht habhaft werden, und ſo haben wir uns mit dem Wenigen begnügen müſſen, was wir in einigen indiſchen Reiſebeſchreibungen und im *Voyageur* François fanden.

Guinea iſt wieder mit vieler Genauigkeit bearbeitet worden, hat auch den größten Abſchnitt im ganzen Bande gegeben. Gegen Aegypten genommen, iſt es ein Rieſe, und wir denken, mit Recht: denn das kleine Nilthal empfiehlt ſich nur durch

Alter-

Alterthümer, von denen ſogar oft nicht einmal eine Spur mehr zu ſehen iſt; Guinea iſt merkwürdig durch eine Menge europäiſcher Niederlaſſungen, durch den ſchändlichen Menſchenhandel, der hier getrieben wird, und durch ſeine eignen Produkte und Einwohner. Ueberdem hat man es in Büchern dieſer Art noch immer keiner genauen Beſchreibung würdig gehalten, und wir glaubten daher nicht zu viel zu thun, wenn wir unſre Beſchreibung ſo vollſtändig als möglich machten. Außer der allgemeinen Geſchichte ꝛc. dem Demanet, Smeathmann und Labat haben wir dabey noch gebraucht: Bosmanns Reiſe nach Guinea. Oldendorps Miſſionsgeſchichte. Projarts Geſchichte von Loango, u. ſ. w. Doch hätten wir gewünſcht bey Süd-Guinea aus mehr ſichern Quellen ſchöpfen zu können, als das letzte Buch und die Nachrichten in der allgemeinen Geſchichte der Reiſen ſind.

Auch die Inſeln haben wir, ſo viel als möglich war, genau und ſo zu beſchreiben geſucht, daß nichts wirklich Wiſſenswürdiges vermißt werden möchte; und das um ſo mehr, da dieſe Inſeln meiſt alle europäiſche Beſitzungen ſind. Indeſſen waren unſre Quellen doch nicht durchaus von gleichem Werthe, und hie und da mußten wir uns mit kaum

zur

zur Hälfte brauchbaren Nachrichten begnügen. So hatten wir bey Madagaskar nichts als eine Deſcription de Madagaſcar, das neuere mußten wir aus Raynal zuſetzen. Zu den Maskareniſchen Inſeln halfen die ſchon bey Kaffernland angeführten Reiſen von St. Pierre, die uns auch zu Beſchreibung der Inſel Aſcenſion viel geholfen haben. Die übrigen Inſeln ſind beſchrieben aus: Hawkesworth Sammlung, Forſters Reiſe, Glas Beſchreibung der Kanariſchen Inſeln, und Kindersley Briefen von Teneriffa. Nur zu den Azoren, die wir aus, bey Beſchreibung dieſer Inſeln, angeführten Gründen mit zu Afrika gerechnet, konnten wir nichts finden, und mußten uns endlich an die in Büſchings Geographie und Martiniere Wörterbuch vorhandenen Nachrichten, die wir mit einigen Reiſen verglichen, halten.

Zum Schluſſe der Beſchreibung der afrikaniſchen Inſeln ſind noch einige Bemerkungen über die berufene Inſel Atlantis hinzugefügt worden. Die vorzüglichſten Meinungen über das ehemalige Daſeyn und die Lage dieſer Inſel ſind kürzlich angegeben, und, ohne uns weiter in tiefe kritiſche Unterſuchungen und Prüfungen der Zeugniſſe der Alten einzulaſſen, haben wir unſern Leſern frey geſtellt,

mit uns an das ehemalige Daſeyn der Atlantis zu glauben, oder mit dem ſeel. Hißmann Platos Erzählung bloß für eine moraliſche Erdichtung zu halten. Wir bemerken übrigens hier nur noch, daß, wenn auch Plato ſeine Erzählung mit dichteriſchen Farben ausgeſchmückt hat, der Schluß, daß das dabey zum Grunde liegende Faktum, das aus phyſiſchen Gründen wenigſtens nicht unwahrſcheinlich gemacht werden kann, falſch ſey, immer etwas zu voreilig bleibet, weil außerdem eine Menge hiſtoriſche Fakta wegraiſonnirt werden können.

So war Afrika vollendet, und wir konnten dieſen Band beſchließen. Allein da wir nun am Schluß der alten Welt waren, und der künftige letzte Band die neue Welt oder Amerika enthalten wird; ſo hielten wir es nicht für überflüßig, noch Anhangsweiſe eine kurze Ueberſicht der alten Welt zu liefern. Bey Beſchreibung der europäiſchen, aſiatiſchen und afrikaniſchen Staaten war nichts von dieſen drey Erdtheilen überhaupt; nichts von der Größe, den Gränzen, den Gewäſſern, u. ſ. w. eines jeden einzelnen geſagt worden, welches auch von einigen kompetenten Richtern als ein Mangel unſers Werks uns angezeigt worden. Nun war es zwar wohl nicht unſre Abſicht, eine Geographie zu ſchreiben,

bey

bey welcher die Hinweglaſſung dieſer Nachrichten unſtreitig ein ſehr weſentlicher Mangel geweſen ſeyn würde, dennoch aber ſehen wir recht gut ein, daß viele unſrer Leſer auch hievon etwas, wenigſtens in zuſammengedrängter Kürze, zu finden wünſchen werden, und dieß war es auch, was zum Theil die Idee eines ſolchen Anhangs bey uns hervorbrachte. Er giebt alſo nun bey jedem Erdtheile Nachricht von der mathematiſchen Lage deſſelben, ſeinen Gränzen und Größe, den vornehmſten Gebirgen, Meeren und Hauptflüſſen, ſeinen wichtigſten Erzeugniſſen, der Anzahl und Verſchiedenheit ſeiner Einwohner, von ihren Sprachen und Religionen, von der alten geographiſchen Eintheilung deſſelben, und enthält die Namen der neuen Hauptländer, und bey jedem derſelben wieder die mathematiſche Lage, die Größe, die Gränzen, die Religion, die Eintheilungen und die vornehmſten Städte, ſo daß — wenn die Benennung Ueberſicht nicht paſſend gefunden werden ſollte, ihm doch zum mindſten der Titel eines ſummariſchen Verzeichniſſes, eines Index zugeſtanden werden muß. Ueberflüßig und unnütz iſt dieſer Anhang auf jedem Fall gewiß nicht, wie beſonders unſre jüngern Leſer bald erfahren werden, wenn ſie, ehe, oder nachdem ſie die Be-

ſchrei-

ſchreibung eines Erdtheils geleſen, das dahin Gehörige mit Aufmerkſamkeit durchleſen wollen. Zum völligen Schluſſe haben wir alsdann noch ein Verzeichniß der vornehmſten in der alten Welt üblichen Meilenmaaße angehängt, das des kleinen Raums, den es einnimmt, nicht unwerth ſeyn dürfte. Die Hülfsquellen, aus denen wir dabey geſchöpft haben, ſind: **Fabri** Geographie für alle Stände, 1. B. **Gatterers** Abriß der Geographie. Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie, und Geographie zum Gebrauch für die evangeliſchen Brüdergemeinden.

Dieß wäre ohngefähr alles, was wir über den *Inhalt* des vorliegenden Bandes zu ſagen hätten: ehe wir aber noch ein paar Worte von dem künftigen und letztern Bande ſagen, wollen wir die Hauptveränderungen, welche in den, in den vorigen Bänden beſchriebenen, Ländern ſeit Herausgabe dieſer Bände vorgefallen ſind, kürzlich anführen.

Portugall hat ſeit dem Jahre 1785. noch keine ſichtbaren Fortſchritte in Kultur und Aufklärung gemacht; Spanien deſto mehr, das durch immer nützlichere Bearbeitung ſeiner Produkte, Ausdehnung ſeines Handels und Pflege der Wiſſenſchaften

ſich

ſich den Tagen einer größern Aufklärung zu nähern ſcheint; auch Frankreich fährt fort, ſeine innern Kräfte beſſer kennen und brauchen zu lernen. Hauptbegebenheiten, die hier bemerkt zu werden verdienten, ſind hier nicht vorgefallen, die berufene Halsbandsgeſchichte hat mehr Aufſehen gemacht, als ſie verdiente, und noch eher würden wir den Befehl, der zur Schleifung der ſcheuslichen Baſtille gegeben worden iſt, hieher rechnen. — England heilt noch an den Wunden, die ihm die Losreiſſung ſeiner Nord-Amerikaniſchen Kolonien, und die dadurch bewirkte Abnahme der Induſtrie und des Handels geſchlagen haben. Die Iriſchen Unruhen der Whiteboys dauern noch immer fort. Das Kriegsfeuer, welches die vereinigten Niederlande von Seiten Oeſtreichs bedrohte, iſt zwar noch im Glimmen erſtickt worden, aber der Geiſt der Zwietracht und Empörung hat deſto heftiger in dieſem Freyſtaate zugenommen. Der Erbſtatthalter hat viele ſeiner Vorrechte verloren, die ſogenannte Patriotenparthey hat bewaffnete Bürgerkorps zu errichten angefangen; es iſt ſchon hie und da zu Thätlichkeiten gekommen, und die Höfe von Berlin und London haben vergebens Memoiren eingereicht, die entweder gar nicht, oder eben nicht zum glimpflichſten be-

antwortet werden. Nach den neueſten Nachrichten erwartet man in Berlin auch nur die Rückkunft des Freyherrn von Görz, welchen der König ausdrücklich, um Frieden zu vermitteln, in die vereinigten Niederlande geſchickt hatte, um alsdann ernſtlichere Maaßregeln zu ergreifen.

Die Staaten Italiens ſind ohngefähr noch in eben der Verfaſſung, als ſie im J. 1785. waren. Der Kirchenſtaat hat im vorigen Jahre heftige Erderſchütterungen, die Lombardey große Ueberſchwemmungen erlitten, und Venedig hat noch mit den Seeräuberſtaaten auf der barbariſchen Küſte zu thun.

In Deutſchland iſt der wichtigſte Vorfall ohnſtreitig der Todesfall Friedrichs des Großen, dieſes Erſten der Könige, deſſen Hintritt auch zu einer andern Zeit und unter andern politiſchen Verhältniſſen, weit mehr Revolutionen im Staatsſyſteme Europens verurſacht haben würde, als jetzt geſchehen iſt. Iſt es erlaubt, Vermuthungen zu wagen, ſo ſcheint es, als ob der neue preußiſche Monarch, der ſich von einer ſehr menſchenfreundlichen Seite zeigt, und ſchon manche Verfügung zum Beſten ſeiner Unterthanen getroffen hat, in ſehr gutem Vernehmen mit dem Hauſe Oeſterreich ſtehe, und da-

 durch

durch der Ruheſtand von Deutſchland auch für die Folge geſichert ſeyn werde. Im Oeſterreichiſchen fährt der Kaiſer fort, Verfügungen zu treffen, welche, wenn ſie jedesmal gehörig befolgt würden, nothwendig dem Staate ſehr großen Nutzen ſchaffen müßten. Noch iſt aber die Parthey zu mächtig, welche der Aufklärung entgegen arbeitet, und ſo werden oft die beſten Entwürfe vereitelt, ehe ſie noch zur Wirklichkeit haben gedeihen können. Einer der neueſten Vorfälle iſt die Bekanntmachung eines neuen Kriminal-Geſetzbuches, und die Reiſe des Kaiſers nach Cherſon zu einer Zuſammenkunft mit der Kaiſerinn von Rußland. In den übrigen deutſchen Landen hat ſich keine merkwürdige Veränderung eräuget. Kultur, Toleranz, Aufklärung werden in dem einen Staate genährt und gepfleget, in dem andern als Feinde der Landeswohlfahrt über die Gränzen gewieſen, und alles gethan, um in dem gewohnten Fahrgleiſe zu bleiben. Vorzüglich viel haben wir in dieſer Rückſicht allenthalben von geheimen Geſellſchaften, verkappten Jeſuiten und dergleichen Menſchen zu beſorgen, die mehr Wirkſamkeit haben, als man gewöhnlich glauben mag.

Dänemark ſcheint einer ſehr glücklichen Periode entgegen zu gehen. Der Kronprinz hat alle An-

lagen, die zum Bilde eines guten, für Unterthanen-wohl beſorgten Monarchen erforderlich ſind, und ſchon jetzt, ſeit daß er Theil an der Regierung genommen, hebt ſich Dänemarks intenſive Stärke zu einer beträchtlichen Höhe. Schweden ſteht noch in denſelben Verhältniſſen, wie im J. 1785. und gewiſſen ſeit einiger Zeit laufenden Gerüchten, deren Urſache, wenn ſie wahr wäre, große Veränderungen bewirken könnte, iſt nicht zu trauen. Rußland iſt wieder in Zwiſtigkeiten mit der oſmaniſchen Pforte gefallen, und die letztre ſcheint zur Zeit noch nicht nachgeben zu wollen. Unruhen in der Krim, oder in Taurien ſind glücklich gedämpft worden, der endliche Ausgang einer andern Empörung in Kaukaſien iſt aber noch zur Zeit unbekannt. Polen hat ſeit 1785. weder wichtige glückliche, noch unglückliche Schickſale erlitten, ſich weder durch Verbeſſerungen erhoben, noch durch Verſchlimmerung herabgeſetzt, und bleibt alſo immer der Willkühr ſeiner mächtigen Nachbarn Preis gegeben. Ungarn nebſt den dazu gehörigen Ländern hat die Fürſorge ſeines Monarchen durch viele weiſe Verordnungen erfahren, aber nicht allezeit erkannt, wenn gleich die Volksmenge ſich beträchtlich vermehrt, und Gewerbe und Handel ſich ſehr vervollkommnet haben. Eine

neue, aber drückende Verfügung betrifft das Salz, welches zu einem völligen Regale gemacht worden iſt. Sonſt leben die öſterreichiſchen und türkiſchen Unterthanen an den Gränzen ſehr friedlich zuſammen, und die Vermuthung eines Türkenkrieges, die damals, als wir Ungarn beſchrieben, ſehr viel Wahrſcheinlichkeit hatte, iſt ſeitdem von dieſer Seite wieder verſchwunden.

Im Türkiſchen Reiche herrſcht allenthalben der Geiſt der Zerrüttung. Staatspflege aber, ſo wie Vertheidigungszuſtand bleiben in gewohnter wohlhergebrachter Ohnmacht. Der rebelliſche Paſcha von Skutari hat noch nicht gedemüthigt werden können, und in Aſien ſpielt ein neuer Prophet, Scheich Manſur genannt, eine Rolle, deren Entwickelung noch ungewiß iſt. Dennoch trotzen die Oſmanen gegenwärtig Rußland, das Genugthuung wegen des Beyſtands fodert, den ein türkiſcher Paſcha den Rebellen in Kaukaſien geleiſtet, und ſo iſt die Möglichkeit eines ruſſiſch-türkiſchen Krieges, wie wenigſtens Staatsklügler wahrſagen, abermals vorhanden.

Von Arabien, von Perſien wiſſen wir nichts neues; in dem letztern heißt es, wären die Zerrüt-

tungen geendigt, und die zwey Beherrſcher deſſelben lebten einträchtig mit einander. Aus Oſtindien iſt der Tod des Tippo Saib von Myſore der merkwürdigſte neue Vorfall. Dieſer Tyrann ward bey dem Angriffe auf ein Fort des Aijes Saib, eines ſeiner Feldherrn, der ſich wider ihn empört hatte, wahrſcheinlich von ſeinen eignen Leuten tödtlich verwundet, und ſtarb bald darauf. Sein Tod war die Loſung zu innerlichen Unruhen. Wahrſcheinlich dürfte der Staat von Myſore ſeinem Ende nahe ſeyn, nachdem die Marätten und der Nizam mit vereinigter Macht ihre Eroberungen fortzuſetzen ſuchen. Auf Sumatra ſind die Holländer in einen Krieg mit den Eingebornen verwickelt, und in Sina war eine Rebellion unter den mohämedaniſchen Einwohnern ausgebrochen, welche auch den chriſtlichen Miſſionarien eine Verfolgung zuzog, weil der Kaiſer argwohnte, daß ſie ein Verſtändniß mit den Rebellen unterhielten.

Dieß ſind ohngefähr die neueſten Vorfälle in den europäiſchen und aſiatiſchen Ländern. Wir hätten ihre Anzahl noch beträchtlich vermehren können, allein wir haben nur ſolche auswählen wollen, die vorzüglich wichtig zu ſeyn ſcheinen, um nicht unnöthigerweiſe die Seitenzahl dieſer Vorrede zu

vermehren. In der Vorrede zum künftigen letzten Bande, welcher Amerika nebſt dem übrigen Theile von Südindien enthalten wird, werden wir vielleicht noch eins und das andere nachzuholen haben, und auch neuere Nachrichten von Afrika zu liefern ſuchen. Dieſer letzte Band erſcheint, wenn uns der Himmel anders Geſundheit und Kräfte verleiht, zu Oſtern 1788. und wir werden nichts ſparen, von dieſem Erdtheil, ohne deſſen Kenntniß man keinen Schritt in der neueſten Geſchichts- und Staatskunde der meiſten europäiſchen Reiche thun kann, eine ſehr vollſtändige Beſchreibung zu liefern

Die Verfaſſer.

I.

Aegypten.

Unter allen Ländern unſers Erdbodens iſt keines, das ſo viel Wichtigkeit als Aegypten hätte, weil es das einzige iſt, von deſſen älteſter Beſchaffenheit wir Nachrichten beſitzen, und ſeine Geſchichte, ſeine Ruinen, die ſtumme Zeugen ehemaliger Pracht und Größe ſind, noch immer den Scharfſinn der Gelehrten beſchäftigen. Schon zu Moſis Zeiten war Aegypten ein hochkultivirter blühender Staat, und ſchon damals müſſen die Aegyptier die erſtaunenden Werke unternommen, die Pyramiden und Obeliſken errichtet haben, die noch bis jetzt allen Verwüſtungen der Zeit und der Menſchen getrotzt haben. Sind auch die Vorſtellungen übertrieben, welche ſich verſchiedene Gelehrte von der Weisheit und Aufklärung Aegyptens gemacht haben, und kann man auch eben nicht die größten Vorſtellungen von beyden haben, wenn man bedenkt, daß in Aegypten Prieſter die Depoſitärs aller möglichen Kenntniſſe waren, ſo bleibt doch ſo viel eine erwieſene Wahrheit, daß von Aegypten aus, ein großer Theil Aſiens und Europens die erſte Kultur erhalten haben. Selbſt in ſpätern Zeiten reiſten Griechen nach Aegypten, um gelehrter und weiſer zu werden, und noch als dieſes Land eine römiſche Provinz war, war es dem Freunde der Wiſſenſchaften durch ſeine Alexandriniſche Bibliothek und Kunſtwerke ſo wichtig, als es dem Staate wegen ſeiner ausnehmenden Fruchtbarkeit war. Die nachherigen Kriege, welche den Ori-

Allgemeine Landes Beſchaffenheit.

ent verwüſteten und noch mehr die Stupidität, in welche die Aegyptier unter ihren mohämedaniſchen Gebietern verſanken, gaben endlich dem Lande und dem Volke eine Geſtalt, in der man nur noch wenige Züge ihrer ehemaligen Beſchaffenheit entdecket. Der fruchtbare Boden wird äußerſt ſchlecht benutzet, und iſt ſtatt blühender Städte, die gegen das Meer zu gelegenen Provinzen ausgenommen, meiſt nur mit Ruinen bedeckt. Keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt wird in Aegypten getrieben, und der Geiſt der Zwietracht zerrüttet dieſes Reich von einer Zeit zur andern auf die ſchrecklichſte Weiſe. Dies iſt der grobe Umriß von der ehemaligen und gegenwärtigen Beſchaffenheit Aegyptens: wir gehen nun zu einer umſtändlichern Beſchreibung deſſelben über, in der wir noch oft ſeine ehemalige Größe mit ſeiner jetzigen Niedrigkeit zu vergleichen, Gelegenheit haben werden.

Dieſes merkwürdige Land, das in der grauen Vorzeit wahrſcheinlicherweiſe See war, und nur durch Aufeinanderhäufung des aethiopiſchen Schlammes, in Land verwandelt ward, wird nordwärts vom mittelländiſchen Meere beſpület, gegen Süden aber durch eine Bergkette von Nubien getrennet. Gegen Oſten hat es das rothe Meer und die Landenge von Suez, und gegen Weſten Barkan und ungeheure Wüſteneyen, die mit einem leichten Flugſande bedeckt ſind. Seine Größe wird ſehr verſchieden angegeben, ſo viel aber läßt ſich mit Beſtimmtheit ſagen, daß es aufs höchſte gegen zweytauſend Quadratmeilen befaſſet: ein ſehr kleiner Raum, wenn man bedenkt, daß auf zwanzigtauſend Ortſchaften darinnen lagen, und ſeine Bewohner einſt ein ſo wichtiges hiſtoriſches Volk waren. Unſre Verwunderung darüber muß noch mehr zunehmen, wenn wir bedenken, daß ein großer Theil Aegyptens entweder ſehr gebirgigt oder dürren Sandwüſte

wüſte und alſo ganz ungeſchickt iſt, von Menſchen bewohnt zu werden. Das Obere Aegypten iſt ein langes von Mittag nach Mitternacht laufendes Thal, das auf der einen Seite mit hohen ſteilen Felſen, auf der andern von ſandigen Bergen eingeſchloſſen iſt, und in ſeiner größten Breite nicht über vier teutſche Meilen hat. Dieſes durch den Nilfluß gewäſſerte Thal iſt, wie im Alterthum, der ſchönſte, geſegnetſte Theil von Aegypten, aber es iſt nicht mehr mit blühenden Städten angefüllt, und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens iſt durch die Barbarey und Unwiſſenheit der Einwohner gar ſehr vermindert worden. Nieder-Aegypten iſt eine weitläuftige Ebene, die bloß an den Kanälen des Fluſſes tragbares Land hat, und zu welcher auch die dreyeckige Inſel gerechnet wird, welche die Griechen Delta nennten, und die durch zwey Nilärme gebildet wird, ſo wie ſie überhaupt dem Nil ihre ganze Entſtehung zu verdanken hat.

Aegypten genießt eines der ſchönſten Klimate; die Luft iſt ſcharf und trocken, der Himmel beſtändig heiter, die Sonne brennendheiß, und der Winter beſteht bloß in einer ſehr leidlichen, ohngefähr eine Woche anhaltenden Kälte. Was den Boden betrifft, ſo iſt derſelbe von Natur äußerſt ſandig und dieſes ganze Land würde eine unfruchtbare Einöde ſeyn, wenn es nicht durch den Nilfluß ſeine Fruchtbarkeit erhielte. Da dieſer merkwürdige Strom einen ſo großen Einfluß auf Aegyptens Wohlſtand hat, ſo verdient er unſtreitig, daß wir uns einige Augenblicke bey ihm verweilen, und eine etwas umſtändliche Beſchreibung von demſelben liefern.

Wo der Nil eigentlich ſeinen Urſprung nimmt, iſt noch zur Zeit nicht entſchieden, da die innern Gegenden von Afrika noch wenig bereiſet ſind, und man ſich alſo bloß auf Erzählungen unwiſſender Barbaren verlaſ-

ſen muß. Er tritt aus Nubien durch eine Felſenſchluft in Aegypten, wo er verſchiedene Waſſerfälle bildet, und nachdem er durch ſeine Ergießungen dem Lande Ueberfluß gegeben, ſich durch eine Menge Mündungen in das Mittelländiſche Meer ergießet. Von den Waſſerfällen, deren ſieben im Nil ſeyn ſollen, werden wir nachher zu ſprechen Gelegenheit haben, hier wollen wir nur der Ueberſchwemmungen gedenken, ohne welche Aegypten durchaus eine unwirthbare Wüſte ſeyn würde.

Was die Urſache dieſer regelmäßig alle Jahr eintretenden Ergießung, die das urbare Land in ein Meer verwandelt, eigentlich ſey, darüber ſind die Meinungen noch nicht einſtimmig, indeſſen kann man den Nordwind, welcher mit Ende des Maymonds zu wehen anfängt, als die wahrſcheinlichſte Urſache derſelben annehmen. Dieſer Wind treibt nemlich die Wolken, die ſich aus den Dünſten des Mittelländiſchen Meeres zuſammengezogen haben, ſüdwärts bis in die Gebirge von Habeſch oder Abyßinien, wo ſie dann in gewaltigen Regenſtrömen herabfallen, und die Wäſſer des Nils beträchtlich vermehren, um ſo mehr, da der Fluß durch denſelben Wind aufgehalten, ſich nicht mit derſelben Stärke, wie außerdem, in das Meer ergießen kann. Die Landeseingebohrnen ſind auch meiſt alle davon überzeugt, daß der Nil an einem gewiſſen beſtimmten Tage (den achtzehnten oder neunzehnten Junius) zu ſteigen anfange, und die Nacht vorher als ein Merkzeichen des Anſchwellens ein ſtarker Thau falle, welcher auch das Nilwaſſer in Gährung bringe, und eine rothe oder grüne Farbe mittheile. So viel iſt gewiß, daß das Nilwaſſer, ſo bald es zu wachſen anfängt, dieſe Farben annimmt und wohl dreyßig bis vierzig Tage behält, während welcher Zeit es auch ſehr ungeſund iſt. Doch mag dieſe Veränderung der Farbe wohl nicht von dem

Thaue

Thaue, ſondern daher rühren, daß wenn die Quellen des Nils ſich ſtark zu ergießen anfangen, das Waſſer auch den rothen und grünen Schlamm wegſpület, den es etwan vorfinden mag. Das Waſſer bleibet auch immer röthlich, bis der ſchnelle Lauf des Fluſſes nachläßt, worauf es wieder gelblich wird. Beyläufig wollen wir hier erwähnen, daß der Geſchmack des Nilwaſſers von den Landeseingebohrnen ſowohl als den Reiſenden außerordentlich gerühmt wird, und daß es auch das einzige trinkbare Waſſer, in ganz Aegypten iſt. Jedermann giebt genau auf das Steigen des Fluſſes Acht, deſſen Anwachs auch durch gewiſſe Maaße beſtimmt wird, und alles hofft mit der größten Aengſtlichkeit auf den Augenblick, in welchem der Nil die gehörige Höhe erreicht hat. Iſt dieſer erwünſchte Augenblick, von welchem die Hofnungen des Landmanns und das Brod aller Einwohner abhängen, endlich da, ſo wird der Damm bey Kahira mit großen Feyerlichkeiten durchſtochen, wodurch in kurzer Zeit das ganze Land völlig unter Waſſer geſetzt wird, das ſich auch erſt im Oktober wieder verläuft. Da der Nil der einzige Fluß Aegyptens iſt, ſich aber gleichwohl nicht im ganzen Lande verbreiten kann, ſo ſind ſchon ſeit undenklichen Zeiten, eine Menge Kanäle gezogen, welche jeder Ort zur Zeit der Ueberſchwemmung eröffnen muß, und aus welchen die höher gelegenen Orte durch Schöpfbrunnen das Waſſer in die Höhe ziehen. Dieſe Ueberſchwemmung nun iſt durch den Schlamm, den ſie allenthalben zurück läßt, die Quelle von der Fruchtbarkeit Aegyptens, nur muß man nicht glauben, als wenn alles ohne weitere Menſchenarbeit von ſelbſt wachſe, ſobald der Erdboden wieder trocken worden iſt. Es iſt dieſes ein Irrthum, in welchen man durch das Stillſchweigen, welches die mehreſten Reiſenden in Anſehung des hieſigen Landbaus beobachten, leicht gera-

 then

then kann, da doch Aegypten ſo gut als ein anderes Land bearbeitet werden muß, wenn ſeine Einwohner den gehörigen Nutzen von der Fruchtbarkeit des Bodens ziehen wollen.

Produkte. So ſchlecht der fette Boden Aegyptens von ſeinen gegenwärtigen Bewohnern bearbeitet wird, ſo iſt es doch die Kornkammer von Konſtantinopel, ſo wie es ehedem die Kornkammer von Rom war. Man baut alle Arten von Getraide; man hat dreyerley Arten der Einſaat, aber keine derſelben darf als vollkommen angeſehen werden. Einige begnügen ſich bloß damit, die Saat mit auf dem Schlamm zu werfen, und ihn mit einem Stück Holz umzurühren; andre warten, bis der Boden mehr Feſtigkeit bekommen, kratzen ihn dann ein wenig auf, ſäen und bedecken die Saat wieder mit Erde; wieder andere endlich beobachten alle Ackerbaugeſchäfte, aber auf eine ſehr unvollkommene Weiſe, und dennoch bauen ſie alles im größten Ueberfluſſe. Am Ende des April, oder am ſpätſten zu Anfange des Mays fällt die Erndte. Das Getraide wird ausgeriſſen, gleich auf dem Felde in einen Haufen gebracht, durch eine mit Ochſen beſpannte Maſchine ausgedroſchen, und dann gleich die Körner von dem Stroh und der Erde gereinigt. Nach dem Getraidearten verdienen folgende Gewächſe eine vorzügliche Bemerkung: der Lotus, eine Seeblume, welche Aegypten eigen iſt, ſchöne wohlriechende Blumen trägt, und eine den Erdäpfeln ähnliche Wurzel hat, welche einſt die vornehmſte Nahrung der Aegyptier war; die Kalokaſia, eine Pflanze aus dem Geſchlechte der Arum, welche in vielen Gegenden ſtark gebaut wird, weil ihre kegelförmige Wurzel eine nahrhafte wohlſchmeckende Speiſe giebt; der Papyrus eine in Sümpfen wachſende Schilfart, deren dreyeckiger Stengel zwölf bis vierzehn Fuß über das Waſ-

ſer

ſer empor wächſt, und deren man ſich ehedem, um darauf zu ſchreiben, bediente, daher auch unſer Papier noch den Namen hat. An Melonen aller Arten, Gurken, großen ſüßen ſchon im Alterthum berühmten Zwiebeln, Bohnen, Sallat und andern Gemüsarten hat Aegypten einen Ueberfluß, Blumen aber giebt es weit weniger und auch keine vorzüglich ſchöne Arten. Was die Baumfrüchte betrift, ſo bringt Aegypten alle bekannte europäiſche Arten und noch überdem viele Datteln, verſchiedene Arten Feigen, unter denen der eigentliche aegyptiſche Feigenbaum oder Sykomorus, deſſen trockne, mehlige Frucht aus dem Stamme des Baumes ſelbſt heraus wächſt, vorzüglich angeführt zu werden verdienen. Der Koffeebaum kömmt in Aegypten nicht fort, und die Anpflanzungen der Staude, welche den koſtbaren Balſam von Mecka trägt, ſind wieder eingegangen. Kaſſia und Senesblätter aber gehören noch unter die Erzeugniſſe des hieſigen Pflanzenreichs.

Die Mineralien Aegyptens ſind noch beynahe gar nicht bekannt, denn bey der Unwiſſenheit der gegenwärtigen Einwohner würde man ſogleich in den Verdacht des Schätzeſuchens gerathen, wenn man mineraliſche Unterſuchungen anſtellen wollte. Daß es dem Lande, welches durch ſo ungeheure Steinmaſſen, als die Pyramiden ſind, berühmt iſt, nicht an verſchiedenen Steinarten fehlen könne, iſt leicht zu erachten, und daß die Gebirge, welche Oberägypten hat, verſchiedene Metalle und edle Steine enthalten müſſen, davon belehren uns ältere Schriftſteller, wenn gleich unter der gegenwärtigen Regierung in dieſer Abſicht gar keine Unterſuchungen angeſtellt werden.

Bekannter ſind die Thierarten Aegyptens. Die herrlichen Viehweiden in den vom Nil gewäſſerten Gegenden ernähren große Heerden von **Hornvieh, Büffeln, Schafen, Ziegen, Pferden, Eſeln** und **Kameelen**; wilde Thiere ſind ſchon ſeltener, weil ſie im Lande keinen ſichern Zufluchtsort finden. Indeſſen findet man doch bey Alexandria eine Art Thiere aus dem Antelopengeſchlecht, und in den noch wenig beſuchten Wüſten Oberägyptens ſoll es **Tiger, Löwen, Leoparden** und **Affen** geben. Vögel giebt es hier eine unſägliche Menge: dahin gehöret, auſſer den auch bey uns bekannten Arten, der Ibis, ein bey den alten Aegyptiern als Symbol der Gottheit verehrter Vogel; eine Art großen Habichts, der aber kein Raubvogel iſt, ſondern das Land vielmehr von Schlangen befreyet, daher die Einwohner auch keinen tödten. Auch verdient hier angeführt zu werden, daß man in Aegypten die Hühnereyer auf einmal zu tauſenden in dem Ofen ausbrüten kann; eine Kunſt, die zwar von vielen bezweifelt worden, deren Wirklichkeit aber durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe beſtätigt iſt. Man hat dazu ein beſonderes Gebäude von zwey Stockwerken, eines ganz in der Erde, das andere etwas darüber erhaben; beyde werden durch einen ſchmalen Gang in zwey gleiche Hälften getheilet, und auf beyden Seiten ſind kleine Fächer, in welchen die Eyer liegen. Das obere Stockwerk iſt gewölbt, und hat oben in der Decke ein rundes Fenſter, wie im Fußboden eine gleiche Oeffnung, durch welche die Hitze in das untere Stockwerk kommen kann. Zuerſt legt man die Eyer unten in Haufen zuſammen, und unterhält täglich zwey Stunden acht Tage lang in dem obern Theile ein Feuer. Hat das Gebäude den gehörigen Grad der Wärme erhalten, ſo wird das Feuer ausgelöſcht, und ein Theil der unten im Hauſe liegenden Eyer oben herauf gebracht, und be-

ſtändig zugeſehen, ob es nöthig iſt, dieſelbe Hitze zu erhalten. Am neunzehnten Tage fangen die Küchlein an, ſich in der Schale zu bewegen, und am ein und zwanzigſten Tage kommen ſie gewöhnlich alle heraus. Man hat ſeit einiger Zeit in Europa ähnliche Verſuche gemacht, und da ſie gut gelungen ſind, ſo iſt es wirklich zu verwundern, daß man keinen größern Gebrauch von dieſem Mittel machet. Fiſche giebt es ſo viel, als Vögel, ſonderbar aber iſt es, daß, den Aal ausgenommen, keine Art Aehnlichkeit mit unſern europäiſchen hat. Zu den beſondern Waſſerthieren Aegyptens, die auch eine nähere Beſchreibung verdienen, gehören: das **Flußpferd**, oder der **Hippopotamus**, welches eigentlich in Habeſch zu Hauſe iſt, aber den Nil, herunter, zuweilen ſogar bis an das Meer kömmt. Dieſes Thier iſt vierfüßig, größer als ein Ochſe, ja ſogar oft dreyzehn bis vierzehn Fuß lang, und eben ſo groß im Umfange. Dem Kopf und der Stimme nach gleicht es dem Pferde; die Augen ſind klein, die Naslöcher weit, der Rachen mit ſtarken Zähnen beſetzt, die Beine kurz und dick, und die Haut hart, braun und ohne Haare. Es lebt auf dem Lande, wie im Waſſer, nährt ſich von Fiſchen, Graſe und Getraide, fällt auch Menſchen an, die es zu Boden tritt, und ihnen das Blut ausſauget. Getödtet kann es ſchwer werden, mit Feuer aber iſt es leicht zu vertreiben. Ein anderes Ungeheuer des Nils iſt der **Krokodill**, der hier zuweilen eine Länge von 20 Ellen erlangt. Da wir dieſes gefräßigen Thieres ſchon im vorigen Bande (S. 449.) erwähnt haben, ſo wollen wir hier nur einige Zuſätze zu dem dort geſagten machen. Der Krokodill entfernt ſich nie weit vom Waſſer, daher nur diejenigen, welche ſich nahe an den Fluß wagen, in Gefahr ſind, von ihm gefreſſen zu werden; und wenn er gleich ſehr geſchwind laufen kann, ſo kann man ihm doch leicht entgehen, da er im Rückgrad kein Gelenke

lenke hat, und ſich alſo nicht ſogleich umwenden kann. Er legt vierzig bis ſechzig Eyer, verſcharrt ſie einen Fuß tief in den Sand, und läßt ſie von der Sonne ausbrüten. Man ſucht dieſe Eyer auf, und zerbricht ſie mit eiſernen Stangen, der Krokodill ſelbſt aber wird entweder in zugedeckten Gruben, oder mit der Angel gefangen. Der natürliche Feind des Krokodills ſoll, der gemeinen Erzählung nach, der Ichnevmon, oder die Pharaonsratte, ſeyn. Dieſes bey den alten Aegyptiern heilige Thier hat ohngefähr die Geſtalt eines Iltis, und ſoll, der Sage nach, dem ſchlafenden Krokodill durch den offnen Rachen in den Leib kriechen, und durch den Bauch ſich wieder herausfreſſen. Wahrſcheinlicher iſt es aber, daß der Ichnevmon bloß den Eyern des Krokodills nachſpüret. — An kriechenden Thieren und Inſekten endlich hat Aegypten ebenfalls keinen Mangel. Wir führen hier nur an: den Worrel, eine Eydechſe, welche vier Fuß lang und acht Zoll breit iſt, übrigens aber ganz unſchädlich iſt; den Chamäleon, ebenfalls aus dem Eydechſengeſchlechte, ein weniger als zehn Zoll langes Thier, von welchem behauptet wird, daß er die Farbe der Dinge annehme, in deren Nähe er ſich befinde. Ehedem ſagte man auch, er lebe von der Luft; dieſe Sage aber kömmt daher, weil er beym Athmen ſeinen Körper ausdehnt, und wieder zuſammen zieht. Seinen Rücken hinunter läuft ein Streif mit hellglänzenden Knöpfen, und wenn er erſchrickt, kommen auf ſeinem gelblich grünen Körper dunkle Flecken und Streifen hervor. Auf dem Kopf hat er eine Art Krone, gleich einer Henne, und am Halſe einen Beutel. Ferner gehören hieher die verſchiedenen Arten Schlangen und Vipern, welche von verſchiedenen Aegyptiern lebendig gegeſſen werden, die Skorpione und Salamander, die Bienen und die prächtigen Schmetterlinge, welche dieſes Land erzeuget.

Wenn

Wenn man auch die Erzählungen verſchiedener alten Schriftſteller, daß die einzige ägyptiſche Stadt Theben aus jedem ihrer hundert Thore zugleich zweyhundert Streitwagen und zehntauſend Krieger ausrücken zu laſſen, vermögend geweſen, nebſt mehr andern ähnlichen Sagen, in die Zahl der Fabeln verweiſen muß, ſo iſt doch ſo viel unſtreitig, daß die jetzige Bevölkerung des Landes mit ſeiner ehemaligen in gar kein Verhältniß gebracht werden kann. Alle Quellen der Entvölkerung fließen hier aufs reichlichſte, und die ohnmächtige verworrene Staatsverfaſſung iſt nicht im Stande, auch nur eine derſelben wenigſtens auf einige Zeit zu verſtopfen. Ackerbau und Gewerbe liegen danieder, die Peſt rafft jährlich eine Menge Einwohner hinweg, häufige innerliche Kriege ſtören den Frieden des häuslichen Lebens, die Habgier der Paſchen und Beys ſauget das Land aus, und die Staatsklugheit des osmaniſchen Hofes erfordert noch obendrein, daß eine ſo weit entfernte, und dabey zum Aufruhr ſo ſehr geneigte, Provinz, nicht volkreicher und angebauter werde, als es der Ausübung ſeines Deſpotismus zuträglich iſt. So ſind nicht allein Gegenden, welche ehedem durch Menſchenfleiß bewohnbar gemacht worden waren, wieder in ihren verödeten Urſtand zurückgekehret, ſondern ſelbſt das herrlichſte, fruchtbarſte Land iſt dergeſtalt verwildert, daß, die großen Städte gegen die Seeküſte zu ausgenommen, das ganze übrige Aegypten nur äußerſt ſparſam bevölkert iſt. Wenn daher auch noch ſechszig Jahr nach Chriſtus Geburt zu des jüdiſchen Geſchichtſchreibers Joſephus Zeiten die Volksmenge in Aegypten auf ſieben und eine halbe Million geſchätzt ward, ſo kann man ſicher annehmen, daß gegenwärtig kaum die Hälfte davon übrig ſeyn wird. Wer dieſe Einwohner ſind, davon werden wir unter der Rubrik, Karakter, umſtändlicher ſprechen. Bevölkerung.

Nach

Gewerbe und Handel.

Nach dem, was ſchon oben unter dem Artikel, Produkte, vom ägyptiſchen Landbau geſagt worden iſt, haben wir hier weiter nichts über dieſen Gegenſtand hinzuzuſetzen; deſto nöthiger ſcheint es uns aber, etwas von den Manufakturen ſowohl, als dem Handel des alten und neuen Aegyptens, zu ſagen. Papier und Leinwand waren die vornehmſten Manufakturwaaren der alten Aegyptier: das erſte ward aus dem Stengel der Papyruspflanze bereitet, und bey deſſen Zubereitung ohngefähr folgendermaßen verfahren: man theilte, vermittelſt einer Nadel, den Stengel in ſo dünne Blätter, als möglich; dann breitete man dieſe Blätter auf einen Tiſch aus, und ſchnitt ſie zu gleicher Länge; dann wurden andere Blätter querüber gelegt, beyde Lagen durch einen zarten Leim an einander befeſtigt, in eine Preſſe gelegt, und nachher an der Sonne getrocknet. Mit dieſem Papier ſowohl, als der Leinwand, wurde ein ſtarker auswärtiger Handel getrieben. Noch gegenwärtig ſind die Leinenmanufakturen in Aegypten von großer Wichtigkeit, ſo wie auch ſehr viel Salmiak bereitet und auswärts verführet wird. Es giebt auch Seidenmanufakturen, die aber von ſchlechter Bedeutung ſind, Glashütten, die auch ſchon bey den alten Aegyptiern befindlich waren, und andere Fabriken mehr, die aber alle den ehemaligen nicht beykommen.

Auch der Handel war ehemals bey weitem blühender, als er es jetzt unter dem Drucke iſt, den er durch die unpolitiſche Barbarey der Türken leiden muß. In den älteſten Zeiten iſt es vorzüglich der Nationalhandel, der hier zum Maaßſtabe dienen muß, denn der auswärtige Handel vervollkommnete ſich nur ſtufenweiſe, da Aegypten, das durch Wüſten und Meere durch die Natur von andern Ländern geſchieden war, im Anfang weiter keine Gemeinſchaft mit andern Nationen

nen hatte. Die Bekanntſchaft mit Griechenland gab dem auswärtigen Handel Aegyptens zuerſt einige Stärke, und nahm immer mehr zu, bis er unter der Herrſchaft der Araber ſeine höchſte Staffel erſtieg. Damals ward Aegypten der Stapelort des oſtindiſchen Handels; ſeine Faktore bereicherten ſich in den indiſchen Häfen, ſeine Schiffe führten Indiens Schätze in ägyptiſche Häfen, dann trugen ſie Kameele über die Landenge von Suez, und die Europäer holten ſie aus Alexandrien ab. Die portugieſiſchen Entdeckungen und Unternehmungen im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert verſtopften dieſe Quelle des Reichthums, und die Türken, welche nachher Aegypten eroberten, waren nicht geſchickt, die verfallene Handlung wieder herzuſtellen. Seitdem hat ſie ſich indeſſen doch von ſelbſt wieder erholet, und der Handel, welcher von Aegypten aus getrieben wird, kann wirklich beträchtlich genannt werden. Der Handel auf dem rothen Meere iſt von geringer Bedeutung, ſtärker aber iſt der Kierwanenhandel nach den angrenzenden aſiatiſchen Reichen, und nach dem übrigen Afrika. Auch die Europäer, als Engelländer, Franzoſen, Dänen, Holländer, Venetianer, und ſeit kurzem die Ruſſen, halten ihre Konſuls in Aegypten, welche die Handelsgeſchäfte, die bey einigen dieſer Nationen ſehr groß ſind, zu beſorgen haben. Eingehende Waaren ſind: Gummi und Koffee aus Arabien, Elephantenzähne, Tamarinden, Sklaven, Papagoien, Straußfedern, und Goldſtaub aus Afrika, Tuch, Zinn, Bley, rohe Seide aus Indien, Metall und Eiſenarbeiten, bunte Glasperlen und gläſerne Ringe, Pfeffer, Muſkatnüſſe, Ingwer, Färbehölzer, Grünſpan, Arſenik, Schwefel, Kochenillen, Bernſtein, Bleyweiß, Papier und ſeidene Waaren. Auswärts gehen: Flachs, Garne, Leder, baumwollne Zeuge, Wachs, Salmiak, Safran, Zucker, Senesblätter, Safflor,

Baum-

Baumwolle, Getraide, Reis, Muskus u. ſ. w. Von Münzſorten hat man Medinen, deren eine drey türkiſche Aſper macht, Fendukli, Genzerli nnd Mahbub ſind Goldmünzen, davon die erſte hundert und ſechsundvierzig, die beyden leztern hundert und zehn Medinen am Werth ſind. Außerdem gelten auch die größern europäiſchen Münzſorten in Aegypten.

Gelehrſamkeit und Künſte.

Wer nur irgend einige Kenntniß hat, wird wiſſen, wie ſehr das alte Aegypten wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmt war, und wie gern noch ſehr viele Gelehrte die Ausbreitung aller Wiſſenſchaften und Künſte von dort herleiten möchten. Den gemeinen Begriffen nach ſieht man Aegypten für das Land an, in welchem jeder Zweig der Gelehrſamkeit auf das ſorgſamſte gepflegt, wo ſogar der reine Deiſmus in den Myſterien oder geheimnißvollen Logen der Prieſter (die doch alle Gründe hatten, die Verbreitung des Deiſmus zu verhüten) gelehrt ward, und wo endlich alle Weiſen Griechenlands ihre von uns mit Recht noch bewunderte Weisheit ſchöpften. So allgemein aber auch bisher dieſe Meinungen angenommen geweſen, ſo findet ſich doch bey näherer Prüfung, daß die alten Aegyptier bey weitem nicht ſo gelehrt waren, als ihre Lobredner vorgeben. Die Hieroglyphen oder die Bilderſchrift, welche man auf den Obeliſken und andern Ueberbleibſeln des alten Aegyptens erblicket, werden gewöhnlich für eine Hülle erhabener Wahrheiten gehalten, allein ein guter Theil ſtellt, wie der Augenſchein lehret, nichts als Begebenheiten aus der Landesgeſchichte vor, und die übrigen mögen, wie wenigſtens ein ſcharfſinniger Schriftſteller *) gewiß nicht mit

*) Der Verfaſſer des Buchs: **Ueber den Dienſt der Fetiſchen Götter**, welches 1786. in einer teutſchen Ueberſetzung erſchienen iſt.

mit ſchwachen Gründen behauptet, nichts weiter als Anſpielungen auf die grobe Abgötterey ſeyn, die in Aegypten herrſchte. Andere Schriftſteller *) haben aus unwiderſprechlichen Zeugniſſen die Aegyptier einer ſo groben Unwiſſenheit in der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Naturkunde, Arzneywiſſenſchaft und Mathematik überwieſen, daß man ſeine Begriffe von ihrer hohen Aufklärung ſchlechterdings herabſtimmen muß. So glaubten ſie, gerade wie die wilden Einwohner auf den Marianiſchen Inſeln, daß das Feuer ein lebendiges Thier ſey; ſo lehrten ſie, die menſchliche Seele wandere nach dem Tode von einem Thiere zum andern, habe zu dieſer Wanderung dreytauſend Jahre nöthig, und kehre dann wieder in den Körper eines Menſchen zurück. Ein Volk, das noch ſo grob unwiſſend iſt, kann unmöglich für gelehrt und weiſe gelten, und wenn die Prieſter dieſes Volks ja in einigen Dingen beſſere Einſichten hatten, ſo darf man doch nicht daran denken, daß ſie auf Verbreitung dieſer Einſichten gedacht haben werden, da ſie alle mögliche Arten von Aberglauben lehrten, und Meiſter im Nativitätſtellen waren. Noch ein Grund, aus welchem ſich die Unwiſſenheit der alten Aegyptier darthun läßt, ſcheint uns endlich auch in der Unwiſſenheit der Iſraeliten zu liegen, die doch Aegyptiſche Zöglinge waren, und von denen man alſo doch wohl vorausſetzen könnte, daß ſie Theil an der ägyptiſchen Aufklärung genommen haben müßten. Wir werden nachher, wenn wir die Religion der alten Aegyptier ſchildern, zu zeigen Gelegenheit haben, worinnen eigentlich die geprieſene Weisheit Aegyptens beſtand, und wie wenig Urſache man hat, in den Myſterien der bigotten herrſch-

ſüch-

*) Meiners hiſt. doctrinae de vero deo, und Briefe über die Freymaurerey, zweyte Sammlung.

ſüchtigen Prieſter dieſes Landes erhabene Kenntniſſe zu ſuchen. Unter den Ptolomäern, welche, nachdem Aegypten eine perſiſche und macedoniſche Provinz geweſen war, Könige dieſes Landes wurden, blühten die Wiſſenſchaften gewiß ſchöner, als vorher in Aegypten, vornehmlich unter Ptolomäus Soter, der das Muſäum (die Akademie) zu Alexandria ſtiftete, und eben daſelbſt den Grund zu der berühmten Bibliothek legte, die unter ſeinen Nachfolgern auf ſieben hundert tauſend Bücher anwuchs. Als die Römer unter Julius Cäſar dieſe Stadt belagerten, verbrannte durch einen ungefähren Zufall ein Theil dieſer Bibliothek, die Saracenen aber verbrannten ſie vollends mit Vorſatz, und der ärmliche Schluß ihres Kalifen, daß dieſe Bücher entweder bloß ſolche Dinge enthielten, die ſchon im Koran ſtünden, oder daß ſie mit Dingen angefüllt wären, von denen der Koran nichts enthielte, und daß ſie alſo in beyden Fällen unnütz wären; dieſer Schluß raubte der Nachwelt einen Schatz von Handſchriften, deren Verluſt unerſetzlich bleiben wird. Indeſſen erholten ſich die Wiſſenſchaften dennoch unter der Herrſchaft der nämlichen Saracenen aufs neue. Die Kalifen, vorzüglich Harun Al-Raſchid, ſammelten anſehnliche Bibliotheken, und gaben ſich Mühe, den Wiſſenſchaften durch alle mögliche Unterſtützung wieder aufzuhelfen; aber ihre Bemühungen wurden wieder durch die Mamlucken vereitelt, welche, wie wir in der Geſchichte ſehen werden, ſich Meiſter des Landes machten. Nun kam alles, was Gelehrſamkeit genennt werden kann, immer mehr in Verfall, und die Wiſſenſchaften ſanken bis zu dem kläglichen Zuſtande herab, in welchem ſie ſich noch in Aegypten befinden. Bücher ſind eine der größten Seltenheiten, ſelbſt die Chriſten des Landes beſitzen keine vollſtändige Bibel, und die Mohämedaner begnügen ſich an ihrem Koran, ohne weiter nach irgend einer wiſſenſchaft-

lichen

lichen Kenntniß zu fragen. Eben ſo iſt es mit den Künſten, in denen, wie wir in der Folge bey Beſchreibung der Denkmäler des alten Aegyptens zeigen werden, die Bewohner dieſes Landes in der Vorzeit nicht gemeine Dinge geleiſtet haben. Alles iſt in dieſer Abſicht ausgeartet: die Mahler ſind bloße Sudler, die kein Gemälde machen können, das einige Dauer hätte, und mit den andern Künſten ſteht es nicht beſſer, die Baukunſt etwan ausgenommen, in der die Aegyptier noch bis jetzt geſchickt ſind.

Karakter, Sitten und Vergnügungen.

Ohngeachtet Aegypten von den älteſten Zeiten her ein Spiel der Eroberer geweſen, und perſiſche, griechiſche, römiſche, arabiſche und türkiſche Herrſchaft anerkannt hat, ſo hat doch der äußere und innere Karakter der Aegyptier noch viele Züge von dem ehemaligen Karakter dieſes Volkes behalten. Die eigentlichen Aegyptier ſind groß, ſtark, dabey etwas fett und kaſtanienbraun von Farbe. Muth, Tapferkeit, Stärke des Geiſtes, ſind Eigenſchaften, die man vergebens bey den Einwohnern Aegyptens ſuchet; ſelbſt die Thiere, welche aus fremden Gegenden in dieſes Land kommen, arten immer mehr aus. Die arabiſchen Pferde verlieren ihr Feuer, die Löwen vergeſſen ihren Muth, und die Jagdhunde ihre Geſchwindigkeit. Menſchen und Vieh ſind zur Ruhe und Weichlichkeit geneigt. Mäßigkeit iſt eine der vorzüglichſten Tugenden dieſes Volkes. Brod und Kräuter genügen ihnen zu ihrer Nahrung, und haben ſie dann noch Käſe dazu, ſo ſind alle Wünſche der Eßluſt befriedigt. Warme Bäder lieben ſie noch, gleich ihren Vorfahren, und ihre Weiber ſind ſchwärmeriſch für dieſelben eingenommen. Sie waſchen ſich hier mit Roſenwaſſer, färben ſich die Nägel an Händen und Füßen aurorgelb, und bringen ganze Tage in den Bädern zu. Nie kleiden ſie ſich prächtiger, als wenn ſie ins Bad gehen, und der

Schleyer, der ihre Geſtalt den Augen des Publikums entzieht, verbirgt die ſchönſten, koſtbarſten Zeuge. Uebrigens beſteht im Genuß der Ruhe die Glückſeligkeit beyder Geſchlechter. Die Gärten ſind deshalb mit angenehmen ſchattigen Plätzen und mit bequemen Sitzen verſehen; Gänge aber zum Spatzierengehen würde man vergeblich darinnen ſuchen. Das Leben des Aegyptiers fließt in der größten Einförmigkeit dahin.

Er ſteht des Morgens mit der Sonne auf, um der kühlen Luft zu genießen. Er reinigt ſich, und verrichtet ſein Gebet; dann bringt man ihm die Pfeife und den Koffee, den er auf dem weichen Sopha ſitzend verzehret, während die Sklaven mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Händen am andern Ende des Zimmers ſtehen. Wenn das Frühſtück verzehret iſt, nehmen die Geſchäfte des Tages ihren Anfang. Gegen Mittag wird der Tiſch angeordnet. Die Schüſſeln werden auf eine große kupferne, überzinnte Scheibe geſetzt, und bey den ſchwelgeriſchſten Tafeln herrſcht wenigſtens keine große Mannigfaltigkeit. In der Mitte erhebt ſich ein Pillau, der mit Safran und vielem Gewürze zugerichtet, und mit gehackten Fleiſchſpeiſen, Tauben, gefüllten Gurken, Melonen und andern Früchten umgeben iſt. Der Braten beſteht in Fleiſch, das in kleine Biſſen zerſchnitten, mit dem Fette des Thieres wieder bedeckt, mit Salz gewürzet, an einen Spieß geſteckt, und über Kohlen gebraten iſt. Die Gäſte ſetzen ſich auf einen Teppich rings um den Tiſch. Meſſer und Gabeln ſind unbekannt, daher jedermann mit der Hand in die Schüſſel greift. Nach dem Eſſen begiebt ſich der Aegyptier in ſeinen Harem. Gegen Abend, wenn die Hitze des Tages vorüber iſt, fährt man auf dem Waſſer ſpazieren, oder ſetzt ſich an die Ufer des Nils im Schatten der Pomeranzen- und Feigenbäume.

So

So einförmig fließt das Leben des begüterten Aegyptiers dahin, und mit Hinzufügung der Ausnahmen, welche Bedürfniß und Mangel bey den Armen erzeugen, iſt ihre Lebensart gerade dieſelbe.

Die Kleidung der Aegyptier iſt völlig morgenländiſch, lang und weit, aber leichter und lüftiger, als bey den mehr nordwärts wohnenden Aſiaten. Die Vornehmen tragen ein Hemde, wie unſre Weiberhemden, mit weiten Aermeln, und unter demſelben weite Beinkleider von weißer Leinwand, über welche noch weitere rothe Beinkleider angezogen werden. Ueberkleider ſind das Entari, das etwan zwey Handbreit unter die Knie herabgeht, und der Kaftan, welcher mit einem Gürtel umbunden wird. In dieſem Gürtel tragen ſie ein großes Meſſer. Gemeine Leute tragen ſich ſchlechter, der Gürtel aber bleibt auch bey ihnen ein weſentliches Stück des Anzuges. Den meiſten Veränderungen iſt der Kopfputz unterworfen: bey einigen beſteht er in einer hohen, mit Tuch überzogenen Mütze, um welche noch ein großes Stück feine Leinwand gewickelt wird; bey andern iſt es der ordentliche türkiſche Dulbend, alle Aegyptier aber laſſen ſich die Kopfhaare glatt abſcheeren.

Die weibliche Tracht iſt wenig von der männlichen unterſchieden, aber ſo koſtbar, daß man mit demſelben Gelde, das der Anzug einer einzigen koſtet, drey europäiſche Frauenzimmer ſehr gut kleiden würde. Alle tragen beym Ausgehen einen Schleyer vor dem Geſichte, der aber ſo dünn iſt, daß man alle Züge des Geſichts erkennen kann. Das weibliche Geſchlecht hat hier ſo wenig Freyheit, als in den übrigen Morgenländern. Die Weiber ſind in dem Innern des Harems verſchloſſen, und bloß die Wollüſte, deren ſie da genießen, müſſen ſie für den Verluſt der Freyheit entſchädigen, wenn anders etwas dieſen Ver-

luſt erſetzen kann. Wenn Frauenzimmer reiſen, ſo werden ſie entweder von zwey Kameelen in einer Sänfte getragen, oder ſie ſitzen in einer kleinen Sänfte, die auf dem Rücken eines Kameeles befeſtigt iſt. Vornehme Damen reiſen auch wol zu Pferde; in Kahira aber iſt den Weibern der Gebrauch der Pferde verboten, weil, einer alten Weiſſagung zufolge, die Stadt durch eine Frau erobert werden ſoll.

Da, wie wir ſchon erwähnt haben, der Aegyptier die Ruhe allen andern Empfindungen vorzieht, ſo kann man leicht erachten, daß die Vergnügungen des Landes von ſehr einfacher Art ſind. Ballſpiel, Damenſpiel und Schachſpiel ſind die gewöhnlichſten Zeitvertreibe; die Vornehmen finden auch viel Vergnügen am Reiten, oder ſie fahren auf dem Nil herum, oder ſie beluſtigen ſich an Poſſenreiſſern und andern dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Leuten. Eine vorzügliche Stelle darunter nehmen die Almé, d. i. die Gelehrten, eine Art Dichterinnen, ein, welche eine im Lande ſehr angeſehene Geſellſchaft ausmachen, in welche kein Mädchen aufgenommen wird, das nicht eine ſchöne Stimme hat, die Sprache gut redet und Gedichte aus dem Stegreiſe machen kann. Kein Feſt wird ohne dieſe Almé begangen. Während der Mahlzeit ſingen ſie, und nach derſelben ſtellen ſie Tänze an, welche mit den Tänzen der indiſchen Bayaderen große Aehnlichkeit haben. Ferner haben ſie Ringer, Klopffechter u. ſ. w. Ihre Muſik iſt äußerſt einfach, und die Harmonie der Töne macht keinen Eindruck auf den Aegyptier. Man hat verſchiedene Arten von Saiteninſtrumenten mit ſtählernen Saiten, die mit einer Feder berührt werden, auch welche mit Darmſaiten, die mit dem Bogen geſtrichen werden, Blaſeinſtrumente, die unſern Trompeten und Hautbois gleichen, und türkiſche Trommeln.

Außer den Feſten, welche der Koran den Mohämedanern zu feyern befiehlt, giebt es noch einige, die bloß Aegypten eigen ſind, bey denen allen Schauſpiele aufgeführt und Feuerwerke abgebrannt werden, und bey denen man auch noch die Pſylli der alten Aegyptier, welche den Biß der Schlangen unſchädlich zu machen wußten, erblicket. Dieſe Leute gehen mit bloßen Armen, um welche ſich ungeheure Schlangen gewickelt haben. Sie vermeiden den Biß derſelben durch allerhand Bewegungen, und freſſen die Schlangen lebendig vor den Augen der ſtaunenden Menge.

Zu den Nationalägyptiern gehören auch Koptiſche, Griechiſche und Armeniſche Chriſten, die im Stande der Unterdrückung leben, ſonſt aber an Leib und Seele, Sitten und Gebräuchen ächte Aegyptier ſind. Unter der Rubrik, Religionszuſtand, wird ihrer noch einmal gedacht werden.

Andere Einwohner des Landes ſind Araber, welche in Felaken und Beduinen getheilt werden. Die erſten ſind Bauern,, wohnen in Dörfern, nähren ſich vom Ackerbau und der Viehzucht, und ſind der türkiſchen Regierung unterworfen. Die andern ſtehen unter eigenen Schechs oder Familienhäuptern, und ſchweifen im Lande herum. Sie bleiben gewöhnlich ein Jahr in demſelben Bezirke, wo ſie das Feld bauen, und ihr Vieh weiden. Man begegnet ihnen mit der größten Gelindigkeit, weil man ſich vor ihrer wilden, rohen Gemüthsart fürchtet. Bey aller Gelindigkeit aber vereinigen ſie ſich doch zuweilen in große Haufen, und ſtiften große Empörungen, und gewöhnlich machen ſie das Land durch ihre Räubereyen unſicher. Noch andre Araber wohnen in Ober-Aegypten, die ihre eigenen Fürſten haben, und unter türkiſchem Schutze ſtehen.

Die Türken ſind die ſchwächſten an der Zahl. Sie ſind geldhungrig, herrſchſüchtig, und ohngeachtet ſie die eigentlichen Herren des Landes ſind, ſo erſtreckt ſich ihre Gewalt dennoch immer nicht weiter, als daß ſie die Beys oder Nationalgroßen mehr mit Güte in Unterwürfigkeit zu erhalten ſuchen, als daß ſie dieſelben mit Strenge beherrſchen könnten.

Juden giebt es ſo viele in Aegypten, daß man die Anzahl derſelben auf eine Million ſchätzet. Dieſes Volk lebt hier unter dem härteſten Drucke, muß ſich durch eine eigene Kleidung, nämlich violette Röcke und blaue Dulbends von den andern Einwohnern unterſcheiden, und iſt größtentheils arm und elend.

Die in Aegypten des Handels wegen ſich aufhaltenden Europäer werden hier, wie im ganzen Orient, Franken genennet. Sie leben beſonders zu Alexandria, Roſette und Kahira, und müſſen ſich manche Demüthigungen gefallen laſſen, die allein durch den Nutzen vergütet werden können, welchen ihnen der ägyptiſche Handel gewähret. Auch iſt es, trotz aller Päſſe, für Europäer ſehr gefährlich, eine Reiſe tief ins Land hinein zu thun; und eine große Fertigkeit in der arabiſchen Sprache, nebſt einem völlig morgenländiſchen Anzuge, ſind die einzigen Mittel zu ihrer Sicherheit.

Religionszuſtand. Der heiße Himmelsſtrich Aegyptens war von jeher der Boden, auf welchem alle Arten der religiöſen Schwärmerey und des blödeſten Aberglaubens reichliche Früchte getragen haben. Die Religion der alten Aegyptier war, ſoviel reine Vernunftreligion auch manche Gelehrte darinnen zu finden geglaubt haben, im Grunde ein Gewebe der ungereimteſten Alfanzereyen; der Mißbrauch des Chriſtenthums ſchuf hier Einſiedler und Mönchsorden, die durch unſinnige Selbſtqualen und Entfernung von allem Irrdiſchen

den Beyfall Gottes zu verdienen glaubten, und noch bis auf den heutigen Tag herrſchen hier abergläubiſche Gebräuche unter allen Religionspartheyen im reichlichſten Maaße.

Die älteſte Religion der Aegyptier beſtand, ſo weit uns Nachrichten davon bekannt ſind, in Anbetung der Sonne, des Mondes und der übrigen Geſtirne. Nachher wurden Thiere und ſogar unbelebte Dinge göttlich verehret, wiewohl man noch nicht weiß, ob die Verehrung ſich geradezu auf dieſe Dinge bezog, oder ob man ſie bloß als Symbole geiſtiger Weſen anſahe. Als ſie endlich mit den Griechen bekannt wurden, fiengen ſie auch an, Menſchen als Götter zn verehren, und unter der Herrſchaft der Ptolomäer ſchmolz die aegyptiſche mit der griechiſchen Religion in ein und ebendieſelbe zuſammen.

Das Chriſtenthum ward nachher herrſchend in Aegyten, und hier war es, wo ſeine Dogmen und ſeine Moral vorzüglich von ihrer erſten Lauterkeit und Würde ausarteten. Athanaſius und Cyrillus, zwey harte ketzermacheriſche Biſchöffe zu Alexandrien ſind berühmt durch ihre Syſtemsſucht; und in den Wüſten Aegyptens nahm mit Pachomius und andern hypochondriſchen Heiligen ſeiner Art das Einſiedler- und Mönchsleben ſeinen Anfang. Der Mohämediſmus verdrängte endlich nebſt der Herrſchaft der Römer auch die chriſtliche Religion, die hier nur Schwärmer gebildet hatte, und noch iſt er herrſchend in dieſem Lande.

Indeſſen ſollte man nicht glauben, wie viel Spuren der alten Landesreligion ſich immer noch in den heilig geachteten Gebräuchen der Aegyptier finden: da giebt es eine Menge Proceſſionen, welche dieſem oder jenem Heiligen zu Ehren angeſtellt werden, und

die übrigens den Proceſſionen der Alten vollkommen ähnlich ſind, andrer Feſte und einzelner Züge zu geſchweigen, in denen man überall den ſchwärmeriſchen Geiſt ihrer Vorſahren wieder findet. Außer den Mohämedanern, von deren Religion wir in der Beſchreibung der Europäiſchen Türkey ſchon hinlängliche Nachricht gegeben haben, leben auch noch Juden und Chriſten in Aegypten. Unter den Juden giebt es viele Karaiten d. i. ſolche, welche alle Traditionen verwerſen, und überhaupt von wirklichen Deiſten wenig verſchieden ſind. Unter den Chriſten aber ſind die Kopten die merkwürdigſten, weil ſie den eigentlichen Ueberreſt der alten Aegyptier ausmachen. Den Nahmen, Kopten, ſollen ſie von der Stadt Koptus erhalten haben, und die Sprache, in welcher noch ihre Liturgie geſchrieben iſt, die alte aegyptiſche ſeyn. Sie behaupten, daß der Evangeliſt Markus das Chriſtenthum zuerſt in Aegypten gepredigt habe, und ihr erſter Patriarch geweſen ſey. Aeußere Andachtsübungen machen bey ihnen das Weſentliche der Religion aus, denn übrigens ſind ſie äußerſt unwiſſend. Ihr Patriarch hat eilf Biſchöffe unter ſich.

Regierung. Die Oſmanen ſind ſeit 1517 Herren von Aegypten, und es herrſcht alſo auch hier die ganze willkührliche Regierungsart, welche in dieſem Reiche eingeführt iſt. Die wichtigſte Perſon im Reiche iſt ein Paſcha, der gewöhnlich drey Jahre die Regierung behält. Da dies Gouvernement für eines der wichtigſten gehalten wird, ſo koſtet der Beſitz deſſelben auch ſehr anſehnliche Summen. Dafür aber giebt er auch jährlich dem Sultan nur eine beſtimmte Summe; den Ueberreſt der Einkünfte aber kann er nach Gutdünken verwenden, daher auch, vorzüglich zu Peſtzeiten, der Paſcha oft mehr als der Sultan von den Einkünften erhält. Mit dem Paſcha theilen vier und zwanzig

Beys

Beys die Regierung, welche ſeinen Divan oder Staatsrath ausmachen, und von denen jeder eine Provinz des Landes unter ſeiner Aufſicht hat. Jeder Ort hat ſeinen Kadi, der in Juſtizſachen den Ausſpruch thut, und von deſſen Entſcheidung gewöhnlich nicht weiter appellirt wird. Kleinere Bezirke ſowohl, als ganze Provinzen haben auch Kaſcheſts und Kaimakans. Der Soldatenſtand hat einen ſehr weſentlichen Antheil an der Regierung, denn ohne ihn würde die Herrſchaft der Türken gewiß nur von kurzer Dauer ſeyn. Dahin gehören nun die Muſthåfaragas, eine Art Leibwache des Paſcha zu Pferde, die aufs höchſte aus zweytauſend Köpfen beſtehet, und meiſt aus Leuten beſteht, welche aus Furcht, unter andern Korps wirkliche Kriegsdienſte thun zu müſſen, hier einen Zufluchtsort ſuchen. Ferner die Aſaffs, welche zu Fuß dienen, und ohngefähr dieſelbe Einrichtung als die Janitſcharen haben. Ihre Anzahl wird nicht leicht über dreytauſend ſeyn. Sie und die Janitſcharen liegen in beſtändiger Uneinigkeit mit einander. Die Spahis oder Reuter, etwan dreytauſend Mann ſtark, machen das dritte Korps aus, und nach ihnen folgen endlich die Janitſcharen. Ueber alle dieſe Korps hat der Paſcha wenig wirkliche Macht; er muß daher nur mit Güte ſeine Abſichten durchzuſetzen ſuchen. Uebrigens iſt beynahe keine Provinz des türkiſchen Reichs innern Unruhen mehr unterworfen als Aegypten, und es iſt nicht Seltenes, auf einmal drey, vier Beys wider einander in den Waffen zu ſehen.

In Ober-Aegypten giebt es noch verſchiedene arabiſche Prinzen, welche ſich im Beſitz ihres Landes und ſogar in einer Art von unumſchränkter Macht erhalten haben, ohngeachtet ſie dem Sultan zinsbar ſind. Sie beherrſchen ihre Unterthanen völlig als unum-

unumſchränkte Herren, und ſind ſo eiferſüchtig auf ihre Macht, daß ſie den türkiſchen Beys durchaus nicht verſtatten, ihr Gebiete zu betreten. Mehr von ihnen, ſo wie von manchem andern bisher berührten Gegenſtande, bey der eigentlichen Beſchreibung des Landes, zu welcher wir nunmehr übergehen.

A. Nieder-Aegypten.

Nieder-Aegypten nimmt ſeinen Anfang bey der Hauptſtadt des Landes Kahira oder Cairo, und erſtreckt ſich bis an das Mittelländiſche Meer. Der wichtigſte und fruchtbarſte Theil deſſelben iſt die von zwey Aermen des Nilfluſſes gebildete, und unter dem Namen des Delta von Alters her bekannte Inſel. Alle Beobachtungen, welche über dieſe Inſel von jeher gemacht worden ſind, beweiſen, daß der ganze Raum, den ſie einnimmt, ehedem nichts als ein Meerbuſen geweſen, der ſich in der Tiefe bis an das alte Memphis erſtreckte, und auf beyden Seiten bis dahin reichte, wo jetzt die Städte Damiette und Roſette gelegen ſind. Der Nil floß damals gegen Mittag, von Memphis ſeitwärts, und verbreitette ſich in den libyſchen Sandwüſten. Einer der alten ägyptiſchen Könige unternahm es, ihm einen andern Lauf anzuweiſen: er ließ ihm in Oſten von Memphis ein neues Bett graben, hemmte ſeinen Lauf durch einen ſtarken Damm, und zwang ihn, ſich in den Meerbuſen zu ergießen, der, wie ſchon geſagt, jetzt die Inſel Delta iſt. Das alte Flußbette iſt noch gegenwärtig nicht unbekannt, indem ſeine Spur durch meiſt verſteinerte Trümmer von Fahrzeugen bezeichnet iſt. Durch dieſes Unternehmen entſtand nach und nach das Delta, das ſich durch den Sand und Schlamm erzeugte, welchen der Nil bey ſeiner Mündung auf einander häufte, und der endlich durch Anlegung von Dämmen und Kanälen zum feſten, urbaren Lande ward.

Das Delta wird gegen Oſten und Weſten von zwey Aermen des Nils begränzet, und durch unzählige Kanäle durchſchnitten, deren Bewäſſerung den Boden überall einem fruchtbaren Garten gleich machet. Es wird nicht mehr wie ehedem überſchwemmt, weil es höher wie ehedem worden iſt, aber es iſt noch ſo fruchtbar wie vormals, mit Getraidefeldern, fetten Wieſen und Dattel- Orangen- Maulbeer- und Feigenbäumen bedecket.

Da dieſe Inſel nun als ein neues Land angeſehen werden kann, ſo ſind auch ihre Städte nicht ſo alt als die in dem übrigen Aegypten; indeſſen iſt doch ein großer Theil derſelben verwüſtet, und elende Dörfer ſind an ihre Stelle getreten. Gegenwärtig ſind hier die wichtigſten Oerter: Roſette, von den Aegyptiern Raſchid genannt, Damiette, Semmenud und einige andre, von denen wir nun das Merkwürdigſte nach der Reihe anführen wollen.

Raſchid oder Roſette liegt an der Weſtſeite eines Nilarmes, welcher, dem Geſchichtſchreiber Herodot zufolge, durch Kunſt angelegt worden iſt. Sie ſoll im neunten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung erbaut worden ſeyn, und damals dicht am Meere gelegen haben, von welchem ſie nun eine teutſche Meile entfernt iſt: ſo viel hat das Meer ſeit dieſer Zeit verloren. Sie macht die weſtliche Grenze des Delta, von dem ſie eben durch den angeführten Arm des Nils getrennt wird. Die Stadt iſt ziemlich groß, beſteht aber nur aus einigen Gaſſen, die eben nicht ſehr gerade ſind. Die Häuſer ſind alle auf Anhöhen erbauet, fallen ſehr gut ins Auge, und haben geräumige Zimmer mit vielen Fenſtern, welche Gitter und durchſichtige Leinwand ſtatt des Glaſes haben. Nur die Metſcheds mit ihren hohen Thürmen geben dieſer Stadt einiges Anſehen, die außerdem durch die Raſchid.

platten

platten Dächer keine abwechſelnde Anſicht gewähret. Der Fluß iſt beſtändig mit Fahrzeugen bedeckt, und die umliegende Gegend iſt durch die Schönheit und Fülle ihrer Produkte eine der herrlichſten, die man ſich denken kann. Es iſt eine unabſehliche Ebene, von einer Menge Kanäle durchſchnitten und mit Gewächſen aller Art bedecket. Aegyptiſche Feigenbäume, Dattelbäume, Kaſſienbäume, Pomeranzen und Citronen bieten überall dem Wanderer Schatten, Wohlgerüche und Früchte dar; und die fetten Felder, welche, ohne auszuruhen, nach jeder Erndte immer wieder beſäet werden können, verſchaffen den Einwohnern ſoviel Reis, Gerſte u. a. Früchte, daß noch viel davon ausgeführt werden kann. Handel iſt überhaupt der vornehmſte Nahrungszweig der hieſigen Einwohner; er wird nicht allein mit der in der Stadt ſelbſt verfertigten ſchönen Leinewand getrieben, ſondern die Fortſchaffung fremder Waaren nach Kahira und einheimiſcher nach Alexandrien beſchäftigt ebenfalls ſehr viele Menſchen. Die Europäer haben auch hier Unterkonſuls, welche ihre Handelsgeſchäfte betreiben müſſen.

In der Nähe von Raſchid an der Mündung des Fluſſes, ſteht ein Schloß, welches von den Mamlucken erbaut worden iſt. Es iſt ein viereckſtes Gebäude mit vier durch Kanonen vertheidigten Thürmen beſetzt. Auf der andern Seite von Raſchid gegen Mittag ſieht man eine kleine Anhöhe, auf deren Mitte ſich ein bis zur Hälfte mit Erde verſchütteter Thurm erhebet. Auch ſieht man Spuren eines verſandeten Hafens, und ein türkiſcher Kaufmann hat hier zwanzig ſchöne Marmorſäulen ausgraben laſſen. Wahrſcheinlicherweiſe hat hier die alte ägyptiſche Stadt Bolbitine geſtanden.

Auf der öſtlichen Seite des Delta liegt die Stadt Damiette unter griechiſcher Herrſchaft, wo ſie aber eine etwas andre Lage hatte, Thamiatis genannt. Die öftern Angriffe der europäiſchen Kreuzfahrer, bewogen die Saracenen, das alte Damiette ſelbſt völlig zu zerſtören, und ſie tiefer ins Land hinein wieder aufzubauen. Im Dorfe Esbe, etwan eine Stunde vom Meer, ſoll man noch die Grundmauern und andre Ruinen der alten zerſtörten Stadt entdecken. Die neue Stadt liegt ohngefähr anderthalb Stunden von dieſen Ruinen, und iſt ein angenehmer Ort, welcher ſich in der Geſtalt eines halben Mondes an dem Nilufer hin ſtrecket. Die Anzahl der Einwohner wird auf achtzigtauſend geſchätzet. Ihre Häuſer ſind hoch; ſie hat ſchöne öffentliche Plätze, gut ins Auge fallende Metſcheds, prächtige Bäder, und ihre Einwohner treiben wichtige Handlung, daher auch der Hafen beſtändig mit kleinen Fahrzeugen angefüllt iſt. Die vornehmſten Handlungsgeſchäfte machen Chriſten von Haleb und Damaſchk, welche ſich hier niedergelaſſen haben. Man führt Reis, Leinewand, Salmiak und andere Landeserzeugniſſe aus. Um Damiette her liegen viele Dörfer, und in den meiſten derſelben ſind Leinwandmanufakturen. Damiette.

In der Nähe dieſer Stadt und an dem öſtlichen Ufer des Sees Menzaleh lag **Peluſium**, eine Stadt, deren Erbauung und Urſprung ſich in der fabelhafteſten Vorzeit verlor. Sie war der Schlüſſel Aegyptens auf der Seite von Aſien, und deswegen machten ſie die alten Könige des Landes zu einer wichtigen Feſtung. Dennoch eroberte ſie der perſiſche König Kambyſes ohne Mühe, nachdem er die ägyptiſche Armee geſchlagen hatte. Bis zur Zeit der Kreuzzüge erhielt ſich Peluſium bey ſeinem Anſehen; damals aber ward es von den Chriſten eingenommen und geplündert, Peluſium.

plündert, und ſeitdem gerieth es ſo in Verfall, daß die Einwohner ſich endlich nach Damiette begaben. Die Araber erbauten **Farama** an ſeiner Stelle, das aber ſchon im dreyzehnten Jahrhundert wieder zerſtört ward. Weſtwärts von Peluſium lag **Tanis** auf einer Inſel im See Menzaleh, von der ebenfalls keine Spur mehr zu ſehen iſt. Dieſer große See enthält noch mehrere Inſeln, auf denen noch manche Ruinen alter Städte befindlich ſeyn mögen, die aber noch bis jetzt von keinem Reiſenden beſucht worden ſind. Die Fiſcherey beſchäftigt auf dieſem See beſtändig gegen zwölfhundert Fahrzeuge. Die Meerbarbe iſt der einträglichſte Fiſch für die Fiſcher, welche aus dem Rogen deſſelben Kavear machen. Auch giebt es auf dieſem See eine Menge Geflügel, worunter auch **Flamingo's** und ſehr viele **Pelikane** ſind.

Fauwe. Im Delta ſelbſt liegen folgende merkwürdige Städte: **Fauwe** oder **Foua**, ehemals **Nici**, ohnweit von Roſette, das ſich auf den Trümmern dieſer Stadt erhoben hat; ehemals eine blühende Handelsſtadt, wohin alle Waaren von Alexandrien auf einem Kanale gebracht wurden. Dieſe Stadt iſt ziemlich alt; gegenwärtig aber im größten Verfalle.

M. el Kebireh. **Mehalle el Kebireh** iſt die anſehnlichſte Stadt im Delta, daher ſie auch den Namen **el Kebireh** d. i. die Große, erhalten hat. Sie hat Leinwand-Manufakturen und Salmiakfabriken; auch treibt ſie einen wichtigen Handel, außerdem aber iſt ſie durch nichts weiter merkwürdig.

Semennoud. **Semennoud** iſt das alte Sebennytus; eine Stadt von mittler Größe, volkreich und voll Handlung. Alterthümer ſucht man vergebens. **Manſure** iſt ziemlich groß, hat aber enge Gaſſen und ſchlechte Häuſer. Die hieſigen Chriſten treiben faſt alle

Manſure.

Hand-

Handlung, deren vornehmſte Artikel Reis und Salmiak ſind.

Im Alterthum hatte das Delta noch verſchiedene wichtige Städte, die jetzt entweder gänzlich zerſtört oder zu ſchlechten Dörfern herabgeſunken ſind. Dahin gehört Athribis, jetzt ein elendes Dorf, Namens Atrib, ferner Bubaſtus, wo jährlich gegen ſiebenhunderttauſend Menſchen zuſammen kamen, die Feſte der Diana zu feyern, und jetzt keine Spuren ehemaliger Wohnungen zu ſehen ſind, und Buſiris, jetzt ein Dorf, einſt die Hauptſtadt eines Gouvernements und berühmt durch einen prächtigen Iſistempel.

Noch verdient in Nieder-Aegypten Alexandria eine genauere Beſchreibung, wiewohl wir bey dieſer Beſchreibung mehr auf die ehemalige Größe dieſes berühmten Ortes als auf ſeine gegenwärtige Beſchaffenheit ſehen müſſen. Alexander, König von Macedonien, war der Stifter dieſer Stadt, welche zur Zeit ihres größten Glanzes einen Raum von ſieben bis acht Stunden Weges einnahm. Gegen Mittag hatte ſie den künſtlichen, von Menſchen gegrabenen See Mareotis, und gegen Norden das Mittelländiſche Meer. Ihre Gaſſen waren völlig gerade; eine derſelben war zweytauſend Fuß breit, und ward von einer andern von derſelben Breite durchſchnitten, wodurch ein herrliches Viereck entſtand, von welchem man das Thor von Kanopus und das Seethor erblickte. Vom feſten Lande gieng ein Damm nach der Inſel Pharos, und theilte den großen Hafen in zwey Theile. Der Pallaſt der Könige nahm faſt den vierten Theil der Stadt ein: in ſeinem Umfang befand ſich das Muſäum nebſt einem Tempel, in welchem Alexanders Leichnam aufbewahrt ward. Doch wir wollen dieſe Stadt, welche zur Zeit ihrer Größe mit Rom wetteifern konnte, etwas genauer beſchreiben, und dabey von der Seite des Alexandria.

Mittelländiſchen Meeres anfangen. Der erſte Hafen, in welchen man hier einlief, hieß Kibotos, dann kam der Hafen Eunoſtos, und zwiſchen dieſen beyden Häfen lag die kleine Stadt Tanis, von welcher die taniſche Mündung des Nils den Namen hatte. Im Hafen Eunoſtus lag die Inſel Antirhodus, jetzt Rondettin genannt, wo die Einwohner von Alexandrien Gärten und Luſthäuſer angelegt hatten. Der Hafen Eunoſtus macht einen Theil des großen Hafens aus, welcher, wie ſchon erwähnt worden, durch einen Damm in zwey Theile geſchieden wird. Auf der Spitze dieſes Dammes nach dem Meere zu ſtand der berühmte Pharus oder Leuchtthurm, der von den Ptolomäern erbaut ward. Das ganze Gebäude war von weiſſem Marmor, mit einem ſehr hohen Thurme, auf deſſen Spitze alle Abend eine Leuchte angezündet ward, um den Schiffen den Weg in den Hafen zu weiſen. Der Sage nach ſoll der Thurm ſo hoch geweſen ſeyn, daß man die Inſel Rhodus von demſelben entdecken konnte. Jetzt ſind von dieſem prächtigen Gebäude auch ſelbſt nicht einmal die Trümmer zu ſehen, ſondern der ganze Pharus iſt im Waſſer verſunken. Gegenwärtig ſchützt eine ſchlechte Feſtung den Eingang des Hafens, und in derſelben iſt ein Thurm befindlich, auf welchem ebenfalls des Nachts eine Leuchte angezündet wird.

Die Stadt Alexandrien ſelbſt enthielt eine Menge der ſchönſten und herrlichſten Gebäude, und alle ihre Vorſtädte gaben der Stadt ſelbſt weder an Größe noch Schönheit nach. Ueberall ſahe der Wanderer Marmor und andre ſchöne Steinarten zu herrlichen Obeliſken, Seulengängen und dergleichen verarbeitet; überall lehrte ihn das emſige Gewühl eines immer thätigen, mit Handel und Gewerbe beſchäftigten Volkes, daß Alexandrien reich an Menſchen und blühend durch Wohlſtand ſey, und überall hatte er Gelegenheit,

Kunſtwerke zu ſehen, die in andern Städten der Welt nicht in ſo großer Menge zu finden waren. — So war das alte Alexandrien, ſo blieb es größtentheils noch unter der Herrſchaft Roms und der orientalichen Kaiſer, bis die Saracenen durch Amru=Ebn-Aas, einen General des Kalifen Omar, im Jahr 651 ſie mit ſtürmender Hand einnahmen. Amru verbrannte die Bibliothek, aber er ſchonte der Stadt, die nur nach und nach von ihrer ehemaligen Höhe herabſank. Im neunten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung riſſen die Saracenen die alten Mauern nieder, und führten aus den Bruchſtücken derſelben, ſo wie aus andern weit koſtbarern Denkmälern des Alterthums, diejenigen auf, welche noch jezt vorhanden ſind. Dies zweyte Alexandrien war noch im dreyzehnten Jahrhundert ein anſehnlicher und reicher Ort, der noch mit einem Theile ſeiner alten Herrlichkeiten prangte, worunter auch der ſchon angeführte Pharus war, und welcher von Spanien bis nach Indien einen wichtigen Handel trieb. So wie aber im ſechszehnten Jahrhundert die Oſmanen Herren von Aegypten wurden, gieng Alexandrien völlig zu Grunde. Die Gebäude wurden von den Einwohnern verlaſſen, und zerfielen in Trümmern, und ſo ſank Alexandrien zu einem kleinen Flecken herab, der von etwan ſechstauſend Menſchen bewohnt wird, und es bloß ſeiner glücklichen Lage zu danken hat, daß er noch einen blühenden Handel treibet. Der Damm, welcher die Inſel Pharos mit dem feſten Lande verband, iſt jezt ſelbſt feſtes Land worden, die Inſel Antirhodos liegt mitten unter den Hütten, die jezt Alexandrien heißen; der Hafen Kibotos iſt ausgefüllt, und der See Mareotis iſt gänzlich verſchwunden, weil die Türken die Kanäle haben eingehen laſſen, welche ihm Waſſer zuführten, und ſelbſt der Kanal Fauwe, der der Stadt ihr Trinkwaſſer giebt, iſt halb mit Schlamm und

Sande angefüllt, und bekömmt erſt gegen Ende des Auguſtmonats Waſſer, welches kaum ſo lange darinnen bleibet, daß die Ciſternen der Stadt damit angefüllt werden können.

Indeſſen hat Alexandrien bey aller Verwüſtung dennoch einige Alterthümer aufzuweiſen, welche zu den merkwürdigſten dieſes an Alterthümern ſo reichen Landes gerechnet werden müſſen. Dahin gehören zwey ſchöne Obeliſken, welche gemeiniglich die Nadeln der Kleopatra genennt werden. Da man überall in Aegypten dergleichen Obeliſken findet, ſo dünkt es uns nicht überflüßig, wenn wir hier überhaupt ſagen, was man unter der Benennung Obeliſken, verſtehet.

Obeliſken giebt es von verſchiedener Größe, gemeiniglich von Granit und aus einem einzigen Stücke beſtehend. Sie ſind viereckig, und laufen oben beynahe ſpitzig zu. Die Seiten ſind allenthalben mit Hieroglyphen oder ägyptiſcher Bilderſchrift gezieret, und das Fußgeſtelle, auf welchem ſie ſtehen, hat die Geſtalt eines Würfels, der gemeiniglich nicht über drey Fuß breiter als der ganze Obeliſk iſt. Von dieſen zwey Obliſken hier, iſt der eine umgefallen, zerbrochen und mit Sande bedeckt, der andere ſtehende iſt ohngefähr ſechszig Fuß hoch und mit Hieroglyphen bedeckt, deren Sinn wohl auf immer ein Räthſel bleiben wird. Der Pallaſt der Kleopatra ſoll in dieſer Gegend geſtanden, und die Obeliſken daher benennt worden ſeyn, denn die Verfertigung aller Obeliſken fällt in weit frühere Zeiten, da ſchon unter der Perſiſchen Herrſchaft über Aegypten, der Gebrauch der Hieroglyphen unterſagt war. Ferner gehören zu dieſen Alterthümern die Ciſternen oder Waſſerleitungen, welche nun ſeit zweytauſend Jahren die Einwohner mit Trinkwaſſer verſehen, und eines der feſteſten, edelſten Gebäude ſind, die aus dem Alterthum übrig geblieben ſind. Ferner eine

Seule von rothem Granit, welche unſtreitig die gröſste und prächtigſte iſt, welche jemals nach den Regeln der korinthiſchen Ordnung aufgeführt worden. Die ganze Seule iſt hundert und vierzehn Fuß hoch, und macht einen ſo majeſtätiſchen Anblick, daß alle Reiſende mit Bewunderung von ihr ſprechen. Man nennt ſie gewöhnlich die **Seule des Pompejus**, allein zum Andenken des Pompejus iſt ſie wohl nicht errichtet, wenn gleich ſo viel gewiß iſt, daß ſie nicht aus den Zeiten der alten Aegyptier herrühret. Die ehemalige Inſchrift auf derſelben iſt nicht mehr leſerlich, und ſo beruht alles, was ſich über die Beſtimmung dieſer Seule ſagen läßt, auf bloßen Muthmaßungen, deren Werth oder Unwerth zum Glück weiter nicht wichtig iſt. Einige engliſche Matroſen erſtiegen einmal dieſe Seule, vermittelſt eines Seiles, und fanden auf derſelben die Ueberbleibſel einer Statue die aber zu unvollſtändig waren, als daß ſich etwas daraus hätte folgern laſſen.

Eine halbe Stunde von der Stadt ſind **Katakomben** oder Todtengrüfte, in welche man durch krummgewundene Gänge hinabſteiget. Sie ſtießen an eine Vorſtadt, **Nekropolis** oder Todtenſtadt genannt, wo nach der Zeit der Aegyptier, die Griechen und Römer ihre Todten begruben.

Auf dem Wege nach Roſette findet man am Ufer des Meeres den Flecken **Abukir**, welcher das alte **Kanopus** iſt. Dieſer Ort war im Alterthum durch einen Tempel des Serapis und die mediciniſchen Kenntniſſe der daran dienenden Prieſter berühmt, daher auch hier beſtändig eine zahlreiche Menge Menſchen zuſammen kamen. Abukir.

Wo das Delta aufhört, und der Nil ungetheilt nur in einem Bette fließet, nimmt **Ober-Aegypten** ſeinen Anfang. Es iſt, wie wir ſchon geſagt ha- B. Ober-Aegypten.

 ben,

ben, auf beyden Seiten vom Nil eingeſchloſſen; es hat ein trocknes, hitziges Klima, wiewohl ſeine von dem Fluſſe gewäſſerten Gefilde dem niedern Aegypten an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Da wir die Hauptſtadt von Aegypten, Kahira, mit zu Ober-Aegypten rechnen, ſo machen wir billig mit Beſchreibung derſelben und ihrer Gegend den Anfang.

Kahira. **Kahira, Masr,** oder **Cairo** iſt eine neue Stadt, welche von den Kalifen aus der Familie der Fatimiten, nachdem ſie Aegypten erobert hatten, und gleichſam zum Andenken ihres Sieges erbauet wurde. Sie liegt in einiger Entfernung vom Nil, und wird auf der Oſtſeite von einer öden Bergkette eingeſchloſſen. Dies Gebirge iſt ohne alles Grün, ein bloßer dürrer Sand- und von der Sonne durchglühter Steinhaufen, daher auch die Hitze außerordentlich iſt, wenn ſie nicht durch friſche Winde aus Norden gemildert wird. Kahira beſtand auch im Anfange aus nichts als Gärten, Luſthäuſern und einigen Kaſernen, in welchen Soldaten wohnten; als aber die Kreutzfahrer wichtige Eroberungen in Aegypten zu machen anfiengen, zündete der damals regierende König des Landes die Stadt Foſtat, die einige Schriftſteller fälſchlich Alt-Cairo nennen, aus Beſorgniß ſelbſt an, und durch dieſes Unglück nahm die neue Stadt Kahira an Einwohnern und Gebäuden außerordentlich zu, ſo daß ſie bald die Reſidenz und Hauptſtadt des ganzen Landes ward. Dieſe Stadt, deren Einwohner ſich auf zweymalhunderttauſend belaufen, iſt von ſehr großem Umfange, ſonſt aber ohne alle empfehlende Schönheit erbauet. Das Schloß, in welchem der Paſcha ſeine Wohnung hat, iſt vom Salah Eddin erbaut worden. Vor Erfindung des Pulvers machten es ſeine dicken Mauern ſtark und feſte, gegenwärtig aber würde es ein wohl unterhaltenes Kanonenfeuer kaum zwo Stunden aushalten.

halten. Es gehören eine Menge Gebäude zu dieſem Schloſſe, allein die wenigſten haben die Verwüſtungen der Zeit ausgehalten, ſondern ſie ſind in Schutt und Ruinen zerfallen. In einem dieſer Gebäude wohnet der Paſcha, und hier iſt auch der Saal des Divans, wo die Beys von Aegypten zuſammen kommen. Eine der größten Merkwürdigkeiten dieſes Schloſſes iſt aber der Joſephsbrunnen, welcher von einem Wiſir dieſes Namens angelegt worden ſeyn ſoll. Dieſer in den lebendigen Felſen gehauene Brunnen, iſt zweyhundert und ſechs und ſiebenzig Fuß tief, und hat zwey und vierzig Fuß im Umfange. Er beſteht aus zween Abſätzen, von denen der erſte hundert und ſechs und vierzig Fuß tief iſt. Hier wird das Waſſer aus dem unterſten Boden des Brunnens, vermittelſt eines Rades, heraufgebracht. Oben iſt wieder ein Rad, welches von Ochſen herumgetrieben wird.

In der Stadt ſelbſt ſind die Metſcheds die merkwürdigſten Gebäude: man zählt deren beynahe dreyhundert. Die Metſched des Aſchar iſt die ſchönſte, reichſte und älteſte in Kahira; eine andre, die des Sultan Haſſan, ſieht mehr einer Feſtung als einem Tempel ähnlich; ihre Thüren ſind jetzt vermauert und mit einer Janitſcharenwache beſetzt. Außer den Metſcheds ſind hier noch zwey griechiſche Kirchen, zwey Franziskanerabteyen und ſechs und dreyßig Synagogen. Ehedem war in Kahira eine Univerſität, deren Gebäude jetzt in Trümmer zerfallen und an deren Stelle die Akademie Djameh Elaſchar gekommen iſt, in welcher aber nichts als Theologie, Grammatik und Aſtrologie getrieben wird.

Zu den übrigen Denkwürdigkeiten von Kahira gehören: 1) das allgemeine Hoſpital; ein weitläuftiges ſchönes Gebäude, das aber gar nicht mehr in dem guten Zuſtande wie ehedem iſt, 2) die Begräb-

niſſe mohämedaniſcher Heiligen; 3) die ſchönen Karwanſerajen; 4) die öffentlichen Bäder; 5) die Seen, welche mitten in der Stadt liegen, und acht Monate des Jahrs voll Waſſer, die übrige Zeit aber Gärten ſind.

Der Handel von Kahira war ehedem weit beträchtlicher, als gegenwärtig; wenn ihm aber die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und die Tyranney der Türken viel von ſeiner Stärke entzogen hat, wenn gleich verſchiedene der dahin führenden Kanäle verſtopft ſind, ſo treibt doch Kahira immer noch ſo viel Handlung, daß ſie des Namens einer reichen Handelsſtadt mit Rechte würdig iſt.

Bulak. Der Hafen, welchen Kahira am Nil hat, heißt Bulak, und iſt ſelbſt eine Stadt, welche zwey deutſche Meilen in der Länge, aber nur eine kleine Breite hat. Sie hat ſchöne öffentliche Bäder, und viele Kaufmagazine und Herbergen für Fremde. Hier ſieht man Tauſende von Fahrzeugen in ununterbrochener Thätigkeit. Bulak nordweſtwärts liegt das alte Schloß Helleh, welches jetzt in Trümmern zuſammen gefallen iſt. Bey dieſem Schloſſe empfangen die Beys den neuen Paſcha mit vielem Gepränge.

Foſtat. Auf der andern Seite von Kahira liegt Foſtat, oder Alt-Cairo, eine Stadt, welche ohngefähr eine Viertelſtunde lang iſt, und in der größten Breite fünfhundert gemeine Schritte hat. Sie wurde vom Amru, dem Eroberer Aegyptens, erbauet, und war die Reſidenz der von den Kalifen beſtellten Statthalter. Ihre Lage an dem Nilufer und an einem mit dem rothen Meere zuſammenhängenden Kanale verſetzte ſie in kurzer Zeit in einen blühenden Zuſtand, in welchem ſie auch bis zu dem Zeitpunkte blieb, da ſie, wie ſchon erwähnt, von den Aegyptiern ſelbſt verbrannt wurde.

Es

Es iſt noch ein volkreicher Ort, welcher gute Handlung treibet, und einen hübſchen Hafen hat. Metſcheds ſind etwan ſechs in Foſtat, und die Kopten haben verſchiedene Kirchen, von denen eine dadurch bekannt iſt, daß die h. Jungfrau in einer daſelbſt befindlichen Grotte auf ihrer Flucht nach Aegypten ausgeruht haben ſoll. Die Gegenden um Foſtat ſind mit Ruinen bedeckt, und inwendig in derſelben iſt ein viereckter, mit Mauern umgebener Platz, welcher Joſephs Kornhaus genannt wird, und auch dazu dienet, das für die Truppen beſtimmte Getraide darinnen aufzuſchütten. Am Ende dieſer Stadt fängt der Kanal an, welcher durch Kahira gehet, und jährlich bey dem Austreten des Nils mit großer Feyerlichkeit geöffnet wird. Dieſer Kanal, durch welchen der Damm hingeführet iſt, ſieht völlig einem vernachläßigten Graben ähnlich, denn er iſt weder mit Steinen gefüttert, noch mit erhöheten Ufern eingefaſſet. An dem zur Oeffnung des Damms beſtimmten Tage begeben ſich die Beys und der Paſcha, mit einem zahlreichen Gefolge, unter ein dazu aufgeſchlagenes Zelt; Kopten und Juden aber werden zur Durchſchneidung des Dammes gebrauchet. Einige ſchlecht gekleidete Leute werfen aus einer Barke Nüſſe, Melonen und dergleichen in den Fluß, der Paſcha aber läßt einige kleine Münzen hineinwerfen, und ein Feuerwerk abbrennen. Alle Zuſchauer belebt das Gefühl der Freude, und Tänze und Gaukelſpiele beſchließen dieſen für Aegypten ſo wichtigen Tag.

Foſtat gegen über liegt im Nil die Inſel Rodda, auf welcher der Nilmeſſer oder Mokkias zu ſehen iſt. Er beſteht aus einer hohen Marmorſeule, die ſich aus der Mitte eines Beckens erhebt, deſſen Boden mit dem Bette des Nils von gleicher Höhe iſt. Dieſe Seule iſt nach ihrer ganzen Länge mit Inſel Rodda.

Graden bezeichnet, und in Ellenbogen und Zolle abgetheilet. Sie endigt ſich mit einem korinthiſchen Knaufe, auf welchem ein Balken ruhet, der eine Gallerie trägt. Wenn die Ueberſchwemmung anfängt, tritt das Waſſer in das Becken; die öffentlichen Ausrufer beſehen alsdann die Seule jeden Morgen, und machen den Anwachs des Waſſers auf den Gaſſen von Kahira bekannt. Hat es dann ſeine rechte Höhe erreicht, ſo wird der Damm durchſtochen. Dieſer Nilmeſſer iſt übrigens ein Werk der Saracenen. Das Becken des Mokkias iſt in einem viereckten Thurme, und neben demſelben ſteht eine große Metſched.

Heliopolis. Bey Kahira nordwärts von der Stadt lag ehemals Heliopolis, eine ſowohl wegen ihrer Gebäude, als auch wegen der Wiſſenſchaften, die daſelbſt getrieben wurden, ſehr berühmte Stadt. Sie hatte ihren Namen, welcher ſo viel als Sonnenſtadt ſagen will, von dem Tempel der Sonne, in welchem der heilige Ochſe Apis, den die Aegyptier göttlich verehrten, unterhalten wurde. Außer dieſem Sonnentempel war noch ein andrer mit Obeliſken und Sphinxen geſchmückter Tempel da. Beyde Tempel waren unter der Regierung des Kaiſer Auguſtus ihrem Verfall ſchon ſehr nahe, und gegenwärtig iſt ein noch aufrechtſtehender Obeliſk nebſt einem umgefallenen Sphinx*) der einzige Ueberreſt von der ehemaligen Herrlichkeit dieſer Stadt. Heliopolis war vorzüglich der Ort, wo die Myſte-

*) Die Sphinxe ſtellen die Geſtalt eines liegenden geflügelten Löwen, mit dem Kopf und Halſe einer Jungfrau vor. Wahrſcheinlicherweiſe iſt dies eine ſymboliſche Vorſtellung von der Ueberſchwemmung des Nils, die ſich zu der Zeit ereignet, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen und der Jungfrau iſt. Die Flügel dienen als Sinnbild von der Flüchtigkeit der Zeit.

Myſterien der Aegyptier ihren vornehmſten Siz hatten.

In einer kleinen Entfernung von dieſen geringen Ruinen ſieht man das kleine Dorf Mataree, welches dieſen Namen führt, weil es eine Quelle ſüßen Waſſers hat, welche die einzige iſt, die man in Aegypten findet. In dieſem Dorfe war auch ehedem ein Bezirk, wo Balſamſtauden von Mekka angepflanzt wurden; eine Pflanzung, die ſchon ſeit hundert Jahren völlig wieder eingegangen iſt. Mataree.

Foſtat und der Inſel Rodda gegen über liegt Gize, eine kleine Stadt, welche einen eigenen Gouverneur hat, und in neuern Zeiten erbaut worden iſt. Sie iſt mit weitläuftigen Ebenen umgeben, wo Hülſenfrüchte und Flachs im Ueberfluſſe gebaut werden. In dieſer kleinen Stadt iſt auch eine Salmiakmanufaktur. Einigen Schriftſtellern zufolge hat die alte berühmte Hauptſtadt Aegyptens, Memphis, in dieſer Gegend geſtanden; allein allen Zeugniſſen der Alten und den genaueſten Beobachtungen philoſophiſcher Reiſenden zufolge, lag es drey Meilen von Gize, ohngefähr auf der Stelle, die gegenwärtig der Flecken Menf einnimmt. Memphis ward nach Theben die Reſidenz der ägyptiſchen Könige, welche ſie durch Kunſtwerke aller Art zu verſchönern bemüht waren. Ihre Tempel und Palläſte waren ungeheure Gebäude, die Staunen und Ehrfurcht einflößten. Der Ruhm dieſer Stadt dauerte Jahrhunderte hindurch: ſie beſtand bis zu der Zeit, als der Perſiſche Kambyſes Aegypten eroberte, und Memphis mit barbariſcher Wuth verwüſtete. Gleichwohl war Memphis noch unter römiſcher Herrſchaft eine große volkreiche Stadt. Die Saracenen verwüſteten ſie endlich von Grund aus, ſo daß bloß der Flecken oder das Dorf Menf davon übrig geblieben iſt. Noch ſieht man einige Ruinen: Gize.

auch

auch die Seen, deren die Alten erwähnen, ſind noch nicht gänzlich verſchwunden, ſo wie ein Damm, welcher Oeffnungen mit Brücken hat, damit das Waſſer ungehindert abfließen kann. Dieſe Seen waren es, über welche die Einwohner von Memphis fahren mußten, um ihre Todten nach den Ebenen zu bringen, in welchen die Könige ihre Grabmäler errichtet hatten. Die Griechen nahmen daher Gelegenheit, ihre Mythologie mit der Fabel vom Charon zu bereichern.

Pyramiden. Wir kommen nun zu den merkwürdigſten Denkmälern des alten Aegyptens, zu den berufenen Pyramiden, dergleichen kein Zeitalter und kein Land des Erdbodens an Größe und Dauer aufzuweiſen, und deren Urſprung und Beſtimmung von jeher der Gegenſtand vielfältiger gelehrter Unterſuchungen geweſen iſt. Die ſchönſten Pyramiden, welche man in Aegypten findet, ſtehen in der Nähe des alten Memphis, am linken Ufer des Nils, und am Abhange eines Berges, der ſich hinter ihnen zu einer ziemlich beträchtlichen Höhe erhebet. Sie ſind wenigſtens dreytauſend Jahr alt, und wahrſcheinlicherweiſe zu Begräbniſſen der ägyptiſchen Könige erbaut worden, wiewohl andere dieſen, andere jenen Endzweck ihrer Erbauung vermuthet haben. Einige von ihnen ſtehen offen, andere ſind zerſtöret, und die meiſten von ihnen ſind verſchloſſen, keine einzige aber iſt unter ihnen, die nicht wenigſtens an einzelnen Theilen beſchädigt wäre. Der vornehmſten Pyramiden ſind vier an der Zahl; denn die übrigen ſind mit dieſen vier erſten, beſonders ſeitdem ſie geöffnet und faſt gänzlich ruinirt worden ſind, gar nicht zu vergleichen. Unter dieſen großen Pyramiden iſt diejenige, welche am meiſten nach Norden ſtehet, die einzige, welche geöffnet worden iſt, und die erſte, auf welche man zukömmt. Sie iſt fünfhundert und zwanzig Fuß hoch, und jede ihrer vier

Seiten ſechshundert zwey und achtzig Fuß breit. Ihre auswendigen Seiten ſind aus großen viereckten Steinen gebauet, deren Größe zwar nicht gleich iſt, die aber alle die Geſtalt eines Prisma haben. Ihre verſchiedenen äußern Lagen ſind bloß durch die eigene Schwere der Steine, und nicht durch Kalk oder eingegoſſenes Bley, oder ſonſt eine Bindungsart dicht mit einander verbunden. Der Bauch der Pyramide aber iſt voll ungleicher, unregelmäßiger Steine, zu deren Verbindung ein Mörtel, der aus Kalk, Erde und Thon beſteht, gebraucht worden iſt. Ob dieſe Pyramide ſowohl, als die andern, mit Marmor bekleidet geweſen, wie einige behaupten, iſt noch unentſchieden.

Der Eingang in dieſe Pyramide iſt auf der Nordſeite, und wird vermittelſt eines großen Sandhaufens erſtiegen, den der Wind hier zuſammen gewehet hat. Dieſe Oeffnung führt zu fünf verſchiedenen Gängen, welche ſich alle nach Süden lenken, und endlich zu zwey Zimmern führen, von denen eines unten, das andere aber in der Mitte der Pyramide befindlich iſt. Alle dieſe Gänge, einen ausgenommen, ſind von einer Größe, nämlich drey und einen halben Fuß ins Gevierte breit. Sie ſind auch alle an ihren vier Seiten mit großen Steinen von weißem Marmor gefüttert, welche ſo glatt ſind, daß man nicht darauf würde fortgehen können, wenn nicht von Schritt zu Schritt Löcher eingehauen wären, in welche man die Füße ſetzen kann.

Wenn man durch die beyden erſten Gänge durchgegangen iſt, trifft man einen Ruheplatz, und zu deſſen Rechten eine Oeffnung zu einem kleinen Brunnen an, darinnen man aber weiter nichts findet. Der fünfte Gang führt zu dem oberſten Zimmer, ſo wie der dritte zu dem unterſten, das aber weiter nicht merkwürdig

dig iſt. In jenem ſteht auf der linken Seite ein groſſer Sarg von Granitſtein, welcher wie eine Glocke klingt, aber ohne Deckel und völlig leer iſt. Wahrſcheinlicherweiſe ſind noch mehr Särge in dieſem Zimmer geweſen, für die Perſonen nämlich, welche dem Leichnam des Königs, der ſich dieſe Pyramide zum Grabmal erbaut hatte, zur Geſellſchaft dienen mußten. Mitten in dieſem Zimmer ſieht man zwey Löcher, von denen das eine ſeitwärts nach der Außenſeite des Pyramide, das andere aber in die Tiefe herabgeht. Durch das erſte Loch, meint man, hätten die eingeſperrten Perſonen Luft und Unterhalt erhalten, das andere aber habe zur Wegſchaffung des Unrathes gedienet.

Dieſe Pyramide war bis zu der Herrſchaft der Saracenen uneröffnet geblieben; dieſe aber, welche ſich einbildeten, große Reichthümer darinnen zu finden, eröffneten die Pyramide nach dreyjährigen Bemühungen, fanden aber, der Sage nach, nichts, als einige goldene Bildniſſe und Opfergefäße, nebſt dem einbalſamirten Körper des Erbauers.

Die drey übrigen Pyramiden ſtehen mit der erſten faſt in gleicher Linie, und ſind ohngefähr fünf- bis ſechshundert Schritt weit von einander entfernet. Diejenige, welche gemeiniglich die zwote genennet wird, ſcheint dem erſten Anblicke nach höher, als die erſte; das kömmt aber von dem Grund und Boden her, welcher etwas höher, als der Grund der erſten iſt. Uebrigens aber ſind ſie von gleicher Größe, die zweyte aber iſt ſo feſt verſchloſſen, daß man nicht das geringſte Merkmal ſiehet, daß ſie jemals eröffnet geweſen. An der Oſtſeite derſelben ſiehet man die Trümmer eines Tempels, deſſen Steine von ungeheurer Größe ſind. Die dritte Pyramide iſt hundert Fuß niedriger, als die zwey erſten, ſonſt aber ihnen gleich, und wie die zwote verſchloſſen. Auch bey dieſer

ſer ſind Trümmer eines Tempels. Die vierte Pyramide, welche verſchiedene Reiſende ganz mit Stillſchweigen übergangen ſind, iſt noch hundert Fuß niedriger, und hat keinen Tempel neben ſich gehabt.

Um dieſe vier großen Pyramiden ſtehen noch viele andere, welche kleiner und mehrentheils geöffnet ſind. Etwan dreyhundert Schritte gegen Oſten von der zwoten Pyramide trifft man den großen Sphinx an, von dem jetzt nur der Hals mit dem Kopfe aus dem Sande hervor ragen. Beyde ſind ſieben und zwanzig Fuß hoch; der Anfang der Bruſt iſt drey und dreyßig Fuß weit, und ſeine ganze Länge muß gegen hundert und dreyßig Fuß ſeyn.

Außer dieſen Pyramiden findet man mehr ſüdwärts noch etliche andere, welche noch älter, als die obberührten, zu ſeyn ſcheinen, da ihr Aeußeres weit mehr Spuren des Alterthums zeiget, ohngeachtet ſie in einer viel trocknern Gegend ſtehen, als jene. Die Ebene, in welcher dieſe Pyramiden befindlich ſind, wird das Feld der Mumien genennet, weil in dieſer Gegend die mehreſten dieſer einbalſamirten Leichname gefunden worden ſind. Da hier die alte Stadt Memphis lag, ſo mag dieſes Mumienfeld wohl der Todtenacker dieſer Stadt geweſen ſeyn. Die Leichname liegen hier alle in Kammern, welche in den lebendigen Felſen, welcher der Grund dieſer Ebene iſt, gehauen ſind. Einige liegen in Särgen von ägyptiſchem Feigenbaumholz; andere ſind bloß eingewickelt. Die Mumien ſelbſt ſind hart, wie Stein, ſchwarzbraun von Farbe, und geben einen ſehr lieblichen Geruch von ſich. Sie ſind in feine Leinewand genähet, und mit langen Bänden, auf denen man Hieroglyphen ſieht, umwickelt. Die Hände ſind hinaufwärts kreutzweiſe über einander geleget.

Die

Die Einbalſamirung geſchah auf eine dreyfache Art von beſonders dazu beſtellten Leuten. Zuerſt zogen ſie durch ein Inſtrument das Gehirn durch die Naſe aus dem Kopfe, und goſſen ſtatt deſſelben gewiſſe aus Spezereyen verfertigte Säfte hinein; dann öffneten ſie den Leib, nahmen die Gedärme heraus, reinigten das Eingeweide, wuſchen es mit Palmwein, und alsdann mit geſtoßenen wohlriechenden Sachen. Darauf füllten ſie den Leib mit Spezereyen, und nähten ihn wieder zu. Er ward nun noch verſchiedenemale mit gewiſſen Wäſſern gewaſchen, und endlich gehörig eingewickelt. Dieſe Art der Einbalſamirung war die koſtbarſte. Die zweyte Art beſtand darinnen, daß eine gewiſſe Materie, welche die Eingeweide verzehrte, in den Körper geſpritzt, und derſelbe nachher ſiebzig Tage in Salpeter gelegt ward. Bey der dritten Art ward bloß Salzwaſſer in den Leichnam geſpritzt, und er ſiebzig Tage in ſolches Waſſer geleget.

Noch iſt ein Begräbniß hier, welches nicht mit Stillſchweigen übergangen zu werden verdienet. Man nennt es das Labyrinth der Vögel, und ſteigt durch eine Oeffnung in daſſelbe hinab, welche den Oeffnungen gewöhnlicher Gräber gleich iſt. Unten findet man verſchiedene lange ziemlich breite Gänge, welche mit einander zuſammen hängen, und ſich auf alle Seiten verbreiten. Dieſes Labyrinth iſt gänzlich in den Felſen gehauen, dabey aber ſo weitläuftig und in einander verwickelt, daß man ſich ohne einen Faden gar nicht wieder herausfinden kann. In den Gängen ſind auf beyden Seiten Niſchen, in welchen die in Aegypten heilig geachteten Vögel und vielleicht auch andere heilige Thiere einbalſamirt begraben wurden. Man hat noch in neuen Zeiten einige ſolcher einbalſamirten Vögel gefunden; jetzt aber ſind ſie ſehr ſelten

worden.

worden. Von einem andern noch mehr berühmten Labyrinthe werden wir in der Folge noch zu ſprechen Gelegenheit haben.

Südweſt von dem Mumienfelde nimmt die kleine Provinz Fium ihren Anfang, welche unſtreitig die fruchtbarſte im ganzen Reiche iſt. Der Hauptort darinnen iſt zwar nur ein großes Dorf, aber die Felder in der ganzen Provinz tragen alles im reichlichſten Ueberfluſſe, und der Weinſtock giebt hier mehr, als ſonſt in ganz Aegypten. Doch hat die Provinz an Fruchtbarkeit abgenommen, und hie und da hat ſich ſchon, Dank ſey es der ſchlechten Regierung, viel Sand angehäufet. Einige dieſer Sandſtrecken ſind durch die Feuchtigkeit eines eingegangenen Kanals einigermaßen wieder fruchtbar worden, und tragen eine Menge Datteln. Deswegen haben ſich verſchiedene arabiſche Familien in dieſer Gegend niedergelaſſen, welche unter ſchlechten Zelten wohnen, und bloß von dieſen Datteln leben. Aus dieſem eingegangenen Kanal war ein andrer gezogen, welcher durch die Sandwüſten gieng, und ſich bey Alexandrien in das Mittelländiſche Meer ergoß. An dieſem Kanal liegt die Wüſte des H. Makarius, und das alte Nilbette, welches jetzt, wie ſchon erwähnt worden, Meer ohne Waſſer genennet wird. In der Wüſte ſind noch einige Koptiſche Klöſter.

Ober-Aegypten hatte ehedem große Städte, von denen uns wenigſtens die Schriftſteller der Alten prächtige Beſchreibungen hinterlaſſen haben. Darunter war **Arſinoe**, vorzüglich durch die Verehrung berühmt, welche die Einwohner einem Krokodill erwieſen, den ſie als ein heiliges Thier anſahen. Ueber Arſinoe ſtand **Herakleotis**, deren Einwohner wieder dem tödtlichen Feind des Krokodills, dem Ichnevmon, Altäre errichteten; ferner **Ptolemais**, **Elephan-**

phantine und andre Städte mehr, von denen kaum das Andenken übrig geblieben iſt. Vorzüglich verdient hier bemerkt zu werden Theben, welches die älteſte Hauptſtadt Aegyptens war. Dieſe Stadt, deren Erbauung ſich gänzlich in die fabelhafte Vorzeit verlieret, lag an dem rechten Ufer des Nils, und nahm einen ungeheuern Raum ein, wie man denn noch gegenwärtig drey volle Tage nöthig hat, um die Ruinen derſelben zu umgehen. Sie ſoll hundert Thore gehabt haben, und außer ihr ſoll keine andere geweſen ſeyn, die ſo prächtige Gebäude und Denkmale aufzuweiſen gehabt habe. Eines dieſer Gebäude war das Grabmal des Königs Oſymandyas, von welchem Diodor der Sicilier eine Beſchreibung macht, die man beynahe für ein Mährchen halten möchte. Gleich bey dem Eingange dieſes Grabmals, ſagt er, war ein Thor, das fünf und vierzig Ellen in der Höhe hatte. Dann kamen Seulengänge, von denen jede Seite vierhundert Fuß lang war, und die auf Thieren ruhte, von denen jedes ſechszehn Ellen hoch, und doch aus einem einzigen Steine verfertigt war. Dann kam man in einen andern Hof, an deſſen Eingang drey Bildſeulen ſtanden, deren jede aus einem ganzen Steinſtücke gehauen war. Eine ſtellete eine ſitzende Perſon vor, deren Fuß über ſieben Ellen lang war. Dieſe ſtellte den Oſymandyas ſelbſt vor; die beyden andern, die an ſeinen Knien ſtanden, bildeten die Tochter und Mutter des Königs ab. Dieſer Hof führte zu einer noch größern Bogenſtellung um einen mit Mauern umgebenen Platz, an denen die Thaten des Königs gemahlet waren. Es waren noch viele andre Höfe und Seulengänge, wie auch eine koſtbare Bibliothek in dieſem Gebäude. Von dieſer ſowohl, als den andern Schönheiten des alten Theben, ſind nichts, als einige zerſtreuete Ruinen übrig geblieben, von denen die merkwürdigſten folgende ſind: zwey ungeheure

geheure Koloſſen, welche auf viereckten Steinen ſitzen, und aus verſchiedenen Stücken eines grauen Sandſteins verfertigt ſind: Der hinterſte Theil an den Seiten, worauf ſie ſitzen, iſt mit Hieroglyphen gezieret. Ferner einige Ueberbleibſel von dem Pallaſte des Memnon, unter denen ſich auch Säulen mit buntgemahlten Hieroglyphen befinden, deren Farben noch vollkommen friſch ſind.

Die Inſel Ell-Sag im Nil iſt eben dieſelbe, welche von den Alten Elephantine genannt wurde, worauf ehemals auch eine Stadt gleiches Namens gelegen war. Der ſüdliche Theil dieſer Inſel iſt gebirgigt, und voll Ruinen, unter denen aber wenig mehr kenntlich ſind. Girge iſt die wichtigſte unter den andern Städten Ober-Aegyptens. Sie iſt die Reſidenz des Bey, oder des Oberbefehlhabers in Ober-Aegypten. Die katholiſchen Geiſtlichen haben hier ein Hoſpital, worinnen ſie ſich durch Ausübung der Arzneykunſt erhalten. Gewiſſermaßen kann Girge, ohngeachtet es nicht der letzte Ort gegen Nubien zu iſt, als die Grenze des türkiſchen Gebiets angeſehen werden, weil jenſeits deſſelben die arabiſchen Schechs eine beynahe vollkommene Oberherrſchaft ausüben.

Inſ. Ell-Sag.

Girge.

Auf der rechten Seite des Nils lagen die Thebaiſchen Wüſten, in welchen die Einſiedler des chriſtlichen Aegyptens den Grund zu allen jenen unſeligen Schwärmereyen legten, durch welche das Chriſtenthum nachher verunſtaltet worden iſt. Ueberall ſieht man hier in unzugänglichen Felſen kleine Zellen eingehauen, in welche die Bewohner derſelben nur mit der äußerſten Mühe klettern konnten. Auch fand man in dieſen ſcheuslichen Gebirgen eine Menge von Klöſtern, von denen auch einige noch bis jetzt beſtehen. Dieſe unwirthbaren Gebirge gehen vier Tagereiſen weit, bis nahe an das Geſtade des rothen Meeres,

und ſind, auch die Klöſter und Einſiedlerzellen abgerechnet, dadurch merkwürdig, daß man Ueberreſte einer langen und hohen, aus Bruchſteinen erbauten Mauer darinnen findet. Sie gehet von Norden nach Süden, und kann unten ohngefähr vier und zwanzig Fuß dick ſeyn. Die Araber nennen ſie die Mauer des Alten, weil ſie, ihrer Angabe nach, von einem alten König des Landes erbaut ward, und ganz Aegypten umgab. Vielleicht war ſie bloß dazu beſtimmt, Aegypten von dieſer Seite wider die Einfälle der Araber zu ſchützen.

Die an dieſe Gebirge ſtoßende Küſte des rothen Meeres iſt ihrer ganzen Länge nach eine der dürreſten, die man ſich denken kann, und ohne den Handel, der einige Schiffe und Kaufleute hieher zieht, würde man vielleicht kein lebendiges Geſchöpf auf derſelben finden.
Suez. Die Stadt Suez, welche auf der Erdenge lieget, die das rothe Meer von dem Mittelländiſchen, und Afrika von Aſien ſcheidet, iſt gegenwärtig der beſuchteſte Hafen auf der ganzen Küſte. Hier überwintern die türkiſchen Schiffe, welche der Sultan auf dem rothen Meere unterhält, und hier wird ein beträchtlicher Handel mit Indien und Arabien getrieben. Ueber Suez
Koſſir. iſt der Hafen Koſſir, welcher kleiner als der von
Kolzim. Suez iſt. Ein andrer Hafen iſt Kolzim, ehemals Kolzum, von welchem das ganze Meer dieſen Namen erhalten hatte, den es auch bey den Arabern noch führet.

Zum Beſchluß dieſer Nachrichten von Aegypten wollen wir noch etwas von dem Labyrinthe hinzufügen, welches von den zwölf zugleich neben einander herrſchenden Königen Aegyptens bey dem See Möris, unweit von Arſinoe, erbaut wurde. In dieſem Labyrinth befanden ſich zwölf Säle, oder bedeckte Höfe, mit großen, einander gegen über ſtehenden Thüren. Zimmer

mer waren in dieſem Labyrinthe dreytauſend, welche allen andern menſchlichen Arbeiten der Baukunſt vorzuziehen geweſen ſeyn ſollen. Es ſoll der Sonne zu Ehren aufgeführet, und nicht das geringſte Zimmerholz in demſelben gebraucht worden ſeyn. Jeßt ſind auch keine Trümmer mehr davon zu ſehen.

So viel von Aegyptens gegenwärtiger Verfaſſung und den vornehmſten Merkwürdigkeiten dieſes Landes. Von ſeiner ehemaligen ungleich merkwürdigern Verfaſſung werden wir noch manches unter der Rubrik, Geſchichte, zu berühren Gelegenheit haben.

Zum Beſchluß wollen wir noch etwas weniges von der Landſchaft Barkan hinzufügen, welche ſeit 1517 ebenfalls den Osmanen unterworfen iſt, und hier alſo am ſchicklichſten mitgenommen werden kann. Dieſe Landſchaft iſt ein Stück des alten Libyens, und war ehedem unter dem Namen, Cyrenaica, bekannt. Gegen Mitternacht grenzt ſie an das Mittelländiſche Meer, gegen Morgen an Aegypten, gegen Mittag an Nubien, und gegen Abend an die Staaten der Republik Tripolis. Ihre Länge wird auf hundert und funfzig, die Breite aber auf vierzig bis ſechszig deutſche Meilen geſchätzet. Gegen das Meer zu iſt der Boden fruchtbar, und das Klima gemäßigt, die mittäglichen Gegenden aber ſind ſo dürr, ſandig und unfruchtbar, daß ſie mit dem Namen der Wüſten von Barkan belegt worden ſind. Das vorzü lichſte Erzeugniß des Landes ſind Datteln, welche auch die vornehmſte Nahrung der Einwohner ausmachen. Andere Gewächſe gedeihen nur ſparſam, und Waſſer iſt faſt gar nicht zu finden.

Landſchaft Barkan.

Die Einwohner des Landes ſind ſchweifende Araber; doch iſt auch eine Stadt im Lande, welche Barkan heißt, und in welcher der Sandchak oder Gouverneur ſeinen Siß hat.

Geſchichte. Daß Aegypten eines der Länder iſt, von deſſen Geſchichte wir auch aus den älteſten Zeiten wenigſtens einige Bruchſtücke beſitzen, beweiſen auch, außer den Erzählungen Moſes, die Geſchichtſchreiber der Griechen; nur muß man nicht vergeſſen, daß dieſe ältere Geſchichte ſo voller Widerſprüche iſt, daß ſich ſchwerlich etwas Beſtimmtes darüber ſagen läßt. Es würde wider den Endzweck dieſes Werkes laufen, wenn wir unſre Leſer hier in die Labyrinthe der kritiſchen Unterſuchungen führen wollten, welche viele Gelehrte, um die widerſprechenden Zeitrechnungen und Data dieſer Geſchichte mit einander zu vereinigen, angeſtellt haben; und wir halten es für hinreichend, wenn wir, ohne ſie mit dergleichen Fragen und Hypotheſen zu ermüden, nur das anführen, was ſich wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit von Aegyptens ganz alter Geſchichte ſagen läßt.

Nichts gleicht der Dunkelheit der älteſten Geſchichte Aegyptens, und nichts iſt ſchwerer, als die Zeitrechnung, die Manetho und andre aufbewahrt haben, und welche von Jahrtauſenden ſpricht, als wären es Monate, um ſie mit unſrer gewohnten Vorſtellungsart zu vereinigen. Zum Glück iſt für unſre Zeiten die Geſchichte Aegyptens nicht ſo wichtig, daß uns dieſe Dunkelheiten und Widerſprüche beunruhigen könnten. Alle alten Geſchichtſchreiber ſtimmen wenigſtens darinnen überein, daß Menes der erſte König dieſes Landes geweſen, wenn ſie gleich in Abſicht der Zeit, zu welcher er gelebt haben ſoll, ſehr von einander abgehen. Damals war ganz Aegypten ein kleines Stück, ausgenommen ein Moraſt, den Menes in urbares Land verwandelte, und mit Einwohnern beſetzte, die wahrſcheinlicherweiſe äthiopiſche Anſiedler (Koloniſten) waren. Nach ihm und vielleicht auch ſchon neben ihm mögen mehrere Fürſten über Aegyp-

ten geherrſcht haben, von denen man aber weiter keine Nachrichten zu geben weiß. Nachher ward Aegypten von den Hykſos, oder Hirtenkönigen (arabiſchen Schechs) erobert, und zwey hundert neun und funfzig Jahre beherrſchet, bis ſie Amoſis aus dem Lande trieb.

Unter den folgenden Königen, von denen ſich meiſt nicht einmal die Namen mit Beſtimmtheit angeben laſſen, iſt Seſoſtris vorzüglich merkwürdig, wiewohl die gelehrteſten Chronologen nicht über ſein Zeitalter einig werden können. Auf Anweiſung eines Traums ſoll ihn ſein Vater von früher Jugend an zum Eroberer erzogen haben, und ſeine nachherigen Thaten ſollen dieſer Erziehung völlig gemäß geweſen ſeyn. So bezwang er die Araber und Libyer noch bey Lebzeiten ſeines Vaters, und breitete ſeine Eroberungen bis an die Küſten des Atlantiſchen Meeres aus. Berauſcht von dieſem Glücke, faßte er nunmehr den Entſchluß, ſich die ganze Erde unterwürfig zu machen, und zog mit einer Armee, welche aus nicht weniger denn ſechshunderttauſend Mann zu Fuß, vier und zwanzig tauſend zu Pferde, und ſieben und zwanzig tauſend Streitwagen beſtanden haben ſoll, aus Aegypten. Auf dieſem Kriegszuge unterwarf er ſich erſtlich Aethiopien, während ſeine Flotten die Küſten Indiens verheerten, und Cypern eroberten. Er ſelbſt bezwang die Skythen, und gieng nach Europa über, wo er aber nicht weiter, als bis in Thracien kam, von wo ihn die Nachricht, daß ſich ſein Bruder, der indeſſen Reichsverweſer geweſen war, empört habe, nach Aegypten zurückrief. Die übrige Zeit ſeiner Regierung hindurch ſuchte er ſein Reich durch Gebäude und andere Kunſtwerke zu verſchönern, zuletzt aber brachte er ſich ſelbſt ums Leben.

In der Folge ward Aegypten von den Aethiopiern erobert, die zwar dieſe Eroberung nicht lange behaupteten, wodurch aber doch viele innre Zerrüttungen entſtanden. Endlich kam Aegypten gar unter zwölf Beherrſcher auf einmal, von denen Pſammitich, nachdem das Reich funfzehn Jahr getheilt geweſen war, wieder die alleinige Herrſchaft erlangte.

Mit dieſem Pſammitich, der ohngefähr ſechshundert ſiebzig Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte, wird die ägyptiſche Geſchichte die bisher ein Gewebe von Fabeln und Ungereimtheiten iſt, heller und deutlicher. Er rief zuerſt Griechen nach Aegypten, erweiterte den Handel, und bewies ſich durchaus als einen ſtaatsklugen Fürſten. Sein Sohn und Nachfolger Nechao ließ zuerſt den Weg um Afrika herum befahren, und ſeine Schiffe kamen, nachdem ſie aus dem rothen Meere ausgelaufen waren, nach einer dreyjährigen Abweſenheit durch die jetzige Straße von Gibraltar und das Mittelländiſche Meer wieder nach Aegypten zurück. Er führte auch Krieg wider die Aſſyrier, deſſen endlicher Ausgang aber eine empfindliche Niederlage war, die ihm Nabuchodonoſar, König von Babylon, bey Carchemis am Euphrat beybrachte. Nach einer ſechszehnjährigen Regierung folgte ihm ſein Sohn Pſammis, der nach ſechs Jahren auf einem Feldzuge wider die Aethiopier ſtarb. Sein Nachfolger war Apries, der in den jüdiſchen Propheten Pharao Hophrah genennt wird. Die erſten Jahre ſeiner Regierung ſollen durch eine Reihe wider die Phönizier und Cyprier erfochtenen Siege bezeichnet geweſen ſeyn; zuletzt aber empörten ſich ſeine Unterthanen wider ihn, die er durch Härte und Grauſamkeit wider ſich aufgebracht hatte. Nabuchodonoſar benutzte die Zerrüttung, in welche Aegypten durch dieſe Empörung verſetzt war, und verwüſtete es auf eine ſchreckliche Weiſe.

Nach

Nach ſeinem Abzuge ſuchte Apries ſich wieder in den Beſitz der Krone zu ſetzen, allein er verlor ein entſcheidendes Treffen, ward gefangen und zu Sais erdroſſelt.

Der Anführer der Rebellen Amaſis, war ſein Nachfolger; ein Man von geringer Abkunft, der ſich aber alle Mühe gab, ſein Land in einen glücklichen Zuſtand zu verſetzen. Nach griechiſchen Geſchichtſchreiben muſte er ſich dem perſiſchen Koreſch oder Cyrus unterwerfen, nach deſſen Tode er wahrſcheinlicherweiſe das ihm aufgelegte Joch wieder abſchüttelte, woher auch wohl der Haß kommen mochte, den Kambyſes, des Koreſch Sohn, wider ihn und Aegypten überhaupt gefaßt hatte. Nach andern verlangte Kambyſes des Amaſis Tochter, der ihm aber die Tochter des von ihm ermordeten Apries ſchickte. Da dieſe nun den Betrug offenbarte, beſchloß Kambyſes, ſich empfindlich zu rächen und Aegypten völlig zu erobern. Amaſis erlebte indeſſen nicht den gänzlichen Ausbruch des Krieges; ſein Sohn, Pſammenit, aber hatte kaum den Thron beſtiegen, als Kambyſes in Aegypten einbrach, in kurzer Zeit das ganze Land eroberte, und den König umbringen ließ.

Nun war Aegypten perſiſch, allein der Eroberer hatte durch Umbringung des heiligen Ochſen die Nation zu ſehr erbittert, als daß er ſich einer freywilligen Unterwürfigkeit hätte ſchmeicheln können. Die Aegyptier empörten ſich vielmehr zu verſchiedenenmalen, und etwan vierhundert und vierzehn Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung gelang es ihnen, die Perſer zu verjagen, nnd wieder unter die Herrſchaft von Nationalkönigen zu kommen, die aber mit Nektanebus wieder aufhörten, unter deſſen Regierung dreyhundert

funfzig Jahr vor Ch. G. Darius Ochus Aegypten abermals zu einer perſiſchen Provinz machte.

Dieſe blieb es auch, bis Alexander die Monarchie der Perſer zerſtörte. Die Aegyptier ſahen ihn als den Befreyer ihrer Nation an, und er zog mehr als in ſein Erbreich, denn als in eine neue Eroberung in dieſes Reich ein. Nach Alexanders frühem Tode ward Ptolomäus Lagus, ein Macedonier, zum Statthalter über Aegypten, Libyen und einen Theil Arabiens ernennt; Provinzen, die er bis an ſeinen Tod behauptete, und noch vergrößert, als erbliches Königreich ſeinen Nachkommen hinterließ. Sein Nachfolger war Ptolomäus Philadelphus, der Erbauer des Pharus und eines prächtigen Tempels des Serapis, innerhalb deſſen die berühmte alexandriniſche Bibliothek ihren Platz hatte. Kriege mit ſeinem Halbbruder Magas, König von Libyen und Cyrene, und mit deſſen Schwiegervater, Antiochus Soter, König von Syrien, erfüllten einen Theil ſeiner Regierung, die übrigens durch wenig wichtige Eräugniſſe merkwürdig iſt. Sein Nachfolger, Ptolomäus Evergetes, führte glückliche Kriege mit Antiochus dem Gott, König von Syrien, und deſſen Nachfolger, Seleukus, nach deren Endigung er den meiſten Theil ſeiner Zeit den Wiſſenſchaften widmete. Auch ſein Sohn, Ptolomäus Philopator hatte Händel mit Syrien. Uebrigens war er ein weichlicher und grauſamer Fürſt, den fortgeſetzte Ausſchweifungen zu frühzeitig ins Grab brachten. Nach ſeinem Tode entſtanden bey der Minderjährigkeit des jungen Prinzen, Ptolomäus Epiphanes, der nur fünf Jahr alt war, innerliche Unruhen, deren ſich der ſyriſche König, Antiochus der Große, zu Nutze machte, und Coeleſyrien nebſt Paläſtina eroberte. Da nun um dieſe Zeit römiſche Geſandten nach Aegypten kamen,

men, übergaben die ägyptiſchen Großen ihr Land und den König der Vormundſchaft des römiſchen Senats. Nachdem Epiphanes die Regierung ſelbſt übernommen hatte, überließ er ſich den ſchändlichſten Ausſchweifungen, und machte ſich endlich ſo verhaßt bey ſeinen Unterthanen, daß eine Empörung wider ihn ausbrach, welche ihn wahrſcheinlicherweiſe die Krone gekoſtet haben würde, wenn nicht ſein Feldherr, Polykrates, einen großen Sieg über die Rebellen erfochten hätte. Dennoch aber koſtete ihm ſeine Unbedachtſamkeit noch zuletzt das Leben, indem er von ſeinen eigenen Freunden mit Gift hingerichtet ward.

Während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes, Ptolomäus Philometor, eroberte der ſyriſche Antiochus ganz Aegypten, und ließ die Krone dem Philometor, den er in einem vorhergehenden Kriege gefangen genommen hatte, und an deſſen Stelle ſein Bruder, Phyſkon, von den Aegyptiern zum König erwählt worden war. Da aber beyde Brüder ſich wider ſeine Abſicht friedlich in dem Beſitz der Krone theilten, that er einen neuen Einfall nach Aegypten, das ihn jedoch ein Befehl des römiſchen Senats bald wieder zu verlaſſen nöthigte. Die Eintracht währte indeſſen nicht lange: Philometor ward von ſeinem Bruder vertrieben, und flohe nach Rom, da denn der Senat den Vergleich traf, daß er Aegypten und Cypern, Phyſkon aber Libyen und Cyrene beherrſchen, keiner aber von dem andern abhängig ſeyn ſollte. Dennoch war auch dieſer Vergleich nicht von Beſtande; der Krieg brach vielmehr aufs neue aus, da Phyſkon nicht mit ſeinem Antheile zufrieden ſeyn wollte, und auch die Römer dahin brachte, ſeine Parthey zu ergreifen. Philometor ſiegte endlich in dieſem Kriege, nahm ſeinen Bruder, der auf Cypern gelan-

det

det war, gefangen, und war großmüthig genung, ihm völlig zu verzeihen. Philometor ſtarb zehn Jahr nach dieſer Verſöhnung an den Wunden, die er in einem dem Alexander Balos, König von Syrien, gelieferten Treffen erhalten hatte.

Phyſkon war ſein Nachfolger, ein grauſamer Fürſt, der das Blut ſeiner edelſten Unterthanen vergoß, und ſoviele Schandthaten begieng, daß die Alexandrier endlich einen Aufſtand erregten, und ſeinen Pallaſt in Aſche legten. Phyſkon muſte nach Cypern flüchten, wo er ſeinen mit ſeines Bruders Gemalin, Kleopatra, erzeugten Sohn, Memphitis, umbringen ließ, ihr aber die er von ſich geſtoßen hatte, die zerſtümmelten Glieder zuſchickte. Dennoch gelang es ihm, wieder zur Regierung zu kommen, die er auch bis an ſein Ende behauptete. Dem Willen der Nation zufolge, ſollte ihm von ſeinen drey Söhnen, Ptolomäus Lathurus als Mitregent ſeiner Witwe folgen; allein ſie beſtimmte ihren jüngſten Sohn Alexander, zu dieſer Würde, und vertrieb den Lathurus wirklich aus dem Reiche. Da dieſe herrſchſüchtige Frau aber auch ihren andern Sohn ſklaviſch behandeln wollte, und ſogar zuletzt eine Verſchwörung wider ſein Leben anſpann, kam ihr dieſer zuvor, und ließ ſie ermorden, weswegen ihn die Alexandrier vertrieben, und den Lathurus auf den Thron ſetzten, der noch ſieben Jahr in Ruhe über Aegypten herrſchte.

Ihm folgte ſeine Tochter, Berenice, mit welcher ſich Alexanders Sohn gleiches Namens, den die Römer, um über Aegypten zu herrſchen, dahin geſchickt hatten, vermählte. Da er aber ſeine Gemalin umbringen ließ, ſo ermordeten ihn die Aegyptier ebenfalls, und überließen ſeinem Sohn, Alexander dem Dritten,

die Krone, der nach einer funfzehnjährigen Regierung ebenfalls aus dem Reiche verjagt ward. Er ſtarb auch in der Verbannung, und ſetzte die Römer zu Erben ein, die aber keinen Gebrauch von dieſem Vermächtniß machten, ſondern den Auletes, der an ſeine Stelle die ägyptiſche Krone erhalten hatte, ganz ruhig regieren ließen. Seine Weichlichkeit und willkührliche Regierung brachte zuletzt ſeine Unterthanen dahin, ihn der Regierung zu entſetzen. Sie gaben ſeiner Tochter, Berenice, die Krone, welche ſich mit dem Seleukus, einem ſyriſchen Prinzen, vermählte, von ihrem Vater aber mit römiſcher Hülfe wieder vom Throne geſtoßen und ermordet ward. Nach einer vierjährigen, durch nichts als Grauſamkeiten bezeichneten Regierung folgte ihm ſein älteſter Sohn, Ptolomäus, den er mit ſeiner älteſten Tochter Kleopatra, zu verehlichen befahl, ſobald beyde volljährig geworden wären.

Allein Pathia ein Verſchnittener, und Achillas erſter Feldherr der ägyptiſchen Truppen, welche Vormünder des Ptolomäus waren, beraubten die Kleopatra ihres Antheils an der Regierung, und vertrieben ſie aus dem Reiche. Nun brachte ſie in Syrien eine Armee zuſammen, mit der ſie ihre entzogenen Rechte wieder zu erlangen ſuchte. Während daß ihre und des Ptolomäus Armee einander im Geſicht ſtanden, kam Pompejus, nachdem er das Treffen auf den Pharſaliſchen Gefilden verloren hatte, ſich eine Freyſtadt zu ſuchen, nach Aegypten, und hielt bey dem Ptolomäus um die Erlaubniß an, im Lande bleiben zu dürfen. Der König gab keine Antwort, Pathia und Achillas aber, welche den Julius Cäſar in ihr Intereſſe zu ziehen glaubten, luden den flüchtigen Feldherrn ein, zu kommen, und ermordeten ihn, da er kaum

ans Land getreten war. Cäſar indeſſen, der dem Pompejus auf dem Fuße gefolgt war, bezeigte ein großes Mißfallen über dieſes verrätheriſche Beginnen, und entſchied auch endlich zum Beſten der Kleopatra, die er wieder in den Beſitz der Regierung einſetzte. Ueber dieſe Entſcheidung entſtand ein heftiger Krieg, der ſich endlich, als Mithridates, König von Pergamus, den Römern zu Hülfe kam, mit einer völligen Niederlage der Aegyptier und dem Tode des Ptolomäus, der auf der Flucht ertrank, endigte.

Kleopatra, die durch ihre Reitze überhaupt den Cäſar gefeſſelt hatte, ward nun aufs neue Königin, und heurathete ihren jüngern Bruder, den ſie aber, als er vierzehn Jahr alt worden war, aus Furcht, daß er zu viel Theil an der Regierung nehmen möchte, umbringen ließ. Nach Cäſars Tode beſtrickte ſie den Markus Antonius, der in ihren Armen den Wollüſten fröhnte, während daß ſein Gegner, Oktavianus Auguſtus, ihm immer gefährlicher wurde. So wagte er, geſchwächt durch Weichlichkeit, das Seetreffen bey Aktium, deſſen Verluſt ihn der Herrſchaft über Rom beraubte. Dennoch verrieth ihn eben dieſe Kleopatra, derentwillen er ſich zum Weichling erniedrigt hatte, an ſeinen Ueberwinder, welchem nicht in die Hände zu fallen, er ſich ſelbſt mit ſeinem Schwerte entleibte. Kleopatra aber, nachdem ſie ſich vergebens bemüht hatte, den Auguſt für ſich einzunehmen, und vorherſahe, daß ſie ſeinen Triumph würde zieren müſſen, ließ ſich, wie man ſagt, durch den Biß einer Viper vergiften. Mit ihr erloſch das Geſchlecht der Ptolomäer, und Aegypten ward nun eine römiſche Provinz.

So

So war alſo Aegypten römiſch, und ſeine Geſchichte iſt nun in die römiſche verwebet und wenig bedeutend. Im dritten Jahrhundert ward Aegypten das Vaterland der Einſiedler, die durch eine freywillige Entfernung von der Welt und eine ſtrenge, alle Sinnen ertödtende Lebensart den vorzüglichen Beyfall des höchſten Weſens zu erlangen glaubten. Die Thebaiſchen Wüſten wurden der Sammelplatz dieſer Unſinnigen, die alle ihre irrdiſchen Verbindungen zerriſſen, allen Freuden des Lebens entſagten, und gleich wilden ungeſelligen Thieren ihr Leben verſchwärmten. Jünglinge in der Kraft ihrer Jugend, wie Paulus von Theben, den man als den Urſtifter der Möncherey anſieht, eilten gleich dem ſchon eiskalten Greiſe, in dieſe Wüſten, und lebten gerade ſo wie die Fakirs und Santons noch leben. Von hier aus gieng in der Folge der Zeiten, der Genius des klöſterlichen Lebens und der Wahn durch körperliche Büßungen, des Namens eines wahren Chriſten würdig zu werden, und was man auf Rechnung einer durch den heißen Himmelsſtrich erzeugten Sinnesſchwachheit hätte ſetzen ſollen, ward bald als eine Wirkung des heiligen Geiſtes angeſehen, und Hypochondrie zu einem Attribut des Heiligen gemacht.

In demſelben Jahrhundert brach auch in Aegypten ein Aufruhr aus, indem der Statthalter Firmus, unter Aurelians Regierung, nach einigen ſich zum Beherrſcher des Landes aufzuwerfen, nach andern bloß die Freyheiten der Aegyptier aufrecht zu erhalten ſuchte. Auch unter Diocletians Regierung empörte ſich Achilleus, und entfernt von dem Mittelpunkt der römiſchen Macht, wie er war, gelang es ihm, das ganze Land unter ſich zu bringen, und von der Armee als Kaiſer ausgerufen zu werden. Aber Diocletianus über-

überwand ihn in einem blutigen Treffen, belagerte ihn acht ganzer Monat in Alexandrien, und eroberte endlich die Stadt mit Sturm, da denn Achilleus gefangen, im Circus den wilden Thieren zur Speiſe vorgeworfen, und ganz Aegypten wegen Theilnehmung und Billignng des Aufruhrs mit Blut befleckt wurde. Nun blieb Aegypten ruhig bis zu Theodoſius des Großen Regierung, da die Schmach, welche die jetzt zur herrſchenden Parthey gewordenen Chriſten etlichen alten für höchſt heilig geachteten Idolen anthaten, das Signal zu einem großen Aufruhr in Alexandrien gab. Die Heiden nämlich, äußerſt entrüſtet über eine ſo unverzeihliche Beleidigung, ermordeten mehrere Chriſten, bemächtigten ſich des Serapistempels, befeſtigten ſich in demſelben, und thaten häufige Ausfälle, Chriſten aufzuhaſchen, ſie zur Opferung heidniſcher Götzen zuzwingen, oder, im Weigerungsfall, den Kreutzestod ſterben zu laſſen. Man ſagt, daß Theodoſius nicht bigott genug geweſen, durch Härte die Religionswuth der Heiden noch mehr zu entflammen, ſondern daß er der Obrigkeit Gelindigkeit anempfohlen, und dieſer es endlich gelungen ſey, durch friedliche Mittel die Eintracht wieder herzuſtellen.

Bey der Theilung des römiſchen Reichs ward Aegypten eine Provinz des orientaliſchen Kaiſerthums, und blieb ruhig von außen und innen, bis zu Anfang des ſiebenden Jahrhunderts unter Heraklius Regierung, da die Perſer das ganze Nieder-Aegypten überſchwemmten, und ſelbſt Alexandrien plünderten. Auch ward der ſchwelgende und polemiſirende Hof zu Konſtantinopel immer ſchwächer und unvermögender, eine ſo entfernte Provinz zu ſchützen, und es durfte ſich nur ein kühner Eroberer zeigen, um es gänzlich der griechiſchen Herrſchaft zu entreißen.

Dieſer

Dieſer Eroberer fand ſich in der Perſon Omars, des zweyten Kalifen, deſſen ſchwärmeriſcher Tapferkeit die entnervten Griechen nicht zu widerſtehen im Stande waren. Aegypten ward nun ein Stück des großen Reichs der Saracenen, und Konſtantinopel ſah ruhig zu, wie ihm eine ſeiner beſten Provinzen entzogen wurde, und der Koran über das Evangelium triumphirte. Man hört auch nicht, daß die Aegyptier nur etwas gethan hätten, was einigen Widerwillen gegen ihre neuen Gebieter an den Tag gelegt hätte. Sie waren bald ſo gute Saracenen, wie ihre Sieger, und vergaßen Chriſtenthum, und alles, was ſie an ihren vorigen Zuſtand erinnern konnte.

Im neunten Jahrhundert bekam Aegypten eigene Kalifen, welche zugleich über die Saracenen in dem übrigen Afrika herrſchten. Sie waren aus dem Stamme der Fatimiten, und wurden im eilften Jahrhundert durch die Türken vom Throne geſtoßen, die, als die Saracenen zu weichlich worden waren, ſich ſelbſt vertheidigen zu können, die Stärke ihrer Armeen ausmachten.

Auch dieſe Revolution, gieng ohne große Bewegung des ſklaviſchen, mit jedem neuen Herrn zufriedenen, Volkes ab. Salah Eddin, den wir Saladin nennen, war der zweyte Sultan aus türkiſchem Blute. Seine Regierung fällt in die Zeiten der Kreutzzüge, welche Europa unternahm, das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen, und ſeine Tapferkeit war ſo groß, als ſeine übrigen Tugenden, denen ſelbſt die Chriſten ihre Achtung nicht entziehen konnten. Unter des Melech Salah Regierung fällt im J. 1237 der Kreutzzug Ludwigs des IX. Königs von Frankreich, deſſen Lieblingsidee, wie aus dem erſten Bande unſers Werks noch erinnerlich ſeyn

wird, die Eroberung des heiligen Landes war. Ludwig ſah mit Recht Aegypten als den Schlüſſel dazu, und als die ſtärkſte Waffe in den Händen der Mohämedaner an, und er glaubte, daß, wenn dieſes einmal erobert wäre, die Einnahme der heiligen Oerter nothwendig nachfolgen müſſe. Der Anfang ſeiner Unternehmungen, war ſo erwünſcht als möglich; allein bald riſſen anſteckende Krankheiten unter der Armee der Kreutzfahrer ein, und endlich verloren ſie ein großes Treffen, in welchem der König von Frankreich nebſt mehrern Großen gefangen wurde, und die Blüte des franzöſiſchen Adels zu Grunde gieng. So verunglückte eine Unternehmung, von welcher man ſich den glücklichſten Erfolg verſprochen, und welche nicht nur Aegypten, ſondern auch alle andre benachbarte mohämedaniſche Staaten, in Schrecken geſetzt hatte. Sultan Melech Salah überlebte dieſen Sieg nicht lange, ſondern indem er den König von Frankreich nach Damiette führte, ward er von ſeiner Leibwache ermordet.

Dieſe Leibwache beſtand aus den berufenen Mamelucken, die unſtreitig ſehr hiſtoriſch merkwürdig ſind. Die letzten Sultane, welche ſich nicht getrauten, der ſchwärmeriſchen Tapferkeit der Kreutzfahrer ihre weibiſchen Aegyptier entgegenzuſetzen, kauften eine Menge junge beſonders tſcherkaßiſche Sklaven zuſammen, ließen ſie auf das ſorgfältigſte in allen Kriegsübungen unterweiſen, und bildeten ein zahlreiches, geübtes, zuletzt aber für ſie ſelbſt ſehr gefährliches Korps aus denſelben, das, nach der Ermordung des Melech Salah, auch deſſen Prinzen umbrachte, und einen aus ſich ſelbſt auf den Thron von Aegypten ſetzte.

So hatte dieſes Reich abermals neue Beherſcher erhalten, unter welchen es vom J. 1245 bis 1517 blieb. Die erſten der mameluckiſchen Sultane waren tapfere und weiſe Regenten, welche den Fortgang der chriſtlichen Waffen in Syrien aufhielten, und Aegypten, theils durch Eroberungen von außen, theils durch gute Einrichtungen von innen verſtärkten. Allein nach und nach ſchwand die alte Kriegszucht, die Regenten wurden weichlich, und fröhnten, da ſie von den Chriſten nicht mehr in Thätigkeit erhalten wurden, denn die Raſerey der Kreutzfahrten hatte aufgehört, den entnervendſten Lüſten, und die Mamelucken ſelbſt, die ehedem immer ſtreng darauf geſehen hatten, daß ihre Sultane die Krone verdienten, ließen ſich nach und nach durch Beſtechungen zum Vortheil des Laſters verleiten, und verſanken immer mehr in jene tödtliche Schlafſucht, die den mächtigſten Reichen den Untergang bringet. In dieſer Verfaſſung war die Herrſchaft der Mamelucken als der Oſmaniſche Sultan Selim, den Plan zur Eroberung Aegyptens machte. Tuman Beg, der damals dieſes Reich beherrſchte, war zwar des Thrones vollkommen würdig, die alte Tapferkeit der Mamlucken ſchien in ihm wieder aufgelebt zu ſeyn, und ohne die Zerrüttungen im Staate, und mit mehr Unterſtützung von Seiten der ſeinigen, würde Selims Unternehmung gewiß geſcheitert ſeyn. Er focht in dem Treffen bey Kahira mit einer unbeſchreiblichen Herzhaftigkeit, aber endlich mußte er der Uebermacht der Türken weichen, die ihn, ſich in Kahira einzuſchließen, und nach einer neuen Schlacht ſich mit der Flucht zu retten, nöthigten. Nicht lange darauf ward er gefangen, und 1517 auf Befehl Selims ſtrangulirt.

So endigte ſich die Regierung der Mamlucken, und Aegypten ward nun eine türkiſche Provinz, die

aber theils wegen der Entfernung von dem Mittelpunkte des Reichs, theils wegen der innern Verfaſſung ſelbſt, öftern innern Unruhen ausgeſetzt blieb, und immer bleiben wird. Eine der wichtigſten dieſer Empörungen war die des Ali Bey in dem vorigen rußiſchtürkiſchen Krriege. Dieſer wirklich nicht gemeine Mann war ſchon im Beſitz des Reichs; er war den Türken in allem überlegen, und er würde gewiß der Stifter eines eigenen Staates geworden ſeyn, wenn nicht einer ſeiner Verwandten, Abudaab, an ihm zum Verräther worden wäre. Sein Tod unterwarf Aegypten wieder der oſmaniſchen Herrſchaft, aber es iſt nur ein neuer Krieg, oder ſonſt eine wichtige Veränderung nöthig, um aufs neue hier die Fahne einer allgemeinen Empörung aufgepflanzet zu ſehen.

II. Ma-

II.

Marokko und Fes.

Dem Gange der gewöhnlichen geographiſchen Ordnung zu Folge, führt uns nun unſere Arbeit in ein Land, das, ſeinem Namen nach, mehr Abſchreckendes, als Empfehlendes verſpricht. Wie unſicher, mangelhaft, getheilt und fehlerhaft ſind nicht viele Urtheile über den Theil unſers Erdbodens, der in dem Ruf ſteht, daß ſeine Bewohner Barbaren, und ihr Land eine grauſenvolle Barbarey ſey. Verſteht man hierunter die innern Gegenden von Afrika, die großen ſandigten Wüſteneyen, die vielleicht noch wenige menſchliche Fußtritte betreten haben, und in denen man ſich, wie auf dem offenen Meer, des Kompaſſes bedienen muß, um ſich zurecht zu finden, den Mangel am Waſſer, den unerträglichen Grad von Hitze, die Unſicherheit für reiſſenden Thieren und giftigem Ungeziefer; dann wäre dieſer Vorwurf gegründet, und wir werden ſelbſt in der Folge Gelegenheit haben, jene menſchenleere Gegenden, oder jene Wildheit der Einwohner, für eine Barbarey zu erklären. Da wir uns aber gegenwärtig mit demjenigen großen Lande beſchäftigen, welches aus ganz andern Urſachen dieſen Namen führt, und welches ſich, der Länge nach, am mittelländiſchen Meer auf achthundert Meilen erſtreckt, und deſſen Breite gegen hundert Meilen ausmacht, ſeine Bewohner weder grauſam, noch ihr Land menſchenleer, ihr Boden nicht unfruchtbar iſt; ſo wird uns eine nähere Bekanntſchaft mit der Barbarey richtigere Begriffe gewähren.

Allgemeine Landesbeſchaffenheit.

Die Grenzen dieſes angeführten Landes ſind zuförderſt: gegen Mitternacht das mittelländiſche Meer, gegen Morgen Aegypten, gegen Mittag Bilidulgerid, und gegen Abend das atlantiſche Meer.

In Vergleichung mit andern afrikaniſchen Ländern, giebt es hier ein überaus geſundes Klima, wo die reinſte Luft durch nichts, als durch die nothwendigen Wolken abgewechſelt, und durch den fruchtbarſten Regen abgekühlt wird. Daß ein nördlicher Europäer dieſe Wärme unerträglich finden würde, iſt gewiß, aber nichts deſto weniger iſt hier die Luft gemäßigt; ja in den gebirgigen Gegenden am mittelländiſchen Meere ſogar etwas kalt. Wenige Gegenden ſind ein wüſter Aufenthalt wilder Thiere, wohl aber ſieht man die herrlichſten fruchtbarſten Felder vergebens auf arbeitſame Hände warten, die, durch ihre mannigfaltigen Früchte, Fleiß und Mühe reichlich belohnen würden, wenn es bie Bewohner ſelbſt verſtünden, dieſe Schätze zu benutzen, oder andern die Erlaubniß ertheilten, einigen Antheil daran zu nehmen. Die angenehmſten Gegenden von Bergen, Thälern, Ebenen, Wäldern, Gebüſchen, wechſeln auf eine gefallende Weiſe mit einander ab, überall findet man bevölkerte Städte, und fünf große Staaten begreift die Barbarey in ſich, nämlich: 1) das Kaiſerthum **Marokko**; 2) die Republiken **Algier**, 3) **Tunis**, 4) **Tripoli**; und 5) das Land **Barkan**. Nächſt dieſer Eintheilung macht der Berg **Atlas** noch eine zweyte, und zwar die eigentliche **Barbarey** gegen Mitternacht, und **Bilidulgerid** gegen Mittag, weshalb wir uns auch ſogleich zu der umſtändlichern Beſchreibung dieſer großen Reiche wenden, und zwar den Anfang mit dem **Kaiſerthum Marokko** machen.

Das Kaiſerthum Marokko.

a) Land. Schon ſo oft hat dieſes Reich die grauſamſten Zerſtörungen erlitten, und doch iſts noch nicht ein Antheil ſeiner Feinde, der Türken, geworden, ja ſogar einige Provinzen, welche unter dem Namen, das Königreich

nigreich Fes, Sus und Tafilet, davon geriſſen wurden, haben ſich nach und nach wieder mit ihm vereiniget, ſo daß man jetzt Fes und Marokko, ſogar in der gemeinen Rede, ſelten von einander trennet. Ehedem war dieſes Kaiſerthum unter dem Namen, Mauritania Tangitana, bekannt, gegenwärtig grenzt es gegen Mitternacht an das mittelländiſche Meer, gegen Morgen an die Republik Algier, gegen Mittag an die Wüſte Sarah, gegen Abend an das atlantiſche Meer, in einer Länge von Norden gegen Süden auf hundert und funfzig, vom Abend gegen Morgen auf funfzig bis hundert Meilen. Unter allen afrikaniſchen Ländern behauptet Marokko den Vorzug, theils wegen der reinen geſunden Luft, die durch die nördlichen kältern Gegenden geſünder, obgleich deſto empfindlicher iſt, theils wegen ſeiner ſeltenen Fruchtbarkeit. Ihre Felder und Wieſen würden einen übergroßen Vortheil geben, wenn ſie bearbeitet würden, und in ihren Bergen würden unerſchöpfliche Quellen eröffnet werden, wenn es die Regierung nicht für heilſamer hielte, lieber nichts davon zu wiſſen, als in Furcht zu ſchweben, ob fremde Nationen nach dieſen Schätzen geitzen, und ſeine Ruhe ſtören möchten.

Ebenen und Berge wechſeln ſehr angenehm ab, und die letztern ſind Glieder von der großen Kette des Gebirges Atlas, welches dieſe Gegend in der Geſtalt eines zunehmenden Monds umſchließt, und wo auf einigen ſeiner Gipfel, den größten Theil des Jahres, Schnee anzutreffen iſt, keinesweges aber großen Einfluß auf die Strenge der Kälte hat, ſo daß der Winter in den Thälern ſehr kurz und gelinde, und ein früh empfundener Froſt durch die Mittagswärme ſehr ſchnell verdrängt wird. Doch entſtehen aus dieſem ſchnellen Wechſel ſowohl, als auch durch die heftigen Nordweſtwinde, und durch die öftern Regen,

für die Geſundheit ſehr nachtheilige Folgen, welche den Eingebohrnen des Landes bösartige Fieber, und den Europäern oft noch weit ſchädlichere Folgen erzeugeu. Damit endlich aber auch dieſes Reich an nichts Mangel leide, ſo wird es an verſchiedenen Orten von Quellen und Flüſſen aufs beſte bewäſſert, welche meiſt alle auf dem Atlas entſpringen, und unter denen Sus, Ommirabib und Turelet die vornehmſten ſind. Doch wir würden uns von der Güte dieſes Landes immer nur einen halben Begriff formen, wenn wir uns nicht bey ſeinen Produkten etwas länger verweilen wollten.

Nicht bloß Ueberfluß, ſondern auch vorzügliche Güte macht die Produkte des Pflanzenreiches erheblich, und es wird daher auch nothwendig ſeyn, ihre Eigenſchaften hie und da zu berühren. Zuförderſt nennen wir den **Weinſtock**, der ſo mannigfaltig von Namen, und eben ſo verſchieden von Güte iſt, daß es Trauben giebt, denen an Größe keine in Europa gleich kommen. **Feigen, Oliven**, welche ihnen mehr zur Speiſe, als zur Preſſung des Oels dienen. **Argan** iſt eine Art Oliven, woraus eigentlich Oel gepreßt, und nach Europa verkauft wird, jedoch nur für Manufakturen oder Fabriken nußbar iſt. **Mandeln, Zitronen, Limonen, Pomeranzen, Apfelſinen**, die dem Auge wegen ihrer Menge und Abwechſelung von der Blüthe bis zur reifen Frucht einen angenehmen Gegenſtand gewähren. **Aepfel** giebt es wenig und ſchlecht, nur der König hat einige genießbare Sorten. **Maulbeeren**, doch ohne daß man Seidenwürmer hat. **Kirſchen** werden Königsbeeren genannt, weil ſie außer dem König niemand hat. **Palmenbäume**, deren Frucht man Datteln nennt, und die wegen ihres aromatiſchen Geſchmackes ſattſam bekannt ſind. **Eichen und Cedern** wachſen zwar nicht

nicht ſo groß, als auf Libanon, aber doch ſo, daß ſie zu Balken und Breten dienlich ſind. **Schiſgherat Ettalh** iſt der Baum, worauf der arabiſche Gummi gefunden wird, welcher Saft des Jahres zweymal geſammlet werden kann. **Schiſgherat Elgrahſſa** iſt eigentlich wie ein Buſch, und liefert den Gummi Sandarak. **Charub** iſt ein großer Baum, deſſen Frucht den Tamarinden nicht unähnlich iſt; ſie iſt aber ſüß, und die Mauren eſſen ſie gern. **Wallnüſſe, Granatäpfel, Aprikoſen, Zuckerrohr** und **Henna**, welches letztere die tägliche Schminke des Frauenzimmers abgiebt. Die Blätter werden mit friſchem Kuhmiſt gekocht, und geben alsdann eine braungelbe Farbe. Die Weiber der Araber ſchmieren etwas davon auf den Kopf, und laſſen es willkührlich über den ganzen Leib und die Kleider herabfließen, ſo abſcheulich es auch ausſieht. **Erz** iſt eine ſehr feine Art Holz, welches der Ceder ſehr nahe kömmt. **Euphorbium**, oder diejenige Frucht, welche beym Einſchnitt in ihre Blätter und in ihre Frucht ſelbſt einen Saft von ſich giebt, welcher in der Luft ſogleich dick wird, und das bekannte Gummi Euphorbium iſt. **Artiſchocken, Trüffeln, Haſchiſcha**, oder ein Gewächſe, ſo unſerm Hanf ähnlich iſt, und welches durch den Genuß des Saamens und der Blätter eine heftige Trunkenheit, oder vielmehr eine Umneblung der Sinne zuwege bringt. **Melonen** von verſchiedener Art. **Debs** iſt ein Kraut in den Gegenden bey Marokko, welches vorzüglich dazu dient, die Saffianfelle gelb zu färben. **Bohnen, Linſen, Gurken, Radiſe, gelbe Rüben, Weißkraut, Blumenkohl, Salat, Peterſilie** und dergl. wachſen überflüßig und gut. **Weizen, Gerſte** und **Haber** wächſt häufig; vom erſten bekömmt man ein feines Brod, vom andern ein wohlfeileres, aber auch ſchlechter, und der Haber wächſt wild, mit wenig Körnern, und iſt nicht einmal zur

Fütte-

Fütterung der Pferde geſchickt. Uebrigens iſt die Fruchtbarkeit des Bodens ſo groß, daß man den Ueberfluß des Getraides in unterirdiſchen Behältniſſen ſammlet, und oft ſo viel aufhäuft, daß man das ganze Land wohl etliche Jahre davon verſorgen könnte.

Eben ſo reichhaltig, aber auch eben ſo unaufgeſucht, ſind die Produkte des Steinreiches, woraus der Kaiſer allein große Schätze ſammelt. Man findet **Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley** und **Eiſenminen**, von allen aber bedienet man ſich nur des Kupfers, und auch dieß thun nur die Berbern, inſonderheit in der Gegend bey Agadér, als welche ſich weniger vor der Tyranney des Deſpoten ſcheuen. Demohngeachtet iſt man noch weit in der Kunſt zurück, Bergwerke anzulegen, oder zu benutzen, ſondern man gräbt ohne viele Behutſamkeit ſo lange nach, als die Adern einige Ausbeute zeigen, und läßt dann ſorglos die Grüfte zuſammenſtürzen, und nicht ſelten dabey die Arbeiter lebendig begraben. Doch nicht dieſes Hinderniß allein hemmt den Bergbau, ſondern von Seiten der Regierung wird es unmöglich gemacht, neue Entdeckungen anzuſtellen, weil, wie geſagt, der Monarch zu mißtrauiſch iſt, und wenn er ſeinen Vortheil erlangt, den Vortheil eines andern lieber zu hemmen, als zu befördern ſuchet. Man findet **Bergkriſtallen**, welche den Amethiſten gleichen. **Verſteinerte Sachen**, und gewiß mögen noch manche koſtbare Produkte verſchloſſen liegen, die weder die Eingebornen des Landes kennen, noch zu ſuchen das Herz haben.

Etwas bekannter und ausgebreiteter ſind die Produkte des Thierreiches, unter denen das **Kameel** als ihr nützlichſtes Thier obenan ſtehet. **Dromedare**, welche aber nur beym Monarchen geſunden werden, und, wie bekannt, den Kameelen gleichen, außer daß

ſie zween Buckel auf dem Rücken haben, und an einem Tage eine ſo weite Reiſe zurücklegen können, als ein Pferd oder Maulthier kaum in acht Tagen thun würde. **Löwen** finden ſich ſowohl bey Meknes, als Fes, und auf dem Atlasgebirge im Ueberfluß, welche die Araber wegen ihrer Haut bisweilen ſchießen, und an die Chriſten verkaufen. **Tieger, Wölfe, Pferde**, welche letztere ihrer ſeltenen Dauer wegen beliebt ſind. **Maulthiere** ſind in ſehr großer Menge, und verſchaffen ſowohl zum Reiſen, als zu anderm täglichen Gebrauch, vorzüglichen Nutzen. **Eſel** ſind allgemein und bekannt. **Rindvieh** beſteht in Stieren und Kühen, von denen die erſtern ſo zahm ſind, daß die Araber ſich ihrer zum Pflügen und Reiten bedienen. **Schafe** und **Schafböcke** ſind, wie bekannt, ein großer Reichthum in hieſigen Landen, und ob ſchon eine große Menge Wolle und Leder mit Vortheil nach Europa gebracht wird, ſo nutzen ſie dieſelben doch ungleich mehr, da die meiſten Bewohner bloß wollene Kleider tragen, alſo allemal nur den Ueberfluß davon an uns verhandeln. Ihr Gebäude iſt groß, und ihr Schwanz beſonders ſehr fett. **Ziegen** werden von den Mauren eben ſo gern, als Schafe, gegeſſen, und ihr Haar dient ihnen vorzüglich ſehr zu Zelten und Tauwerk. Man hat **Hunde, wilde Katzen, Füchſe, Affen, Rgazahl**, ein überaus ſchönes Thier, von der Geſtalt eines Hirſches und der Größe einer kleinen Ziege. Seine ſchönen Augen, die Feinheit ſeiner Beine und ſein übriges ſchönes Gebäude hat die Veranlaſſung gegeben, daß die Mauren in ihren Liedern den Gegenſtand ihrer Liebe mit dieſem Thiere vergleichen. Es giebt **wilde und zahme Schweine, Haſen, Stachelſchweine, Landſchildkröten**, die man aber nicht iſſet.

Unter den übrigen Thieren befinden ſich erſtlich Strauße, ſowohl wild als zahm, deren Eyer man auf das ſorgfältigſte ſammlet, und im Serail verzehrt. Einige dieſer Thiere verfolgen die Vorbeygehenden, um ihnen mit den Flügeln oder Füßen zu ſchaden; allein ſie ſind auch wieder ſehr furchtſam, und ein kleiner Muth kann ſie leicht entwaffnen. Flamingos findet man zahm und wild. Störche kommen im Januar, und ziehen im Juni wieder weg. Gänſe hat niemand, als der König, und eben ſo ſelten ſind zahme Enten, denn die wilden ſind Zugvögel. Hühner ſind überflüßig, als zahme, Perlhühner, Rebhühner, und andere. Es giebt Wachteln, Staare, Tauben, Zerkrák, von der Größe zwiſchen einer Taube und einem Staar, welcher auf der Bruſt eine ſchöne lichtgrüne Farbe hat, und auf den Flügeln mit ſchwarzen und dunkelblauen Schwingfedern ſchattirt iſt; ſein Rücken iſt braun, der Schnabel etwas gekrümmt, und dem Papegeygeſchlechte ſehr ähnlich. Man findet Wiedehöpfe, Raben, Feigenſchnepfen, nicht völlig ſo groß, als Sperlinge, aber die artigſten von Vögeln. Sie leben von Feigen, und werden auch auf dem Feigenbaume geſchoſſen. Endlich giebt es auch Bienenfreſſer, Habichte, Sperber, Eulen u. a.

Von den eßbaren Fiſchen findet ſich zuerſt der Rgel, welchen die Engländer vorzüglich bey Agadér fangen, und obgleich ſein Fleiſch ſehr grob iſt, ſo wird er doch als eine Speiſe für die Matroſen benutzt. Der Targenſa, oder, wegen ſeines murrenden Lautes, Knorrfiſch genannt, iſt eine ungleich angenehmere Speiſe, als die vorige. Die übrigen ſchmackhaften und überflüßigen Fiſche heißen Zungen, Lefab, Meeraal, Muſa, oder andere bekannte Seefiſche; ſo wie Hummer, Auſtern, Seeſchnecken ꝛc.

Noch

Noch gedenken wir kürzlich der übrigen ſchädlichen Thiere und Inſekten, als z. B. des Kameion, von der Größe eines Maulwurfs, mit kleinen Augen, die es ſo geſchickt zu wenden vermag, daß es die Gefahr hinter ſich ſehen kann, ohne den Kopf zu wenden, ja wohl gar das eine vorn, das andere hinter ſich kehrt. Seine Zunge iſt ſo lang, als der ganze Leib, am Ende derſelben aber mit einem Klumpen klebrigter Materie verſehen, vermittelſt welcher die Fliegen daran hangen bleiben, und ihm zur Speiſe werden. Es kann ſeine Farbe des Tages wohl ſechsmal verändern, als weiß, ſchwarz, gelb, röthlich u. ſ. w., bis es ſeine gewöhnliche grasgrüne wieder annimmt. Ihr Biß ſoll giftig ſeyn, und ſogar die Schlangen tödten. Ein anderes ſehr ſchädliches Inſekt ſind die Heuſchrecken, welche ſich in undurchſichtigen Wolken auf die Erde niederſenken, und den Reiſenden den Weg verſperren. Ob ſie ſchon gegeſſen werden können, ſo richten ſie doch auch wiederum ſo viel Verwüſtung an, die jenen Vortheil nicht erſetzet. In eben ſo groſſer Anzahl und von mancherley Art ſind die Schlangen, worunter diejenigen am merkwürdigſten ſind, die ſich in den Häuſern aufhalten, welchen ſie auch, ihren Religionsgeſetzen zu Folge, nichts zu Leide thun dürfen. Skorpionen ſind häufig auf den Feldern und in den Städten zu finden, wovon der Stich einer gewiſſen Art ſehr ſchädlich ſeyn ſoll. Eidexen werden von den Eingebohrnen nicht getödtet, und ſind auch ganz unſchädlich, ja man ſagt ſogar, daß ſie die auf dem Feld ſchlafenden Kühe unſchädlich ſaugen. Uebrigens findet ſich alles Ungeziefer in Menge, als: Mücken, Ameiſen, Kröten, Fliegen und ſo weiter, welche ſich alle willkührlich vermehren können, weil kein Maure ein ſolches Geſchöpf umbringen darf. Als ein weit nützlicheres Inſekt nennen wir noch die Bienen, deren vortreffliches Honig und Wachs eine reiche

reiche Ausbeute gewährt, und an die chriſtlichen Kaufleute verhandelt wird. Schmetterlinge und andere ſchöne Inſekten leben unbeobachtet und ungeſtört in ihrem ſchönſten Schmuck, die wir mit großer Geſchwindigkeit ihrer Freyheit berauben würden, hier aber nicht leicht aufzubewahren ſind.

So viel können wir unſern Leſern aus der höchſtunvollkommenen Naturgeſchichte dieſes Landes mittheilen; mehrere Nachrichten liefern uns ſelbſt die glaubwürdigſten Reiſenden nicht. Alles Folgende betrifft eine nähere Beſchreibung von den Einwohnern.

b) Einwohner. Unter den **Einwohnern** im Reiche verſteht man die ſieben darin befindlichen Nationen, die jede nach ihren Begriffen ein eigenes Volk ausmacht, und nur mehr oder weniger unter der Gewalt des Monarchen ſtehet.

Mauren. Die erſten ſind die **Mauren**, von den Europäern gemeiniglich ſo genannt; eigentlich aber ſind ſie derjenige Theil von den Arabern, der ſich in den Städten niederließ, und mit den alten Mauren und Gätulern vermiſchte, zu denen ſich im Jahr 1610 die Maranen, oder die ſpaniſchen Mauren geſellten, welche ſich ſo ſehr vermehrt haben, daß man gegenwärtig keine Spur mehr von ihren Voraltern findet. Sie ſelbſt nennen ſich Moslimin oder Befreyte, woraus hernach dieſe Namen, als Muſelmänner, Maures, Moros, u. ſ. w. entſtanden ſind, welches ohne allen Grund zu der unrichtigen Vorſtellung Anlaß gegeben hat, als wären die Namen, Mohren und Schwarze, eins und daſſelbe, welches doch das Gegentheil davon iſt; und nur diejenigen führen den Namen Mulatten, welche ſich mit den Schwarzen vermiſcht haben. Welches ihr Urſprung auch immer ſeyn mag, dem ſey, wie ihm wolle, wir nennen ſie Mauren, und wiſſen, daß ſie von den-

denjenigen Arabern abſtammen, welche Saracenen genannt wurden, die aber durch ihren Aufenthalt in Spanien und durch ihre Lebensart in den Städten ſo ſehr verſchieden von den Arabern worden ſind, daß ſie dieſer Nation gar nicht mehr beygeſellet werden können.

Ihre Sitten ſind von der rohen Natur ihrer Voraltern ſo ſehr abgewichen, und auf mannigfaltige Dinge gerichtet worden, ſo daß ſie in ihren Gebräuchen, wie in ihrer Denkart, überall zu erkennen geben, daß ſie alle Anſprüche auf Kultivirung zu machen wiſſen, wenn ſie ihr gleich noch nicht ſo nahe gekommen ſind. Zuförderſt ſind ſie weder weichlich, noch eitel; Genügſamkeit iſt eine ihrer Haupttugenden, und die Sorge für die künftige Beſtimmung ihrer Kinder macht eine ihrer größten Sorgen aus. Jeder Mann darf ſich ſo viel Weiber nehmen, als er zu ernähren gedenkt, und die Ceremonie bey ihren Verheyrathungen iſt völlig im arabiſchen Geſchmack, prunkvoll und mit luſtigen Ceremonien. Ihre Speiſen ſind einfach und leicht zuzubereiten. Eine Suppe aus Mehl und Waſſer, mit Oel und Salz vermiſcht; Weintrauben, Feigen oder Melonen mit Brod, und zur beſten Mahlzeit Kuskus, ſind ihre vorzüglichſten Speiſen. Letzteres Gericht iſt nichts weiter, als ein dicker Brey aus feinem Weizenmehl und gekochtem Fleiſch, welches ſie ohne alles Tiſchgeräthe mit der rechten Hand auffaſſen, und ſich nie der linken Hand bedienen, weil dieſe zum Waſchen ihres Körpers beſtimmt iſt. Butter, Talg von Ochſen, Schafen oder Ziegen, Käſe, eine Art von Mehlkuchen, kleingemachtes Fleiſch mit Nudeln und Mandeln, gekochtes Fleiſch mit Honig, Mandeln und Roſinen u.ſ.w. ſind alle übrige Nahrungsmittel, mit denen ſie freylich nicht allemal auf die reinlichſte Weiſe umgehen. Schlachten, Schießen und

dergleichen verrichten ſie alles im Namen Gottes, und da ſie auch nur ſehr heimlich ſtarke Getränke trinken, ſo iſt ein Betrunkener ein ſehr ſeltener Anblick, aber auch der härteſten Strafe und Stockſchläge ausgeſetzt. Dafür eſſen ſie ſich am Kraut Haſchiſcha trunken, ingleichen durch den Gebrauch von Opium. Milch und Waſſer, beſonders Kameelmilch, iſt ihr liebſtes, und das letztere ihr nahrhafteſtes Getränke. Wunderbar iſt es übrigens, daß die Mauren von der Gewohnheit der Araber und Türken in der Levante ſo ſehr abgehen, die nämlich ſo viel und ſo gerne Taback rauchen oder ſchnupfen, dieſe hingegen lieben keins von beyden, und nur wenige, Seeleute ausgenommen, thun es öffentlich.

Sinnliche Ergötzlichkeiten, als Eſſen, Trinken, Gaſterey, Schauſpiel, Muſik, Tanz, u. ſ. w. haben für ſie wenig Intereſſe; eine Frau, ein Pferd und eine Flinte ſind ihre Lieblingswünſche; und haben ſie dieſe, ſo ſind ſie für die übrigen Dinge ſorglos, ſchätzen auch jeden nur um der Menge dieſer drey Dinge willen glücklich oder nicht glücklich. Demohngeachtet ſind ſie nicht ganz vom Ceremoniel frey, und in manchen Dingen, wie geſagt, wieder zu eigenſinnig. Sie grüßen ſich z. B. mit vielen Weitläuftigkeiten, ſuchen ihre Weiber ſehr geheim zu halten, ſpielen, nicht um Geld, nach dem Verbot des Koran, ſondern um die Ehre, und zwar am liebſten Schach, worin einige große Meiſter ſind. Eine andere Beluſtigung iſt die, daß ſie bey Feyerlichkeiten eine Art von Krieg formiren, mit Pulver auf einander ſchießen, und ſich dabey in der Behändigkeit ihrer Pferde üben. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß in vielen ihrer Sitten und Gebräuche grade das Gegentheil von den europäiſchen zu finden iſt, als z. B. Frauenzimmer küſſen den Mannsperſonen die Hand; wir entblößen aus Ehrerbietigkeit den Kopf, ſie

ſie die Füße; wir küſſen andern die Hand, ſie die ihrige; wir wenden das Geſicht im Weggehen ſo lange gegen einen Vornehmern, als wir ihn ſprechen und ſehen, ſie kehren ihm den Rücken, und ſo mehr.

Unveränderlich iſt ihre Mode, und der Schnitt ihrer Kleider keiner Umſchaffung unterworfen. Sie lieben Feinheit und Reinlichkeit, und das iſt das einzige Zeichen, wodurch ſich die Vornehmern auszeichnen. Unverheyrathete haben nichts, als eine kleine Haarlocke auf der einen Seite des Kopfes, ſogar die Prinzen gehen mit bloßem Kopf, und verheyrathete Perſonen haben entweder eine rothe wollene Mütze, oder ein feines weißes Tuch um dieſelbe geflochten, die eine Art Turban vorſtellt. Am Leibe tragen ſie ein Hemde, gemeiniglich um den Hals mit gelber Seide ausgenähet, die Aermel ſind offen, jeder viele Ellen lang, und werden auf dem Rücken zuſammen gebunden. Ueber demſelben haben ſie einen Kaftan oder Weſte, mit und ohne Aermel, von rothem, blauem oder anderm Tuch, oft auch aus vielen Farben zugleich, und mit einer Menge kleiner Knöpfe geziert. Ueber dem Kaftan haben ſie entweder eine breite ſeidene Schärfe, (dergleichen in Fes zu zwanzig bis hundert Mark verkauft und gearbeitet werden) oder wenn es Hofleute ſind, einen Gürtel mit einer Schnalle. Alle wickeln ſich in eine Haik, d. i. in ein Stück weiß wollen Zeug, ſo ſieben Ellen lang und drey breit iſt, und zwar ſo, daß ſie dieſelbe über den Kopf legen, und die Enden derſelben über die linke Schulter werfen: nur wenn der König zugegen iſt, muß ſie vom Kopf genommen werden, ſonſt aber iſt ſie für den Armen äußerſt bequem, weil ſie oft ſeine ganze Kleidung ausmacht. Reiche und Seeleute tragen Beinkleider, ſehr weit, die erſten von Leinen, die andern von Tuch, niemand aber, ſelbſt der König nicht, trägt Strüm-

 pfe,

pſe, es ſey denn auf einer ſehr langen und ſchlimmen Reiſe. Es tragen daher beyderley Geſchlechtes Saffian-Pantoffeln ohne Abſätze.

Die Waffen der Soldaten ſind ein Säbel, der in einer dicken Litze über der rechten Schulter hängt, der Griff iſt von Horn, die Bügel von Eiſen, und die Klingen werden entweder im Lande gemacht, oder von chriſtlichen Kaufleuten dahin geführt. Sie tragen Dolche, und bedienen ſich der Büchſen, wozu ſie die meiſten Läufte aus Spanien bekommen, im Lande aber ſehr auszieren. So allgemein übrigens ihre Nationaltracht iſt, ſo gut laſſen ſich die Vornehmern von den Geringern unterſcheiden, als z. B. ein Kaid oder Gouverneur trägt gemeiniglich einen Stock in der Hand, wovon das dicke Ende allemal unten iſt. Ein Geiſtlicher hat eine kleine Klappe an ſeinen Pantoffeln, einen Roſenkranz in der Hand, und wenn er einem Chriſten begegnet, hält er gemeiniglich Mund und Naſe zu. Einen Kaufmann erkennt man an ſeinem feinen Kleide, einen Soldat an ſeinen Waffen, und einen Kaperkapitain an einem mit Gold beſetzten Kaftan, einem Regentuch, Beinkleidern und einem groſſen Meſſer. Endlich laſſen alle verheyrathete Perſonen den Bart in die Länge wachſen, die unverheyratheten aber laſſen ihn ſelten über einen Daumen lang.

Da das weibliche Geſchlecht in vielen Stücken von dieſen Gebräuchen abgehet, ſo wollen wir dieſe Abweichung noch kürzlich mit anzeigen. Sie tragen ebenfalls, wie die Männer, das groſze leinene Gewand, aber nur auf eine andre Art, und befeſtigen es über der Bruſt mit ſilbernen Haken, oder tragen es auch auf dem bloſzen Leibe. Weiber dürfen ihr Haar nicht ſehen laſſen, ſondern binden einen ſeidenen Schleyer darum, deſſen Enden auf den Rücken herunter hangen, und

welcher

welcher vorn eine Kopfbinde bildet, welche mit Perlen und Goldſtücken beſetzt iſt. An den Ohren tragen ſie Ringe mit ſchwerem Gehänge. Um den Hals binden ſie Perlen und andre Silber oder Goldplatten, auf welchen Schriften ſtehen, ſo auch an den Armen und an den Fingern allerhand Zierrathen. Unverheyrathete laſſen ihr Haar in drey Flechten mit einigen ſeidenen Schnüren über den Rücken hangen, an deren Ende ſilberne Schellen und Quaſten ſind, die ein Geläute verurſachen.

Das Geſicht ſchminken ſie mit Kochenille, oder mit einem andern Roth, und auf dieſe Weiſe beſchmieren ſie ſich die Augen und alle Glieder, ſo auch Haare, welche meiſt ſchwarz von Natur ſind, aber das gelbe iſt eine Schönheit, und, um ſchön zu ſeyn, ſuchen ſie es zu färben. Beym Ausgehen winden ſie ſich ſo ſehr in das Gewand ein, daß man nichts von ihnen als ein Auge ſehen kann, und auf dieſe Weiſe gehen Reiche und Arme einerley. Sehr geſchickt oder fleißig ſind ſie eben nicht, und die wenigſten können nähen, doch ſtehen ſie in dem Ruf einer guten Lebensart, und Ausſchweifungen ſind unter ihnen immer etwas Seltenes, welches ihnen auch den größten Nachtheil bereitet.

Uebrigens haben die Mauren ihre Fehler wie ihre Tugenden mit jedem Volke gemein, und um ihre Schilderung in die Kürze zu faſſen, ſind ſie nicht ſehr beherzt und ſtreitbar, aber deſto beſſere Reuter, ſie ſind ſtark, unermüdet und witzig, eiferſüchtig, unkeuſch, abergläubiſch, Heuchler, Betrüger, grauſam, ſtolz, rachſüchtig, brav, gefühlvoll fürs Gute und wie überall, nicht ganz böſe, nicht ganz gut. Daß ſie ihre Todten im Freyen und mit Ceremonien begraben, daß die Weiber viel Geſchrey dabey anſtellen, daß ſie jährlich den Sterbetag feyern, iſt auch bey ihnen eine Sitte,

wie bey den übrigen, die uns noch kürzlich zu beſchreiben obliegt.

Araber. Die zwote Nation iſt alſo die Araber, auf die wir uns hier nicht weitläuftig einlaſſen dürfen, und unſre Leſer nur in den vorigen Band Aſien verweiſen können. So viel Kultur, als die in den Städten, haben ſie, wie bekannt, nicht, vielmehr verachten ſie jene, weil ſie nicht begreifen können, wie man ein ſtädtiſches Leben dem Landleben vorziehen könne. Sie wohnen in Zelten, ziehen umher, pflügen zuweilen die Erde, haben ihr Oberhaupt für ſich, geben aber doch auch eine jährliche Schatzung, es ſey an Korn, an Gelde, oder auch an andern Produkten. Ihre Weiber gehen unverhüllt, haben aber wenig Gefallendes an ſich, und ihre Kinder gehn bis ins ſiebente Jahr nackend.

Breber. Die dritten Einwohner ſind Breber; ob es gleich ſehr unausgemacht bleibt, weſſen Urſprungs ſie ſind, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie die älteſten Bewohner des marokkaniſchen Reiches ſind, welche die fremden Nationen gezwungen haben, ihre Zuflucht zu den Bergen zu nehmen, und welche Lebensart ihnen jetzt ſo bequem iſt, daß ſie dieſelbe mit keiner andern vertauſchen mögen. Hegten ſie nicht einen ſo unverſöhnlichen Haß gegen die Chriſten, ſo würde es vielleicht noch möglich werden, etwas Zuverläßigeres von ihrer Nation zu erfahren; ſo aber lehrt ihnen ihr Religionseifer ihre höchſte Glückſeligkeit darin zu ſuchen, wenn ſie viel Chriſten getödtet haben. Ihre Wohnungen ſind auf den Atlasbergen, und zwar in Form eines großen Vierecks, worin eine jede Familie ihren beſondern Raum einnimmt, auch wohl mit einem oder zwey Thürmen verſehen, welche ihnen beſonders dienen, bey naher Gefahr, den Nachbarn ein Zeichen zur Hülfe zu geben, worauf ſie ſich auch ſogleich haufenweiſe verſammeln. Sie haben ihre eigene Sprache,

che, die, welches ſehr wunderbar iſt, nichts mit der arabiſchen und mauriſchen gemein hat. Sie ſind lang und mager vom Körper, laſſen hinten am Kopf das Haar bis an den Hals wachſen, und ſcheren es vorn ſehr hoch ab. Ihre Tracht iſt ein Haik, Hemden aber und Beinkleider haben ſie ſelten, ja ſelbſt ihr Haik iſt der elendeſte Lappen, weil ihnen auf ihren hohen Bergen dieſer Vorrath mangelt, und meiſt erſt von den Mauren erſetzt werden muß. Von Karakter ſind ſie leicht, munter, haben eine ganz beſondere Fertigkeit, ihr Gewehr zu regieren, abzufeuern, in die Luft zu werfen, und andere Dinge damit vorzunehmen. Auch nur diejenigen Breber erkennen den König von Marokko für ihren Oberherrn, welche mit den Arabern in einer gewiſſen Freundſchaft leben, die eigentlich der Handel unterhält; alle übrigen aber haben ihren eignen kleinen König, deſſen Nachkommen allemal ſolange regieren, bis ſie ausſterben. Der Religion nach ſind ſie Mohämedaner, aber ungleich ſchwärmeriſcher und unwiſſender als die Mauren, ja da ſie nicht einmal die Sprache des Koran verſtehen, ſo befolgen ſie nur blindlings die Vorſchriften ihrer Geiſtlichen, und nennen dies Religion.

Die vierten ſind **Neger**, entweder von Guinea gekommen, oder ſtammen doch von daher. Alle Neger, welche Sclaven ſind, werden meiſt von den jährlichen Karavanen durch feßiſche Kaufleute aus Guinea gebracht, nehmen alsdann die mohämedaniſche Religion an, ob gleich ihre Freyheit nicht das Geringſte dabey gewinnt, ſondern jeder Sclave an den meiſtbietenden zum Eigenthum überlaſſen wird. Neger.

Die fünften ſind **Juden**, und ſtehen unter dem Schutz von Marokko, wofür ſie große Summen bezahlen müſſen, bey dem allen aber als die verächtlichſten Menſchen angeſehen und behandelt werden. Viele

le von ihnen leben vom Handel, von Handwerken, und vom Aus- und Einladen der Schiffe. Ein groſſer Theil redet ſpaniſch, ihre eigentliche Sprache aber iſt die mauriſche. Zum Unterſcheidungszeichen tragen ſie alle ſchwarze Mützen, und das weibliche Geſchlecht läßt zum Unterſchied der Maurinnen, das halbe Geſicht unverhüllt.

Die ſechſten ſind **Renegaten**, worunter alle diejenigen verſtanden werden, welche von andern Religionen zur mohämedaniſchen übergehen, es geſchehe nun durch Gewalt, oder freywillig. Gegenwärtig wird niemand dazu gezwungen, ja der König giebt einem ſolchen Uebertreter ſogar einige Tage Bedenkzeit, ob es ihm vielleicht reuen könnte, und ſelbſt dann noch, wenn er darauf beharrt, ſieht mán ihn als verächtlich an.

Endlich findet man auch ſiebentens **Chriſten**, welche entweder **Konſuls**, **Kaufleute**, **Künſtler** oder **Sclaven** ſind, worüber wir etwas mehr ſagen wollen.

Zu Folge der unumſchränkten Herrſchaft des Kaiſers von Fes und Marokko, wird auch das Schickſal derjenigen, die als Sclaven in ihre Hände fallen, unglaublich elend. Obſchon manches übertrieben ſeyn mag, was man von den grauſamen Behandlungen der Sclaven geſagt hat und noch ſagt, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß die härteſten Behandlungen eines Verbrechers in Europa, mit denen in dieſem Reiche, nie in Vergleichung kommen. Beym erſten Morgenſtrahl müſſen ſie ſich, gleich den Thieren, an ihre angewieſene Arbeit treiben, und neben daſſelbe anſpannen ſehen. Das kleinſte Verbrechen, oder die kleinſte Verabſäumung ſeiner Pflicht, zieht die härteſten Strafen nach ſich, und haben ſie auch des ganzen Tages Laſt empfunden, ſo müſſen ſie oft des Nachts ihr anver-

anvertrautes Vieh hüten. Oft ſind ihre grauſamen Wächter noch unmenſchlicher als ihre Herren, und verweigern ihnen die nöthige Koſt, oder doch den Genuß derſelben. Ihre Wohnungen ſind unter dem übrigen Vieh unter der Erde. Ihre Koſt beſteht täglich in einem Pfunde ſchlechtes Brod nebſt etwas Oel, und ihre Kleidung iſt ein grobes, langes, wollnes Kleid nebſt einer Kappe, und des Jahrs etliche Paar Schuhe. Selbſt in Krankheiten bleiben ſie ohne Wartung und Hülfsmittel. Es geſchieht zwar, daß dieſe Elenden ihre Freyheit erkaufen können, allein, ſehr ſelten iſt dieſes, und ſobald ſie merken, der Elende habe Mittel in Händen, ſich zu befreyen, ſo erhöhen ſie ſein Elend um ſo mehr, um ein deſto größeres Löſegeld zu erhalten. Niemand wird bey Ermordung eines Sclaven zur Rede geſtellt, und gefällt es wohl gar dem Monarchen ſeine Augen, am Blute zu weiden, ſo richtet er eine ganze Anzahl mit eigener Hand hin.

c) Kultur.

So verſchieden dieſe Völker von einander ſind, ſo iſt doch in Abſicht der Hauptreligion die mohämedaniſche die herrſchende, wozu ſich alle marokkaniſche Bewohner bekennen. Man glaubt, daß ſie in alten Zeiten Heiden und Feueranbeter geweſen ſind: man vermuthet, daß ſie hernach den jüdiſchen Gottesdienſt angenommen, und daß viele, nach der Ankunft der Saracenen, zu der Lehre des Mohämed übergegangen ſind; allein, wenn und wie lange dieſe Veränderungen gedauert, iſt noch völlig unentſchieden, und wir wiſſen nur ſo viel gewiß, daß die Schärfe der mohämedaniſchen Schwerdter, der gegenwärtigen Religion einen bleibenden Eingang verſchafft hat. Da unſere Leſer ſchon an verſchiedenen Orten mit dem Syſtem der Mohämedaner bekannt, und ihre Religionsbegriffe da und dort angeführt worden ſind, ſo erſparen wir uns hier eine weitläuftige Wiederholung und beziehen uns hier nur

 bloß

bloß allein auf die Meinungen marokkaniſcher Mohämedaner.

Es iſt bekannt, daß es über ſiebzig Sekten giebt, die in Rechtgläubige und in Ketzer eingetheilt werden: die Marokkaner nennen ſich Maleki und mit dem Zuſatz, die Erlöſeten. Ihr ganzes Glaubensſyſtem ruhet auf zwey Grundveſten, erſtlich aus d m lehrenden Glauben, und zweytens auf dem ausübenden. Nach dem erſten haben ſie nur wenig Ausnahmen von dem Glauben an Gott, ſeinen Engeln, ſeinem Wort, ſeinen Propheten, von der Auferſtehung, u. ſ. w. kommen alſo ganz genau der Lehre Mohämeds nach. Ein Gott und ein Prophet iſt ihr Hauptbegriff, nächſt dieſem aber haben ſie eine Menge Propheten, die alle der Würde nach unterſchieden ſind, und auch Jeſus gehört in dieſe Anzahl. Sie glauben an künftige Belohnungen und Strafen, ſo wie ſie ſich von beyden eigene Vorſtellungen machen. Ihr Paradies iſt über den ſieben Himmeln und grade unter dem Thron Gottes. Von der Hölle aber haben ſie keinen richtigen Begriff, weil ſie zweifelhaft ſind, wo ſie den Ort hinweiſen ſollen. Demohngeachtet werden die Irrgläubigen darin mit kochendem Waſſer begoſſen, ſie haben Hemden von Feuer an, trinken ſiedendes Waſſer, und das Bewußtſeyn, nie wieder erlöſt zu werden, welches jedoch der Rechtgläubigen Troſt ſeyn wird, ängſtiget ſie. Sind hingegen die Seligen über die ſchmale Brücke gekommen, ſo müſſen ſie noch über eine Mauer, die zwiſchen dem Paradies und der Hölle iſt, woſelbſt ſie ſich alle kennen und ſprechen werden, und dann gelangen ſie an den Teich des Mohämed, welcher eine Monatsreiſe im Umfange hat, und an deſſen Ufer ſo viel Schaalen liegen, als Sterne am Himmel ſind, woraus die Seligen das unſterblichmachende Waſſer trinken. Der eigentliche Ort der Glückſeligkeit iſt über den ſieben Himmeln,

meln, wo alles von Gold, Silber, Perlen, und alle Mauern, ja ſelbſt die Bäume mit ihren Blättern und Früchten von dem reinſten Golde ſind. Alles wird ſich von ſelbſt zum Genuß darbieten, es wird einen Baum geben, der ſo groß ſeyn wird, daß das leichteſte Pferd im vollen Galopp, mehr als hundert Jahr brauchen wird, um aus ſeinem Schatten zu kommen. Alles dieſes aber wird durch die Schönheit und durch den Beſitz der ſchönen Jungfrauen des Paradieſes übertroffen, welche ſich, aus lauter Ehrbarkeit, in ausgehölte Perlen verbergen werden. Dieſes und unzählig andre Meinungen ſind Lehrſätze und Glaubensgründe ihrer Religion, an deren Wahrheit ſie weder zweifeln, noch Luſt bezeigen, andre dafür zu vertauſchen.

Nächſt einem häufigen **Waſchen** und fünfmaligem täglichen **Gebeth**, gehört als ein Hauptpunkt zum mauriſchen Gottesdienſt, das **Faſten**, **Allmoſen** geben, und die **Wallfahrt** nach Meka, die, wie bekannt, jeder einmal in ſeinem Leben zu unternehmen verbunden iſt, es ſey nun perſönlich, oder durch einen andern. Die mauriſchen Pilgrimme verſammlen ſich mit ihren Laſtthieren und den dabey negozirenden Waaren in der Stadt Marokko, funfzig oder mehrere an der Zahl, und gehen über Fes, Tetuan, unter Anführung eines alten Haſgh mit einer Fahne voll arabiſcher Schrift, und machen alſo den ganzen Weg zu Lande bis Meka; allein auf dieſen Wegen ſtoßen ſie auf verſchiedene andre, ſo daß ſie oft ſehr zahlreich werden.

Ihr oberſter Geiſtlicher iſt der **Mufti**, und wird von dem Talben erwählt, welcher Name allen Studirenden zukömmt. Ein andrer Lehrer heiſt Jmam, ſo eigentlich ihr Vorleſer und Sänger iſt. Eine Untergattung dieſer Vorleſer heißt auch **Urak**, und diejenigen,

nigen, ſo auf dem Thurm zum Gottesdienſt rufen, nennt man Muden. Ein Fakia iſt jeder Lehrer der Theologie, und ſteht in dem Rufe der Heiligkeit, weswegen man ſie auch ſelten ohne leſen oder beten ſieht, welches letztere in der Zählung oder Fortſchiebung einer Reihe von neun und neunzig Perlen beſteht, ſo ſie für ſich hängen haben. Einfalt und Schwärmerey erzeugt noch überdieß eine große Anzahl Heilige, die ſich dieſen Namen durch die ſtrengſten Büßungen, oder durch die Leichtgläubigkeit des Volkes zu erwerben ſuchen. Der Freytag iſt, wie bekannt, zum Gottesdienſt beſtimmt, und nächſt dieſem iſt das größte Feſt, was ſie dem Abraham zu Ehren feyern, und an welcher jede Familie ein Schaf ſchlachtet; ferner das Geburtsfeſt des Mohämed, das Neujahrsfeſt und andre. Daß ein auf irrige Grundſätze errichtetes Religionsſyſtem ſehr natürlich mit Aberglauben ausgeſchmückt iſt, und daß dieſe Völker hierin ganz beſonders weit gehen, iſt ſchon bey den Arabern ſattſam erwähnt worden. Zauberey, Wunder, Schwarzkünſtler und wie ſich übrigens die Täuſchungen nennen, woran das gemeine Volk mit blinder Anhänglichkeit glaubt, ſind zu bekannt und auch hier unter den Marokkanern allgemein; wenige ſchwingen ſich über dieſe Vorurtheile hinweg, und wenn dieſe Dinge den Namen der Religion verdienten, ſo müßte man ſagen, daß ſie die Religion aufs eifrigſte ausübten.

Wie weit dieſe Nation in der Gelehrſamkeit und allen dahin gehörigen Künſten ſeyn müſſe, wird ſich wohl ohne große Schwierigkeit denken laſſen, und wir werden auch hierin, nur ihre Schwächen nicht ihre Fortſchritte zu beſchreiben haben. Man kann nicht läugnen, daß ſie Kenntniſſe von Theologie, Geſetzen, Arzneykunſt, Aſtronomie, Poeſie, Muſik, Baukunſt und Handwerken

ken haben, daß ihre Sprache ſogar eine eigenthümliche iſt; allein eine kleine Ueberſicht wird bald zeigen, wie ſehr ſie dieſe Namen verdienen. Da der Koran eine Art von unvollkommener Wiſſenſchaft von Gott und menſchlicher Beſtimmung iſt, ſo iſt ihre Theologiſche Gelehrſamkeit ſchon oben zur Gnüge angezeigt worden; allein er iſt auch das Geſetzbuch der Mauren, und nächſt dieſem, die Schrift des Malek, welcher ſich, in Hinſicht der bürgerlichen Geſetze, deutlicher als Mohämed ausgelaſſen hat, wovon wir weiter unten ſprechen werden. Da ſie nun an ein unvermeidliches Schickſal glauben, ſo haben ſie auch für die Arzneywiſſenſchaft wenig Achtung, entweder ſie überlaſſen ſich bey Krankheiten der Hülfe der Natur, oder ſie nehmen zu Zauberkünſten und Hexereyen ihre Zuflucht. Selbſt der König bedient ſich eines chriſtlichen Arztes, ob er auch ſchon des Anſehens wegen einen ſogenannten Tabib unterhält, weil letzterem ſeine Kenntniſſe nur in einer ſehr geringen Kräuterkenntniß beſtehen, ob ſie ſchon etwas von den Schriften des Hipocrates und Galenus, wiewohl ohne alle Anwendung ſtudiren. Selbſt in der Hauptſtadt des Reichs, wo eigentlich hohe Schulen ſind, und wo eine ihrer gefährlichſten Krankheiten, der Ausſatz, zum unheilſamſten Uebel worden iſt, jagt man lieber dieſe Elenden vor die Stadt hinaus in ſchlechte Hütten, oder ſie brennen die ſchmerzhaften Glieder mit glühenden Eiſen, oder bedienen ſich andrer grauſamen Mittel, als daß ſie bedacht wären, den giftigen Krankheiten, welche durch ihre Ausſchweifungen meiſt allgemein ſind, beſſere Hülfsmittel entgegen zu ſtellen. Eben ſo iſt es bey den übrigen Wiſſenſchaften: ihre Voraltern bereicherten unſre Kenntniſſe durch Rechenkunſt und Zahlen, ihre Nachkommen aber ſind an beyden fremde. Sie haben zwar eine Art Rechnung unter ſich, welche darin beſteht,

beſteht, daß ſie durch die Bewegung ihrer Finger und Gelenke, durch Ineinanderlegung der Hände, durch ſeltſame Zeichen und dergleichen ſogar die wichtigſten Angelegenheiten abthun, und ihre Talebs haben es darin beſonders ſehr weit gebracht; allein was kann man Richtiges von ihnen erwarten, da auch hierin wieder ihr Koran ſeltſame Meinungen anempfiehlt, und ihre ganze Aſtronomie ein Gewebe von Aberglauben iſt. Zwar theilen ſie das Jahr in Monate, und dieſe in Tage, wie die übrigen Araber, auch iſt es ein neidenswerthes Verdienſt unter ihnen, viel davon ſagen zu können, und ihr vornehmſter Schriftſteller iſt hierin Abd Allah Mohämed Ben Said; jedoch nehmen ſie es nicht ſo genau, ob ihre Rechnung manchmal um etwas früher oder ſpäter eintrifft.

Deſto glücklicher ſind ſie in der Poeſie, wenigſtens in dem Gefühl für dieſelbe; denn ſelbſt verfertigen ſie nichts, aber nichts deſtoweniger ſchützen ſie die Sammlungen ihrer Vorfahren; und da Dichtkunſt und Muſik beynahe eins worden iſt, ſo wird man auch nie eins ohne Begleitung des andern hören. Ihre bilderreichen *) Lieder werden alle nach einer gewiſſen Manier geſungen, und einige dieſer Geſänge haben ſie

*) Ein einziger Auszug aus einem Geſange eines Liebenden kann zur Probe dienen:

O! Rabrobi! O! meine Rgazél!
O! Du Beſte von den Lebenden!
O! Du Vollmond! Deine Schönheit iſt hoch,
ja über dem Himmelszeichen, dem Stier.
Fülle die Gläſer mit Traubenſaft,
und bringe ihn in die Verſammlung.
Ich gelobe und ſchwöre bey Gott,
einen Monat und zehn Tage zu faſten,
um Dich einen Tag zu ſehen, o! meine Geliebte!
um einen Verſammlungsort für Liebende.

ſie von den Spaniern mitgebracht, oder andere von den Türken überkommen. Bey allen Gelegenheiten werden Geſänge und Muſik gehört. Hierzu fehlt es ihnen auch keinesweges an Inſtrumenten, denn ob ſie gleich weit von den europäiſchen abſtehen, ſo befriedigen ſie auch dieſer ihr unmuſikaliſches Ohr deſto leichter. Nächſt der Violine, deren Schallbogen ein dünnes Fell iſt, und dann einer Art ſpaniſchen Chitarra, einer Flöte, einem Tamburin, haben ſie noch eine Trommel von ungewöhnlicher Größe, nebſt verſchiedenen kleinern Trommeln und meſſingernen Platten, die, alle unter einander angeſtimmt, eine ſehr unregelmäßige Muſik ausmachen. Selbſt der König übt Muſik, und jeder Muſikverſtändige wird als eine Perſon angeſehen, die Gott mit vorzüglichen Gaben beſchenkt hat.

Viel elender ſieht es mit ihrer Baukunſt aus; denn ob ſchon einige alte Ruinen von ehemaligen beſſern Kenntniſſen zeugen, ſo ſind doch die gegenwärtigen neuen Gebäude in ſo ſehr ſchlechtem Zuſtande, daß ſie weder Kunſt noch Geſchmack verrathen. Sie beſtehen faſt aus lauter Erde und Kalk, wenig Holz, und ſind oben flach, daß man, gleich als auf einem Fußboden, über die halbe Stadt weggehen kann. Ein Haus beſteht gewöhnlich aus vier Abtheilungen, welche ein kleiner Hof umſchließt, der eben, wie der Fußboden eines Zimmers, entweder gekalkt, oder mit kleinen viereckichten glaſirten Steinen von vielerley Farbe belegt iſt. Sie haben zwar ſeit dem Jahr 1760 durch einen däniſchen Baumeiſter etwas beſſere Begriffe von der Baukunſt erhalten, allein die Wirkung davon iſt immer noch ſehr unſichtbar geblieben. Eben ſo elend und unbequem ſind ihre Geräthe, die in Ermangelung guter Handwerker, niemals verbeſſert werden können.

Sie ſtehen in dem Wahn, daß ſie ihre eigene Mühe erſparen können, indem ihnen ihre nothwendigen Sachen ja zur Gnüge von den Fremden zugeführt werden, und überdieß ihre Bedürfniſſe ſehr leicht zu befriedigen ſind. Garn ſpinnen die Frauen, und Leinewand wird hin und wieder im Lande verfertiget, aber nur ſehr wenig und ſchlecht. In Fes und Marokko findet man Schuſter, Schmiede, Riemer, Sattler, Gerber, Zimmerleute und Maurer, ja Büchſenſchmiede, Goldſchmiede, welches die Juden ſind, und viele andere Arten von Handwerkern, die überhaupt ſehr geachtet, und ihre Arbeit für eine Kunſt angeſehen wird. Nur eine einzige Kunſt kann ſich unter ihnen weder erhalten, noch auf Beyfall rechnen, nämlich die Bildhauerkunſt, und dieß aus keinem andern Grunde, als weil ſie aus Religionsgründen abgeſagte Feinde dieſer Kunſt ſind. Dagegen ſind ſie wieder große Liebhaber und geſchickte Meiſter im Reiten und Wettrennen, welches uns Europäern unglaublich zu ſeyn ſcheint, wenn man ſieht, mit was für Geſchwindigkeit ſie auf und abſpringen, das wildeſte Pferd regieren, und halsbrechende Wege durchreiten können.

Alles, was irgend Beziehung auf Verfeinerung hat, iſt dahero vergeblich bey dieſer Nation zu ſuchen, und noch redendere Beweiſe liegen darin, daß ſie ſelbſt in der Zubereitung derjenigen ſorglos ſind, die ihrer Weichlichkeit zu ſtatten kommen würden, und lieber Mangel leiden, oder unförmlichere Dinge behalten wollen, als durch Erweiterung und Anlegung neuer Fabriken ihren unthätigen Körper in Bewegung zu bringen. Sie verfertigen zwar, wie oben geſagt iſt, etwas **Leinewand** und ein anderes Tuch, welches der Leinewand gleicht. Ingleichen hat man zu Fes **Mützenfabriken**, ja ſogar einige wenige Bergbewohner verfertigen **Stückpulver**; ingleichen macht man

ſeidene

ſeidene Tücher, eine Art Taffent und ſchlechten Damaſt, Kopfſchmuck für die Frauen, und Schärfen, welche die Mauren um den Leib tragen, die öfters mit Gold durchwebt ſind, und am Werth bis zu funfzig Dukaten ſteigen. Türkiſche Tapeten heißen bey uns diejenigen hier verfertigten wollenen Teppiche, welche von allerley Farben gemacht, figurirt, und gewöhnlich nach dem Gewicht verkauft werden, und von drey bis zu achtzig Dukaten ſteigen. Nächſt dieſen macht man auch Arten Stroh- und Reisteppiche, Matten und Körbe, Seife und Töpfe, u. ſ. w.

Da alle dieſe Manufakturen keinen Gegenſtand des Handels ausmachen können, da ihrer theils nicht genug, und die wenigen in zu ſchlechtem Zuſtande ſind; ſo iſt leicht zu erachten, wie unvollkommen ihre Handlung ſeyn wird, da ſich überall die Schaale des Vortheils auf die Seite der Ausländer neiget. Dasjenige, was von ihnen in ganz Europa verführt wird, beſtehet in Saffian, Korduan, Getreide, Kupfer, Wein, Pferden, Früchten, Straußfedern, Wachs, trocknen Ochſenhäuten, arabiſchem Gummi, Mandeln, Maulthieren und Oel, und dagegen führt man alle europäiſche Manufakturwaaren, Gewürze und Geräthe ein. Die Handlung, die in Salee, S. Crux und andern Häfen getrieben wird, iſt wichtig, denn alle europäiſche, zur See handelnde Nationen kommen hierher, und halten hier zu Beſchützung und Beförderung ihrer Handlung Konſuls. Nur zweymal im Jahr, nämlich im May und Auguſt, dürfen die Waaren der Europäer im Lande ankommen, und aller Handel muß aus Klugheit mehr durch Tauſch, als für Geld, getrieben werden, weil ſie nicht immer ehrlich im Worthalten bleiben. Man muß überhaupt nicht vergeſſen, daß das Marokkiſche Reich nur wenig Schiffe aufnimmt, ſeine Häfen

ſind vielen Nationen verſchloſſen, und hingegen England, Holland und Toscana, welche im Vertrage mit dieſer Krone ſtehen, benutzen ſie wenig. Seit kurzem haben die Holländer viel hebräiſche Bücher hierher geſchickt, und mit gutem Erfolg abgeſetzt. So ſuchte auch Dänemark im Jahr 1755 eine Geſellſchaft auf vierzig Jahr zu errichten, die aber nicht die Hälfte von ihrer Beſtimmung erreichte. Frankreich fing ſeine Verbindung im Jahr 1767 an, und dieſe währt noch fort. Alles, was in die Staaten von Marokko ein- und ausgeführt wird, bezahlt zehn vom Hundert; jedes Schiff hat aber dabey ſeine genauen Vorſchriften, denen zu Folge kein Schiff mehr als 500 Pfund Pulver, 10 Kugeln von 10 bis 12 Pfund, oder 577 Liv. 10 Sols im Gelde liefert.

Alle Waaren werden im Lande durch Kameele oder Maulthiere fortgebracht, und um dem Handel zu ſtatten zu kommen, unterhält man ebenfalls auch den Briefwechſel, der aber, da man keine ordentliche Poſten hat, nur durch Boten von einem Ort zum andern geſchickt wird. Auch ſenden die mauriſchen Kaufleute mit der jährlichen Karavane nach Mekka einen anſehnlichen Vorrath von Waare, als z. B. feine Tücher, Cochenille, Straußfedern, u. ſ. w. So geht auch jährlich eine andere Karavane nach den Gränzen von Guinea, wohin ſie Tabak, Salz, rohe Wolle und daraus verfertigte Zeuge, Leinewand, u. ſ. w. ſchicken, dafür aber Goldkörner, Neger, Straußfedern, auch zuweilen Elfenbein eintauſchen. Von geringer Erheblichkeit bleibt demohngeachtet der ausländiſche Handel, eben ſo wie der inländiſche. Sie haben in den groſſen Straßen der Städte Krambuden, wo jeder ſogleich das Verlangte erhält; allein da bey ihrem Kauf und Verkauf allemal viel Vorſichtigkeit angewendet werden muß, und ihre Ehrlichkeit nicht allemal mit in

Erwägung kommt, ſo iſt unſicher und gefährlich, mit ihnen zu handeln.

Die hier üblichen Münzſorten ſind erſtens goldene, am Werth eines Dukaten (auch alle europäiſche ſind gültig); ferner ſilberne, als z. B. ſpaniſche Piaſter, grobe Silbermünzen, Blanquillen, deren vierzig einen Dukaten gelten: ingleichen verſchiedene aus Kupfer, am Werth eines Pfennigs, oder etwas mehr. Da nun das ganze Münzweſen durch die Hände der Juden geht, ſo iſt ſelten der Werth des innern Gehaltes ſo rein, als es der König eigentlich verlangt, allein ſie finden immer Mittel, dieſe Unterſuchungen abzuhalten.

Ueber dieſe ſo ſehr in Verfall gerathenen Lande und Unterthanen herrſcht nun ein Deſpot, für deſſen Macht keine Gränzen zu beſtimmen ſind, der mit den Gütern und Leben ſeiner Unterthanen auf eine Weiſe verfährt, die ihn die jedesmalige Stimmung ſeiner Launen in Ausübung bringen heißt. Der Gewohnheit dieſer Völker zu Folge, ſucht er ſich Vermögen aus den Zöllen und Abgaben in den Häfen, aus den Geſchenken, welche ihm die europäiſchen Nationen machen, und die niemals angegeben werden können, weil jeder darauf denken muß, recht viel zu geben. Jeder Jude, der über dreyzehn Jahr alt iſt, muß jährlich zehn Mark erlegen, ohne die andern Erpreſſungen zu gedenken, die ſich auf eben ſo viel belaufen. Glückt es nun einem ſolchen Monarchen, daß ſeine Schatzkammer durch keine Kriegsunruhen gemindert wird, ſo iſt leicht zu erachten, wie ſchnell ſich dieſer Schatz vermehren, und zu welchen Summen er anwachſen muß. Seine Schatzkammer iſt eigentlich ein Gefängniß zu nennen, welches von außen eine dicke und hohe Mauer umgiebt, wo inwendig ſowohl, als an dem Boden, an der Decke, wie an allen Seiten, zu-

ſammengeflochtene eiſerne Stangen angebracht ſind, und wo man durch fünf eiſerne Thüren gehen muß, ehe man zu dieſen neunzehn Millionen, (für ſo reich hält man den Schatz) kommen kann. Er allein verwahrt die Schlüſſel hierzu, oder zuweilen auch ſeine erſte Gemahlin: dabey hatten ſeine Vorgänger noch die abſcheuliche Gewohnheit, diejenigen umzubringen, welche dieſe Schätze hineinbringen, damit ja niemand den wahren Reichthum erfahren könnte; allein der gegenwärtige Monarch hat ſich nie mit ähnlichen Handlungen beflecket.

So groß alſo ſeine Einkünfte ſind, ſo klein ſind ſeine Ausgaben, und man berechnet, daß ihm die Unterhaltung ſeiner Weiber und Kinder kaum mehr als 80000, der Bau und Unterhaltung der Feſtungen, Häuſer, Schiffe und Munition, 40000, die Geſchenke an die Kaaba, an die arabiſchen und tafiletſchen Scherifen, ingleichen an den türkiſchen Kaiſer, 40000, und die Ausgabe an Arme 140000 Piaſter zu ſtehen kommen kann.

Ehe wir uns zu der mauriſchen Macht im Kriege wenden, müſſen wir noch etwas von der Macht ihrer bürgerlichen Geſetze hinzufügen, welche, wie oben geſagt, aus dem Koran und aus der gemeldeten Schrift des Malek entlehnet ſind. Der Gouverneur hält zu gewiſſen Stunden des Tages in dem Thore der Stadt Gericht, wo er leichte Sachen ſogleich abthut, oder in geiſtlichen Sachen an den Mufti appellirt werden kann. Strafen an Mannsperſonen vollziehen gemeiniglich die Bedienten des Gouverneurs, und an den Weibern die Arifa, eine ſtarke Weibsperſon, die ebenfalls Stockſchläge austheilt, und die Verurtheilten erhenkt. Die gewöhnlichſten Strafen beſtehen in Schlägen oder Geldbuße, oder man wirft den Verurtheilten in die Luft, um im Fallen ſein Unglück zu erwarten.

warten. Man iſt übrigens in den Strafen allemal hart oder gelinde, je nachdem der Monarch erfinderiſch iſt, als z. B. zuweilen beſchmiert man die Verbrecher mit Honig, und ſtellt ſie einen Tag lang an die Sonne, um den hungrigen Fliegen eine Mahlzeit zu geben; oder man bindet ſie an den Fuß eines Maulthieres, und läßt ſie ſolchergeſtalt ſchleifen; man ſchießt ſie vor den Kopf; man durchſticht ſie mit einer Lanze; man begräbt ſie bis an den Kopf lebendig, nach welchem man hernach mit Steinen wirft oder ſchießt. Den Löwen vorwerfen; verſtümmeln; durchſägen; den Schlaf oder Eſſen verhindern; in ein todtes Vieh begraben; den Kopf abſchneiden, und was dergleichen Strafen mehr erſonnen werden können, ſind oft Folgen eines nicht allzugroßen Verbrechens. Dem Diebe wird die Hand abgehauen; die Ehebrecher ſollen geſteiniget werden; überhaupt hat Malek in ſeinen Geſetzen für jedes kleinere Verbrechen allemal das Wiedererſtatten anbefohlen, und, wo nicht hinlängliche Zeugen angebracht werden können, machen ſie ſelten Ausnahme von dieſer Regel.

Außer der ſchwachen Unterſtützung von zehntauſend Negern, hat der Kaiſer weiter keine ordentliche Kriegsmacht, allein bey alle dem haben ſie ſich ſo fürchterlich gemacht, daß ein ſehr kleines Corps hinreichend iſt, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Ehedem hatten ſie Bogen und Pfeile, die ſie ſogar vergifteten; allein itzt haben ſie Büchſen und Säbel, auch Kanonen und grobes Geſchütz, ja ſie würden ungleich furchtbarer ſeyn, wenn ſie durch eine ordentliche Kriegszucht gelehrt würden, den rechten Gebrauch davon zu machen; ſo aber ſtreiten ſie ohne alle Ordnung, und der iſt der beſte Soldat, der am öfterſten ſchießen kann. Auch hat der jetzt regierende König die Einrichtung mit den Arabern gemacht, daß einige Pro-

vinzen von den ſtreitbarſten Stämmen im eigentlichſten Sinn Soldaten ſind, auf den erſten Wink im Felde erſcheinen, oder wer nicht kommt, einen andern ausgerüſteten Mann ſtellen muß. Was der Monarch ſeinen Soldaten jährlich an Munition reicht, beſteht in zwey leinenen Hemden und Beinkleidern, einem Kaſtan von rothem Tuch, und, außer dem Gewehr, täglich ein bis vier Blanquillen, weil aber dieſer Sold nicht hinreichend iſt, ſo beſchäftigen ſich die meiſten durch Landbau, Fiſcherey oder dergleichen.

Auf obige angeführte Weiſe kann alſo in kurzer Zeit ſich dieſer Deſpot die prächtigſten Namen geben, welche die Unterthanen in einer ſteten Entfernung von ihm erhalten. Er nennt ſich Statthalter Gottes, Fürſt der Gläubigen, und behauptet, daß ſelbſt die Religion unter ihm ſey. Als der anſehnlichſte Monarch in Afrika ſchreibt er ſich Kaiſer von der Barbarey und Marokko, König von Fes, Sus und Tafilette, Fürſt von Gago, Dara und Guinea, Nachfolger des Hauſes Mohämed ꝛc. Nach dem einſtimmigen Wunſch aller iſt Marokko ein Erbreich geworden, weil ſie ſich von niemanden glücklicher beherrſcht glauben, als wenn der, ſo über ſie regiert, ein Nachkomme des Mohämed iſt. Dem zu Folge iſt allemal der älteſte Prinz ſein Nachfolger, wenn aber mehrere Brüder vorhanden ſind, ſo iſt auch nichts gewöhnlicher, als daß innerliche Unruhen den Weg zum Throne mit Blut bezeichnen, und derjenige die Oberhand behält, der ſich den meiſten Anhang zu verſchaffen weiß, es ſey durch Liſt, oder durch Gewalt. Es iſt alſo zu einer Staatsklugheit geworden, ſeine Nachfolger entweder in der äußerſten Armuth zu erhalten, oder ſie heimlich aus dem Wege zu ſchaffen. Alle ſeine Unterthanen und Bedienten verehren

ihn

ihn mit dem größten Gehorſam und Achtung, theils aus Furcht vor ſeiner Grauſamkeit, theils aus Aberglauben, indem ſie in der Meinung ſtehen, daß wenn er auf den Befehl des Königs, oder wohl gar durch ſeine Hand ſtirbt, er ſogleich in das Paradies verſeʒt wird. Der gegenwärtige iſt im J. 1718 geboren, und 1733 mit ſeiner Großmutter nach Meka gereiſet. Kraft dieſer Reiſe iſt er alſo Pilgrimm, und beſiʒt nicht nur für ſeine Perſon alle Anſprüche auf Hochachtung, ſondern ſogar ſein mit ihm geweſenes weißes Pferd, daß, wenn Miſſethäter zur Anrührung deſſelben gelangen können, ſie völlig geſichert ſind. Sein körperliches Anſehen iſt ſeiner Würde vortheilhaft: ſein Wuchs iſt groß, ſeine Miene voll Majeſtät, und weniger eitel oder verſchwenderiſch, als man denken ſollte. Seine Kleidertracht, die ihn von andern Mauren nur durch Feinheit und Reinlichkeit unterſcheidet, iſt weiß von Farbe, ſogar in Hinſicht der Pferde; und ob zwar der Turban der Scherife in der Levante grün iſt, ſo iſt doch der ſeine weiß, bisweilen trägt er ein ſeidenes Schnupftuch um die rothe Müʒe. Man ſieht ihn ſtets ohne Waffen, nur ein Maure trägt ihm ſeinen goldenen Säbel nach. Nur über ihn, über ſeine Königin und Kinder wird ein Sonnenſchirm gehalten, welches wenigen zuſtehet. Er reitet ſtets in bloßen Beinen und Pantoffeln an den Füßen. Des Winters trägt er einen Ueberrock von blauem Tuch mit einer Kappe daran über den Kopf. Bisweilen fährt er in einer Kariole, mit einem Mauleſel beſpannt, den ein Duʒend Mauren begleiten. Obſchon die Juden alles, was er auf ſeiner Tafel bedarf, unentgeldlich liefern müſſen, ſo lebt er doch ſehr mäßig, und trinkt gewöhnlich nur Waſſer. Des Tobacks bedient er ſich nie. Ueberhaupt iſt er nicht grauſam, und wenn er zuweilen ſtrenge Urtheile fällt, ſo geſchieht dieſes nur, um ſeinen Thron zu befeſtigen. Gold

 liebt

liebt er über alles, und nächſt dieſem die Jagd, worinnen er Meiſter iſt.

Wenn ein ſolcher Monarch zum König ausgerufen wird, ſo geſchieht dies mit aller ſklaviſchen Unterwürfigkeit. Er ſitzt auf einem prächtigen Teppich mit Polſtern belegt, und jeder von den Vornehmſten kommt in der ehrerbietigſten Stellung, küßt vor ihm die Erde, und ſchreyet: „Gott ſegne meines Herrn Lebenszeit, Gott ſtehe ihm bey!“ welches hernach alle Anweſende nachrufen.

Seine kaiſerlichen Zierrathen ſind zwar keine Kronen und Zepter, aber ein koſtbarer, mit Perlen und Edelſteinen geſchmückter Turban. Er entfernt alles, was das Anſehen einer Einſchränkung haben könnte; er hat keinen Rath, wie etwa der türkiſche Divan iſt, und ſtellt er ja zuweilen Verſammlungen an, ſo geſchehen ſie nicht ſowohl, um ihm Vorſchläge zu geben, als vielmehr von der Sache genauer zu unterrichten, weil niemand, als er, für den unwiderſprechlichſten Mann in der Nation angeſehen wird. Ohne Kollegien, ohne Kammern entſcheidet er in eigner Perſon; vor ihm muß alles, was einen Machtſpruch bedarf, und zwey oder drey Sekretairs, nebſt einem Siegelverwahrer, machen die Ausfertigung. Hierzu giebt er wöchentlich zweymal öffentlich unter freyem Himmel Audienz, wo jeder ohne Ausnahme ſeine Klagen, ſeine Geſuche und ſeine Geſchenke darbringen darf.

Als ein würdiger Mohämedaner läßt er die Vorſchrift ſeiner Religion in ſo weit gelten, daß er nicht mehr als vier rechtmäßige Frauen annimmt, worunter die erſte, oder die große Frau, allemal eine Scherifa iſt; außer denen aber ſind in dem Serail gegen fünf hundert Frauen, die ſo wohl zum Dienſte

des

des Königs, als ſeiner Königinnen unterhalten werden, und die unter der Aufſicht von Kaſtraten oder Negern auf das ſorgfältigſte bewacht werden. Die Anzahl dieſer Frauen wird entweder durch eine freywillige Darbietung der Eltern vermehrt, oder die Gouverneurs der Provinzen liefern jährlich eine Menge junge Mädchen.

Den **Prinz** nennt man **Mulei**, welches Wort ſo wohl von andern Scherifen, als von den Königs-Söhnen gebraucht wird. **Ali** iſt im Jahr 1743 geboren und Gouverneur von Fes. **Mimun** iſt geb. 1750, und führt den Namen Gouverneur von Marokko. **Jazid**, geb. 1750. **Abd Errähman**, geb. 1751 und Gouv. von Asſi. **Abd Eſſalem**, geboren 1754, unter welchen nächſt vielen andern, ſo wohl nach der Billigkeit, als auch nach der Abſicht des Königes, **Mulei Ali** der künftige Thronfolger iſt.

Schatzmeiſter iſt der König ſelbſt, oder wenn er abweſend iſt, übergiebt er die Schlüſſel ſeiner liebſten Gemahlin, der aber, ſo die täglichen kleinen Ausgaben beſorgt, heißt der Unterſchatzmeiſter. Alle Hofbedienten, Aemter und Bedienungen, hängen von der Gunſt des Monarchen ab, und oft ſind die ungeſchickteſten die erſten Bedienten. Kein Amtsbedienter legt einen Eid der Treue ab, allein dafür ſucht ihnen der Despot ein deſto ſchwereres Joch aufzulegen, indem er ſich meiſtens die reichſten Leute dazu ausſucht, und wenn ſie ihren Dienſt einige Jahre verwaltet haben, ſo müſſen ſie ſich gefallen laſſen, daß alle ihre Güter für geſtohlen angeſehen werden.

Unter die vornehmſten Amtsbedienungen gehören 1) **Baſchia**, ſo einer ganzen Provinz vorſtehen, und im Kriege Generals ſind. 2) **Kaid**, iſt ein Name

für jeden, der etwas zu befehlen hat, er ſey übrigens groß oder klein, entweder Gouverneur in einen Stadt, Officier über fünfhundert Mann, oder über ſeinen eigenen Kopf welches letztere eine Begnadigung des Königes heißt.

Wie groß müſſen alſo nicht auch die Einkünfte ſeyn, die einen ſolchen Monarchen zuſtrömen. Er zieht ſie aus den Kopfſteuern, vom Tribut der ihm unterworfenen Könige, aus den Erſtlingen aller Früchte und den zehnten von allen. Bey großen Kriegen iſt der König ſelbſt Generaliſſimus. Bey Anbruch des Tages läßt ſich die Feldmuſik hören, und dann marſchirt zuerſt der Baſchia in der Provinz, woſelbſt die Armee iſt, mit ſeinen Leuten; nach ihm kommt ein Korps ſchwarzer Soldaten, und dieſen folgt der König mit einem Theil ſeiner regulären Truppen; alsdann die übrige Armee und zuletzt die Bagage. Gegen Nachmittag wird Halt gemacht, und wenn das Gebet verrichtet iſt, ſchlagen ſie das Lager auf. Prächtig iſt das Zelt des Königes, und öfters mit grünem oder rothem Damaſt gefüttert und mit Gold geziert. Um daſſelbe wird eine Wand von Leinewand gezogen, die das Zelt zu einem Viereck formirt und ſo hoch iſt, daß niemand darüber ſehen kann, auch ſo geräumig iſt, daß fünf bis ſechs andre Zelte darauf ſtehen können, ohne einen großen Platz zum Gottesdienſt für den König und zur Einnahme ſeiner Frauen und Bedienten. Seine Leibwache macht ein längliches Lager nahe bey dieſem Zelte, und dann, jede Provinz für ſich. Bey Lieferung einer Schlacht theilt ſich die Reuterey auf die beyden Flügel des Fußvolkes. Die Armee macht einen halben Mond, und nach dieſer Ordnung halten ſie ein kurzes Gebet um Sieg, alsdann gehen ſie mit lautem Geſchrey auf die Feinde los. Und welche gute Reuter ſie

ſind,

ſind, wie groß ihr Ruhm, ſelbſt zu den Zeiten der Römer geweſen, iſt zu bekannt und bedarf keiner Erzählung.

Weniger erheblich und weniger rühmlich iſt ihre Schiffahrt, die keinen andern Namen als Seeräuberey verdienet. Dieſe Kaperflotte iſt ſelten über zwölf Fahrzeuge ſtark, mit welchen ſich die Schiffe der Korſaren vereinigen. Sie kreutzen meiſt innerhalb der Straße bey Gibraltar und auf der nördlichen Seite, bey den kanariſchen Inſeln. Ihre Schiffe und deren Steuerleute ſind ſchlecht, demohngeachtet führen einige zwanzig bis fünf und zwanzig Kanonen und wehe denen, die in ihre Hände fallen. Gegenwärtig hat der Friede mit Marokko dieſem unedlen Gewerbe Abbruch gethan, allein ſie wiſſen noch ſehr oft unter allerhand Vorwand ihre Priſen zu machen, und es geſchieht nicht ſelten, daß ſie Fahrzeuge aufheben. Von der Beute nimmt der König die Hälfte, die andere nimmt der Alkaide und die Mannſchaft des Schiffes, die Sclaven aber bekommt der König alle, doch giebt er für jeden, der nicht auf ſeinen Antheil kommt, funfzig Thaler und von dem Raub derer, die auf ihre Koſten die Schiffe ausrüſten, erhält er den fünften Theil. Gegenwärtig ſoll der König eine Art von Seemilitz aus Bürgerkindern haben aufrichten laſſen, die künftig zum Dienſt der Matroſen beſtimmt ſeyn ſollen.

Man theilt gegenwärtig Marokko an ſich in neun Provinzen ein, deren etwas nähere Beſchreibung manches nachholen kann, was uns eine hinlängliche Ueberſicht von dieſem großen Reiche verſchaffen kann. Die erſte iſt Sus, ſtellt aber nichts weiter als ein Revier vor, welches der König ſelbſt als die Gränze ſeiner Herrſchaft gegen Mittag anſieht, wiewohl die Bewohner zwiſchen dieſem Revier und Taredánt, wenig oder nichts nach ſeiner Oberherrſchaft fragen. Einzelne Provinzen. 1) Sus.

Bey

Meſſa. Bey dem Eingange des Fluſſes Sus ſieht man die Ueberreſte einer ehedem bekannten Stadt, Meſſa genannt, wo zuweilen Wallfiſche ans Land geworfen worden, welches der Aberglaube zwar einer geheimen Kraft beylegt, richtiger aber wohl von einem Rif, das ſich in die See erſtreckt, gegen welches ſie laufen, kommen kann.

In einer überaus angenehmen Gegend, die, ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit wegen, den Namen eines irdiſchen Paradieſes erhalten hat, befinden ſich ebenfalls nur Ueberreſte einer ehedem großen, feſten und anſehnlichen Stadt. Taredant. Ob Taredant zwar noch den Namen einer Stadt verdient, auch, wegen Unruhen abzuhalten, vom Könige ſtets einige hundert Soldaten hier erhalten werden, ſo bedeutet doch dieſer Ort ſehr wenig.

Agader. Agader, von den Europäern Santa-Cruz gegenannt, iſt eine kleine Seeſtadt, liegt auf einem Berge, und war bis ins J. 1580 in den Händen der Portugieſen. Der Hafen hieſelbſt iſt ziemlich gut und nahe bey der See befinden ſich eine anſehnliche Menge Häuſer für diejenigen, ſo im Hafen arbeiten, daß es einer kleinen Stadt nicht unähnlich ſieht. In dieſer Gegend wohnen die mächtigſten Breber, und deswegen bedienen ſich die hieſigen Einwohner aller möglichen Vorſicht; denn, wo ſie es verhindern können, darf kein Scheriſe in die Stadt, auch kein Breber mit Waffen, und dennoch entgehn ſie heimlich dieſer Vorſicht.

2) Häha. In der zwoten Provinz, Häha, befinden ſich eigentlich ſehr wenig merkwürdige Dinge, und wir würden ſie bloß angezeigt haben, wenn wir nicht dabey anmerken wollten, wie leicht es den Monarchen von Marokko wird, Städte zu bauen. Vor dem Jahr

1765

1765 war auf dem Orte, wo jetzt Suira ſteht, nichts Merkwürdiges; allein dem König gefiel es, hier einen Handelsort anzulegen, und nun befahl er, bey Ungnade und Friedensbruch, allen chriſtlichen Konſuls und Kaufleuten in Agader, Aſſi, Rabat und Marokko, daß ein jeder allhier ein großes ſteinernes Haus bauen ſollte, wozu Juden und Mauren dieſelbe Erlaubniß erhielten. Auf dieſe Weiſe hat ſich in etlichen Jahren hier eine artige Stadt gebildet, welche mit der gegen überliegenden Inſel in Verbindung ſteht, und durch dieſelbe von allen Seiten beſchützt wird. Suira.

Wichtiger als alle übrige Provinzen, iſt die Provinz **Erhámna**, und wäre es auch aus keinem andern Grunde, als weil in ihr die Hauptſtadt des ganzen Reichs und die Reſidenz des Kaiſers befindlich iſt. 3) Erhámna.

Marokko iſt keinesweges ſo ungeheuer groß, als man ſie gemeiniglich macht, und glaubwürdige Beobachter verſichern, man könnte ſie in bequemem Schritt in weniger als einer Stunde umreiten, abgerechnet, daß ein großer Theil innerhalb der Mauern unbebaut und mit Reſten niedergefallener Häuſer angefüllt iſt. Angenehm iſt die Lage der Stadt, und ob ſie ſchon weder Wälle noch Gräben umgeben, ſo macht ſie demohngeachtet auf ihrer großen Ebene, die voll von Oel- und Palmbäumen iſt, einen ſchönen Anblick. Sie wird von einer hohen Mauer umgeben, welche aus Kalk, Leim und kleinen Steinen beſtehet, bey alle dem aber eine ſtarke Feſtigkeit hat. Im Sommer iſt ſie ohnſtreitig der wärmſte Ort im ganzen Lande, ſo wie er im Gegentheil wieder im Winter am kälteſten iſt. Dabey iſt ihre Bevölkerung immer nur ſehr mittelmäßig, ſo groß ſie auch von einigen gemacht wird, denn über fünf und zwanzigtauſend iſt ihre Anzahl gewiß nicht. In ſo ſchlechtem Zuſtande Marokko.

de und von ſo ſchlechtem Anſehen die meiſten kleinen übelgebauten Häuſer ſind, in einem eben ſo ſchlechten Zuſtand iſt die marokkiſche Policeyanſtalt; denn ſchwerlich ſollte man eine ſo abſcheuliche Vernachläßigung der Reinlichkeit in der Reſidenz eines Monarchen erwarten. Die Gaſſen ſind theils ohne Pflaſter, aber was weit ſchlimmer iſt, an allen Orten unrein, der Sammelplatz hingeworfener todten Hunde, Katzen und Ratten, und ſelten ſind ihre Wohnungen viel beſſer; denn eine Menge Ungeziefer, als Schlangen, Scorpione und dergl. machen ſie zu den ekelhafteſten Behältniſſen.

Unter allen iſt zwar das kaiſerliche Schloß das Hauptgebäude, und nimmt einen großen Platz ein, weil es aus beſondern Gärten und Gebäuden beſteht, die von einer hohen Mauer umgeben ſind. Von der innern Einrichtung der Zimmer läßt ſich nichts ſagen, weil niemanden der Zutritt dazu erlaubt iſt, wie wohl man ſo viel davon erzählt, daß die Zimmer des Monarchen mit einer Menge Spiegel angefüllt wären, und außerordentlich reinlich gehalten würden. In dem einen Quartier der Stadt befindet ſich ein mauriſches Heiligthum, Ben Labes genannt, welches die ganze Gegend heilig macht, und woſelbſt eine beſondre Stille herrſcht, die niemand, ja ſogar kein Jude oder Chriſt, mit ſeiner Gegenwart beunruhigen darf. An andern Orten der Stadt ſind Gärten, ein Pulvermagazin, ein Begräbniß von ſieben Königen, Kornmagazine, und außerhalb der Stadt leben eine Menge Ausſätzige in elenden Hütten, welche die Reiſenden durch Betteln beſchweren, da ſie ſich den Bürgern der Stadt nicht nähern dürfen.

Eine halbe Tagereiſe von der Stadt liegen die Gebirge Atlas, die ſich durch die marokkaniſchen Länder der Länge nach erſtrecken und von den Mauren,

nach

nach ihren verſchiedenen Strecken, auch verſchiedne Namen erhalten. Viele dieſer ungeheuten Bergmaſſen hat noch kein Fuß eines Beobachters betreten können, viele derſelben ſind unmöglich zu erſteigen, oder es herrſcht eine unerträgliche Kälte auf denſelben, welche einen ewigen Winter bildet. Diejenigen Mauren, ſo für Geld Schnee von den Bergen bringen, erzählen, daß ihre Flinten auf einer gewiſſen Höhe keinen Knall geben, und wenn ſie noch höher hinauf dieſen Verſuch machten, auch kein Feuer. In der Mitte dieſer Berge ſoll dafür ein ſteter Frühling blühen, und die ſchönſten fiſchreichen Reviere mit den beſten Viehweiden abwechſeln, weswegen auch die Breber vorzüglich dieſen Ort der Sicherheit behaupten, deſſen Zugang für unbekannt und unmöglich gehalten wird. Man kann übrigens nicht gewiß ſagen, woher dieſes Gebirge ſeinen Namen erhalten hat, vielleicht daher, weil daß Wort, Tla, ſo viel als Aufſteigen anzeigt, vielleicht auch daher, weil dieſes Wort auch vom Sonnenaufgang gebraucht wird, und es denjenigen, ſo auf der Abendſeite wohnen, allerdings ſo ſcheinen muß, als ob die Sonne von dieſen Bergen aufgehe; denn vor der Ankunft der Araber ſoll dieß Gebirge von den erſten Bewohnern des Landes und von den Phöniziern Adderim genannt worden ſeyn.

Unter den drey Provinzen, **Gezula**, **Dukala** und **Abda**, behauptet nur die leztere den Vorzug; denn nur dieſe iſt ſtark bevölkert, und wegen ihrer Fruchtbarkeit in gutem Ruf. Im J. 1641 verließen dieſe Stadt die Portugieſen, denen auch bis dahin, auch noch ein großes Stück Land vor der Stadt gehörte. Obſchon auf der Mauer, welche die Stadt umgiebt, acht und funfzig Kanonen befindlich ſind, ſo dienen ſie doch weiter zu nichts, als das Andenken zu erhal-

4) Gezuia
5) Dukala und
6) Abda.

erhalten, daß ſie gut geweſen ſind und, eben ſo das Schloß, welches ehedem den Königen zur Wohnung diente. Ueberhaupt hat ihre gute Lage, dieſe große Rhede zum Hauptmarkt für alle Provinzen des Reichs gemacht, und nur durch Mogodor, welches an der weſtlichen Spitze von Afrika gebaut iſt, hat dieſer Vortheil verloren. Zwar hat ſie noch ein franzöſiſches und holländiſches Haus, und war ehedem eine däniſche Faktorey. Ohnweit der Stadt liegt eine Vorſtadt, Rabat genannt, die, da ſie einen mauriſchen Schutzheiligen hat, zugleich auch eine Freyſtadt für Schuldner und Verbrecher iſt.

Brisgia. Die Stadt **Brisgia**, von den Europäern Mazagan genannt, gehört den Portugieſen, und beſteht in einem kleinen Kaſtell und einem geringen Schloſſe. Seitdem ſich der König von Marokko, im Jahre 1769 den 10 März zum Herrn dieſer Stadt gemacht und in einem heftigen Bombardement die Oberherrſchaft erhalten hat, ſeitdem hat auch der Handel viel von ſeiner Stärke verloren; der Platz iſt ſeit dieſer Zeit faſt öde; ſeine Rhede iſt ſelbſt im Sommer für die kleinen Schiffe unbequem, und die Kriegsſchiffe müſſen in der ſchönſten Zeit weit im Meere bleiben.

Azamur. Azamur war ehedem eine große volkreiche Stadt, jetzt aber iſt ſie nur ein Flecken, nicht weit von der See, neben einem Revier, das ungemein fiſchreich iſt.

Bulauan. In eben ſo elendem Zuſtande iſt **Bulauan**, eigentlich nur ein Schloß; aus der Inſchrift über dem Thore aber kann man ſehen, daß es 1709 erbaut worden iſt. Eine beſondre künſtliche und zugleich gefährliche Ueberfahrt macht dieſe Gegend erheblich. Sie liegt nämlich nahe bey dem Revier, deſſen wir vorhin gedachten und iſt wegen ſeiner Fiſcherey bekannt; wenn

man nun dahin will, ſo wird man auf ſechs bis acht mit Luft angefüllten Säcken dahin geſchifft. Da nun die Luft ſehr oft ausgehet und das Gleichgewicht verliert, ſo kann ſehr leicht Unglück entſtehen und würde noch weit öfterer geſchehen, wenn nicht zu jeder Seite dieſes künſtlichen Fahrwerkes, ein Maurer ſchwämme, der dieſe Maſchine hält und lenkt.

In der Provinz Tedla bemerken wir nichts, denn außer einigen verfallenen Flecken mit Schlöſſern, wie ein ähnliches am Fuße von den höchſten Atlas-Bergen liegt, und Teſſa genannt wird, iſt kein erheblicher Ort zu finden. Eben daſſelbe muß man auch von der folgenden Provinz Zerara ſagen, und nur die Provinz Siedma macht eine kleine Ausnahme. Daß Darbeida noch aus ſeinen Ueberreſten von ehemaliger Größe zeigt, iſt wohl ohne Zweifel, aber daß ſie kürzlich die Einwohner der Ameiſen wegen verlaſſen haben, wie die Mauren erzählen, ſieht der Fabel zu ähnlich. 7) Tedla, 8) Zerara, u. 9) Siedma. Darbeida.

Muley Mohämed wollte auf der Halbinſel Fedala eine Stadt errichten, die einen ausgebreiteten Handel führen ſollte, und ſchon war der größte Theil der Gebäude angefangen. Allein er gab ſeinen Vorſatz auf, da er ſah, man würde unnöthige Koſten an eine unzugängliche Küſte verwenden. Fedala.

Eine ziemlich gute, mit einer Mauer umgebene, Stadt iſt Rabat, von den Seefahrenden gemeiniglich Neu-Sale genannt. Ehedem konnte das Kaſtell eine große Menge Menſchen faſſen, allein da wir ſchon an mehreren Orten geſehen haben, daß Verwüſtungen nichts Seltenes ſind, ſo darf es uns auch hier nicht wundern, wenn faſt alles ſeinem Untergange nahe iſt. Schade iſt es um dieſe Stadt, die ſo viel Anlage zu einer guten Stadt hatte, und in der Rabat.

ſich noch manche gute Gebäude befinden, wenn ſie vor der Vernichtung nur einigermaßen geſichert würden. So ſteht z. B. außerhalb der Stadt ein guter Thurm, der dem zu Sevilla gleichen ſoll, und den Seefahrenden ungemeine Dienſte leiſtet, ſo wie auf dem Reviere der beſte Schiffbau getrieben wird

Dieſe mit wenigem angezeigten neun Provinzen machen alſo das eigentliche Marokko an ſich aus, und ob ſchon das Königreich Fes ein und dieſelbe Herrſchaft erkennt, in allem und jedem dem Monarchen unterthan iſt, ſo wird auch dieß wieder ebenfalls in ſechs Provinzen abgetheilet, und es ſcheint uns zu mehrerer Deutlichkeit ſchicklich, ehe wir von den Provinzen handeln, etwas über das Land ſelbſt hinzuzufügen, welches oben bey Marokko doch am unrechten Ort ſtehen würde.

Das Königreich Fes.

Allgemeine Ueberſicht. Eigentlich wird dieſes Königreich nur als eine Provinz angeſehen, die als ein durch Waffen erobertes Land unter die Botmäßigkeit des Kaiſers von Marokko gehört, wiewohl ihr in einigen Stücken manche Freyheiten zugeſtanden ſind, die andre Provinzen verloren haben. Seine Grenzen ſind: gegen Abend das atlantiſche Meer; gegen Mitternacht die Meerenge bey Gibraltar; gegen Morgen die freye Republik Algier, und gegen Mittag das Königreich Marokko. Bey einer Größe von fünf und ſiebenzig Quadratmeilen iſt jedoch die Fruchtbarkeit nicht die beſte und die Luft nicht die allergeſündeſte, obſchon die Hitze eben nicht ſehr groß iſt. An natürlichen Erzeugniſſen finden ſich beſonders allerley Gattungen Getraide, warme Geſundbrunnen, Mineralien, die beſten Pferde und ſchönſten Schafe. Unter den Flüſſen ſind der Rokor, Mulukan, Buregrey die vorzüglichſten. Die

Einwohner von Fes ſind theils Araber, theils Mauren, die ihrer Weichlichkeit und Völlerey wegen nicht im beſten Rufe ſtehen. Man trift die Religion der Mohämedaner, Juden und Chriſten überall untermengt an, vorzüglich aber durchweben die Mauren ihre Religion mit Fabeln, Wahrſagungen und Märchen. Bey alle dem hat ſich Fes als den Mittelpunkt der Handlung zu erhalten geſucht, und ſeine Bewohner ſind die reichſten Leute in der ganzen Barbarey. Die Kühnheit, mit der ſie ſich gegen den Despotismus ſetzten, hat ihnen große Vorrechte verſchafft, in welche ihre Beherrſcher niemals Eingriffe wagen können. In der Hauptſtadt findet man daher auch gute Seiden- Baumwollen- und andere Manufakturen, und alle ſechs Monate reiſet eine Karavane von Fes nach Marokko und Medina, welche Indigo, Cochenille, Felle, Straußfedern, wollene Tücher, wovon einige ſehr fein und ſchön ſind, mitbringen. Dafür bringet ſie zurück Seide, Neſſeltuch und Gewürze. Sie verbindet ſich auch mit derjenigen Karavane, die alljährlich von Marokko abgeht, und Gold in dem obern China ſucht. Sie beſteht aus etlichen tauſend Kameelen, wovon die einen mit Waaren, die andern mit Reis beladen ſind. Ehe ſie an den Ort ihrer Beſtimmung kommt, legt ſie einen Weg von fünfhundert Meilen zurück, zweyhundert Meilen im Reiche, und zweyhundert in der Wüſte Saharra, und endlich hundert außerhalb derſelben. In der Mitte dieſer Wüſte, wo nichts als unfruchtbarer aufgehäufter Sand anzutreffen iſt, wo man nur zur Nachtzeit reiſen, und ſich durch den Sternlauf oder durch den Kompaß finden muß; in dieſe freudenloſe Gegend hat jedoch die Natur eine Gegend gepflanzt, welche überflüßige Quellen und Salzgruben hat. Hiermit werden die Kameele beladen, und dieſes Produkt, nebſt Oel, wollenen Tüchern und Seide, tragen ſie in das Königreich Tom-

budo, wo ſie dagegen im Tauſch, Gold, Elfenbein, Straußfedern und Neger erhalten.

Was aber nicht Beziehung auf obige Handlung hat, das wird auch niemand hier ſuchen dürfen. Die wirklichen Bewohner in Städten ſcheinen von der Natur weniger begünſtigt zu ſeyn, als die Araber. Ihr Sklavenſtand gleicht ihrem Verſtand, ſie werden aufs höchſte geitzig, und folgen bloß dem verſtümmelten Inſtinkt der Menſchheit. Die Türken, welche die Unterdrücker eines großen Strich Landes ſind, ſuchen ihre Tyranney auch hier zu erfüllen, und die Regierung begünſtigt ſie ſo ſehr, daß diejenigen ſchon die härteſten Strafen erhalten, welche arabiſch ſchreiben lernen. So kurz alſo die Anmerkung über die Provinz Fes ausfallen muß, ſo wird ſie doch ſchon hinlänglich ſeyn, ein getreues, wenn auch kein ſchönes, Bild von dem Lande im allgemeinen zu gewähren.

Einzelne Provinzen. Folgende ſechs Provinzen heißen **Témsna**, **Benihásan**, **Hábat**, **Chus**, **Erif** und **Gart**, unter

1) Temsna. denen die vornehmſte Temsna iſt, weil ſich in ihr die Hauptſtadt des Landes und die beſte Stadt in der Barbarey befindet.

Fes. **Fes**, welche eigentlich aus zwey Städten, aus **Alt-** und **Neu-Fes** beſtehet, eine Abtheilung, welche die Natur durch ein mitten durchgehendes Waſſer gemacht hat, iſt durch ihren Handel allgemein erhaben und berühmt geworden. **Alt-Fes** ſoll im achten Jahrhundert, und **Neu-Fes** im ſechszehnten erbaut worden ſeyn. Beyde liegen in einem Thal, und ſchließen in ihren Mauern eine Menge Gärten ein. Hier ſind die Häuſer durchgängig beſſer gebaut, als in den meiſten Städten dieſes Landes, und nirgend wird man Unreinigkeiten auf den Straßen antreffen, da eine Menge Kanäle durch die Reviere geleitet ſind. Die Anzahl der Einwohner beträgt ohngefähr

gefähr gegen ſiebenzigtauſend, und beſonders ſagt man von ihnen, daß ſie viel kriegeriſchen Muth beſitzen. Die Anzahl der Buden, wo die Waaren zum Verkauf ausgeſetzt ſind, iſt eben ſo groß, als die Waaren ſelbſt, und in den meiſten Quartieren der Stadt, findet man einerley Handwerker beyſammen. Der Fluß, welcher ſich bey Alt-Fes in ſechs Arme theilet, giebt der ganzen Stadt überflüßiges Waſſer, und verbreitet ſich rings um die Aecker der Stadt, in einer angenehmen und fruchtbaren Bewäſſerung. Ehedem waren die Veſtungswerke der Stadt in beſſerm Zuſtande, als jetzt; denn viele ſind ſchon eingefallen, und die übrigen haben daſſelbe Schickſal. Unter die vorzüglichſten Gebäude gehört die große Moſchee, der ſchönſte afrikaniſche Tempel der Muſelmänner, deſſen edles Gebäude gar leicht, wie man ſagt, 800,000 Dukaten zu bauen gekoſtet haben kann. Ferner die ſchöne große Kaufmannsbörſe, ingleichen das prächtige Schulgebäude, worin ſich eine koſtbare Bibliothek befindet, die in einem Lande, wo man ſo wenig nach den Wiſſenſchaften fragt, um deſto befremdender, aber auch deſto unnützer ſeyn muß.

Neu-Fes hat zwar ebenfalls alles, was ihr den Ruf einer guten Stadt erwerben könnte, allein dieſe iſt jetzt in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Die Gegenden um ihr herum ſind ſo leer an Früchten, als die Stadt ſelbſt an Menſchen, und die Einwohner ſcheinen durchgängig lieber in der äußerſten Armuth leben zu wollen, als Güter zu erwerben, von den ſie keinen Augenblick ſichere Beſitzer ſind. Nur daß die Juden, welche nicht in der Altſtadt wohnen dürfen, hier eine eigene Stadt ausmachen, ſonſt würden vielleicht ihre wenigen ſchönen Ueberreſte längſt der Verwüſtung zu Theil worden ſeyn.

Zavia Mula Edris.

Zavia Mula Edris iſt der Ort, wo der Stifter von Fes begraben liegt, der eine Freyſtätte für alle Verbrecher, und eines der größten Heiligthümer des Landes iſt.

Meknes.

Eine kleine Tagereiſe von Fes liegt Meknes in einer ſchönen Ebene, unter einem angenehmen Himmelsſtriche, und hat vier bis ſechs Meilen im Umfange. Eine Mauer umſchließt ſie ganz, und ein Bollwerk unterſcheidet ſie von der Neger-Stadt. Dieſe hat ihren Namen von der Wache des Königs, welcher daſelbſt wohnet. Einwohner ſchätzt man gegen dreytauſend. Der kaiſerliche Pallaſt, der allein das Anſehen einer Stadt hat, beſteht aus Thiergärten, Gärten, nebſt einer Menge ſehr koſtbarer Zimmer. Obſchon vieles davon eingefallen iſt, ſo ſieht man doch noch ſchöne Ueberreſte davon. Durch die Mitte des Schloſſes und der dazu gehörigen Gebäude geht ein breiter Weg von einer ſolchen Höhe, daß man auf demſelben über alle Gipfel der Bäume wegſieht, obgleich die Orangen- und Olivenbäume hier von einer ſehr anſehnlichen Höhe ſind. Mitten auf dieſem künſtlichen Wege ſtehet eine Ehrenpforte, über welcher ein großes Zimmer iſt. In der Mitte von der Stadt befindet ſich das Quartier der Juden, welche zur Nachtzeit ihr Thor verſchließen, und dieſe Freyheit genießen ſie im ganzen marokkaniſchen Reiche. Nur hat Meknes keine Manufakturen, und die umliegende Erde iſt zu ſchlammig, als daß man Wege zur Erleichterung der Handlung bahnen könnte. Doch wird ein großer Markt gehalten, wo die Araber ihre Felle, Honig, Wachs, Butter und Datteln verkaufen. Dieſe und einige andere Städte in dieſer Gegend haben durch das Erdbeben den erſten November 1755, welches Liſſabon verwüſtete, viel gelitten, wo auch hier in einer

Nacht

Nacht über dreyhundert Juden unter ihren Häuſern vergraben wurden.

Sale, die vornehmſte Stadt in der Provinz Benihaſan, war vor nicht gar langer Zeit die Hauptſtadt einer faſt unabhängigen Republik, welche ein ſelbſt gewähltes Oberhaupt hatte. Dieſe Stadt, welche an den Ufern des Guerou gebaut iſt, der von dem Gebirge Zawia herabfließt, und ſie in zwey Theile theilet, wird wegen dieſer Eintheilung Sala und Arbatte genennt, welches ſo viel als alt und neu Sale bedeutet. Ihre Lage mitten in den Ländern, die unter marokkaniſcher Herrſchaft ſtehen, verſchafft ihr den Vortheil, viele Eßwaaren einzuſammlen. Ihre Einwohner waren ſonſt Seeräuber und Kaufleute zugleich. Um die Zeit, als der jetzige Monarch, während der Regierung ſeines Vaters, ſie unterjochte, und ihnen ihre Reichthümer entzog, haben dieſe beyden Beſchäftigungen aufgehört. Man rechnet die Anzahl der Einwohner auf ſechszehntauſend, welche eigentlich von denjenigen abſtammen, ſo ehedem aus Spanien vertrieben wurden. Im Jahr 1765 bombardirten die Franzoſen dieſe Stadt zugleich mit Rabat, allein der Erfolg war ſehr ſchlecht. Innerhalb der Stadt, unter dem großen Thurm, iſt der bekannte Kaperhafen; weil die Rhede ſchlimm, und der Eingang noch ſchlimmer iſt, und weil ſich eine Sandbank darin befindet, ſo können auch nur kleine Fahrzeuge ohne Gefahr durchkommen, auch weil dieſe Sandbank immer merklich größer wird, ſo haben ſchon viele hier ihr Leben verloren. 2) Beni-Haſan. Sale.

Elariſch, von den Europäern Larache genannt, iſt ein kleiner und geringer Ort, ehedem aber eine römiſche Kolonie. Auch ihm wiederfuhr 1765 ein ähnliches Schickſal von den Franzoſen, allein es können hier nur ſehr kleine Fahrzeuge einkommen, und nur Elariſch.

dann, wenn der König ſeinen Entſchluß ausführen ſollte, hier, wie in Suira, bauen zu laſſen, kann Elariſch erheblich werden.

Mehedia. Mehedia iſt noch weniger erheblicher, als daß hier die Kaper einlaufen.

3) Chus. Azila. In der dritten Provinz Chus liegt Azila, eine kleine verfallene Stadt, die außer einigen Tabacksplantagen, deren Produkte nach Guinea gebracht werden, nichts Gutes hat.

Alkaſſar. Alkaſſar iſt jetzt nur ein Ueberreſt von der Stadt und demjenigen Schloſſe, wo Don Sebaſtian, König von Portugall, mit dem beſten Theil des portugieſiſchen Adels, und mit ihm zween mauriſche Könige an einem Tage, in einem Treffen, 1578 blieb.

Tanger. Tanger war bis zum Jahr 1463 ein Eigenthum der Römer, Gothen und Mauren, nach dieſer Zeit aber kam ſie in die Hände der Portugieſen, und nach dem Jahr 1662 in die Gewalt der Engländer, welche letztern ſie, nach einem Beſitz von zwey und zwanzig Jahren, freywillig verließen, allein auch einen Damm zerriſſen, der ihnen ungeheure Summen gekoſtet hatte, und die größten Schiffe in Sicherheit ſetzte. Jetzt iſt ſie in den Händen der Mauren, die Ruinen dieſes ſchönen Werkes aber machen die Annäherung an den Meerbuſen ſehr beſchwerlich; auch würde ſie von gar keiner Wichtigkeit ſeyn, wenn nicht die Mündung eines Fluſſes, deſſen Tiefe man bis auf ſein Beet ſieht, den meiſten Goliotten der Reichs zu einer Zuflucht diente. Tanger verſieht nun, ſtatt Tetuan, Gibraltar mit Lebensmitteln. Die Verbindung dieſer beyden mauriſchen Städte iſt durch die Veſtung Ceuta. Ceuta unterbrochen, welche von Spanien, zu dem ſie gehört, nur durch eine Meerenge von fünf Meilen getrennt iſt.

Tetann,

Tetann, eine artige kleine Stadt, liegt an dem abhängigen Theil eines ſteinigten Hügels, nahe an der Mündung der Meerenge von Gibraltar. Die Häuſer ſind wohl gebaut, ihr Handel beſteht in getrockneten Trauben, Wachs, Leder, und dieſer Handel, verbunden mit den Einkünften der Seeräuberey, macht die Einwohner zu reichen Leuten. Ihre Rhede iſt ſehr ſicher, wenn nicht die Oſtwinde, welches aber ſelten geſchieht, ſehr heftig wehen. Der Fluß Bousſega, welcher ſich in dieſelbe ergießt, dient einigen Seeräubern zu ihrem Winteraufenthalt. Die Beſatzung von Gibraltar ließ ehedem ihr Vieh, Obſt und andere nöthige Dinge zu ihrem täglichen Gebrauch hier kaufen, allein dieſe Verbindung hat aufgehört, ſeitdem der Kaiſer wollte, daß der Conſul von Großbrittannien zu Tanger reſidiren ſollte. Die Zahl der Einwohner iſt gegen vierzehntauſend. Tetann.

Arrache iſt der natürliche Ausgang aus Asgar, welches eines der größten und fruchtbarſten Länder des Reichs iſt. Dieſer Vortheil, eine glückliche Lage und ein guter Hafen, werden ihr gewiß über früh oder ſpät viel Thätigkeit verſchaffen. Jetzt iſt ſie nur von Soldaten bewohnt. Seit der Unternehmung, welche die Engländer im Jahr 1765 wagten, hat man die von den Spaniern, als ſie noch Beſitzer dieſes Platzes wares, erbauten Veſtungen wieder ausgebeſſert. Arrache.

In der kleinen unbedeutenden Provinz **Errif** iſt nichts als ein kleines Kaſtell, **Penon de Velez**, welches den Spaniern gehört. Auch in **Gort** iſt ein Kaſtell, welches den Spaniern gehört, **Manila** genannt. **Meluia** iſt der Fluß, welcher die Gränze zwiſchen den marokkaniſchen Ländern und Telemſon macht, welches unter die Botmäßigkeit von Alſghér gehört. Es ſind wohl einige Häuſer von Feldſteinen hier

4) Errif und 5) Gort. Meluia.

hier erbaut, aber ſie ſind nichts mehr, als übereinander gelegte Steine.

Staatsveränderungen.

Mit ſo prächtigen Fabeln und Geſchichten dieſe Völker ihren älteſten Zuſtand ausſchmücken, ſo gern ſie ihr Alter, bis auf das uns bekannte erſte Menſchenpaar auszudehnen gewohnt ſind; ſo wenig verdienen jene Erdichtungen Gehör und dieſe Behauptungen Glaubwürdigkeit. Selbſt das wenige Zuverläßige, was uns von ihnen bekannt iſt, haben wir nur noch den römiſchen Schriftſtellern zu verdanken, deren Nachrichten aber auch um ſo wahrer ſind, da ſie ſich eine Zeitlang als Herren dieſer Völker anſehen konnten. Sie ſagen nämlich: Afrika wurde anfänglich von rohen und ungeſitteten Völkern bewohnt, die unter den Namen Gätuler und Libyer bekannt, aber auch als ein Volk angeſehen wurde, welches nicht die geringſte Anſprüche auf irgend eine Verfeinerung der Denkart und Sitten machen konnte. Sie lebten gleich den Heerden, die ſie beſaßen, von Kräutern und Wurzeln der Erde, und von dem Fleiſche der wilden Thiere, ohne Sitten, ohne Herrſchaft und Geſetze; und nahmen, als unruhige Wanderer, allemal da Beſitz, wo ſie den wenigſten Widerſtand oder den beſten Boden antrafen.

Als nun Herkules in Spanien umgekommen war, wie die Afrikaner glauben, und ſeine Armee, welche aus verſchiedenen Völkern beſtand, nun in kurzer Zeit zerſtreuet ward, auch viele neue Oberherren entſtanden, ſo geſchah es, daß von dieſen Völkern, die Meder, Perſer und Armenier, auf Schiffen nach Afrika giengen. Hieraus wurde durch Heyrathen mit den Gätulern eine Vermiſchung, und da ſie ſehr oft ihre Plätze veränderten, ſo nannten ſie ſich ſelbſt Numidier oder Hirten. Diejenigen Libyer aber, welche dem afrikaniſchen Meer näher wohnten als die Gätuler, die

 in

in einer heißen Gegend und nicht weit von den dürren Wüſteneyen entfernt waren; ſchlugen ſich zu den Medern und Armeniern, weswegen auch dieſe Nation eher Städte hatte.

Die kleine Meerenge, welche ſie von Spanien abſonderte, verſchaffte ihnen gar bald den Vortheil, Handel dahin zu treiben, und auf dieſe Weiſe entfernten ſie ſich allmählig von ihrer urſprünglichen Rohheit. Selbſt ihre Namen litten eine Abänderung, weil die Libyer in ihrer Mundart ſtatt Meder, Mauren ſagten. Als hierauf die Perſer in kurzer Zeit ſehr zunahmen, und wegen der übergroßen Volksmenge unter dem Namen Numidier auszuziehen genöthiget waren, ſo nahmen ſie in denjenigen Gegenden Beſitz, welche in der Nähe von Karthago, Numidien heiſſen. Der Ruf von ihrer Tapferkeit hatte ſich bis zu dieſen Bewohnern verbreitet, und ihre überall ſiegende Waffen jagten denjenigen Furcht ein, die ſie noch nicht beſiegt hatten, denn die Libyer waren noch weit kriegeriſcher als die Gätuler. Auf dieſe Weiſe befand ſich daß Meiſte des untern Theils von Afrika gegen die See, in dem Beſitz der Numidier, und ein gemeinſchaftlicher Name bezeichnet die Ueberwundnen, wie ihre Ueberwinder.

Nach dieſer Zeit erbauten die Phönizier hier Städte, theils weil ſie die Volksmenge in ihrem Vaterlande hierzu zwang, theils aber auch aus Herrſchſucht. Dieſe Städte nahmen in kurzem ungemein zu, einige gereichten zur Beſchützung, andere zur Zierde ihrer Stifter. Als nun diejenigen, welche mit der Dido Phönizien verlaſſen hatten, zu ihren alten Verwandten in Afrika kamen, und die Erlaubniß, Karthago zu erbauen, erhielten, ſo wuchs die Macht der Karthagenienſer in der Folge ſo ſehr, daß ſie in einen Krieg mit denjenigen Völkern verwickelt wurden, welche aus

Palä-

Paläſtina ebenfalls nach Afrika geflohen waren, und Mauren genannt wurden. Dieſe wurden überwunden, und die Römer, welche ihre Beſitzungen gleichfalls bis hieher auszubreiten ſuchten, verjagten dieſe Mauren bis in das Aeußerſte von Afrika, unterwarfen ſich Karthago nebſt noch andern afrikaniſchen Nationen, und machten ſelbige zinsbar.

So ſtreitbar alle dieſe afrikaniſchen Völkerſchaften waren, ſo wenig konnten ſie gegen eine viel ſtärkere Macht, wie die römiſche war, ausrichten. Auguſtus ſchickte neun Kolonien nach Afrika; Klaudius drey, und theilten Mauritanien in das Cäſarienſiſche und Tingitaniſche, worinnen römiſche Prokonſuls bis zu Anfange des fünften Sekulum regierten, welches noch gegenwärtig römiſche Münzen beweiſen, die man öfters bey Salá und an andern Orten findet. Die Herrſchaft der Römer währte aber auch nur ſo lange, bis andre Völker kamen, und dieſer Gewalt Schranken ſetzten. Eine nordiſche Nation, die Vandalen, welche ſich einen Theil von Spanien unterworfen hatten, ſuchten den Römern alle Beſitzungen zu rauben, und Bonifacius, der damals in Afrika kommandirende General, war eigentlich die Urſache ihres Ueberſetzens, denn ihm lag nur daran, ſich an Rom zu rächen, weil es einen andern an ſeine Stelle abſchicken wollte. Sie kamen als ein Sieg gewohntes Volk unter der Anführung ihres Königs, Genſerikus, eines erfahrnen und muthigen Kriegers, aus Spanien, und die Römer ſahen nur zu ſehr, wie ſtark dieſe Völker waren, denn nachdem ihnen mancher Sieg geglückt war, brachten ſie es dahin, daß Rom alle ſeine Beſitzungen aufgeben und alle Römer aus Afrika fliehen mußten.

Hun=

Hundert Jahr erhielten ſich dieſe Völker im ruhigen Beſitz ihrer Eroberungen, bis der griechiſche Kaiſer, Juſtinian, im Jahr 538 ſeinen General, Beliſarius, gegen Gelimer, den letzten König der Vandalen, abſandte, dem ſeine Unternehmungen ſo glücklich von ſtatten giengen, daß er nicht nur den König ſelbſt als Gefangenen erhielt, ſondern auch in wiederholten Siegen, der Römer ehemaliges Mauritanien bekam, welches ſie bis in die Mitte des ſiebenten Sekulum behielten. Während dieſer Zeit kam ein andres nordiſches Volk die, Gothen, welche einen großen Theil von Italien beſaßen, und entriſſen den Römern eine Provinz nach der andern. Hierzu kam noch, daß die alten Bewohner des Landes, die in den neuern Zeiten Breber heißen, und damals noch von Königen aus ihrer eignen Nation regiert wurden, zu eben der Zeit einen Aufſtand gegen die Römer anfiengen, eben zu einer Zeit, wo das Anſehen und die Macht der Römer auf alle Weiſe ins Abnehmen gerieth, und es glückte nun den Arabern, ſo wohl die Gothen, als Römer zu vertreiben. 538.

Die Siege der Araber verbreiteten ſich in kurzem ungemein weit, denn nachdem ſie als Mohämedaner in weniger als zwanzig Jahren Syrien, Paläſtina und ganz Aegypten unterjocht hatten, ſo gieng vorzüglich derjenige von ihren Stämmen, der den Namen Saraceni führete, in dem Jahr 647 nach Afrika, 647.
und das Glück ſeiner Unternehmung gewann einen ſolchen Fortgang, daß ihr Anführer Akba Ben Naſa bereits im Jahr 684 alle Oerter bis nach Tanſghia, 684.
welches damals unter der Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer ſtand, durch das Glück der Waffen erobert hatte. Von hier gieng er nach Sus, weil ihm weiter nichts im Wege ſtand, ſo ſuchte er wenigſtens, ſo weit er konnte, mit ſeinen Waffen durchzudringen, bis

bis auch ihn ein mächtiger Breber, mit Namen Kuscile, die Unbeſtändigkeit des Glückes lehrete und ihn überwand.

Hier wurde nun zum öftern die Oberherrſchaft ſchwankend. Der Kaliſe in Damaskus ſandte den Araber Sghuher an ſeine Stelle, welcher auch den Kuscile tödtete, aber einen deſto ſtärkern Feind an der Breber Königin Kahiné bekam, welcher es glückte, ihm zu überwinder, und fünf Jahr die Oberherrſchaft gegen die Araber zu behaupten. Hierauf ſandte der Kaliſe aufs neue Haſan mit einer ſo fürchterlichen Macht, daß Kahine wohl ſah, ſie würde vergebliche Gegenwehr leiſten, und ließ lieber ihrem zu mächtigen Feind ein Land zurück, das ſie ſelbſt verheerte und verbrannte, als daß Haſan weiter Luſt bekommen ſollte, nach größern Eroberungen zu ſtreben. Nachdem ſie alſo ihre Staaten, die ſonſt volkreich und blühend waren, in eine Wüſte verwandelt hatte, ſo lieſerte ſie Haſan ein großes Treffen, und es würde vielleicht der Sieg auf ihrer Seite gewiß geweſen ſeyn, wenn ſie nicht mitten unter blutigen Leichen mit dem Säbel in der Hand blieb. Dieſes Bewußtſeyn ſchwächte den Muth der Soldaten, und die Breber wählten lieber eine freywillige Uebergabe, als daß ſie eine gänzliche Niederlage erwarteten. Haſan nahm ſie mit aller möglichen Güte auf, zwölftauſend vertheilte er unter ſeine Völker, und die meiſten traten zur mohämedaniſchen Religion über. Dieſem glücklichen Zufall folgte noch ſogleich ein ein andrer, denn der Kaliſe ſchickte noch einen mit Namen Muſa Ben Naſcir mit einem ſehr großen Kriegsheer ab, womit er nicht allein hunderttauſend Breber zu Gefangenen machte, ſondern auch die ganze Provinz Sus einnahm: er verſtärkte ſogar ſein Heer mit neunzehntauſend Reutern

von

von Brebern und ließ ſie alsdann in der mohämedaniſchen Religion unterrichten.

Doch, ſo glänzend dieſe Rolle geſpielt ward, ſo geſchwind die Eroberungen ausgeführt wurden, ſo waren ſie doch nur Vorſpiele von weit wichtigern Scenen. Muſa benutzte die Unruhen in Spanien, und glaubte ſeinem Plane näher zu kommen, wenn er die Herrſchaft der Kalifen auch in Europa geltend machen könnte. Es hatte nämlich Vitiza, der König der Gothen in Spanien, dem Theofredus die Augen ausſtechen laſſen, und wie deſſen Sohn, Roderikus, nachher auf den Thron gekommen war, wollte dieſer an deſſen beyden Söhnen, Eba und Sisgebut, ſich rächen; allein ſie flüchteten nach dem tingitaniſchen Mauritanium, wovon noch ein Theil unter den Gothen ſtand, und wo ſie an dem Gouverneur einen treuen Beſchützer zu finden glaubten. Muſa begünſtigte dieſen Plan, und ſchickte mit Einwilligung des Kalifen Ualid zuerſt vier Fahrzeuge mit vierhundert Mann, welche eine große Plünderung auf der ſpaniſchen Küſte vornahmen, und mit großer Beute zurück kehrten. Bald darnach gieng eine weit ſtärkere Flotte mit ſiebentauſend Mann ab, und wie ſie unter den Berg Kalpa vor Anker giengen, ſo benannten die Soldaten dieſen Berg Sghibel Tareck, welches hernach erſt durch die Europäer in Gibraltar verwandelt worden iſt. Tarek Ben Ziad führte dieſe Flotte an, zu der ſich vom Muſa eine Verſtärkung von ſiebentauſend geſellten, welche in einem großen Treffen der Herrſchaft der Gothen in Spanien ein Ende machte, ob ſie ſchon über dreyhundert Jahr gedauert hatte.

Tarek nahm hierauf einen großen Theil von Spanien ein, jedoch nicht ohne heimlichen Neid des Muſa, welcher desfalls im J. 715 mit einer Armee von acht- 715.

zehntauſend Mann perſönlich nach Spanienn gieng, und wie er bey Tarek anlangte, denſelben nicht nur ſchimpflich behandelte, ſondern ſogar ſeiner Freyheit beraubte, und lebenslang im Gefängniß gehalten haben würde, wenn er ihm nicht auf ausdrücklichen Befehl des Kaliſen von Damaskus hätte entlaſſen müſſen. Doch kurze Zeit hernach empfieng Muſa ein ähnliches Schickſal; der Kalif befahl, Muſa lebenslang gefangen zu halten, und nur durch glücklichen Zufall entkam er, und floh nach Meka, woſelbſt er für Gram ſtarb.

Sein Sohn folgte ſeiner Herrſchaft in Spanien, und als ſchon ſein Vater Roderiks ganze Armee zu Grunde gerichtet hatte, er ſelbſt getödtet war, ſo verheyrathetn ſich Abd Elaziz demohngeachtet mit der Witwe deſſelben, welche ihren Gemahl ſolange anlag, bis er, ihren Stolz zu befriedigen, den königlichen Titel annahm; allein derſelbe Tag, wo jeder gezwungen wurde, ihm als König zu verehren; derſelbe war auch das Ende ſeiner Regierung, weil man ihm auf der Stelle ermordete.

Dies war das Signal zu der allgemeinen Vermiſchung der Mauren mit den Brebern, welche Spanien gemeinſchaftlich einzunehmen ſuchten, und die Gouverneurs ſowohl hier als in Mauritanien, ſtanden unter den Kaliſen zu Damaskus und Bargdad; wie ſie aber mächtiger zu werden anfiengen, warfen ſie das Joch der Kaliſen ab, und machten ſich, ſo wohl in Spanien als in Afrika, zu eignen kleinen Königen. In dieſer Zeit verſuchten die Breber zu wiederholten malen Herren zu werden, und faſt wär es ihnen geglückt, alle Araber aus Afrika zujagen, weshalb der Kalif im
741. Jahr 741, den Hantelé Ben Sefran mit einer großen Armee gegen ſie abſchickte, welcher zuerſt dreyſſigtauſend und nach dieſen, hundert und ſechszigtauſend

ſend erlegte. Demohngeachtet erhielten ſich die Breber in dem tingitaniſchen Mauritanien und Sus ziemlich unabhängig.

In der Mitte des achten Sekulums ließ ſich ein gewiſſer arabiſcher Fürſt, **Edris**, von des Ali Stamm, in der weſtlichen Barbarey nieder, erbauete verſchiedene Städte, und errichtete ein kleines Reich, deren Bewohner ihn zum Kalifen ausriefen: allein er wurde gar bald das Opfer des Neides, und ein andrer Kalif ſuchte ihn heimlich mit Gifte umzubringen.

Edris Ben Edris, der damals noch ungeboren war, wurde nachheriger Kalif, und trat ſeine Regierung ſchon im zwölften Jahre ſeines Alters an. Gewiß würde dieſer junge, tapfere und kluge Regent große Thaten ausgeführt haben, die dahin abzielten, den omiadiſchen Kalifen Spanien wegzunehmen; da es ihm ſchon geglückt war, ſechshundert arabiſche Stämme unterthänig zu machen. Er ließ im Jahr 788 die Stadt Fes bauen, und unternahm allerhand 788.
große Pläne, an deren Ausführung ihm nur ein zu früher Tod hinderte. Er ſtarb, als er kaum etliche dreyßig Jahr alt war.

Nach ſeiner Einrichtung folgte ſein älteſter Sohn **Mohamed Ben Edris**, und zwar in der Abſicht, um die Staaten mit ſeinen Brüdern zu theilen. Allein ſein beleidigter Ehrgeiz ſann auf Mittel, die Staaten bald wieder an ſich zu bringen, und da er nur kurze Zeit lebte, ſo folgte ihm ſein älteſter Sohn, **Ali Ben Mohamed**, der ebenfalls in ſeiner dreyzehnjährigen Regierung wenig that, und **Jahia Ben Mohamed** folgte ihm in der Herrſchaft, welcher wichtige Eroberungen machte, und prächtige Bäder in Fes anlegen ließ. Sein Sohn, **Jahia Ben Jahia**, war ein böſer und grauſamer Prinz, welcher es durch

ſeine Grauſamkeit dahin brachte, daß ſeine Unterthanen rebellirten und ihn umbrachten, auch ſeinen Sohn nicht zum Nachfolger annahmen, ſondern nur aus ſeinem Geſchlecht Omer Ben Edris wählten, der jene Grauſamkeiten durch ſeine Güte verbeſſerte. Ihm folgte ſein Sohn, Jahia Ben Omer, mit alle der Hoffnung, die ſein Vater ſchon erfüllt hatte. Allein er verſtand nicht die Kunſt zu regieren, ſondern folgte ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſo daß ſein Hof einer Akademie glich, die mit Sternſehern, Poeten, und Geiſtlichen angefüllt war. Einer aus ſeiner Familie machte ſich das Mißvergnügen ſeiner Unterthanen zu Nutze, beraubte ihn des Reiches, allein er ſelbſt konnte ſich nicht lange darin erhalten, ſondern mußte es an einen neuen Stamm überlaſſen.

Im neunten Jahrhundert ſuchte ſich ein gewiſſer Mahadi zur Oberherrſchaft zu bringen, mehr aus Religionsſchwärmerey, als aus großen Gaben zu regieren. Es gelang ihm zwar mancher kriegeriſche Verſuch in Afrika, er wollte auch Aegypten erobern, allein er ließ es bey etlichen Provinzen bewenden. So folgten ſich Söhne und Verwandte in der Regierung
1017. bis ins Jahr 1017, wo theils Abſichten auf Aegypten gemacht wurden, theils nichts als Verrätherey oder heimliche Morde vorgiengen, und wo die Namen der Regenten ſo unintereſſant, als ihre Thaten ſind.

Als dieſes im öſtlichen Theil vorgieng, kam indeſſen Abubekr Ben Omar, aus dem Stamme der Lamtuniſchen Araber, welcher große Abſichten hatte, und den Grund zu einer neuen Regierung legte. Er nannte ſich Emir Elmumnin, oder Fürſt der Gläubigen; weil er aber lieber in der Wüſte, als in Städten leben wollte, ſo gab er das Gouvernement an ſei-
1052. nen Verwandten Abu Teſfin, welcher im Jahr 1052 den

den Grund zu der Stadt Marokko gelegt haben ſoll.
Die Vollführung übernahm ſein Sohn, Juſef Ben
Tesfin, welcher im Jahr 1069 Herr von vielen 1069.
Provinzen wurde, und als ihn der König von Se-
villa und Kordova um Hülfe anrufte, ſelbſt nach Spa-
nien gieng, wiederholtemale ſeine Feldzüge erneuerte,
und endlich ſich ſelbſt Meiſter von Sevilla machte.
Seine Eroberungen giengen glücklich von Statten,
und in kurzem beſaß er faſt alles, was die Saracenen
in Spanien inne hatten, weshalb ihm der ägyptiſche
Kalif den Titel eines Emir gab, und die Stadt
Marokko zu noch größerer Vollkommenheit erhoben
haben würde, wenn er nicht durch den Tod verhindert
worden wäre.

Ihm folgte ſein Sohn, Ali Ben Juſef; er gieng gleich nach Kaſtilla, wo er gegen den König Alphons anſehnliches Glück machte; allein ein neuer Religionsſchwärmer ließ ſich auf den Bergen bey Sus nieder, und machte alle Anſtalt, die Herrſchaft von Afrika zu behaupten. Doch giengen dieſe Unruhen durch einige glückliche Treffen vorüber, nur daß ſie die Ausſichten in Spanien verdunkelt hatten. Obgleich Mohamed Ab Dallah Ben Tomrut, (oder jener genannte Schwärmer) geſtorben war, und ſein General, Abd Elmumen, gegen den Sohn des Ali nichts ausrichten konnte, ſo gelang es ihm doch in der Folge, da er die beyden Söhne ſo lange durch Krieg zu beunruhigen ſuchte, bis der erſte ſein Leben verlor, und der zweete in ſeine Hände fiel.

Abd Elmumen wurde alſo im Jahr 1149 Herr 1149.
von Marokko und den dazu gehörigen Provinzen. Zu
Anfange ſeiner Regierung hatte er alles anzuwenden,
ſein Anſehen gegen einige Rebellen zu behaupten, und
in den folgenden Jahren wurde er von den arabiſchen

Königen in Spanien gegen die chriſtlichen Könige zu
Hülfe gerufen, wo er allen Vortheil davon zog. End-
lich theilte er mit ſeinem älteſten Sohn, Mohámed, die
Regierung, und die andern Provinzen unter die übri-
gen Söhne. Er nahm den Sicilianern Tunis
weg, und hatte alle Anſchläge gefaßt, ſich Spanien
1160. zu unterwerfen; allein 1160, wo das große Unter-
nehmen ausgeführt werden ſollte, ſtarb er, und nahm
ſeinen Räthen zuvor den Eid ab, daß ſie ſeinem älte-
ſten Sohn, welcher nicht regieren könnte, die Thron-
folge verſagen, und dafür ſeinen zweeten, Abi Jakub,
zum König annehmen ſollten. Er wurde zwar Kö-
nig, aber ſo glänzend ſeine und ſeines Vaters Hoff-
nungen waren, ſo wenig führte er ſie aus. Er ſuchte
ſtets dahin zu gelangen, Spanien zu erobern, nur traf
1184. ihn im Jahr 1184 ein Pfeil im Treffen gegen die
Spanier, und wurde in Sevilla begraben.

An ſeine Stelle kam ſein älteſter Sohn, Jakub
Elmanſur, welcher ſogleich einen heftigen Feind an
dem König, von Majorka hatte, zu dem ſich die Tür-
ken im Trablis geſchlagen hatten. Jedoch es glückte
ihm aufs beſte, und lieferte auch gegen die Spanier
1195. in den Jahren 1195 und 1199 glückliche Treffen,
1194. wo er in Aſturien und Kaſtilien viele Städte eroberte.
Nach ſeinem Tode ſetzte ſein Sohn, Mohámed Ee-
maſar ſein Glück auf dieſem Grunde fort, und hatte
die Spanier ſo ſehr in Furcht geſetzt, daß ſie Frank-
reich und Italien um Hülfe anruften; und freylich ge-
gen eine ſo große Uebermacht konnte er nichts ausrich-
ten, auch eine Niederlage von achtzigtauſend Men-
ſchen erfuhr. Von hier an folzen nun wieder bis ins
1507. Jahr 1507 eine Reihe Regenten, die nichts Merk-
würdiges enthalten, oder die nichts thaten, als Ver-
ſuche gegen Spanien anzuwenden, oder mit ihren ei-
genen Unterthanen zu ſtreiten hatten, oder ſich ſelbſt
um

um die Herrſchaft ſtritten, bis das ſechszehnte Jahrhundert etwas intereſſanter wurde.

In Fes regierte Mohämed Eluatas, und Naſar Buſgentuf Elenteta war Herr über Marokko, doch hieng der letztere vom erſtern ab. Tafilet, Dra und andere Provinzen hatten gleichfalls ihre eignen Herren, und bis auf die arabiſchen Schechs, hatten ſie alle das Joch der Merinen abgeworfen. Hier nahm der König von Portugall Anlaß, ſich einen Theil von der Küſte zuzueignen, und nahm den Scherifen die Gelegenheit, das ganze Reich zu erobern. Dieſe Scherifen ſtammten von einem Fürſten der weltlichen Araber, mit Namen Mula Meheres, ab, der vom Mohamed abſtammte. Zugleich war er durch Räubereyen an den Karavanen, welche von Fes abreiſeten, ſehr mächtig worden, bis ihm der König von Marokko nöthigte, in das innerſte nach Tafilet und in die angränzende Wüſte zu fliehen. Seine Kinder und Nachkommen aber breiteten ſich demohngeachtet hernach in Marokko aus, und unter dieſen machte ſich einer von ihnen, Namens Hoſſeni, zu Anfange des ſehszehnten Jahrhunderts, vermittelſt ſeiner ſeltenen Frömmigkeit, bekannt, eigentlich aber gieng er mit den Gedanken um, die Familie der Merini zu ſtürzen, welche ihn und ſeine Familie in die äußerſte Armuth gebracht hatte. Seine Söhne wurden zu dem Ende in allen Wiſſenſchaften unterrichtet, und giengen nach Meka, wo ſich ihr Ruf ſo weit ausbreitete, daß ſie nach ihrer Zurückkehr vom König von Fes zu Erziehern ſeines Sohnes angenommen wurden, welche günſtige Gelegenheit ſie ſo gut zu benutzen wußten, daß er ihnen in der Folge eben ſo auch das Kommando über ganze Provinzen und Armeen anvertrauete. So bald ſie das Schwerdt gegen die Portugieſen in die Hände bekamen, kehrten ſie es gegen ihren Wohlthä-

thäter, und in kurzer Zeit hatten ſie nicht nur viele Provinzen von ihm abgeriſſen, ſondern ihn ſogar des Lebens beraubt.

1516. Sie fiengen im Jahr 1516 an, Tarudant zu be-
1519. feſtigen, und ſchickten 1519 dem König von Marokko ein Geſchenk von gefangenen Chriſten, mit dem Anerbieten, das Land von den Portugieſen befreyen zu helfen. Sie kamen ſelbſt im prächtigſten Audienz zum König, allein dieſer glaubte ihre Untreu nicht beſſer zu beſtrafen, als wenn er ſie bey dieſer Gelegenheit, unter dem Vorwand, der Prophet habe es befohlen, ſogleich tödten ließ. Der älteſte Scherif nahm nun den Namen eines Königes von Tarudant und Marokko an, und bekam auch von dem Könige von Fes, gegen das Verſprechen des gewöhnlichen Tributs, die Belehnung damit. Doch dieſes Verſpre-
1536. chen blieb unerfüllt, und im Jahr 1536 nahmen die Scherife mit funfzigtauſend Mann Sancta Crux ein, welches den Portugieſen gehörte; und hierdurch wurde ihre Macht ſo anſehnlich vermehrt, daß ihnen faſt niemand widerſtehen konnte. Doch ſie wurden bald unter ſich ſelbſt uneins, denn es nahmen verſchiedene Scherifs den Titel eines Königs an, und häufige Kriege machten bald dieſen, bald jenen von der Familie zum König oder zum Sklaven.

In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts war **Mohämed Ben Mohämed Elhoſein** Herr über Fes und Marokko, nur daß er in dem Beſitz ſeines Reiches weder ruhig noch glücklich war. Sein Sohn, **Abd Allah**, grauſamer als ſein Vater, brachte zwar alles wieder unter ſeine Herrſchaft, was der Vater verloren hatte, aber er war ein zu grauſamer Tyrann, als daß ihn jemand geliebt hätte. Sein dritter Bruder, **Hamed**, breitete ſeine Macht gegen Guinea aus,

und

und ſchickte im Jahr 1602 eine Geſandſchaft an die Kö- 1602.
niginn Eliſabeth in England, nur daß ihn das folgende Jahr ſchon der Tod an den Ausſichten verhinderte, die ſein Plan entworfen hatte. Er hinterließ fünf Söhne, wovon ſich der zweete, Bu Fer, des Reiches und des väterlichen Schatzes in Marokko bemächtigte, wiewohl ein jeder von ſeinen Brüdern hie und da Eingriffe in das Reich that, und wiederholte Schlachten endlich den Bu Fer für den mächtigſten erklärten.

In der Folge ſuchten ſich die von Spanien vertriebenen Mauren, unter der Regierung Raſchid, der Herrſchaft der marokkaniſchen Könige zu entledigen. Sie hatten ſich Fahrzeuge angeſchafft, und giengen mit dieſen auf die Spanier los, um ſich zu rächen, nachher wurden ſie Kaper, beraubten beſonders alle Chriſten-Schiffe, und häuften auf dieſe Weiſe ihr Vermögen ſo anſehnlich, daß ſie in kurzem größere Eroberungen unternahmen, und ſich der Stadt Rabat bemächtigten. Kurz hernach nahm zwar Raſchid manchen Verſuch vor, allein er muſte ihnen die Freyheit zugeſtehen, und blieb ſtets in Kriege verwickelt, worin die Engländer es mit dem König, die Franzoſen und Holländer aber mit den Republikanern hielten.

Die Söhne des Raſchid konnten ihrem Vater nicht nachfolgen, ſondern deſſen Bruder, Jsmail Ben Cherif überwand ſie alle. Doch das Mißgeſchick, was er an ſeinen eigenen Söhnen erlebte, verbitterte ihm den Beſitz ſeines Reiches. Seine beyden Söhne ſuchten einander die Oberherrſchaft abzuſtreiten, und begiengen Grauſamkeiten, vor denen die Menſchheit erſchüttert. Marokko wurde beunruhiget, und zuweilen ein Antheil ſeiner Nachbarn, bis der grauſame Zidan, als der abſcheulichſte von den beyden Brüdern, im Jahr 1707 von ſeinen Weibern erſtickt 1707.
wurde.

Nach ihm kam nun einer, mit Namen Jsmael, deſſen Regierung zwar ruhiger, aber eben ſo tyranniſch war. Seine Unterthanen unterdrückte er nur dadurch, daß er grauſamer war, als ſie, und wenn ihm die Geſchichte auch Tugenden zugeſtehet, ſo verdienen ſie doch kaum den Namen von Tugend, da ihm ſeine Laſter weit natürlicher waren.

Sein Sohn, Ahamed Dehebi, ſuchte ſich nach ihm auf dem Thron zu befeſtigen, nur daß ſeine zween Brüder, Abdallah und Abdelmelek, auch ſeine zween größten Widerſacher blieben. Hingeriſſen von Weichlichkeit und Ausſchweifung, vergaß er, ſeine Unterthanen zu regieren, und ſeine neidiſchen Brüder gaben dieſen Gährungen die ſtärkſte Nahrung, bis es in kurzem zu einer Rebellion ausbrach, und mit dem Verluſt von ſeinen Schätzen auch der Verluſt ſeines Reiches verbunden war. Elmelek wurde an ſeiner Statt zum Könige ausgerufen, und gieng damit um, dem Dehebi die Augen Auszuſtechen, jedoch wußte dieſer ſich ſeine Flucht ſo glücklich zu Nutze zu machen, und gewann das Vertrauen der Neger aufs neue, welche nicht eher ruhten, bis ſie dem Dehebi aufs neue zum Throne halfen. Drey Tage für ſeinem Tode ließ er noch ſeinen Bruder, den er in Fes gefangen genommen hatte, erwürgen, und eine ſeiner Gamalin ſuchte ihren Sohn, Jſmael, an ſtatt des rechtmäßigen Erben zum Reiche zu helfen.

Wirklich war Jſmael des Thrones werth, wenn er ihm auch nicht gehörte, nur daß er einen gefährlichen Feind an ſeinem Bruder, dem Bufers, augenblicklich fürchten mußte, und daß er in der Folge der gute Fürſt nicht blieb, der er zu ſeyn ſchien. Unmenſchliche Handlungen gegen ſeinen Bruder und gegen die, ſo ſich wider ihn auflehnten, befleckten ſeine Regierung.

rung. In den Jahren 1730 und 1731 lieferte er 1730.1731.
grauſame Treffen gegen die Rebellen, wo faſt unter
jedem ſeiner Tritte Blut floß.

Um dieſe Zeit kam auch der aus Spanien vertrie-
bene Herzog von Ripperda in Marokko an, und that
dem Iſmael den Vorſchlag, Sebta und Melilla zu
belagern, und hernach die Küſte von Spanien zu ver-
wüſten. Dieſer Vorſchlag war ganz nach ſeinem
Geſchmack, allein die Spanier erfochten den Sieg,
und ſeine Mauren mußten die Belagerung fruchtlos
aufheben. Im Jahre 1734 kam er auf den Gedan- 1734.
ken, den Kadi über die Neger, Sim Dukeli, mit
noch ſechs andern Officieren umzubringen; wie dieſe
aber ſeinen Anſchlag erfuhren, ſo rebellirten ſie, und er-
nannten den Bruder des Königs, Ben Iſmael, zum
König. Durch Geſchenke und durch Liſt hatte ſich
Iſmael demohngeachtet wieder zum Thron, den Weg
eröffnet, und würde ihn gewiß wieder beſeſſen haben,
wenn er nicht laut geſagt hätte, er müſſe ſich erſt an
der Familie des Dukeli rächen, weshalb ſeine Unter-
thanen aufs neue zum Aufruhr griffen, nnd **Mohä-
med Ald Ariba** zum König über Fes und Marok-
ko ernannten. Noch einmal verſuchte Iſmael, ſein
Reich zu erobern, gieng auf Fes los, zog ſich zwar
wieder zurück, verſuchte es aber wieder aufs neue, und
wurde zum drittenmal König. So folgten Ein- und
Abſetzung bis zum ſiebenten male, wo jedesmal neue
Grauſamkeiten vorkamen. Seinem erſten Sohn,
Hamed, gab er das Gouvernement von Sala, und
überließ dem andern, **Mohämed**, die Nachfolge
über das ganze Reich, doch reſidirte er nie gern in
Marokko, ſondern in Aſafi. Dieſer war es auch,
an den die Dänen im Jahr 1751 zwey Fregatten 1751.
ſchickten, um einen Friedens- und Handelstraktat mit
Marokko zu ſchließen; nur daß der Erfolg nicht der

Ausſicht entſprach. Wunderbarerweiſe ſtarb dieſer
1757. Tyrann im Jahr 1757 eines natürlichen Todes.

Mohåmed Ben Abdallah Ben Jſmail, iſt alſo der jetzt regierende Herr und König des ganzen Reiches. Weil ſein Bruder, Hamed, außer ſeiner ungleichen Geburt, auch noch keine Gaben zur Regierung hatte, ſo gelang es ihm ohne alle Mühe, das Reich zu beſitzen. Während ſeiner Regierung iſt nichts Merkwürdiges vorgefallen, und erbeſitzt ſein
1765. Reich ziemlich ruhig, außer daß ihm in dem J. 1765
1767. die Franzoſen befriegten; allein 1767 wurde der Friede durch den Graf von Brignon geſchloſſen, und große Geſchenke von den Spaniern hemmten auch in demſelben Jahre ein fürchterliches Ungewitter. So ſucht er auf alle Weiſe mit den Türken und mit Algier im Frieden zu leben, wie jede europäiſche Seemacht in den beſten Vernehmen mit ihm ſtehet.

III. Die

III.

Die Staaten der Seeräuber.

Das Königreich Algier, oder derjenige Theil von der Barbarey in Afrika, welcher für das alte cäſariſche Mauritanien, oder Numidien gehalten wird, und ſeine Benennung von der Hauptſtadt deſſelben hat, gränzt gegen Mitternacht an das Mittelländiſche Meer, gegen Mittag an die Wüſte Sara; gegen Abend an Marokko, und gegen Morgen ſcheidet es der Fluß, Zaine, von Tunis. Das Gebiete von Algier geht eigentlich weit über den Tell, oder über die Theile des atlandiſchen Gebirges hinaus, obgleich dieſe Herrſchaft bald zu- bald abnimmt, je nachdem die entlegenen Völker lieber unter dem türkiſchen oder algieriſchen Schutz ſtehen wollen.

Allgemeine Landesbeſchaffenheit.
a) Land.

Die angenommene bekannte Größe des Landes von Abend gegen Morgen beträgt etwas über zweyhundert Meilen, und die Breite vom Mittag nach Mitternacht gegen hundert; daher man unter Algier folgende fünf Stücke Landes verſteht, nämlich die Rebuplik Algier, Telenſin, Tenez, Konſtantine und Bugia, oder kürzer in drey Theile, wovon das eine gegen Morgen, das andre gegen Abend, und das dritte gegen Mitternacht liegt. Verſchiedentlich iſt daher auch in dieſen Provinzen Luft und Boden; überhaupt genommen aber genießt man daſelbſt geſunde und gemäßigte Luft. Die Jahreszeiten wechſeln hier auf eine unmerkliche Weiſe ab, es regnet des Sommers ſehr ſelten, und die erſten Regen fallen gewöhnlich im September, welches zugleich auch die Araber an die Bearbeitung ihrer Ländereyen erinnert, denn alsdann ſäen ſie ihren Weitzen, pflanzen Bohnen, Gerſte, Linſen, u. ſ. w. Eben ſo ſind manche Gegenden ganz unangebaut, andere wieder fruchtbar an

na Wieſewachs, wie z. B. die mitternächtlichen Theile, da hingegen die mittägigen Gegenden meiſt nur den wilden Thieren zum Wohnort dienen. Obſchon die Erde überhaupt ziemlich ſandigt und trocken iſt, ſo bringen doch die gebirgigten Gegenden um Tenez, Algier und Bugie, viel Getraide und Früchte hervor, ſo daß die Provinzen von Algier, wenn man Marokko ausnimmt, unter die beſten in der Barbarey gerechnet werden können.

Ihre **Produkte** aus dem **Pflanzenreich** ſind zwar keinesweges ſehr mannigfaltig, denn man kennet in dieſen Ländern überhaupt nur eine einzige Art **Weizen** und **Gerſte**, ja Rocken ſäet man ſo wenig, daß es kaum in Erwägung zu bringen iſt. Dieſe Früchte geben nun ihre Ausbeute, je nachdem der Boden iſt, weswegen man dasjenige Getraide, ſo von Teſſailah kömmt, für das beſte hält. In einigen feuchten Gegenden, und an dem Fluſſe, Hammah, baut man **Reis**, türkiſch **Korn**, und eine Art weiſſen Hirſe, welchen die Araber Drah nennen. **Haber** ſäen ſie niemals, und ſtatt deſſelben erhalten die Pferde Gerſte zum Futter. Die übrigen vornehmſten Hülſenfrüchte beſtehen in **Bohnen**, **Linſen**, **Erbſen**, welche aber nicht gar zu lange hin verſetzt würden. Der Bohnen aber bedient ſich jedermann, und zwar ſind ſie die Lieblingsſpeiſe der Reichen und Armen, welche, mit Oel und Knoblauch gekocht, als ihre vornehmſte Nahrung angeſehen wird. **Rüben**, **Kreſſe**, **Spinat**, **Artiſchocken**, **Coriander**, der Mohren liebſte Speiſe, **Sellery**, **Blumenkohl**, der zu einer ungeheuern Stärke anwächſt, **Waſſermelonen**, und andre, ſind häufig und in vorzüglicher Güte anzutreffen; ja ſie würden zu einer viel beſſern Kultur gebracht werden können, wenn die Einwoh-

wohner nicht ſchon zufrieden wären mit dem, was ihnen die Natur von ſelbſt darbietet.

Unter den Bäumen giebt ihnen die Natur den Palmbaum in großer Menge, beſonders in den an der See gelegenen Gegenden, davon aber eigentlich nur die im Lande Sahara, vollkommene Früchte tragen. Bey Leuten von Stande iſt der Saft dieſes Baumes das vorzüglichſte Geſchenk, und wird unter dem Namen, Palmhonig, oder als ein daraus diſtillirter Geiſt, unter der Benennung, Araky, für ſehr ſchätzbar gehalten. Außer dieſem findet man die meiſten andern Fruchtbäume, die auch in Europa bekannt ſind, als Mandeln, Aprikoſen, Kirſchen, Pflaumen, doch nicht in Menge, Birnen, Aepfel, Feigen, Granatäpfel, Nuß- und Oelbäume, Kaſtanien; Haſel- und Johannisbeerſträucher wachſen hier nicht, dafür aber deſtomehr Wein, Zitronen, Quitten, Miſpeln ꝛc.

Hätten die Blumen und medicinaliſchen Kräuter nur etwas mehr aufmerkſame Beobachter oder Pflege, wären ihre Gärten nur etwas mehr, als was ſie gemeiniglich ſind, nämlich ein Bild der rohen Natur, wo Bäume, Blumen, Weizen, Kohl, Rüben, alles durch einander wächſt, ohne Abſonderung mehr dem Unkraute ähnlich ſieht, oder durch daſſelbe erſtickt wird; glaubte man nicht, daß das beym Erdreich verloren ſey, was darauf verwendet wird, dann würde ihre, ohnedem gefallende, Schönheit oder Güte weit angenehmer und brauchbarer gemacht werden können.

Wenn man die unerſchöpflichen Salzgruben ausnimmt, womit ſelbſt das Erdreich überall angefüllet iſt, ſo könnte man faſt ſagen, daß Algier wenig Mineralien hat. Die Gruben von Arzew ſind mit Gebirgen, umgeben und haben viele Meilen im Umkreiſe, wel-

welche im Winter einer großen See gleichen, im Sommer aber durch die Hitze ſo ſehr ausdünſten, daß das Salz durchſichtig, wie Cryſtall, auf dem Grunde ſtehen bleibt. Nur die Marmorbrüche, deren die Alten gedenken, findet man hier nicht mehr, und die wenigen Ueberreſte von marmornen Gebäuden ſind kaum Bürge dafür, daß es jemals dergleichen hier gegeben hat. Man findet wenig oder gar keine edlen Metalle, freylich, weil man ſie nicht ſucht; allein wirklich ſind manche Gegenden der Barbarey ſelbſt an den unbedeutendſten Flintenſteinen arm. Auf einigen Gebirgen findet man zwar etwas weniges von Steinarten und Foſſilien, aber ſie belohnen demohngeachtet nicht die auf ſie gewendete Mühe. Eben ſo ſuchen zwar die Kabylen, welche die bergigten Reviere von Boujeiah bewohnen, etwas Bley und Eiſen aus der Erde hervor, und ſchmieden es in kleine Stangen; ſo wie die Bleygruben zu Jibbel-Riß-ſaß, ingleichen die zu Wannaſch-reeſe, alle ſehr reich ſind, und große Schätze enthalten, wenn nur jemand da wäre, ihren Werth zu benutzen.

Reichhaltiger iſt das Thierreich, das man ſchicklich in zween Theile, in zahme und wilde, eintheilen kann. Unter den erſtern verſteht man **Pferde**, welche vor Alters Numidiens beſondern Ruhm ausmachten, ſeit einiger Zeit aber ſehr ausgeartet ſind, ſo daß jetzt die tingitaniſchen und ägyptiſchen Stutereyen viel beſſer ſind. **Eſel und Maulthiere** ſind unter allen Thieren der Barbarey am geſchickteſten, viel Arbeit auszuſtehen, und bedürfen faſt gar keiner Wartung. Es giebt hier beſonders eine Art Mauleſel, welche **Kumrah** genennt werden und von einem Eſel, und einer Kuh herkommen, zwar klein, aber ſehr nützlich zur Laſt, ſind. Doch von weit größerm Werth iſt das **Kameel**, die **Ochſen**, **Kühe**, **Schaafe** und Ziegen,

gen, worin beſonders vieler Einwohner ihr einziges und großes Vermögen beſtehet. Es finden ſich Stämme unter ihnen, die wohl drey bis vierhundert Pferde zu Felde ſtellen können, und noch dreymal mehr an Schafen und Ochſen beſitzen.

Diejenigen Thiere, die eigentlich nicht den Umgang mit Menſchen lieben und wild genannt werden, ſind erſtens **wilde Ochſen, wilde Ziegen, Löwen** und **Panther, Leopard, Dubbah**, ein Thier, welches dem Wolf an Größe gleich iſt, aber platter vom Leibe und lahm auf dem rechten Hinterfuß iſt. Demohngeachtet iſt es ſchnell, iſt dunkelbraun von Farbe und langöhrigt. Mit ſeinen großen und wohlbewaffneten Füßen ſcharret es die Erde auf, um die vergrabenen Körper zu verzehren. Ein andres Thier, ſo dunkler von Farbe als der Fuchs, doch faſt eben ſo groß iſt, heißt **Deeb**, und lebt von Aas, Wurzeln und Früchten. Die **ſchwarze Katze** iſt braunroth, der Bauch hellfärbig und bisweilen buntſprenklicht, die Schnauze ſchwarz, die Ohren dunkelgrau. Dieſe und noch viele kleinere Arten Thiere ſind an manchen Orten ſehr zahlreich, ſo wie man entweder ihre Vermehrung aufhält, oder zu ihrer Wohnung nicht gelangen kann.

Unter die merkwürdigſten **Vögel** der Barbarey gehört zuerſt der **Adler**, der **Karaburno**, welches ein aſchgrauer Sperber iſt, ſo groß als der Habicht, mit ſchwarzem Schnabel, rothen Augen, gelben und kurzen Füßen, ſchwarzen Flügeln und weißlichtem Schwanz und Bauche. Der **Raabe der Wüſten**, etwas größer als unſere Raben, mit ſchwarzem Schnabel und rothen Füßen. Der **Saf'ſaf** in der Größe eines Huhn, und lebt von Körnern, ſein Flug macht ein Geräuſch, welches Veranlaſſung zu ſeinem Namen gegeben hat. Ueberhaupt fehlt es an Geſang- und nutzbaren Vögeln keinesweges, und die In-

ſekten ſind ebenfalls mehr der großen Anzahl wegen anzumerken, als wegen einer beſondern Merkwürdigkeit. Es giebt ihrer unter verſchiedenen Namen, und die uns, als Heuſchrecken, Scorpionen, Eydexen, eine Art Taranteln u. ſ. w. bekannt genug ſind. Auch die Fiſche machen keine beſondere Ausnahme und ſind keine andere, als die man auf der gegenüber liegenden Küſte des mittelländiſchen Meeres auch findet.

b) Einwohner

Eine beſtimmte Anzahl von Einwohnern dieſes Landes anzugeben, iſt ſo unmöglich, als es unter gegenwärtigen Umſtänden nicht denklich iſt, ſie alle unter eine Anzahl zu bringen, daher wir die Bewohner am ſchicklichſten in Nationen theilen, und jede etwas umſtändlich betrachten müſſen, um alsdann eine Hauptüberſicht auf die Bevölkerung zu erhalten. Man theilt ſie gemeiniglich in fünf Klaſſen, 1) in Mauren oder Mohren, 2) in Araber, 3) in Juden, 4) in Türken, 5) in Chriſten.

Die eigentlichen Eingebohrnen des Landes ſind zum Theil ſehr ſchön und weiß, zum Theil halb Mohren. Als die Numidier Kolonien in die nördlichen Gegenden dieſes Königreichs einführten, ſo brachten ſie auch Schwarze beyderley Geſchlechts dahin, mit welchen ſie ſich öfters vermiſchten. Gegenwärtig aber ſind keine Neger unter ihnen, als ſolche, welche mit Gewalt zuſammengebracht, oder in den Kontributionen als Sklaven angenommen werden. Obige Vermiſchung hat daher verſchiedene Arten nach ſich gezogen, weswegen man einen Unterſchied unter Stadt- und Landmohren macht; die erſtern ſuchen ihren Erwerb zu Waſſer und zu Lande, und die Aga oder Beys derjenigen Oerter, wo ſie wohnen, eigentlich aber unter dem Dey von Algier ſtehen, ſind die Oberhäupter und die Schiedsrichter ihrer Familien. Einige derſelben

ſind

ſind Künſtler, andre Pachter, andre Staatsbedienſte, und man kann ſie füglich für Bürger des Reichs anſehen.

Hingegen haben die **Landmohren** keine unbeweglichen Güter, ſondern nomadiſiren mit ihren Familien, und ſind dabey ſo zahlreich, daß ſie gleich den Arabern, ganze Stämme und Nationen vorſtellen können. Sie werden entweder durch die Namen des Landes, das ſie bewohnen, unterſchieden, oder ſie nennen ſich nach den Stiftern ihrer Familien. Jede Familie ſieht einem wandelnden Dorf ähnlich, welches man mit dem allgemeinen Namen Adouar benennt. Für jede Familie iſt ein ſolches Zelt, doch befinden ſich auch zuweilen zwey bis drey Nebenzweige von einer Familie beyſammen. Ihr kleines leichtes Haus beſteht aus ſchwarzem und weißem Segeltuche, von außem oft durch mancherley Farbe unterſchieden, innerlich aber durchgängig gleich an Unreinlichkeit. Das Zelt ihres Oberhauptes iſt etwas höher, und ſteht in der Mitte ihres Lagers; dieſes ihr Oberhaupt ſorgt für alles, und die ganze Geſellſchaft muß für ein jedes einzelne Glied haften. Darneben bezahlt auch ein jeder Adouar dem Dey von Algier eine gewiſſe Taxe, nach der Anzahl der Einwohner, und nach der Beſchaffenheit des Landes, welches ſie bewohnen. Gemeiniglich pachten die wandernden Mohren die Aecker der Stadtmohren, und geben ihre Zinſen entweder in Getreide, Früchten oder in Wachs, haben auch ſehr viel Geſchicklichkeit, den Boden tragbar zu machen. Ihre Lebensmittel ſind einfach, wie die Zubereitung derſelben. Um das Getreide zu mahlen, haben ſie eine Mühle, die von einem Ort zum andern getragen werden kann, und ungeſäuerte Kuchen, aus Mehl und Waſſer vermiſcht, in Aſche gebacken, Waſſer zum tägilchen Getränke, und bey Feſten Oel und Wein-

Mohren.

eßig oder etwas Fleiſch, ſind ihre ganzen Tractamente.

In der Anzahl ihrer Pferde, Eſel, Kühe, Ziegen, Hunde, Federvieh, u. ſ. w. beſteht freylich ihr ganzer Reichthum, allein ſie vergeſſen über der Wartung dieſer Thiere, nur zu ſehr die Sorge für ihre eigene Reinlichkeit. Ihre ganze Tracht beſteht in einem fünf Ellen langen, groben Stück Leinwand, und nur ihr Oberherr trägt zum Unterſchied ein Hemde und Mantel, nebſt einer Kappe auf dem Haupt. Auch die Weiber tragen nur ein Stück wollenes Zeug über den Leib, übrigens fliegen ihre Haare um den Kopf, und etwas weniges von Corallen, Muſcheln und Fiſchzähnen ſind ihre Zierrathen. Die Sorge für das Vieh iſt eigentlich der Weiber und Kinder Geſchäfte, ſo wie die Männer alle häusliche Geſchäfte übernehmen, und die Hütten errichten, welche gemeiniglich auf zween großen Pfeilern ruhen, wo der Eingang in dieſes Zelt mit Laubwerk und Zweigen von den Bäumen beſteckt iſt. In der Mitte iſt ein kleines Viereck, welches die Menſchen von den Thieren abſondert, und eine Matte vom Palmenlaub iſt ihre Lagerſtatt und Tiſchdecke zugleich. Ihre Kinder gehen bis in das achte Jahr nackend, und ſind in etlichen Monaten nach ihrer Geburt ſchon ſtark, und laufen umher. Die Waffen der Männer beſtehen in einer kurzen Lanze, welche ſie überall mitnehmen, und am Arm haben ſie ein breites Meſſer hängen. So geſchickt ſie dieſe Waffen aber auch zu regieren wiſſen, ſo beſitzen ſie doch zu Pferde noch weit mehr Behändigkeit. Ihre geſunde Leibesbeſchaffenheit und die ſehr frühe Verheyrathung, vermehrt dahero ihre Familie ſehr leicht, und es iſt nichts Seltenes, daß ein Mädchen von zwölf Jahren ſchon Mutter iſt. Allein demohngeachtet iſt die Ehe eine feyerliche wichtige Ceremonie, und ſo einfach

fach und ungekünſtelt ihre Verlobungen ſind, ſo ſehr verdienen ſie alle Achtung, da man durchgängig den Werth der künftigen Frau nur nach ihrer Vernunft und Tugend ſchätzet, und dieſe beyden Verdienſte bey der Wahl zuerſt in Anſchlag bringt. Alle Abende kommen die Oberhäupter der Gezelter zu Pferde zuſammen, und ſchließen einen Kreis um den Oberſten des ganzen Adouar. In dieſer Verſammlung wird alles unterſucht, was den Tag über vorgekommen iſt, oder was auf morgen vorgenommen werden ſoll. Unglücklicher Weiſe hegen ſie eine Meinung, die ſie grauſam gegen ihre Nebenmenſchen macht, und dieſe beſteht darin, daß ſie glauben, die Ermordung eines Chriſten ſey ihr einziges Mittel zur höhern Glückſeligkeit, und daß ihr Zuſtand in jener Welt ſehr gleichgültig ſeyn werde, wenn ſie dieſe Pflicht hier vernachläßigen. Ferner ſind es Straßenräuber aus dem Grunde, weil ſie eine gerechte Rache auszuüben glauben, denn da ihnen ſonſt dieſes Land erb- und eigenthümlich war, jetzt aber durch verſchiedene Nationen verſtoßen worden ſind und in Knechtſchaft gerathen, ſo glauben ſie alles mit Recht plündern zu dürfen; welches ſo gleich auch der erſte Grundſatz bey ihrer Erziehung iſt.

Die Araber beſtehen ebenfalls aus mehrern Zünften, die von den mohämedaniſchen Arabern, den Eroberen Afrikas, herſtammen. Dieſe Völker wurden aber hernach, wie bekannt, aus ihren Wohnſitzen verjagt, und mußten in Gebirge und Wüſteneyen flüchten. Friedſam genüßen ſie ihre Freyheit in dieſem Aufenthalt, den ſie durch anhaltende Arbeit fruchtbar und angenehm machen. Sie ſind ſtolz darauf, ihr Blut nicht mit andern Völkern vermiſcht zu haben, und verachten diejenigen, die ihre Güter in Städten nicht verließen, und lieber Unterthanen blieben. Sie woh- Araber.

nen ebenfalls in Adouars, und ziehen umher. In ihrer Lebensart und Kleidung iſt nicht die geringſte Veränderung vorgegangen, und ihre Regierungsform iſt völlig patriarchaliſch. Der Oberſte oder Scheiks hütete ebenfalls ſein Vieh ſelbſt, ein Prinz holt das Lamm ſelbſt von der Heerde, während die Prinzeßin die Zurichtung bereitet. Noch jetzt bringt der Hausherr den Fremden bey ſeiner Ankunft Waſſer, die Füße zu waſchen, und achtet es für ſeine Pflicht, während der Mahlzeit ſeinen Gaſt zu bedienen; kurz man trift bey ihnen die unverſtellten Sitten der alten Welt an, mit dem Zuſatz, daß ein auf dieſe Weiſe vortreflicher Hausvater, auch eben ſo leicht am künftigen Morgen, der Dieb ſeines Gaſtes iſt.

Diejenigen Araber, welche um den Berg Atlas wohnen, ſo wie diejenigen, die in der Nachbarſchaft des Königreichs Tunis umher irren, haben ſich, durch den Handel nach Tunis und Fes, einige Reichthümer erworben, und deswegen ſind auch ihre Wohnungen ſo wohl reinlich, als mit vielem Vorrath angefüllt. Jagd, Sternkunde und Wirthſchaft, ſind ihre Hauptneigungen; dabey lernen ſie ihren Kindern die beſten von ihren Liedern, und beobachten in allen eine große Mäßigkeit. Ihre Gezelttücher ſind ſehr fein und ihrer Hände Arbeit, ſo wie die Tapeten, welche mit Palmenlaub ſehr künſtlich und ſinnreich durchwebt ſind. Daß ſie die ſchönſten Pferde ziehen, und geſchickt im Reiten ſind, iſt ſchon oft geſagt worden, nur daß ſie dieſelben, ſo wie die Eſel, wegen ihrer Schnelligkeit und wegen der rauhen Gegend, die ſie wild macht, mit vieler Mühe in Netzen fangen und abrichten müſſen. Alle dieſe Wälder und Wüſteneyen ſind voll von den grauſamſten Thieren, die ſich demohngeachtet ſo gut gegen die Einwohner betragen, daß man

man nicht weiß, welche ſich eigentlich für einander fürchten müſſen.

Ein zahlreiches, aber in äußerſten Druck lebendes Volk ſind die Juden; ſie dürfen weder unter den Mohämedanern wohnen, noch, in Gegenwart eines Mohren oder Chriſtenſklaven, bey den öffentlichen Springbrunnen trinken, und müſſen ſich, überhaupt genommen, die größten Verachtungen und Frevel gefallen laſſen. Sie ſtammen meiſt von denjenigen Juden ab, welche aus Europa vertrieben wurden als z. B. aus Italien im Jahre 1342, aus den Niederlanden im Jahre 1350, aus Frankreich 1403, aus England 1422, aus Spanien 1462. Aus dem Grunde findet man auch einige Juden, welche italieniſche Juden oder Freye genannt werden, und ſowohl die angeſehenſten Handlungen im Reiche treiben, als auch wirklich wie fremde Kaufleute angeſehen ſind. Sie pachten gemeiniglich viel, und bereichern ſich in kurzem ungemein dabey. Auch werden ſie nicht gezwungen, ſich ſchwarz, wie die übrigen, zu kleiden, ſondern nach eigenem Gefallen, weswegen man ſie auch oft Chriſten-Juden nennt. Nur darin kommen ſie alle überein, daß ihre Weiber mit unbedecktem Geſichte erſcheinen, und die Türken ihre Oberherren ſind. Juden

Wenn man nicht die Härte und Grauſamkeit erwägt, mit welcher die Türken ihr Anſehen aufrecht zu erhalten ſuchen, ſo muß man ſich wundern, warum die übrigen Nationen, die wohl drey Theile ausmachen, nicht längſt ein ſo hart drückendes Joch abgeworfen haben. Sie ſind ſouverain, und ſtehen unter einem Regenten, den ſie den Dey oder König nennen. Um ihren Abgang zu erſetzen, werden ihre Kaperſchiffe alle fünf oder ſechs Jahr einmal nach der Levante geſchickt, um neue Soldaten zu holen, und weil dieſe meiſt nur die Hefen des Volks ſind, ſo kann man leicht Türken.

auf ihr Verhalten ſchließen, wenn ihr Zuſtand einigermaßen verbeſſert wird. Mit der Annahme des Turbans vergeſellſchaftet ſich auch ſogleich ein Stolz und ſchnöde Verachtung aller andern Nationen, der ſie bis zu der größten Lächerlichkeit verleitet. Ihre Kleidung iſt von der Kleidung der Mohren weit unterſchieden. Der Dey und andere vornehme Türken tragen ein Hemde von ſehr feinem Zeuge und mit welten Aermeln. Ihre Beinkleider ſind ebenfalls ſehr weit und von feiner Leinwand oder Baumwolle; der untere Theil derſelben iſt ſehr enge, und reicht bis an die Waden. Sie tragen auch eine Art von Bruſttuch ohne Aermel, und über demſelben eine Weſte, die bis auf die Knöchel herabgeht, mit Gold und Silber hin und wieder beſetzt, und am Halſe damit eingefaßt iſt. Die Aermel an dieſen Kleidern ſind enge, und haben Knöpfe. Auf jeder Seite der Weſte haben ſie Taſchen, und die ganze Kleidung faſſen ſie mit einer ſeidenen Binde zuſammen, in welcher verſchiedene Meſſer ſtecken, deren Griffe mit Steinen oder Silber geziert ſind. Das Oberkleid iſt ſo lang, als die Weſte, und beſtand ſonſt aus Seide und Gold, jetzt tragen ſie nur Seide. Strümpfe tragen ſie nie, aber Pantoffeln, die aus gelbem oder rothem marokkaniſchen Leder verfertiget ſind, und unter denſelben, ſtatt eines Abſatzes, ein kleines Hufeiſen haben. Auch iſt ihr Turban von denen in der Levante ſehr verſchieden. Der ihrige beſteht aus einer röthlichen Kappe, die ſehr künſtlich rund um den Kopf gewickelt iſt, welches Tulband heißt. Die in Ehrenämtern ſtehen, laſſen ihre Bärte in einer gewiſſen Länge wachſen, die Haare aber auf dem Haupt werden abgeſchnitten.

Die Kleidung der Weiber, die in Städten leben, iſt von der männlichen nicht ſonderlich unterſchieden. Ihr Unterkleid iſt ebenfalls ſehr lang; dabey tragen

ſie

ſie kleine Stiefeln von weichem Leder und Pantoffeln. Die Haare tragen ſie fliegend, aber mit vielem Schmuck gezieret. Eben ſo hangen an den Ohren, am Halſe, an Armen und Händen allerhand Ketten und Ringe, und verbergen ſich in einem ſo dünnen weißen Schleyer, daß alle ihre Reize dadurch ſichtbar ſind.

Die Anzahl der freyen **Chriſten** iſt ſehr klein, und dieſe hat entweder bloß das Ohngefähr, oder die Handlung hin gezogen. Nur der **Sklaven** ſind viele, und ſo viel, daß ſie mit vereinigten Kräften ihre Freyheit behaupten könnten. Hier hat ein jedes Haus, vom Dey an bis auf den geringſten Bürger, Chriſtenſklaven zur Bedienung, und es iſt dieſes auch allezeit ein ſehr vortheilhafter Handel, weil viele davon ihre Erlöſung durch große Summen zu erkaufen ſuchen, oder von den zu Algier ankommenden **barmherzigen Vätern** losgemacht werden. Diejenigen, welche eine große Anzahl Sklaven haben, verhandeln ſie entweder an Fremde als Knechte, oder auf die Galeeren. Demohngeachtet haben auch manche davon ein günſtigeres Loos, und verſtehen ſie die Kunſt, ſich ihren Gebietern gefällig zu machen, ſo fühlen ſie ihre Feſſeln nur halb ſo ſehr. Man ſchätzt ihre Anzahl auf 40000, von denen gegen 2000 allein in der Hauptſtadt ſind. Des Nachts ſind ſie in Kaſernen oder Bagnes eingeſchloſſen. Doch iſt ihr Schickſal auf alle Fälle erträglicher, als derer zu Marokko, zumal, wenn ſie ſich durch Muſik, Gärtnerey oder irgend eine andere Kunſt beliebt machen können.

Chriſten und Sklaven.

Aus dem, was wir bereits von den afrikaniſchen Völkern wahrgenommen haben, ſehen wir, daß ihre Kultur noch weit von derjenigen Stufe entfernt iſt, die wir Europäer zum Theil erſtiegen haben. Der Mohämedismus giebt bey allen Angelegenheiten den Ton an, und alle unter ihnen befindliche Sekten ſchel-

c) Kultur.

ten ſich einander Ketzer, die ſich vornehmlich in drey Orden eintheilen: in Santos, welche unter Beobachtung verſchiedener Regeln ſtehen; in Lavaliſten, die ſich durch ſtrenge Faſten auszeichnen; in Sunaquiten, welche noch weit ſtrenger in ihren Handlungen ſind. Man beſchuldiget die algieriſchen Türken einer äußerlichen Scheinreligion, bey denen Weichlichkeit und die damit verbundene Fehler weit mehr gelten. Man ſieht zwar ſehr darauf, daß alle Ceremonien ſehr ſorgfältig beobachtet werden, allein die übrigen Handlungen zeigen zu ſehr, daß ſie alles gethan zu haben glauben, wenn ſie dem Scheine folgen.

Ihre Moſcheen, Gebräuche, Hochzeiten, Begräbniſſe und dergleichen kommen ganz den Vorſchriften des Korans nach, nur daß die Algierer noch eine Menge Aberglauben und Meinungen hinzufügen. Sie glauben z. B. ihre Pflicht gethan zu haben, wenn ſie ſieben bis acht Monate nach einander faſten, daß ihre Prieſter vom Teufel Eingebungen erhalten, daß widernatürliche Sünden Tugenden ſind, daß man ſeiner Sünden ledig ſey, wenn man ſich im Meer badet, und was dergleichen ſonderbare Meinungen mehr ſind. Bey dem allen werden alle Religionen unter ihnen geduldet, und alle Fremden, Sklaven und Freye, haben ihre Prieſter und Kirchen. Grauſam aber iſt es, daß ihre Weiber wenig oder gar keine Begriffe von Religion erhalten, und die meiſten davon in einer gänzlichen Unwiſſenheit leben, welche die Männer mit nichts anderm zu entſchuldigen ſuchen, als damit, die Beſtimmung der Frau ſey, nur ihrem Mann unterthan und Werkzeug ſeiner Wollüſte zu ſeyn.

Dieſe abſcheulichen Grundſätze und jene Grauſamkeit, womit die Beherrſcher dieſes Reiches ihr Anſehen zu erhalten ſuchen, hat daher den ſtärkſten

Ein-

Einfluß auf ihre Sitten und Karakter. Die Algierer, welche von Kindheit an gewohnt ſind, Sklaven aus allerley Nationen unter ſich zu haben, ſehen daher mit einem verächtlichen Blick auf alle andere Völker herab, und Frechheit der Sitten nebſt dieſem verächtlichen Stolz machen alſo den wahren Karakter aller Einwohner aus. Nur die Bewohner der Hauptſtadt ſtehen in einem etwas beſſern Rufe, und zeichnen ſich wenigſtens durch ein ordentliches, genügſames und arbeitſameres Leben aus. Sie ſtehen früh am Tage auf, verrichten ihre Arbeit ſorgfältig, und ſuchen ſich bey ihren Vergnügungen meiſt durch Kaffeetrinken, Tabackrauchen und Schachſpiel für den Mangel an Luſtſpielen, Komödien, Muſik und dergleichen ſchadlos zu halten. Für Geld, ſagt man, thun ſie alles, und nichts iſt ihnen zu erniedrigend, doch ſind ſie wieder ſparſam, nüchtern und ohne alle Leckerey, ſo daß für ſie ſehr wenig hinreichend iſt. Die Geräthſchaften und Meublen, auch in den Häuſern der Vornehmſten und Reichſten, ſind von gar keiner Erheblichkeit. Man ſieht weder Stühle, noch Schränke, Gemählde, Tapeten, Spiegel, oder andere Verſchwendung; die Wände ihrer Häuſer ſind ganz ſchlecht geweißet, und in den beſten Kammern findet man nichts, als einen Teppich, oder eine Streu von Palmenlaub. Mitten in der Kammer iſt ein Alkofen, etwa einen Fuß hoch über dem Boden erhöht, der mit einem Teppich bedeckt iſt, auf welchem ſie des Tages ſitzen, und des Nachts ſchlafen. Beym Eſſen haben ſie weder ſchönes Geſchirr, noch Meſſer oder Gabeln. Ihre Löffel ſind von Holz, ihre Schüſſeln von Thon, und die Speiſe wird nur auf eine, auf die Erde ausgebreitete, Strohdecke geſetzt. Nur die aller vornehmſter Perſonen bedienen ſich eines runden Tiſches, der mit einer zinnernen Schüſſel beſetzt wird; oft ſind dieſer Schüſſeln viel, aber demohngeachtet nur mit Mandeln, Datteln,

Milchſpeiſen, Honig und dergleichen gefüllt. Die Lebensart der übrigen Völker, ſo wie ihre Gebräuche, ſind ſchon zu verſchiedenenmalen hinlänglich beſchrieben worden, als daß wir weitläuftiger ſeyn ſollten; auch von den Wiſſenſchaften, Künſten, Manufakturen und dergleichen läßt ſich wenig Großes ſagen.

Die Mohämedaner haben die Künſte und Wiſſenſchaften ſeit vielen Jahrhunderten ſehr ſchlecht getrieben, ob ſie gleich ehedem faſt die einzigen waren, welche ſich auf die höhern Kenntniſſe legten, und dieſelben zur Vollkommenheit brachten. Die Lebensart der Araber erlaubt ihnen, wie bekannt, nicht ihre Kenntniſſe zu erweitern, und das Verfahren der Türken gegen die Mauren ſchränkt gleichfalls jene Fähigkeiten ein. Die Türken ſind mehrentheils nur von der Begierde, reich zu werden, zu ſehr eingenommen, die dem Geſchmack an Wiſſenſchaften keine weitere Nahrung verſchafft, und der Chriſten ſind in dieſem Lande zu wenig, als daß jemals etwas Nützliches durch ſie gewirkt werden könnte. Um uns aller unnöthigen Wiederholungen zu enthalten, verweiſen wir daher unſere Leſer auf das, was wir bey dem Kaiſerthum Marokko über dieſen Artikel geſagt haben. Die Algierer haben dieſelbe Art, ihre Häuſer zu bauen, ihre Speiſen zuzubereiten, und überhaupt, was jenen mangelt und jene entbehren, iſt auch hier niemals zum Bedürfniß geworden.

Gleiche Bewandniß hat es in Abſicht der Manufakturen und des Handels, wie in Marokko, nur daß das gegenwärtige Commercium zu Algier hauptſächlich in der auf dem Seeraube gemachten Beute beſteht, und damit es ihnen nie an Gelegenheit fehle, ſo leben ſie gemeiniglich mit einer europäiſchen Nation im Streite. Ein jeder Türke oder Maure kann alſo die Erlaubniß erhalten, ein Raubſchiff auszurüſten, wenn

wenn er anders der Regierung einen gewiſſen Theil der Beute abgiebt. In neuern Zeiten haben ihnen zwar die europäiſchen Seemächte die Luſt zum Raube ziemlich geſchwächt, und dieſer ihre ſtärkere Gegenwehr hat jener Anfälle einigermaßen abgehalten. Jede europäiſche Nation hält daher auch ihren eigenen Konſul, und leben hier nach ihren Geſetzen, nur daß ſie ſich in bedenklichen Umſtänden allezeit nach der Lieblingsleidenſchaft des Dey, nämlich durch große Geſchenke, die Gunſt deſſelben zu erwerben Mühe geben müſſen.

Die vornehmſten Waaren, die in dieſes Reich eingeführt werden, ſind Gold- und Silberſtoffe, Tücher, Spezereyen, Zinn, Eiſen, Kupferplatten, Leinewand, Segeltuch, rohe und geſponnene Baumwolle, Holz, Papier, wollene Zeuge und dergleichen, wiewohl dieſe Einfuhre immer nur ſehr gering und unſicher iſt, theils weil ein ſehr hoher Impoſt den Abſatz erſchwert, und die Bezahlung, ſo wie die Rückkehr, meiſtens ſehr unſicher iſt. Indeſſen wird durch die Seeräuberey ſo viel Reichthum zuſammen gehäuft, daß man vorzüglich die Hauptſtadt für die reichſte in ganz Afrika hält. Der Staat hat an allen Prieſen oder an aller Seebeute den achten Theil, ſowohl in Anſehung der Sklaven, darunter der Dey die Auswahl hat, als auch in Anſehung der Schiffsladung und des Schiffes ſelbſt; die übrigen Theile fallen an die Eigenthümer der Schiffe oder an die Schiffscompagnie. Ihre Streifereyen treiben ſie theils auf dem mittelländiſchen, theils auf dem Weltmeer.

So bald ein Kaperſchiff mit einer Prieſe angekommen iſt, werden die erhaltenen Sklaven in den Pallaſt geführt, wo der Dey den fünften Theil, und zwar die beſten, davon ausſucht: die andern werden auf den Sklavenmarkt geſchickt, wo man ſie an die

Meiſt-

Meiſtbietenden verkauft. Jedoch wird der Kauf nicht auf dem Sklavenmarkt geſchloſſen, ſondern nach geſchehenem Gebot führt man ſie in den Pallaſt, wo ſie in Gegenwart des Dey noch einmal ausgeboten, und gemeiniglich höher verkauft werden; während welcher Zeit andere Mäckler alle Geräthſchaften und Waaren verkaufen. Alles dafür gewonnene Geld wird bey dem Schatzmeiſter des Batiſtan niedergelegt, welcher alsdann die Berechnung macht, welche denen zukommen ſoll, die an dem Kreutzzuge Antheil gehabt haben, und bey dieſer Theilung ſollen ſie, wie man ſagt, eine ſeltene Gewiſſenhaftigkeit beobachten. So grauſam der Zuſtand der Sklaverey an ſich immer auch iſt, ſo iſt er doch, wie ſchon geſagt, ungleich erträglicher, als zu Marokko, und es gereicht den menſchenfreundlichen Perſonen zu nicht geringer Ehre, die es ſich auf alle Weiſe angelegen ſeyn laſſen, die Summe der Unglücklichen von Zeit zu Zeit zu verringern.

So bald man eine hinreichende Summe zu Loskaufung der Sklaven geſammelt hat, ſo wird es dem Verwalter des ſpaniſchen Hoſpitals benachrichtiget, der ſogleich bey dem Dey um einen Paß für die Patres anhält, die zur Auslöſung der Sklaven kommen wollen, als auch für das Schiff, deſſen ſie ſich bedienen. Iſt die Erlaubniß dazu da, dann umringen die Sklaven die Patres mit Bittſchriften, ja ſelbſt die Türken und Mauren ſuchen auf eine anſtändige Art die Sklaven anzubitten, um ein gutes Löſegeld zu erhalten. Wenn nun die beſtimmte Anzahl Sklaven losgekauft, und die Geſchenke an den Dey übergeben ſind, dann erhalten ſie ein ſicheres Geleite, und kehren mit ihrem Schiffe in die Freyheit zurück. Man urtheilt daher allemal falſch, wenn man ſich den flüchtigen Urtheilen gewiſſer Perſonen, die alles loben oder tadeln, überläßt, und, wie es auch hier der

Fall

Fall iſt, die Einwohner von Algier durchgängig für Räuber, Barbaren, oder wohl noch für was Schlimmeres erklärten, obgleich dieſer Vorwurf nur den wenigſten zu Theil werden kann.

Daſſelbe muß man von der unumſchränkten Gewelt ihres Deſpoten ſagen. Der Dey iſt allerdings alleiniger Beherrſcher des Landes, er ſtraft und belohnt, er ordnet Feldzüge und Kriegsrüſtungen an, er befiehlt allen Bedienten, und hat die oberſte Aufſicht über alle Angelegenheiten des Reichs, ohne jemands Rechenſchaft zu fürchten. Bey dem allen muß er dieſe Gewalt mit Klugheit zu behaupten ſuchen, weil nichts leichter iſt, als daß die unter dem Druck lebenden Unterthanen eben ſo geſchwind ihre Waffen gegen den Unterdrücker ſelbſt richten. Ehedem war der Dey bloß Statthalter, und in wichtigen Angelegenheiten mußte der Divan den Ausſchlag geben, ehe es das Anſehen eines Geſetzes haben konnte. Auch jetzt noch beſteht eigentlich die Regierung nächſt dem Dey aus einer Staatsverſammlung von dreyßig Yiah-Baſchahs, ſo wie zuweilen der Mufti, der Kadi, nebſt dem ganzen Soldatenſtand berufen werden, und öfters aus fünfhundert Perſonen beſteht. Denn nach der urſprünglichen Reichsverfaſſung muß der Dey von der ganzen Militz einmüthig erwählt werden, und im Fall dieſe Stelle erledigt iſt, ſo verſammlen ſich alle, die zu Algier gegenwärtig ſind, in das Haus des Königs, um die Stimmen zu ſammlen. Man zieht hierauf den Erwählten einen Kaftan an, ſetzt ihn auf einen königlichen Stuhl, und alle treten um ihn her, beſtätigen ihre Ernennung unter mancherley wortreichen Glückwünſchungen. Hierauf lieſet ihm der Kadi die Wahlcapitulation vor, und was ihm, kraft dieſer Würde, für Pflichten obliegen, worauf ihm jeder, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit, die Hand küſſet.

koſtet. Dieſe ganze Feyerlichkeit hat weiter nichts Prächtiges, als daß auf den Kaſtellen und in der Stadt die Kanonen gelöſet werden; ſelten aber geſchieht es, daß nicht Aufruhr und Blutvergießen dabey vorgehen ſollte. Da jeder Türke, der zu Algier in Kriegsdienſten ſteht, ſeine Stimme zur Wahl eines ihm beliebigen Dey geben kann, oder andre den Anſchlag faſſen, den regierenden Dey abzuſetzen, ſo wird dieſer Anſchlag oft ſo lange geheim gehalten, bis ſie perſönlich im königlichen Hofe gegenwärtig ſind, und der auf dem Thron ſitzende Monarch erſtochen oder erſchoſſen wird. Es iſt alſo nichts Seltenes, daß man unmittelbar darauf das andre Oberhaupt der Parthey mit dem noch blutigen Kaſtan des vorigen Dey überdeckt, auf einen andern Stuhl ſetzt, und ähnliche Glückwünſche ablegt. Zuweilen mißlingt zwar ein ſolches Vorhaben, weil derjenige, der ſich die meiſte Macht zu verſchaffen gewußt hat, auch gemeiniglich dafür ſorgt, daß er ſeine gefährlichſten Gegner entdeckt, und vor der Wahl aus dem Wege räumet.

Die täglichen Geſchäfte eines Dey beſtehen darin, daß er auf ſeinem Staatsſtuhl am Ende eines großen Saals ſitzt, und daſelbſt alle Streitſachen anhört und abthut, die ihm aus der Stadt oder aus ſeinem ganzen Lande vorgetragen werden, und was er da beſchließt, wird unverzüglich ins Werk gerichtet. Sein königlicher Stuhl iſt von Steinen aufgeführt, mit einem Teppich behangen, und über demſelben eine Löwenhaut ausgebreitet. Gleich mit Tages Anbruch und nach dem erſten Gebet fängt dieſes Gericht an, und währt bis zum zweyten Gebet gegen Mittag. Dann geht er zur Tafel, entweder allein, oder mit ſeinen Vertrauteſten, und von da hält er wieder Gericht, bis zum Gebet, welches Lazaro heißt, und gegen 4 Uhr Nachmittags iſt, wo er nach geendigtem Gebet ein

Geräuſch

Geräuſch von Muſik, von Trommeln und Sackpfeifen anhört, hierauf ſeine Abendmahlzeit nimmt, und nach kurzen Geſprächen zur Ruhe geht.

Jedesmal, wenn der Dey Gericht hält, ſitzen ihm ſeine vier Hojas, oder Staatsſekretairs zur rechten Hand, um alle ſeine Befehle auszufertigen. Hier werden alle Angelegenheiten ſogleich entſchieden, geordnet, vorgetragen und angenommen. Hier iſt jeder ſein eigener Kläger und Vertheidiger, alle Mittelsperſonen oder Ausflüchte kommen hier nicht vor, ſo wenig als große Unkoſten, und auf dieſe Art, es betreffe bürgerliche oder peinliche Sachen, iſt alles in der Kürze entſchieden. Wenn zwiſchen der Regierung von Algier und andern auswärtigen Potentaten ein Tractat geſchloſſen wird, ſo bedient man ſich gemeiniglich folgendes Titels: Im Namen des barmherzigen Gottes. Preis ſey Gott, dem ewigen Könige. Dank ſey dieſem König aller Könige, der da allmächtig und ein Schöpfer der Welt iſt. Nachdem der allerhöchſte, mächtigſte, berühmteſte und prächtigſte N. N. Sohn N. N. durch Zulaſſung des allerhöchſten Gottes, des Regierers der Schickſale, zum Dey und Regenten dieſes herrlichen Königreichs und der Stadt Algier erwählet worden, und zwar durch die einmüthige Wahl der unüberwindlichen Armee, der vornehmſten Männer des Landes, der Geſetzrichter, des Divan, der Staatsbedienten und des Volks, u. ſ. f. Nur in Religionsſachen iſt der Kady Richter, welcher von der ottomanniſchen Pforte geſendet, und mit Genehmhaltung des Mufti oder des Patriarchen von Konſtantinopel als geiſtlicher Richter beſtellet wird. Sein Amt beſteht darin daß er alles, was das Geſetz der Mohämedaner betrifft, entſcheidet, und ob auch ſeine

 Sprüche

Sprüche mit keinen Koſten verbunden ſind, ſo ſind ſie doch auch unwiderruflich. Zu den übrigen Perſonen von Stand und Würden gehören erſtlich der Reichsſchatzmeiſter, welcher in Gegenwart des Dey die jährlichen Einkünfte des Reichs in Empfang nimmt, und ſie in den Schatz legt; auch ſteht unter ihm ein Rechnungsführer, der jederzeit ein Türke iſt. Der Hoja oder Generalkontrolleur hat zwey Schreiber unter ſich, deren Amt darin beſtehet, daß ſie den Theil des Staats, den er an der Beute auf dem Meere hat, in Empfang nehmen müſſen. Der Dragoman iſt der Dolmetſcher des königlichen Hauſes, welcher alles, was an den Dey überſchickt wird, vorlieſet und verſtändiget. Die Chaux ſind nichts anders, als Botſchafter des königlichen Hauſes, und ſtehen in großer Achtung. Gemeiniglich ſind ihrer zwölfe an der Zahl, und ſtehen unter einem Aufſeher. Man ſucht die ſchönſten und wohlgebildetſten Menſchen dazu aus, ihre Kleidung iſt grün, um den Leib tragen ſie eine rothe Binde, und auf dem Haupte haben ſie eine weiße Mütze, die oben ſpitzig zugehet. Sie bringen alle mündlichen Befehle des Dey dahin, wo ſie hingehören, und dürfen keine Art von Waffen bey ſich führen. Eine andere, mit großem Anſehen verbundene, Würde iſt die Würde eines Bachi-Guardian-Bachi, oder Generalgouverneur der Aufſeher über die Bäder, welcher auch alle Abende die dazu gehörigen Sklaven muſtert, und ihnen ihr Geſchäfte anweiſet. Jngleichen der über die Schiffahrt beſtellte Rais, oder Kapitain des Hafens, iſt ebenfalls ein ſehr angeſehener Miniſter des Reichs; ſelbſt die gemeinen Rais oder Seecapitains machen ein anſehnliches Kollegium aus, und werden als die ſtärkſte Stütze des Staats verehret, ſonderlich wegen der Vortheile, die ihre Streifereyen auf dem Meere bringen. Außer dieſen giebt es noch Aga der Militz, oder kommandirende

Generals,

Generals, Beys, oder Gouverneurs in den Provinzen, und in jeder anſehnlichen Stadt einen Aelteſten, deſſen Amt darin beſtehet, daß er auf die Reinlichkeit der Straßen und Gebäude ein wachſames Auge hat, ſo wie der Mezouard das ganze Polizeyweſen über ſich hat, und jede Unordnung ſogleich aufheben, oder dem Dey anzeigen muß.

Dieſes ſind die politiſchen Verordnungen der Algierer; wir wollen aber auch einen Blick auf ihre Geſetze richten. Ihre Geſetze, ſowohl bürgerliche als peinliche, ſind nichts anders, als Auszüge aus dem Koran, darin weder der Dey, noch der Kady, noch irgend ein Geſetzlehrer, das geringſte zu ändern oder anders auszulegen vermag. Um z. B. allen lügenhaften Anklagen zuvorzukommen, iſt das Verfahren eingeführt, daß der Kläger, wenn er einer ungerechten Klage überführt wird, mit fünfhundert Stockſchlägen ſowohl beſtraft wird, als der, ſo im andern Fall für ſchuldig erklärt wird. Vorſetzliche Banquerotte werden hier ohne alle Ausflüchte am Leben geſtraft. Diejenigen, ſo falſch Gewicht oder Maaß führen, werden das erſtemal mit Prügeln, das folgendemal am Leben geſtraft, weshalb man ſowohl in der Hauptſtadt, als auch im ganzen Reiche, wenig ſolcher Verbrecher antrifft. In ſtreitigen und unausgemachten Dingen werden Zeugen geſucht, und jeder Schuldner wird entweder aller ſeiner Güter beraubt, oder dazu angehalten, in der möglichſten Geſchwindigkeit ſeine Schuld zu bezahlen. In Criminalſachen wird kein Türke, ſein Verbrechen ſey, welches es wolle, öffentlich beſtraft, ſondern er wird in das Haus des Aga von der Miliz gebracht, allwo er nach dem Befehl des Dey entweder gehenkt, oder zu Tode geſchlagen wird. Der Aga macht den Spruch bekannt, und derſelbe muß augenblicklich vollzogen werden. Doch

kein Mohr, oder Jude, noch Chriſte, hat dieſe Ehre zu gewarten, ſondern dieſe werden öffentlich aufgehenkt, und bleiben ſo lange hangen, bis ſie abfallen. Allen Straßenräubern ſteht eigentlich dieſe Strafe bevor. Die Juden haben ihre beſondere Obrigkeit und Richter, deren Verfahren nach der Vorſchrift ihres Geſetzes eingerichtet iſt, wenn der Dey die Entſcheidung und Beſtrafung an ſie überläßt, welches letztere ſehr oft geſchieht, weil er die Juden für Leute hält, welche ſeiner Sorgfalt ganz unwürdig ſind. Die freyen Chriſten werden von dem Conſul ihrer Nation gerichtet, und ſtehen nicht unter des Dey Gerichtsbarkeit. Dieſe ihre, keineswegs grauſamen, Geſetze gereichen ihnen gewiß nicht zu dem Vorwurf, den einige ohne allen Grund von Algier hegen. Jene Beſchimpfungen der Raubſucht und Mißhandlung ihrer Sklaven ſind entweder nur Erdichtungen, oder unausbleibliche Folgen ſchlechter Aufführung, und es würde ſehr ſchwer fallen, ein unpartheyiſches Urtheil zu fällen, ob die chriſtlichen Völker in Peru ſtrafbarer gehandelt haben, oder ob die Algierer jemals gegen Chriſtenſklaven grauſamer geweſen ſind.

Was die Einkünfte des Monarchen anbelanget, ſo iſt es ſehr ſchwer zu beſtimmen, wie ſtark dieſe ſind, weil dieſelben meiſtens aus zufälligen Dingen, aus mohriſchen und arabiſchen Contributionen, aus Zöllen, Seebeute und Sklavenhandel fließen, und gewiß etliche Millionen Piaſter betragen. Dieſe Einkünfte werden merklich vermehrt durch die Auflagen auf Korn, Gerſte, Pferde, Maulthiere, Kameele, ſowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt. Hierzu kommen noch die Geſchenke, welche von den Beys, Chriſten und Juden gegeben werden.

Da wir der zu Algier geprägten und gangbaren Münzen noch keiner Erwähnung gethan haben, ſo werden

werden wir ſie hier am beſten nachholen können. Der Werth des algieriſchen Stempels iſt nicht gewiß beſtimmt, ſondern verändert ſich allemal nach der Willkühr des Regenten, jedoch iſt der Unterſchied von keiner Erheblichkeit. Die Auswärtigen berechnen den Werth derſelben nach den unter ihren Nationen gangbaren Münzen. Die ausländiſchen, ſo allhier gelten, ſind venetianiſche Zechinen, marokkaniſche Sultaninen, die portugieſiſchen Goldſtücke, ſpaniſche Piſtolen und Piaſters von allerley Gewicht. Eigentlich iſt zu Algier gar kein beſtändiger Münzfuß, die einzige feſtgeſetzte Species iſt Pataca-Chica, es iſt dieſes aber nur eine eingebildete Summe, wie etwa ein Pfund Sterling in England; es beträgt jederzeit ihr Werth 232 Aſper, welches eine kleine Silbermünze iſt, deren geringer Gehalt kaum angegeben werden kann. Auf die Nachprägung einer algieriſchen Sultanine oder Aſper ſteht ohne alle Umſtände die lebendige Verbrennung.

Man ſollte in einem Lande, wo der weltliche Arm ſo viel vermag, auch eine weit anſehnlichere Miliz erwarten, als in dem Königreich Algier wirklich vorhanden iſt. Ihre Macht und Vertheidigung beſteht ohngefähr aus 12000 Türken, die theils zu Beſatzungen gebraucht, theils auf die Kaper vertheilt, theils zu den drey fliegenden Lagern genommen, und jeden Sommer unter der Aufſicht der Beys in den Provinzen ausgeſchickt werden. Hierzu kommen noch 2000 mohriſche Reuter, die in beſtändigem Solde ſtehen, die man aber nicht als eine wirkliche Schutzwehr der Regierung betrachtet, weil alle Mohren Erbfeinde der Türken ſind, und jede günſtige Gelegenheit ergreifen, ihr eignes Joch abzuwerfen. Ihr Sold iſt äußerſt geringe, und ihre Lager oder Armeen werden nach Zelten, ſtatt Bataillonen, eingetheilet. Ihre Zelte ſind

rund, und gemeiniglich gehören zu einem Gezelt dreyßig Mann. Der Soldat trägt nichts als ſeine Flinte und Säbel, denn ſonſt hat er für nichts zu ſorgen, weil der Staat darauf ſehen muß. Alle Frühjahr marſchiren drey Armeen von Algier aus, die nach Verhältniß der Umſtände ſchwach oder zahlreich ſind, und unter den Namen, morgenländiſche, abendländiſche und mittägliche Armee, verſtanden werden. Weil nun die meiſten Provinzen von den Mauren verlaſſen werden, ſo bald ſich eine ſolche Armee nähert, ſo iſt nöthig, Lebensmittel mit ſich zu führen. Die Abſicht eines ſolchen Zuges aber iſt, die Araber und Mohren einzuſchränken, Contributionen einzutreiben, neue Unterthanen anzuwerben; ingleichen die Steuern in denjenigen Provinzen zu holen, die noch nicht gänzlich beſiegt ſind, und ſie theils durch Tapferkeit, theils durch Liſt zinsbar zu machen. Bezeigen auch alle dieſe Völker in ihren Kriegen Muth und Standhaftigkeit, ſo viel, als man nur von ihnen erwarten kann, ſo darf man freylich jene Hitze und Zügelloſigkeit, mit der ſie ſich der Gefahr bloßſtellen, nicht mit derjenigen Geſchicklichkeit vergleichen, welche die europäiſchen Krieger in einem weit höhern Grade gelernt haben, und es iſt ſehr leicht zu erklären, wenn ein viel ſchwächeres Chor Preußen oder Sachſen einem drohenden Türkenheer die Rückkehr lehret. Bey dem allen verdient die Kriegszucht weit mehr Lob, als mancher denken ſollte, und ſie würden denjenigen gewiß mit unauslöſchlichem Schimpf belegen, welcher es wagen wollte, während eines Treffens einen Raub oder Plünderung zu begehen.

Die Seemacht dieſer Regierung, welche vor etlichen hundert Jahren Schrecken und Entſetzen über die handeltreibenden Völker aus Europa verbreitete, das nur zu wahre eigene Geſtändniß eines ihrer eigenen

nen Dey's: „Die Algierer ſind ein Haufen Räuber, und ich bin ihr Hauptmann“ die häufigen Beyſpiele verunglückter und zu Sklaven gemachter Menſchen, hat, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil ſo viel von ihren Schrecknißen nachgelaſſen, daß es ihnen wohl ſo leicht nicht wieder gelingen möchte, jene große Rolle zu ſpielen. Nichts deſtoweniger hat die Schiffahrt in dieſer Republik eine große Macht, ob ſchon die Seekapitains allein die Vorſteher derſelben ſind, die an den übrigen Staatsangelegenheiten nicht den geringſten Antheil haben, und die ganze Seemacht nach ihren Rathſchlägen regieret und eingerichtet wird, daher auch ihr Kollegium in jedem Fall mit der größten Hochachtung behandelt wird. Ihr Vorrecht gründet ſich auf den Nutzen, den ſie dem Reiche verſchaffen, indem ihre Streifereyen auf dem Meer nicht nur die reichſten Quellen der öffentlichen Einkünfte ſind, ſondern auch weil ſie ihnen bey chriſtlichen Mächten für ihre handelnden Unterthanen Sicherheit und Freyheit verſchaffen. Man ſollte ſich wundern, daß die Anzahl ihrer Schiffe ſo groß iſt, und daß jedermann Erlaubniß erhalten kann, Schiffe zu bauen, da es ihrem Lande doch an allen, zum Schiffbau unentbehrlichen, Materialien fehlt, ſelbſt am Holze oft Mangel iſt; allein wenn ſie nur die nöthigſten Balken zum Kiel und Boden des Schiffes möglich machen können, das übrige ergänzen ſie durch die erbeuteten, und erhalten daher für geringe Koſten gute Schiffe. Geſchieht es aber, daß ein Schiff verunglückt, oder ebenfalls weggekapert wird, ſo muß der Eigenthümer deſſelben ſich ein anderes ſchaffen oder bauen, das von eben der Stärke iſt, damit der Staat durch Verringerung deſſelben nicht das Geringſte verliert.

Außer zwanzig großen und kleinen Schiffen, pflegen auch andre Privatperſonen zur Sommerszeit kleine

Schaluppen auslaufen zu laſſen, die aber nicht ſehr geachtet werden, weil ihre Mannſchaft aus Mohren beſteht, die weder das Seeweſen recht verſtehen, noch ſelten wieder glücklich zurückkommen. Ihre ordentlichen Schiffe aber führen Kanonen bey ſich, die ſie den erbeuteten geraubt haben, nur daß ſie noch zu wenig Kenntniſſe beſitzen, einen Vortheil daraus zu ziehen; ſelten ſind Seegeräthe oder die Bemannung des Schiffes dem Verhältniſſe des Gebäudes angemeſſen. Hat aber ein algieriſcher Seeräuber eine anſehnliche Beute gemacht, ſo kehrt er mit derſelben ohne Verzug zurück; iſt ſie aber nicht beträchtlich, ſo werden die Chriſten an den Bord ſeines Schiffs gebracht, und ihre Stelle wird mit einem Unterſchiffspatron und einigen ihm unterworfenen Mohren erſetzt, worauf ſie nach Algier abgeführet werden; oder iſt auch dieſes zu wenig, ſo wird alles geplündert, und das Schiff verbrannt. Gemeiniglich pflegen die Corſaren ihre Beute vor ſich her zu treiben, und ſo lange zu feuern, bis ſie dem Lande nahe kommen, welches aber oft den Unglücklichen zur Freyheit verholfen, wenn jene ſich verſchoſſen, und dieſe ihre Freyheit mit neuen Kräften zu behaupten ſuchten.

Die Verhältniſſe dieſer Seeräuber gegen die chriſtlichen Fürſten beſtehen in Bündniſſen oder Verträgen, ſo ſie mit den Engländern, Franzoſen, Holländern und Schweden haben, theils weil ihnen die anſehnlichen Geſchenke ihre Mühe erleichtern, theils weil europäiſche Tapferkeit ihren Muth gedemüthiget hat; dabey aber würde jedes Schiff in Gefahr kommen, wenn es dieſen Verträgen einen unumſchränkten Glauben beymeſſen wollte.

Einzelne Provinzen. Das Königreich Algier iſt von jeher in verſchiedene Herrſchaften, Provinzen und Gouvernements eingetheilt worden, und zwar je nachdem dieſe oder jene

jene Revolution eine neue Veränderung damit vornahm, oder wie es den jedesmaligen Umſtänden unter neuen Beherrſchern angemeſſen war. Gegenwärtig ſind die Türken ihre Oberherren, obſchon ihre Anzahl ſo geringe iſt, daß ſie mit der Größe des Reichs und mit der Menge ſeiner Einwohner gar nicht gemeſſen werden können. Im ganzen genommen, findet man in dieſem Reiche wenig befeſtigte Städte, und in denſelben noch weniger dauerhafte Gebäude, weil die zahlreiche Menge der auf dem Lande wohnenden Stämme, an keine feſten Wohnplätze zu gewöhnen ſind, und ſich lieber allemal da ihren Aufenthalt wählen, wo ſie die beſten Viehweiden, oder die angenehmſten Gegenden antreffen. Eine gewiſſe Anzahl von dieſen Familien heißt dann ein Stamm, und ſteht unter der Aufſicht eines Cheque, der für die, ſeiner Dorfſchaft auferlegte, Abgaben ſtehen muß, und einen gewiſſen Diſtrict inne hat, deſſen Lage ſich nach Veränderung der Jahreszeiten verändert, oder auch nachdem er ſich zum Ackerbau und Viehzucht am bequemſten ſchickt.

Die Hauptregierung aller Provinzen hängt von der Stadt Algier ab, als welche die Reſidenz des Hofes iſt, und dem zu Folge das ganze Reich in drey beſondre Gouvernements abgetheilet iſt, davon jegliches ſeinen beſondern Bey, oder Generalgouverneur hat, der zugleich die Truppen kommandiret.

In dem erſten oder morgenländiſchen Theil des Königreichs Algier, liegt die Stadt Conſtantina, die einzige Stadt dieſer Provinz, welche ihren alten Namen beybehalten hat, und vor langer Zeit die Reſidenz der arabiſchen Fürſten geweſen iſt. Sie liegt dreyßig Meilen von der See entfernt, in einer überaus angenehmen und bequemen Lage. Ihre noch vorhandenen prächtigen Ueberreſte des Alterthums ſind redende Beweiſe ehemaliger Größe und Pracht, Conſtantina.

 wie

wie ſie denn auch zu den Zeiten Caligulå, die Hauptſtadt in Mauritania Cåſarenſi war. Gegen Morgen iſt die Gegend, worin ſie liegt, mit hohen Bergen eingeſchloſſen, abendwärts aber zeigt ſich dafür eine freye und angenehme Ebene. In dieſer Gegend findet man, unter mehrern ehrwürdigen Denkmålern, auch noch Rudera von großen Waſſerleitungen und Ciſternen, welche mit unbeſchreiblichen Koſten müſſen angelegt worden ſeyn, die aber jetzt ſehr beſchädiget ſind. Der Bey hält eine Wache von dreyhundert Spahis oder türkiſchen Reutern, und ueberdieß funfzehnhundert Mohren, die er auf ſeine Koſten halten muß, weil dieſe Truppen nicht mit in den Etat dieſer Provinz eingezogen ſind.

Colo. Nahe bey Conſtantina, auf der Seeſeite, findet man die Trümmern von Colo, einer ehemaligen römiſchen Stadt, die in den folgenden Kriegen unendlich verlor, und an welchen jetzt ein kleines Städtchen angränzt, worin eine franzöſiſche Factorey iſt, welche von der Regierung auf das ſorgfältigſte beſchützt wird. Auf den Gebirgen von Colo halten ſich eine Menge wilder Meerkatzen auf, die ſo groß ſind, daß ſie, wenn ſie auf den Hinterfüßen ſtehen, der Höhe eines Menſchen gleich kommen. An eben dieſer Küſte findet man auch noch einige Häuſer und Uebeereſte von einer ſehr alten und prächtigen Stadt Storra, welche einen ſehr bequemen Hafen hat.

Bona. Bona, ein Seehafen, iſt ebenfalls eine, von den Römern erbaute, Stadt, und ſowohl ihr blühender Zuſtand als auch der Ruf, daß hier der heil. Auguſtin geboren und Biſchof geweſen ſey, hat ſie ſtets berühmt gemacht. Die Stadt wird jetzt von einer kleinen Feſtung kommandiret, in welcher eine Beſatzung von dreyhundert türkiſchen Soldaten liegt, die einen Aga zum Kommendanten haben, der zugleich Gouverneur

von

von der Stadt iſt. Ohngeachtet der Hafen jetzt in ſchlechten Zuſtande iſt, ſo wird doch ein ziemlich ſtarker Handel mit Getreide, Wolle, Wachs und Häuten getrieben, ja ſie würde eine der erſten Städte in der Babarey werden, wenn ſie nicht Hauptmangel an ſüßem Waſſer litte, und dieſes einzig und allein durch Regenwaſſer, in Ciſternen aufbewahrt werden muß.

Auf den Gränzen des Königreichs Biledulgerid, liegt eine alte Stadt, Tebef genannt, und hat den Fluß Magradat zur Seite; ehedem war ſie groß und bevölkert, jetzt aber iſt ſie ſehr verfallen. Fünf Meilen morgenwärts von Algier liegt: Tebef.

Gigery, welches eine Feſtung iſt, von welcher die umher liegende Gegend in weiter Entfernung kommandiret wird. Ihrer Lage nach erſtreckt ſie ſich, in Geſtalt einer Erdzunge, weit ins Meer, und macht, vermittelſt zweer Felſen, zwey verſchiedene Hafen. Das ganze dazu gehörige Land iſt ohne Stadt und Feſtung, weil die Einwohner nomadiſiren. In dieſer Gegend befindet ſich ein hoher, faſt unzugänglicher Berg, Aurar genannt, welcher fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen in der Länge hat, und auf welchen ſich eine Gattung Araber aufhält, welche ſich Labeybezen nennen, die dieſen Ort zur Behauptung ihrer Freyheit erwählen, und ohnmöglich bezwungen werden können. Bis zum Jahr 1664 hatten die Franzoſen in Gigery anſehnliche Factoren, allein ſie wurden vertrieben, und nach manchem harten Kriegen haben ſie dieſe alten Vorrechte nie wieder ſo blühend erneuern können. Gigery.

Zwiſchen Gigery und Algier liegt ein ſtarker und volkreicher Seehafen, Bugia genannt, welche zugleich die Hauptſtadt der Provinz iſt, von welcher ſie den Namen führet. Sie liegt abhängig an einem Hügel, Bugia.

gel, und hat einen bequemen Meerbuſen vor ſich. Sie war ehedem von den Römern erbaut und die Reſidenz des gothiſchen Gouverneurs, nachdem Afrika war von ihnen erobert worden, aus welchem ſie aber 762 von den Saracenen vertrieben wurden.

Stefa. Stefa, ein mäßiger Ort, liegt an der Südſeite von Bugia, in einer vortreflichen Gegend. Das Gebieth von Bugia iſt ebenfalls, ſo wie Gigery, mit hohen Gebirgen umgeben, und führt verſchiedene Namen. Die Einwohner auf denſelben ſind Araber, Mohren und Saracenen.

Biscara. Biscara, eine ſehr unvollkommene Stadt, liegt gegen Mittag von Constantine, und iſt für die Algierer ſehr vortheilhaft, weil ſie ſich hierdurch den Weg zu den mittäglichen Provinzen am bequemſten bahnen können. Sie holen von hier eine große Menge Sklaven, und bedienen ſich ihrer vorzüglich bey den geringen Arbeiten, weil dieſe Bewohner noch wenig Muth und Entſchloſſenheit gezeigt haben.

Weiter gegen Mittag liegt das Gebirge und die Couco. Stadt Couco, nur von Arabern bewohnt, welche ihre Freyheit behaupten, und ſo viel ſich der Dey Mühe gegeben hat, einen Tribut zu erzwingen, ſo wenig iſt es ihm gelungen, denn die Einwohner dieſes Gebirges unterhalten einen tödtlichen Haß gegen die Türken, ſo wie die Bewohner des auf der gegen Morgen gelegenen Seite des Gebirges Labez. Beyde ſind ſich an = Natur Produkten, an Sitten und Gebräuchen der Bewohner gleich, außer daß die letztern einen kleinen Tribut entrichten, und von Rohr oder Binſen eine Art ſchöner Decken verfertigen, die man Labes nennt, weswegen die ganze Provinz dieſen Namen führet.

In dem abendländiſchen Theil dieſes Reiches Oran. und an den Küſten der Barbarey, liegt Oran; ihre Feſtungs-

Feſtungswerke werden nur von den Algieriſchen übertroffen, von welchen es funfzig Seemeilen entfernt liegt. Die Spanier bemächtigten ſich ihrer im Jahre 1505, allein 1708 wurde es von Algier bezwungen, und die Spanier erhielten hierdurch einen anſehnlichen Verluſt. Die Einwohner nennen ſie Worran; ſie iſt ſtark befeſtiget, und hat eine Meile im Umfange. Sie iſt an dem Abhange eines Berges erbaut, deſſen oberſte Spitze über die Stadt weit hervorraget, und auf dieſer Höhe ſind zwey Schlöſſer angelegt, von welcher die ganze Stadt beſtrichen werden kann. Auf der einen Seite hat ſie das Meer, auf der andern einen ſchönen Hafen und überhaupt hat Oran alles Gefallende und Seltene einer Stadt in der Barbarey. Im J. 1732 wurde ſie demohngeachtet ohne ſonderliche Schwierigkeiten den Spaniern wiederzu Theil.

Dreyßig Meilen von Oran liegt Tremecen; ſie iſt mit einer ſtarken Mauer umgeben, hat viele Thürme, Thore und Zugbrücken, die den kleinen benachbarten Fürſten allen Widerſtand leiſtet. Mouſtagan iſt dafür deſto kleiner und eben ſo Tenez, welche beyde nichts Beſonderes enthalten. Ebenfalls iſt Serceles jetzt in ſehr ſchlechtem Zuſtande, und nur das hier verfertigte ſchöne thönerne Gefäß giebt ihr einigen Erwerb. Tremecen. Mouſtagan. Tenez. Serceles.

In der mittäglichen Gegend trifft man weder öffentliche noch beſondere Häuſer an. Alle Einwohner leben in Zelten, und verändern ihren Ort nach Gefallen. Selbſt der Bey wohnt im Freyen, und ſeine Leibwache beſteht aus hundert türkiſchen Spahis und fünfhundert Mohren.

Nur die Hauptſtadt dieſes großen Reiches iſt noch übrig zu beſchreiben, nämlich Algier. Sie iſt die beſtändige Reſidenz des Hofes, das Standquartier Algier.

tier der türkiſchen Soldaten und die Station der Galeeren, die ſie zum Mittelpuncte der Regierung und zur eigentlichen Bruſtwehr des ganzen machen. Sie liegt zwiſchen den Provinzen Bugia in Tenez und hat auf der mitternächlichen Seite das mittelländiſche Meer; ihr Umfang beträgt eine Meile, ſie liegt an einer Anhöhe, und ſtellet von der Seeſeite ganz eigentlich ein Amphitheater vor. Das Innere der Stadt iſt dafür deſto ſchlechter; die kothigen, engen Straßen machen das Gehen äußerſt beſchwerlich. Selbſt ihre Mauern ſind von keiner großen Feſtigkeit, und beſtändig fehlt es am Waſſer. Nahe bey der Stadt, auf der Landſeite, ſind vier Kaſtelle angelegt, darunter das kaiſerliche das vornehmſte iſt, und ſeinen Namen vom Kaiſer Karl V. als ſeinem Erbauer, erhalten hat. Der Hafen, deſſen Tiefe funfzehn Fuß beträgt, iſt das Werk menſchlicher unermüdeter Arbeit. Die Schiffe im Hafen ſind an einander angeſchloſſen, denn wenn ein Sturmwind aus Norden kömmt, ſo leiden ſie gemeiniglich großen Schaden. In dem Innern der Stadt ſind zehn große und funfzig kleine Moſcheen; drey Kollegia und öffentliche Schulen. Die meiſten Häuſer beſtehen aus Steinen, ſind viereckigt angelegt, und haben in der Mitte einen weiten geraumigen Hof. Um dieſen Hof gehen viele, auf Pfeilern ruhende, bedeckte Gänge, und an dieſelben ſtoßen die kleinen Zimmer. Ueber dieſen Gallerien ſind wieder andere, die ebenfalls auf Pfeilern ſtehen. Einige dieſer Häuſer ſind durchgängig mit Marmor gepflaſtert, und an den Decken, wie an den Wänden, findet man hier die ſchönſte Bildhauer-Arbeit und Gemählde. Da alle Häuſer faſt einerley Höhe haben, ſo iſt es leicht, von einem Dache auf das andre zu gehen, eine ſehr bekannte Gewohnheit der Morgenländer, um die Abendluft zu genüßen.

Man rechnet die Anzahl der Einwohner in Algier, ohne die allda befindlichen Chriſten, auf hunderttauſend. In der Stadt giebt es auch eine Menge Häuſer, worinnen heiße Bäder zum allgemeinen Gebrauch angelegt ſind. Dieſe Bäder ſind von ungleicher Größe und Zierlichkeit, nach Verſchiedenheit des Standes. Gegenwärtig hat Algier keine Vorſtädte mehr, ohnerachtet dieſelben ſehr groß geweſen ſind, als Kaiſer Karl V. hier landete. Nachher haben die Türken, ihrer Gewohnheit zu Folge, alles verwüſtet, um den Feinden den Eingang zu erſchweren, und, außer einigen alten Thoren oder außer denen, nahe an der Stadt gelegenen, Gräbern, ſieht man faſt keine Spur von ihnen.

Die Gegend um Algier iſt von reitzender Annehmlichkeit, und übertrieben fruchtbar an Getreide, Früchten und Blumen; die Weinſtöcke ſind ſchön, und laufen zuweilen bis zu den höchſten Gipfeln der Bäume in die Höhe, ſchlingen ſich mit andern Bäumen zuſammen, und bilden dadurch die reitzendſten Lauben. Durchgängig herrſcht eine entzückende Mannigfaltigkeit, die aber die Einwohner wenig zu achten ſcheinen und lieber die Natur zur Wildniß anwachſen laſſen, als daß ſie mit geringer Mühe ihrer Schönheit nacharbeiteten. In der nächſtliegenden Ebene, die von Bergen eingeſchloſſen, und deren Umfang auf vier Meilen geſchätzt wird, werden zwanzigtauſend Gärten oder Plantagen gezählt; freylich befinden ſich nicht überall Gebäude dabey, aber diejenigen, ſo nahe an der Stadt liegen, ſind reinliche ſchöne Gebäude, meiſt von den Sklaven aufgeführt, und geben ſelbſt der Stadt von weitem ein deſto ſchöneres Anſehen.

Es würde eine unnöthige und unbelohnende Arbeit seyn, wenn wir uns bey dem Alterthume und Veränderungen dieſes Reiches lange aufhalten wollten; welche bald den Geſetzen der Römer, bald der Griechen, Geſchichte.

chen, bald der Vandalen Gehorſam leiſten mußten, hernach aber auch eine geraume Zeit von arabiſchen Regenten beherrſcht wurden. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe Völker häufige Kriege gegen einander führten, und wie man weiß, hat Spanien allemal da Antheil daran genommen und der Parthey geholfen, wo es ſich die meiſten Vortheile davon verſprechen konnte. Die Namen und Thaten jener Sieger ſind zu ſchwankend und ihre Unternehmungen zu alltäglich, als daß wir nicht gleich zu der Epoche übergehen ſollten, wo Rom
46. im Jahr 46 vor Chriſto eine Hauptveränderung dieſes Reiches zu Wege brachte.

In dieſer Zeit ſiegte Julius Cäſar über den Scipio und Juba, den König von Mauritanien, der ſich zu der Parthey des Pompejus geſchlagen hatte. Als dieſer König war getödtet worden, kam ſein junger Prinz nach Rom, und fand ſo viel Geſchmack an den Wiſſenſchaften, daß er den Verluſt ſeines Reiches nur halb fühlte, und erwarb ſich die beſondre Freundſchaft des folgenden Kaiſers Auguſti. Als einen Beweis ſeiner Achtung ſetzte dieſer ihm bald hernach wieder in das mauritaniſche Reich ein; gab ihm die Sileria zur Gemahlin, welche eine Tochter Antonii war, die er mit der ägyptiſchen Königin Cleopatra erzeuget hatte, und von welcher Sileria einen Sohn erhielt, der Ptolemäus hieß, und der ſeinen Vater kurz vorher, ehe Caligula Kaiſer ward, in der Regierung folgte.

Allein dieſer Kaiſer fand es für ſeinen Ehrgeitz beſſer, wenn er Mauritanien überfiel, und den Ptolemäus tödtete. Dieß geſchah, und nach dieſer unglücklichen Begebenheit würde das beſagte Königreich in zwey Provinzen abgetheilet; die eine hieß **Mauritania Cäſarea**, die andere **Mauritania Tingitenſis**, von Tingis, der Hauptſtadt der Provinz Habad, im

im Königreich Fes, und ehemaligen Reſidenz der römiſchen Gouverneurs. Bey dieſer Veränderung und unter der Herrſchaft der Römer, hatte dieſes Reich nicht nur keinen Verluſt erlitten, ſondern in einem Zeitraum von 400 Jahren hatte ſich Rom alle mögliche Mühe gegeben, die ſchönſten Städte und die prächtigſten Werke der Kunſt hierher zu pflanzen; allein auch nur ſo lange blieben dieſe Werke der Kunſt in Ruhe, als es die Provinzen ſelbſt blieben.

Im Jahr 427 nach Chriſti Geburt geſchah es, 427.
daß die Vandaler, unter Anführung ihres Königes Genſrich, nach Afrika kamen, da ſie zuvor Spanien unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Dieſe tyranniſchen Beherrſcher überwältigten die beyden mauritaniſchen Provinzen, zerſtörten die beſte Stadt nebſt ihren prächtigen Werken, und hielten ſich in dieſer Beſitzung bis ins Jahr 553, wo ſie Beliſarius, 553.
der Feldherr des Kaiſers Juſtinianus das Land zu verlaſſen zwang. Nach dieſer Zeit wurden ſie Unterthanen der Griechen, bis ins Jahr 661, wo die ara- 661.
biſchen Mohämedaner, unter einem Vorwande der Religion, bis zu den äußerſten Gränzen der mauritaniſchen Provinzen durchdrangen, und, was ihnen vorkam, verwüſteten. Viele dieſer andächtigen Plünderer kehrten mit ihrer Beute in ihr Vaterland zurück, die andern blieben hier, und ſuchten die ohnmächtigen Landesbewohner, ſo gut ſie konnten, zu entkräften.

Allein das Glück dieſer ſtolzen Sieger währte auch nur ſo lange, als die Afrikaner kein anderes Mittel ſahen, ein ſo hartdrückendes Joch abzuwerfen. Es gelang ihnen nach und nach, ihre Freyheit wieder zu erhalten, und die Herrſchaft ihres Landes in die Hände ihrer Eingebornen zu bringen, weswegen in der Folge verſchiedene Regenten, aus verſchiedenen Nationen und Häuſern, einen großen Theil ihres Landes und

beſonders der Barbarey wieder beherrſchten. Eine geraume Zeit regierte die Linie von Idris und von Abderames, und erwarb ſich, wegen der in Italien gemachten Eroberung, nicht geringen Ruhm. Eine Nebenlinie der Zeneten und Mequinezen, welcher letztern die Magorras folgten, machten ihnen dieſen Ruhm einigermaſſen ſtreitig, weil bis zum Jahr Chri-
1051. ſti 1051 Aliel Tepſin, aus dem Stamme der Zinhagier, unter der Anführung verſchiedener Morabouts oder Prieſter, die ſeine Truppen anführten, ſich der Araber gänzlich bemächtigte. Dieſe für ſie in allem Betracht wichtige und ehrenvolle Unternehmung gab ihnen hernach den Namen Morabiten und der Conquerant ſelbſt nahm den Titel Amir al Muminia, d. i. Kaiſer der Gläubigen, an. Dennoch war die Ruhe im Reiche noch nicht befeſtiget, weil im zwölften Jahrhundert ein Prieſter, Namens Mohavedin, dem der Aufrührer Muſamudius Beyſtand leiſtete, das ganze Land mit Laſten drückte, die ſie deſto mehr fühlten, je näher ſie ihrer Freyheit zu ſeyn geglaubt hatten. Das Land wurde abermals verwüſtet und der Braben Hali, der letzte Kaiſer der Morabiten, entſetzt, in die Flucht getrieben, und mußte mit ſeiner zahlreicheu Familie auf ſeiner Flucht unter den Felſen eines erbärmlichen Todes ſterben. So beſtieg Mahaven den Thron, und ſeine Deſcendenten wurden Mohades genannt. Dieß war die Loſung zur Rache, denn nun ſuchten vorzüglich die Berimeriner, von dem Stamme der Zeneten, dieſen gewaltſamen Eingriff zu ahnden, denen aber ebenfalls wieder ein gleiches Schickſal von den Benioneten wiederfuhr, die ebenfalls von den mehr erwähnten Zeneten abſtammten. Auch dieſe wurden von den Oberhäuptern der Heskeins vertrieben, ein Volk, welches von den arabiſchen Prinzen abſtammte, welcher im zehnten Jahrhundert die Oberherrſchaft gehabt hatte. Dieſe hiel-

ten

ten nun für nöthig, das Glück ihrer Waffen dadurch zu ſichern, daß ſie Afrika in verſchiedene Königreiche und Provinzen abtheilten, wo jedes ſeinen beſondern Beherrſcher und ſeine eigene Regierung behauptete.

So wurde alſo das Königreich Algier in vier beſondere Provinzen vertheilt, und Rabmiromiz, der Mächtigſte unter denen, die an dem Reiche Antheil hatten, gab den andern die Verſicherung, er wolle ihnen die Souverainität der ihnen zuerkannten Lande willig verſtatten. Er wählte ſich Tremecen zur Haupt- und Reſidenzſtadt, und machte ſie zu ſeinem Hoflager. Die Provinzen der andern waren alſo Tenes, Algier und Bugia; man nannte ſie alle Könige und jeder hatte verſchiedene arabiſche Stämme oder Republiquen zu beherrſchen.

Dieſe Einrichtung dauerte einige Jahrhunderte in ſeltener Ruhe und Zufriedenheit fort, keiner widerſprach dem andern, keiner ſtörte die Ruhe des andern, und die Eingebornen fiengen an zu vergeſſen, wie viel es ihren Vätern Blut gekoſtet hatte, dieſen glücklichen Zeitpunkt zu erkaufen. Auf einmal unterbrach einer dieſer Könige den glücklichen Frieden. Der König von Tremecen wich von dem allgemeinen Vertrage ab, und Albuferez, König von Tenes, der zugleich auch der Mächtigſte worden war, überzog ihn mit Krieg, bemächtigte ſich der Stadt Bugia, und zwang den Aufrührer, einen ſehr ſchimpflichen Frieden einzugehen, und zwar, er ſollte entweder der Herrſchaft entſagen, oder ſie behalten und einen jährlichen Tribut an ihm abgeben. Dieß letztere geſchah bis auf den Tod des erſtern, welcher ſeine Länder unter ſeine drey Söhne vertheilte, und dem älteſten das Königreich Tenes, dem zweyten Gigavey und dem dritten Bugia überließ. Dieſer letztere brach mit dem König von Tremezen,

und der Erfolg ſeines Unternehmens war auch ganz der Klugheit und dem Muthe dieſes Fürſten angemeſſen. Selbſt diejenigen Provinzen, welche den König von Tremecen zinsbar geweſen waren, fiengen an, treulos zu werden, und dagegen den Tribut an den König von Bugia zu entrichten, deſſen Tapferkeit allgemein bekannt und deſſen Macht täglich verſtärkt wurde. Wahrſcheinlicher Weiſe hätte es dieſem Fürſten geglückt, ganz Mauritanien an ſich zu bringen, wenn nicht Spanien ein zu wachſames Auge auf dieſe Bewegung gehabt hätte, und eine Armee überführte, welche dem Zuſtand eines ſo unruhevollen Reiches auf einmal eine ganz andre Geſtalt mittheilte.

Rache auf der einen, und Stolz auf der andern Seite war es, was den König von Spanien, Ferdi-
1505. nand V. im Jahr Chriſti 1505 bewog, den Grafen, Petrum, mit einer Armee nach Afrika zu ſchicken, und, wie der glückliche Erfolg lehrte, ſich in kurzem der Stadt Oran zu bemächtigen. Der erſte glückliche Ausgang führte ſie bald weiter, und nicht nur die Stadt Bugia, ſondern noch verſchiedene wichtige Plätze mußten der unwiderſtehbaren Macht der Spanier gehorſamen. Die Algierer fürchteten ein gleiches Schickſal, und ſuchten Hülfe bey dem — elim Eutemi, einem arabiſchen Prinzen, deſſen Ruhm weit umher bekannt war. Er kam, und mit ihm ein zahlreiches Heer der tapferſten Araber, die aus dem zahlreichen Volke in der Ebene von Mutja, deſſen Oberhaupt er war, ausgeſucht worden. Jedoch konnte ſeine anſehnliche Hülfe nichts zum Vortheil der Bedrückten thun, und die Algierer konnten nicht verhindern, daß Ferdinand eine neue Verſtärkung der Truppen überſchickte, auch ſogar die Stadt Algier den Spaniern übergaben, ſie huldigen und einen jährlichen Tribut abgeben, ja ſo gar verſtatten mußten, daß die

die Spanier auf einer der Stadt gegenüber liegenden Inſel eine Citadelle anlegten, und mit ſtarker Beſatzung anfüllten. Glücklicher Weiſe fanden ſie ſich in ihr Geſchick bis auf den Tod Ferdinands im Jahr 1616, wo die Algierer, müde des Joches, einen neuen Verſuch machten, ihre vorige Freyheit zu erhalten.

Wie wenig ſie ſich auf ihre eignen Kräfte und auf den Beyſtand ihrer angenommenen Hülfe zu verlaſſen hatten, war ihnen nicht unbekannt, und doch mußten ſie nach fremder Hülfe greifen. Sie ſchickten daher eine Geſandſchaft an den Arach Barbaruſſa, einen mohämedaniſchen Corſaren, der wegen ſeiner glücklichen Unternehmungen im beſten Rufe ſtand. Dieſer nahm nicht nur dieſes Anerbieten ſogleich an, ſondern ſchickte augenblicklich achtzehn Galeeren und dreyßig Barquen den Algierern zu Hülfe; er ſelbſt aber eilte mit aller möglichen Geſchwindigkeit zu Lande, mit allen Türken und Mohren, die er auftreiben konnte, zu Hülfe zu kommen. Dieſe thätige Hülfe belebte den Muth und die Hoffnung der Algierer; Selim Eutemi, der Feldherr der Algierer, gieng ihm mit den Vornehmſten der Stadt entgegen; man erwies ihm und ſeinem ganzen Gefolge die möglichſte Achtung, und ſah in ihnen niemanden geringers, als die Wiederherſteller ihrer gewünſchten Freyheit.

Nie hatten ſich die Algierer mehr getäuſcht als hier, ſie nährten in ihrem Buſen eine Schlange, welche ihnen den unheilſamſten Stich verſetzte. Barbaruſſa hatte gleich anfänglich, oder wenigſtens jetzt, keinen andern Gedanken als den, ſich zum Herrn von Algier zu machen, es ſey nun durch Liſt oder durch Gewalt. Seine Räthe konnten dieſen Anſchlag nicht anders als ſchön finden, und ſo wurde der erſte Schritt

zu dieſem glänzenden Schauſpiel damit eröfnet, daß Barbaruſſa in eigner Perſon dem allgemein beliebten Selim Eutemi heimlich nachgieng, im Bade mit einem Handtuche erdroſſelte, und ſchnell ein Gericht ausbreiten ließ, als ſey er plötzlich geſtorben, wobey er alle Theilnehmung bezeigte. Kaum machte man dieſe Unwahrheit bekannt, ſo hatten auch ſchon die Soldaten des Barbaruſſa den Befehl, ſich marſchfertig zu halten. Sie begleiteten den Barbar durch die Stadt, und riefen ihn unter frohlockenden Ausdrücken zum König von Algier aus, obgleich noch ein junger Prinz und ſeine geliebte Gemahlin, Zaphira, nähere Anſprüche darauf hatten. Die Einwohner wurden ſogleich gezwungen, den Huldigungseid abzulegen, oder ſie ſahen der Wuth aufgebrachter Räuber augenblicklich entgegen. Der Sohn des ermordeten Selim, deſſen Tod ebenfalls gewiß war, floh in Begleitung zweer Bedienten nach Oran, wo er ſich dem ſpaniſchen Schutz übergab und mit aller Achtung, die ſeine Jugend und ſein Stand foderte, aufgenommen wurde.

Allein ſeiner Mutter drohete ein fürchterliches Ungewitter, denn mit dem Anſchlag, Herr von Algier zu werden, hatte der Barbar auch den folgenden verbunden, ſich, nach der Hinrichtung des Selim, der Zaphira zu bemächtigen, die ihm ſowohl wegen ihrer ſeltenen Schönheit ein Opfer ſeiner Wolluſt werden ſollte, als auch durch eine ſolche Verbindung das Volk einigermaßen den Verdacht des Mörders aufheben ſollte. Barbaruſſa ſparte nichts, was ihn nur im geringſten dieſer Hoffnung näher bringen ließ; keine Verſprechung war zu groß, keine Erniedrigung zu klein, die er nicht auf ihre Einwilligung abſchickte. Allein dieſe vortrefliche Frau verabſcheuete einen ſolchen Liebhaber, der ihr, wie ſie ſehr wohl wußte, ihren zärtlichgeliebten Gatten entriſſen hatte, um ſo mehr,

da dieſer Unmenſch grauſam genug war, noch eine ganze Anzahl Unſchuldige hinrichten zu laſſen, die er für die Königsmörder ausgab, um ſeine Abſichten ſicherer zu erreichen. Nach langem Widerſtehen wollte der Tyrann Gewalt brauchen; er überfiel ſie in ihrem Zimmer; allein ſie war ſchon vorbereitet, ſtach nach ihm, fehlte aber; ergriff dafür Gift, welches augenblicklich wirkte, und Zaphira blieb todt. Aus Rache befahl der Barbar, alle ihre Kammerfrauen zu erdroſſeln, und mit der Zaphira heimlich zu vergraben.

Die Einwohner von Algier waren nun allen Arten von Ungerechtigkeit ausgeſetzt ihre Mißhandlungen waren unerhört und unzählig; ſie entſchloſſen ſich daher, lieber wieder in die Hände der Spanier zu fallen, als unter der Laſt eines ſolchen Tyrannen langſam umzukommen. Vorher ſchickten ſie noch eine Geſandſchaft an die Araber in dem Gefilde Mutija, deſſen Fürſt auf eine ſo abſcheuliche Weiſe bey ihnen umgekommen war, und wo ſie erwarteten, daß doppelter Eifer ihre Hülfe beſchleunigen würde. Zu gleicher Zeit traten ſie mit dem Commmendanten der ſpaniſchen Feſtung, die grade gegen Algier lag, in ein Verſtändniß, und beſchloßen, daß alle unter ihnen befindliche Türken ermordet und Algier den Spaniern wieder zinsbar gemacht werden ſollte. Der Tag dieſes allgemeinen Blutbades war angeſetzt, allein Barbaruſſa war ſchon an ſolche Scenen gewöhnt, und ſeine Räthe hatten zu viel Aufſeher, als daß dieſer Anſchlag nicht entdeckt und vereitelt, endlich nur in ein Schauſpiel von Hinrichtung der edelſten Bürger in Algier verwandelt wurde.

Der junge Prinz, welcher nach Oran geflohen war, konnte mit nichts anderm umgehen, als das Blut ſeiner Aeltern zu rächen, und brachte es durch Vermittelung des ſpaniſchen Cardinal Ximenes dahin,

1517. hin, daß der König im Jahr 1517 eine Flotte von zehntauſend Mann auslaufen ließ, über welche er das Kommando dem Franciſco de Vero gab, und den völligen Entſchluß hatte, den Selim Euremi wieder einzuſetzen. Allein, ſo glänzend dieſe Ausſicht war, ſo unglücklich war der Ausgang. Ein grauſamer Sturm zerſtreuete die Schiffe, warf ſie an die Felſen, und die meiſten Spanier verloren ihr Leben. Eine ſo erwünſchte Folge hatte ſich Barbaruſſa nie träumen laſſen, aber grauſam genug war er, Mißbrauch davon zu machen. Mit deſto größerer Kühnheit führte er aus, was er anfieng; und wer ſollte ſeiner Macht Schranken ſtellen, wenn ſolche Mittel fehlſchlugen? In dieſem kläglichen Zuſtande ſchickten ſie eine neue Geſandſchaft an Hamidalabdes, König von Tenes, und dieſer hatte ſchon lange neidiſch auf die wachſende Größe des Barbaruſſa geſehen, kam alſo im
1517. Jahr 1517 mit einem Heer von zehntauſend Mohren, denen ſich im algieriſchen Gebiethe ſogleich eine große Anzahl Araber beygeſellten. Barbaruſſa übergab ſeinem Bruder Cheredia die Stadt Algier, und gieng mit ſieggewohnter Miene auf den Feind los, trieb ihn in die Flucht, ging dem Feinde nach, eroberte Tenes, zwang die Einwohner, ihm zu huldigen, und entfernte den König bis zum Berge Atlas. Noch ein andrer Glücksumſtand machte Barbaruſſa übermüthig. Seine Thaten jagten allen Nationen Schrecken und Entſetzen ein, und die Unterthanen des Königs von Tremecen ruften ihn freywillig zum König über ſich aus; ſetzten ihren König ab, und waren ſo treulos, ihn zu ermorden. Barbaruſſa erhielt alſo auch hier neue Verſtärkung, befeſtigte Oran, machte mit dem Könige von Fes Bündniſſe, übergab ſeinem dritten Bruder Iſaak Zemi das Kommando von Tenes, und wußte kaum, wie viel er ſchon beſiegt hätte, oder was er noch beſiegen wollte.

Zu

Zu dieſer Zeit und in demſelben 1517ten Jahre kam der Kaiſer Karl V. nach Spanien, um von dieſem Königreich Beſitz zu nehmen, und erfuhr alſo auch zugleich von den Räthen, was in Afrika vorgienge. Der Prinz und rechtmäßige Erbe von Tremecen war ebenfalls in Spanien, und hielt bey dem Kaiſer um Hülfe an. Sogleich wurden dem Gouverneur von Oran Befehle ertheilt, zehntauſend Mann nach Afrika zu ſchicken, welche ihren Weg ſogleich nach Tremecen richten ſollten. Barbaruſſa forderte bey dieſer Nachricht vom König zu Fes die verwilligten Hülfstruppen, welcher ſie ihm aber abſchlug, und dadurch einigermaßen den Muth dieſes Kriegers erſchüttterte. Je näher die ſpaniſche Armee kam, je ſchwächer fühlte er ſich, ihnen zu widerſtehen, und ſo trotzig er ſonſt geweſen war, ſo eilfertig begab er ſich nach Algier. Kaum hatten die Spanier deſſen Flucht erfahren, als man die ſchärfſten Nachſtellungen hielt, ſich der Perſon dieſes Barbaren zu bemächtigen. Ohngefähr acht Meilen von Tremecen, nahe beym Fluſſe Huexda, holte man die Begleitung des fliehenden Königs ein, und ohne alle Zubereitung wurde der unmenſchliche Barbar mitten in ſeiner Laufbahn aufgehalten, und nebſt ſeinem ganzen Gefolge hingerichtet.

Nach dieſem Siege hielt der Marquis von Gomarez und Gouverneur von Oran ſeinen Einzug in Tremecen, und ließ dabey das Haupt des Barbaruſſa auf einer Pique vor ſich her tragen, ſetzte auch nachher den Prinzen ohne allen Widerſtand auf den Thron, und die Spanier hatten hier wirklich die edelſte Abſicht gehabt, wie ihre Ausführung bezeigte. Als nun dieſer Barbar getödtet worden war, ſo wählten die türkiſchen Soldaten der algieriſchen Galeeren den Cheredin, des Barbaruſſa zweyten Bruder, zum

Könige von Algier und Admiral ihrer Flotte. Der Anfang ſeiner Regierung war ganz das Gegentheil
1519. von ſeinem Bruder, bis zum Jahr 1519, allwo er anfieng zu vergeſſen, daß ſeine Unterthanen fremde Hülfe zu ſuchen gewohnt waren. Wirklich waren ſie nun keineswegs mit ihm zufrieden, und ſuchten ſchon heimlich Gelegenheit, in Verbindung mit den Arabern und Mohren, früh oder ſpät, einen Aufruhr anzufangen. Cheredin ließ es hierzu nicht kommen, ſondern nahm ſeine Zuflucht zu Selim ., damaligen Kaiſer zu Konſtantinopel, gab ſeinen Geſandten den Befehl, dieſem Kaiſer alle Thaten ſeines Bruders und ſeinen Tod zu erzählen, und zugleich das Reich ſeiner Beſchützung zu empfehlen, wofür er ihm einen jährlichen Tribut geben wollte, wenn er ihn in den Stand ſetzte, das Reich zu behaupten; ja im Fall er ſich weigern ſollte, ſo hatten die Abgeordneten Befehl, ganz Algier anzubieten, und dem Cheredin nur die Würde eines Viceroi zu laſſen. Dieſer letzte Anſchlag ſchien dem Kaiſer der beſte, und er ſchickte daher ſogleich zweytauſend Janitſcharen nach Algier. Mit Vereinigung der Soldaten des Cheredin machten ſie alles zu Sklaven der türkiſchen Regierung, und von Zeit zu Zeit blieb der Kaiſer darauf bedacht, jährlich neue Rekruten zu überſenden, und den Sold richtig zu übergeben, damit es den Algierern nie einfallen könnte, unter einem Scheinvorwand dieſes neue Joch abzuwerfen. Cheredin that dabey alles, wodurch er ſich das Zutrauen des Kaiſers verſichern konnte. Er ruhete nicht eher, bis die gegen über liegende Feſtung in die Hände der Türken kam, und der Hafen nebſt der Feſtung ſo ſicher eingerichtet wurde, daß kaum zu erwarten war, jemals mehr Spanier hier landen zu ſehen. Für ſo viele und große Dienſtleiſtungen gab ihm der Kaiſer die Würde eines Kapitain Bacha, und nach ſeinem Tode folgte ihm ein ſardiniſcher Renegat, Aſ-

ſan

ſan Aga, als Viceroi der Algierer, nach. Sein unerſchrockener Muth und ein in dem Dienſt des Cheredin erzogener Krieger zu ſeyn, machte ihn ehrwürdig und furchtbar.

Die algieriſchen Corſaren glaubten nun über alle Furcht vor den Spaniern erhaben zu ſeyn, vielmehr kreuzten ſie zuweilen an den ſpaniſchen Küſten, ſtiegen an ihr Land, und verwüſteten, was ſich nicht widerſetzen konnte. Kaiſer Karl V. entſchloß ſich daher im J. 1541, ſich mit Hülfe des Papſtes Paul III. an den 1541.
Algierern zu rächen, und, wo möglich, dieſes Land den Chriſten zuzuführen. Wohlgemeynt war dieſer Anſchlag, auch mit aller möglichſten Stärke und Ueberlegung angefangen, allein alle die hundert Schiffe und zwanzig Galeeren, nebſt dem vornehmſten Theil ſeiner Landeseinwohner, und einer erſtaunlichen Summe Geldes und Mannſchaft, mußten froh ſeyn, daß nicht alle ums Leben kamen, und nur der Kaiſer ſelbſt mit etlichen wenigen Schiffen gerettet wurde. Ein erſchrecklicher Sturm nebſt Erdbeben zertrümmerte die Schiffe, und nur die wenigſten konnten entfliehen, die meiſten fanden ihr Grab in den Wellen oder auf der Flucht der nachjagenden Feinde.

Schrecklich war der Ausgang dieſes Unternehmens, aber es war auch das letztemal, daß Spanien ſeine beſten Kräfte vergeblich angewendet hatte. Seit dieſer mißlungenen Unternehmung iſt Algier eine Provinz des Sultans geblieben, die er in ſeinem Namen durch einen Statthalter regieren laſſen. Jedoch die Bachas mißbrauchten ſehr oft ihre Gewalt, und bereicherten ihre Kaſſe auf Koſten des Kaiſers und der Unterthanen, weswegen dieſe ſich zu verſchiedenenmalen durch Abgeordnete an die Regierung wendeten, und beſonders um die Begünſtigung eines Vorſchlages anhielten, welcher dem Kaiſer ſowohl angenehm

ſeyn

ſeyn mußte, als auch die Bedrückung im Volke milderte. Sie baten nämlich, daß ein Mann von Verſtand und Muth aus den Truppen erwählet würde, der darauf Acht gäbe, daß die Einkünfte richtig überliefert, und den Soldaten der Sold richtig ausgezahlt würde. Er ſollte ferner dem Bacha an die Seite geſezt werden unter dem Titel eines Dey, und die öffentlichen Angelegenheiten beſtmöglichſt, ohne Zuziehung des Bacha, verwalten, wohl aber die Souverainität des Kaiſers in allen Stücken zu reſpectiren. Dieſer Vorſchlag war für den Kaiſer ſehr günſtig, und wurde alſo gebilliget, auch ſogleich eine Verordnung niedergeſchrieben, und dem Bacha anbefohlen, dieſer Verordnung in allem nachzuleben. Es iſt leicht zu erachten, daß eine geheime Feindſchaft zwiſchen den Bachas und Deys obwaltete, und daß es oft zum Aufruhr kam, wenn ein Dey ohne Willen dns Bacha gewählt wurde.

1710. Als im Jahr 1710 Baba Ali zum Dey gewählt ward, ſuchte der Dey alles anzuwenden, den Bacha am kaiſerlichen Hofe verdächtig zu machen, ſchickte ihn ſogar unter allerhand Beſchuldigungen nach Konſtantinopel, und forderte zur Beſtrafung deſſen Leben. Er fügte hinzu, daß ein türkiſcher Bacha unter ihnen eine ganz unnütze Perſon wäre, und nur im Geheimen dahin arbeite, dem Hofe Unruhe zuzufügen; es wäre viel beſſer, wenn die Pforte künftig gar keinen mehr ſchickte, ſondern in der Perſon des Dey beyde Würden vereiniget blieben. Die Pforte gab auch hierinne nach, und ſeit der Zeit ſieht ſich der Dey von Algier als Souverain an. Ob er wohl in wichtigen Angelegenheiten Geſandten an die Pforte abſchicket, ſo iſt er doch in allen andern Angelegenheiten frey, und Algier in jeder Rückſicht für eine freye Republik anzuſehen. Den neueſten Nachrich-

richten zufolge iſt bereits nach manchen vergeblichen und koſtbaren Bemühungen doch noch endlich der Friede mit Algier und Spanien zu Stande gekommen, und für Spanien vortheilhafter ausgefallen, als man erwartete. Es ſind zwey Millionen Piaſter nach Algier eingeſchifft worden, von welcher Summe, außer dem zur Friedenskontribution Beſtimmten, auch ein Theil zur Loskaufung ſpaniſcher Sklaven dienen wird. Vielleicht iſt dieſer ſpaniſche Vertrag mit Algier nun von Dauer, da der ſpaniſche Hof anjetzt von dem ehemaligen religiöſen Satze, mit den Mohämedanern in keinem Friedensverbündniſſe zu ſtehen, ſo ſehr abgegangen iſt, daß er zu Marokko ſelbſt über die Engländer den Vorſprung zu gewinnen, und den mauriſchen König daſelbſt zu ſeinem geneigteſten Freunde zu machen, gewußt hat. Nur zwiſchen Algier, Venedig und Tunis iſt nicht das beſte Vernehmen, und die Friedensunterhandlungen dauern bereits noch fort, wiewohl es ſchon oft zu Thätigkeiten gekommen, die aber jetzt, da wir dieſes ſchreiben, ein Waffenſtilleſtand unterbricht.

Die Republik Tunis.

Der zweyte, ebenfalls im Rufe der Seeräuberey ſtehende, Staat iſt Tunis, ein Staat, der ohnſtreitig unter die glücklichen zu zählen ſeyn würde, wenn ſeine Bewohner weniger der Seeräuberey ergeben wären, und mehr darauf dächten, diejenigen Künſte zu erweitern, die ihren, ohnedem ſchönen, Erdboden nutzbarer und einträglicher machen würden. Dieſer Staat, oder wie man ihn auch oft ein Königreich nennet, gränzt gegen Mitternacht an das mittelländiſche Meer, gegen Morgen an eben daſſelbe Meer und an das Königreich Tripolis, gegen Mittag an Wüſteneyen, und gegen Abend an Algier. Ehedem war dieſes Königreich weit größer, jetzt aber ſind ſeine Gränzen der Län-

Allgemeine Landesbeſchaffenheit. a) Land.

ge

ge nach ohngefähr fünf und achtzig, und in der Breite neun und ſiebenzig Meilen. In dieſem Raume iſt das Klima ſehr rein und geſund, ein Vorzug, der in den Ländern der Barbarey und in der Levante ungemein erheblich iſt; denn ſeit geraumer Zeit hat ſich das Uebel der Peſt nicht mehr in ihre Gegend gemacht, und die Einwohner ſind ebenfalls auch viel mehr, als ehedem, darauf bedacht, dieſem Uebel nicht neue Nahrung zu verſchaffen. Die Jahreszeiten wechſeln hier, wie in Algier, auf eine unmerkliche Weiſe mit einander ab, und überhaupt haben dieſe zwey Staaten, in Abſicht des Klima, der **Naturprodukte**, ihrer **politiſchen Verfaſſung**; faſt alles mit einander gemein, und wenn wir hier nur deſſen Abweichungen anführen, und nicht ſo weitläuftig ſeyn können, ſo iſt es bloß die Urſache, daß wir das ſchon Geſagte nicht noch einmal ſagen mögen. Die größte Hitze fängt hier im Monat Juni an, und dauert bis Ende des Octobers, wo es denn von dieſer Zeit an wechſelsweiſe regnet, außer dieſer Zeit aber iſt der Himmel ſtets heiter und Wolkenleer. Winter und Sommer folgen unmittelbar auf einander, ohne daß man die Kühle des Herbſtes oder Frühlings fühlte, weswegen Europäer einen ſolchen Winter für gar keinen Winter anſehen, und dennoch iſt es für die Einwohner, die mehr an die Sonnengluth gewöhnt ſind, äußerſt empfindlich.

Hätte Tunis mehr Menſchen zu Einwohnern, und würden dieſe wenigen, ſo da ſind, durch weiſere und gelindere Geſetze regiert, ſo würde man Wunder ſehen, was dieſer kleine Staat mit ſeiner natürlichen Fruchtbarkeit hervorzubringen im Stande ſey. So aber liegt faſt die Hälfte dieſes Bodens unbenutzt, und die wenigen bebauten Felder werden ſo nachläßig und kärglich beſtellt, daß der Ertrag nie die Mühe lohnen kann; an den meiſten Orten hingegen iſt kaum die Spur der

der Arbeit eines Ackermannes zu entdecken. Bey dem allen bringt der Boden an ſich ſeine reichliche Früchte aller Art, und mehr, als man erwarten ſollte. Ein Scheffel Ausſaat giebt gegen 12 Scheffel wieder. Nach dem Regen, der im September oder October fällt, fängt man an zu ſäen, und wenn es im April regnet, ſo iſt man einer Erndte verſichert, welche zu Ende des May oder Anfang des Juni geſchieht. Meiſtens iſt der Ackerbau ein Antheil der Mauren, welche ihrer natürlichen Trägheit zu Folge ſchon genug gethan zu haben glauben, wenn ſie für die Nothdurft gearbeitet haben, und zweytens auch nicht die geringſte Sorgfalt für ihr Vieh anwenden, das ihnen dieſe Mühe erleichtern ſollte. Dieſe Thiere ſind ſtets unter freyem Himmel, ſelbſt in der Regenzeit kommen ſie unter keine Decke, und ſuchen ihr Futter, wo ſie es finden, oder müſſen zuweilen hungern, und zu dieſer Feldarbeit bedienen ſie ſich denn, ohne Unterſchied, der Ochſen, der Maulthiere oder der Kameele.

Es iſt daher, wie ſchon oben geſagt worden, zu verwundern, wie bey ſo vielen Hinderniſſen dieſer kleine Raum ſo viel hervorbringt. Es fehlt weder im Pflanzen- noch im Stein- noch im Thierreiche an irgend einer Gattung, die es nicht mit Algier gemein hätte, und auf die wir hier unſre Leſer zurückweiſen. Hier wie dort hat man nur Eine Art Gerſte und Weizen, doch ebenfalls ſehr viel Bohnen, Linſen, Rüben, allerhand Kohlarten, und unter den Bäumen gleichfalls viel Palmbäume, nebſt denen, die in Europa bekannt genug ſind. Hier wie dort, unter den Thieren, Laſtvieh und anderes zur Zucht, wilde und zahme; hier wie dort dieſelben Gattungen Fiſche, Vögel und Inſekten; kurz, es iſt in jeder Rückſicht ein und daſſelbe.

Die

b) Einwohner und ihre Kultur.

Die Einwohner dieſes kleinen Staats ſind, wie in den übrigen Ländern der Barbarey, theils Mauren, theils Türken, Juden, Neubekehrte und Sklaven verſchiedener Nationen. Die Veränderungen und Wechſel in der Regierung, welche dieſer Staat erfahren hat, haben auch von Zeit zu Zeit manchen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten ihrer Unterthanen gehabt; jedoch iſt dieſe Abweichung nie ſehr allgemein geworden, und hat meiſt auf ihr politiſches Intereſſe gewirket. Die Mauren wohnen hier eigentlich nur in den Städten, und die, ſo ſich in Gezelten aufhalten, werden, wie bekannt, Bedouins genannt. Der Karakter dieſer Nation, ihre Sitten, Gewohnheiten, Aberglaube, Geſchicklichkeit und Unwiſſenheit, ſo wie alle dahin gehörige Eigenſchaften, ſind keine andre, als der Einwohner von Algier; ſie ſind daſſelbe Volk, ſprechen dieſelbe Sprache, leben unter denſelben Geſetzen und weichen nur unmerklich von einander ab. Sie kleiden ſich auf dieſelbe Weiſe, bauen ihre Häuſer auf dieſelbe Weiſe, und ſind nur, wenn wir ihren Geiſteskarakter erwägen, in ſo fern von den Algierern verſchieden, daß die Tuneſer viel geneigter zum ſtillen friedlichen Leben ſind, und weit lieber mit ihren Nachbarn in Ruhe zu leben ſuchen, als jene, die in der Eroberung vieler Länder ihren Stolz und ihre Wildheit beweiſen.

Ihre Hauptbeſchäftigung iſt das Commercium, ob es gleich von den wenigſten ſo verſtanden wird, als es verſtanden ſeyn will. Ihre Schiffe ſind weder ſehr groß noch ſehr dauerhaft. Die Schiffe gehen jährlich zweymal in See, und werden von dem Bey mit Oel, Eſſig, Butter und Zwieback verſorget. Dieſe Schiffe werden meiſt mit Türken und Renegaten beſetzt, und die Chriſtenſklaven ſind bloß ihre Arbeiter. Hat ein ſolches Schiff Beute gemacht, ſo iſt es ebenfalls, wie

in Algier; das Schiff und die Hälfte der Ladung gehört, nach Abzug der Unkoſten, dem Bey; die andre Hälfte wird unter die Rais und Schiffscompagnie getheilet. Privatgallioten werden von Privateigenthümern ausgerüſtet, welchen die Beute allein zukommt, da ſie die Unkoſten allein tragen.

Da die Franzoſen, Engländer, Deutſche und Genueſer hier ihre Konſuls haben, ſich auch gegen 10000 Juden des Handels wegen hier aufhalten, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie nicht bloß vom Raube leben, und in diejenigen Länder handeln oder tauſchen, deren Schiffe ſie ſchonen, und deren Konſuls ſie ſchützen. So geht zum Beyſpiel nach Frankreich Oel, Bohnen, Linſen, Wachs, Wolle, Häute und marokkaniſche Gezelte, und Tunis nimmt dagegen an Wolle aus Spanien, Leinewand, Zucker, Pfeffer, Wein, Brantewein, Papier, harte Waaren, Eiſen, Stahl und dergleichen. Der Handel mit Italien iſt bloß in den Händen der Juden, wohin ſie eben dergleichen Bequemlichkeiten aus Frankreich ſchicken, und dafür alle Arten Leinewand, Zeuge, Damaſte, Gold- und Silberſtücke einbringen. Eben ſo verfahren die Türken und Mauren eine große Menge wollener Zeuge, Leder, Goldſtaub und dergleichen, und bringen dafür Seide, baumwollene Zeuge, Eiſen, Alaun, rothe Farbe, u. ſ. w. mit. Nach Aegypten führt es Oel, Seife, Goldſtaub, und bringen dafür Koffe, Reis, Flachs und Baumwolle.

Es iſt ſehr unrichtig und ungewiß, wie groß jährlich die Anzahl dieſer ein- und auslaufenden Schiffe ſeyn mag, etliche hundert iſt ſie gewiß, allein niemand darf in das Innere ihrer geheimen Rechnungen blicken. Ein wichtiger und faſt der größte Verkehr iſt derjenige, den Tunis mit den Karavanen von Salle

und Ladenſis unterhält. Die Schiffe von Salle bereichern Tunis mit Goldſtaub und Zechinen, und bringen oft für hunderttauſend Pfund Sterling mit. Die Ladenſianiſchen verrichten jährlich zwey Reiſen, und bringen gleichfalls Goldſtaub nebſt ſchwarzen Sklaven mit, welche ſie gegen franzöſiſche Leinewand, Papier, Glas, Draht, Corallenpuppen und dergleichen umſetzen.

Jedes dieſer zahlreichen Schiffe, welches zu dieſem Schiffhandel gebraucht wird, erlegt 31 Livres 10 Sous für die Erlaubniß zu ankern, und eben ſo viel, ſeine Ladung aufs Land zu legen. Die in Tunis eingehenden Waaren bezahlen nur drey von hundert, wenn ſie grade aus dem Lande kommen, das ſie liefert; aber die nördlichen oder andern Produkte, welche zu Livorno ihr Niederlager hatten, bezahlen acht von hundert, ſo wie die Waaren ſelbſt, welche aus dieſem berühmten Hafen kommen; und ſind ſie an Juden adreſſirt, ſo geben ſie eilf von hundert. Ehedem behielt ſich das Gouvernement einen ausſchließenden Handel mit dem Oel bevor, welches ein Theil von Europa für ſeine Seiffabriken, und Aegypten, Algier, Tripolis zu anderm Gebrauch nöthig hatte, allein jetzt hat es dieſes Monopol gegen andre wichtige Vorrechte aufgegeben.

Nächſt dieſer Handlung hat Tunis auch eine See- und Landmacht, nur daß die erſtere keinesweges mehr ſo furchtbar, als ehedem, iſt. Seit dem Vertrage mit den nordiſchen Mächten, und ſeit Corſika unter franzöſiſche Herrſchaft gekommen, iſt ſie ſehr vernachläßiget worden. Man fand, daß der Gewinn dieſer großen Flotte nicht ſeine ungeheuren Koſten trug, und ohnehin hatte man nur diejenigen Kriegsſchiffe unterhalten, welche die Küſten vor den feindlichen Einfällen der Malteſer beſchützen mußten.

Die

Die jeʒige Seemacht beſteht nur aus 4 bis 5 Schiffen von 20 bis 24 Kanonen, und 25 oder 30 leichten Galeeren mit 20 bis 120 Mann Schiffsvolk. Allein die Landmacht iſt nicht im mindeſten verkleinert worden. Fünf- bis ſechstauſend Türken und Bekehrte ſind die ſtärkſte Stüʒe des Staats, ihre Kinder machen unter dem Namen, Coloris, die zweyte Truppe aus. Vom Augenblik ihrer Geburt an ſind ſie Soldaten, und auch im Solde. Der erſte Sold beſteht in zwey Apern, oder in einem Sol, und vermehrt ſich mit dem Alter oder der Würde, bis auf 29 Apern oder 16 Sols, und dieſe Summe wird nur um die Hälfte vermindert, wenn Alter oder Wunden ſie hindern, länger zu dienen. Die Reuterey der Mauren macht 7000 Mann, und ihr Sold iſt ſehr geringe. Sie beſchäftigen ſich meiſt mit Eintreibung der Steuern, welche auf die Araber gelegt ſind; übrigens iſt ihr Sold oft nur Lebensmittel. Jeder iſt mit einem Gewehr ohne Bajonette, und mit zwey Piſtolen am Gürtel, verſehen, die Türken haben noch einen Dolch, und die Mauren ein großes Meſſer dabey. Geübte und an Zucht gewöhnte Krieger wird man jedoch von ihnen nicht erwarten; allein ihr Muth und vielmehr ihre Tollkühnheit erſeʒt manchmal dieſen Mangel.

Da das Königreich Tunis zwiſchen Algier und Tripolis liegt, und zwar von dem leʒtern nicht ſo viel zu befürchten hat, ſo bleibt es doch allezeit der Tuneſer geheime Staatsklugheit, den erſtern fürchterlichen Nachbar zum Freunde zu erhalten, der in jede Veränderung einen zu ſtarken Einfluß machet. Ja, die Algierer haben ſo ſchon auf ihren Straßen und in ihren Häfen eine ſolche Oberherrſchaft erhalten, daß ein algieriſcher Rais oder Seekapitain bey den Tuneſern einen kleinen Souverain vorſtellet, und gegen den ſie

nicht das geringſte wagen dürfen, wenn ſie ſich nicht die Rache eines neidiſchen Nachbars zuziehen wollen. Jngleichen erfordert es der Vortheil der Tuneſer, die beyden Seemächte, England und Frankreich, in gutem Vernehmen zu erhalten, nicht bloß um des Abſatzes ihrer Waaren willen, als vielmehr, weil ſie ſich zu ohnmächtig fühlen, dieſen Mächten das Uebergewicht zu halten. Am allermeiſten aber ſuchen ſie allen innerlichen Unruhen vorzubeugen, welche durch die Wahl eines neuen Beys kaum zu verhüten ſind, denn hierdurch würde Algier gar zu ſchnelle Eingriffe wagen, die ihnen einen unerſetzlichen Verluſt zuziehen würden.

Hier müſſen wir uns wieder auf die Regierungsform der Algierer berufen, von welcher die zu Tunis in nichts verſchieden iſt. Auch hier hat der Dey die Oberherrſchaft, welchen man als einen ſolchen anſehen kann, der die Stelle des Königes vertritt, und übrigens einen Divan, oder großen Rath, bisweilen auch den Mufti, einen Kady und die ganze Soldatesque zu Unterrichtern hat. Ehedem mußten alle Sachen von Wichtigkeit in dieſer Verſammlung abgethan werden, ehe ſie die Kraft eines Geſetzes erhielten, und ehe ſie der Dey in Ausführung bringen durfte. Jetzt aber ſind dieſe Räthe, nur den Glanz des Dey zu erheben, die eigentliche Gewalt aber ruht in ſeinen eigenen Händen. Auch iſt hier daſſelbe Herkommen, daß dieſe Stelle kein andrer, als von der Armee erhalten kann; wie viel aber bey dieſem Rechte gewonnen wird, und wie abſcheulich die Wege ſind, die ſich herrſchſüchtige Soldaten zu dieſer Würde zu bahnen ſuchen, bezeiget ſattſam die tägliche Erfahrung und die Geſchichte.

Demohngeachtet iſt es gewiß, daß die Würde eines ſolchen Dey groß iſt, und daß ſeine Einkünfte, beſonders deſſen von Tunis, die größten öffentlichen

Einkünfte von allen nördlichen Gegenden Afrikas ſind; man ſagt, ſie betragen auf achtzehn Millionen.

Dieſen kleinen Staat theilt man zwar in acht kleine Provinzen ein, allein keine derſelben iſt ſehr bevölkert, oder beſitzt große Städte und Dörfer, wenn wir die wenigen Städte im allgemeinen ausnehmen, die Tunis aufzuweiſen hat. Unter dieſen verdient zwar die Hauptſtadt gleiches Namens mit dem Königreich den Vorrang und einer genaueren Anzeige. Die Stadt Tunis beträgt im Umfange drey engliſche Meilen, liegt aber in einem moraſtigen Boden, und ſtellt dabey ein längliches Viereck vor, welches am Fuße, oder vielmehr an dem abhängigen Theil eines Hügels erbaut iſt. Die Luft iſt daher hier ſehr ungeſund, und würde manche Krankheit verurſachen, wenn nicht die anſteckenden Ausdünſtungen durch den Wohlgeruch der Pflanzen und des aromatiſches Harzes, das man in den Stuben und in den Bädern verbrennt, gereiniget würde. Auch iſt das Waſſer ſo ſchlecht, daß man es, wenn die Ciſternen, die ſich durch das Regenwaſſer im September anfüllen, ganz ausgetrocknet ſind, vier bis fünf Stunden weit herholen muß. Zwar giebt es außerhalb der Stadt einige Brunnen, aber dieſe ſind nur zum Gebrauch des Dey beſtimmt, einen einzigen ausgenommen, deſſen Waſſer man auf der Straße öffentlich verkauft. Man rechnet die Anzahl der Einwohner dieſer Stadt gegen hundert und funfzig tauſend, denen man dabey das Zeugniß giebt, daß ſie die Geſchickteſten und Ausgezeichnetſten in ganz Afrika ſind, und es noch weit mehr ſeyn würden, wenn ſie nicht unter zu großem Drucke lebten. Ihre Häuſer ſind aus Backſteinen, theils von Steinen erbaut; die meiſten haben nur ein Stockwerk, und ihre Stuben ſind meiſt mit Steinen ſtatt des Holzes belegt, welches der Mangel an Holz nothwendig macht.

Einzelne Städte.

Tunis.

Ihre Manufaktur und Handel giebt einen ſehr vortheilhaften Begriff von ihrem Wohlbefinden; denn man zählt mehr als dreytauſend Tuch- und Leinen-Kramläden, und nur allein gegen zwanzigtauſend Menſchen leben von der Verfertigung der Mützen und der Schuhe. Jede Handwerkszunft hat ihren eignen Markt, unter denen aber die beyden genannten Handwerker die anſehnlichſten und zahlreichſten ſind. Nach den Geſetzen der Türken ſind ihnen alle Auszierungen der Wohnungen von Blumen, Thieren, Abbildungen und dergleichen verboten, daher ihre Häuſer von allen Zierrathen leer ſind, und in einer ſchlechten Belegung von moſaiſcher Arbeit nebſt arabiſchen Ziffern beſtehen. Die Dächer ſind, wie gewöhnlich, alle platt, nnd der Divan, ein Gebäude, das unſerm Geſchmack nach ſehr ſonderbar ſeyn würde, enthält eine Gerichtsſtube für die Juſtiz, ferner ein Zeughaus und die Schatzkammer des Staats. Unter den Moſcheen zeichnet ſich nur eine einzige wegen ihres ſehr hohen Thurmes und ihrer ſeltenen Bauart aus, große Einkünfte haben jedoch alle übrigen Moſcheen. Außer den kleinen Schulen werden hier auch verſchiedene Kollegen angetroffen, wo diejenigen, die zu einer anſehnlichen Bedienung beſtimmt werden, täglich die Vorleſung eines Iman anhören müſſen. Mit Sonnenuntergang werden die ſechs Thore der Stadt geſchloſſen, zwey bleiben noch etwas länger offen, von welcher Zeit an hernach die Stadtwache ihre Runde bis Anbruch des Tages antritt. Uebrigens iſt die Stadt mit dem Meer durch einen See verbunden, in den nur ganz kleine Schiffe, die man Sandals nennt, einlaufen können. Dieſer See endiget ſich mit einem engen Kanal, welcher nach Goulette, welches man als die Rhede der Hauptſtadt anſehen kann, ſich zieht. Sie iſt ſehr ſicher, geräumig, und ihr Boden ſo eben, als wenige ſeines gleichen; nur der Nordoſtwind kann

hineinwehen, denn die andern Seiten ſind durch eine Kette von Bergen verſchloſſen, deren nördlicher Theil ſich mit dem Kap Bon und Zebib endiget. In einiger Entfernung von der Stadt wachſen eine Menge Oelbäume, wovon das Holz zu Kohle gebrannt, und das Oel theils von den Einwohnern ſtark verbraucht, oder auch an Fremde verhandelt wird

Byſerta war ehedem eine ſehr berühmte Stadt, jetzt aber iſt ihr Inneres und Aeußeres in ſehr ſchlechtem Zuſtande, und ſteht auf den Trümmern des alten Utika, welches der Tod des Cato ſo berühmt gemacht hat. Ihr Hafen war nur zu der Zeit ſehr berühmt, als er noch die größte Anzahl Galeeren unterhielt; denn hier wurden die Güter niedergelegt, welche auf dem Raube waren erbeutet worden. Da aber die gegenwärtige Regierung nicht die geringſte Vorſorge für den Hafen trägt, ſo iſt er jetzt ſchon ſehr ſchlecht, und wird künftig ganz unbrauchbar werden. Byſerta.

Byrſa iſt eine Citadelle, die auf dem Platz des alten ſo berühmten Carthago ſteht, und von einer fürchterlichen Nebenbuhlerinn, von Rom, in eine Wildniß übergegangen iſt. Ihre wenigen Ueberreſte zeigen ſowohl von der Pracht, als dem Reichthum dieſer ehemals großen Stadt, und einige wenige Waſſerleitungen ſind noch in gutem Zuſtande. Der Mangel an Waſſer hat dieſe erſtaunlich großen Arbeiten zuwege gebracht, aber ſie ſind dafür auch mit einer ſeltenen Kunſt und Geſchicklichkeit angelegt, daß ſie wohl noch manche Zeit in Erſtaunen ſetzen werden. Byrſa.

Eine andre, nahe am Meer gelegene, Stadt iſt Souſa, ſie liegt auf einem Felſen, hat einen guten Hafen, und iſt wegen ſeiner natürlichen Lage eine feſte Stadt. Souſa.

Nahe an der Mündung des Hafens von Carthago, welche den Staat Tunis von Algier trennt, liegt die Inſel Galite, welche ſehr viele Heerden Vieh hat, wovon die in der ganzen Levante geſuchten Mauleſel einen großen Theil ausmachen. Sie iſt ſtark bevölkert, und ihre Einwohner nähren ſich meiſt von der Fiſcherey.

Die Inſel Galite.

Nicht weit von dieſer Inſel liegt eine andre Inſel, Tabary genannt. Die Genueſer haben ſonſt von hier ſehr ſchöne Corallen geholt, allein, es hat ſich dieſe ſchöne Inſel viele Veränderungen gefallen laſſen müſſen, und iſt bald an dieſe, bald an jene Familie gekommen.

Die Inſel Tabary.

Geſchichte.

Dieſen kleinen Staat hat eigentlich der carthagenienſiſche Krieg mit Rom zeitig bekannt gemacht, und man weiß, daß Tunis immer für die zweyte Stadt in Afrika gehalten wurde, die in dieſen Kriegen bald erobert, bald wieder befreyet wurde. Mit dem Fall des römiſchen Reiches gieng auch der Fall dieſes Staates vor, und Tunis wurde von den Saracenen überwältiget, welche Statthalter hierher ſetzten, und ihnen den Titel Emir, oder Fürſten der Gläubigen gaben; eigentlich waren ſie auch wirklich die erſten, welche zu Tunis eine förmliche Art von Regierung einführten. Unter verſchiedenen Familien war Tunis auf dieſe Weiſe beynahe fünfhundert Jahr wohl regiert, als nach einem allgemeinen Aufſtand die Oberherrſchaft an die Almohaden kam, die allhier ſich der Ehre anmaßten, die den Kaliſen in Afrika wiederfuhr. Dieſe reſidirten zu Marokko, und ließen bis ins Jahr
1206 1206 dieſen Staat durch Deputirte regieren. Doch die Laſſis machten ihnen dieſe Herrſchaft ſtreitig, überwanden ſie, und nahmen den Titel eines Königes an, ließen ſich zu Tunis nieder, und führten einen prächtigen Hofſtaat. Nach dreyhundert Jahren endigte ſich die-

dieſe Regierung wieder durch den Muley Haſen, den der Barbaruſſa aus Tunis vertrieb. Kaiſer Karl V. ſchlug ſich ins Mittel, und unterſtützte dieſen abgeſetzten Fürſt ſo ſehr, daß er bald wieder zum Throne kam, dabey aber den Spaniern zinsbar bleiben muſte, welches auch alle ſeine Nachfolger bis zum Jahr 1574 treulich gehalten haben, wo Sultan Selim II. dem König Philipp II. nicht nur Tunis, ſondern auch Gouletta wegnahm, und dadurch die Pracht der alten Könige von Tunis ganz aufhob.

Als ein gewiſſer Sinan Bacha, der Admiral der Levante, das Königreich Tunis eroberte, und in demſelben neue Einrichtungen vornahm, ſo fand er für nöthig, ſeine Herrſchaft dadurch zu befeſtigen, daß er ſich den Schutz des Großſultans zuwegebrachte, einen Bacha zu Tunis einſetzte, der ſeine Perſon vorſtellen mußte, einen Divan anordnete, und eine große Anzahl Janitſcharen während ſeiner Abweſenheit zurückließ. Allein der unerſättliche Geiz dieſer Bache nöthigte die Tuneſer, um die Abſchaffung dieſer Würde zu bitten, und ſie erhielten das Recht, wie Algier, einen Dey zu wählen, der mit dem Algieriſchen gleiches Anſehen und gleiche Macht hätte.

So wurde alſo im Jahr 1575 der erſte Dey erwählt; allein kaum war er zu dieſer Würde gelangt, ſo wurde er auch ſchon von ſeinen Feinden ermordet. Dieſes Schickſal hatten in einem Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren drey und zwanzig, die alle, bis auf wenige, entweder der Herrſchaft entſetzt, oder ermordet wurden. 1575.

Nach dem Tode Murat II. entſtand unter ſeinen drey Söhnen eine neue Uneinigkeit, weil jeder nach der Würde und nach den Einkünften eines Bey trachtete; denn, während der vorigen Uneinigkeiten im Staate,

hatten die Bey ihre Gewalt allmälig wieder erhoben, und der Dey war beynahe nur das, was ein Bey ſeyn ſollte. Mohämed, Ali und Ramadan waren die drey Söhne des Murat. Der letztere gab ſeine Anſprüche gutwillig auf, und wollte nicht fernern Anlaß zum Blutvergießen geben. Eben ſo der zweyte war entweder zu religiös, oder zu zaghaft, mit ſeinem älteſten Bruder Uneinigkeit zu unterhalten, überließ ihm willig die alleinige Herrſchaft, und gieng, um ſeinem Aberglauben zu fröhnen, nach Cariouan in die Einſamkeit; und ſo wurde die Ruhe zu Tunis dießmal nicht unterbrochen. Allein nach dem Tode des Achmet, der der älteſte Sohn des Mohämed, und ſein Nachfolger war, und den, wie man ſagt, Ali hatte heimlich umbringen laſſen, gab es große Zwiſtigkeiten. Achmet Cheleby war damals Dey, oder vielmehr dem Bey ſubordinirt, nnd ſuchte heimlich den Untergang der beyden Brüder zu begünſtigen. Mohämed wurde hierdurch in ſeiner Einſamkeit geſtört, eilte aber nach Tunis, und fand, daß Ali ihm die Thore verſchloſſen hatte, und nach einem Ausfall nichts anders thun konnte, als wieder nach Kef zu flüchten.

Hier war nun nichts, als Partheylichkeit zu finden; bald ſchlug ſich das Volk zu den beyden Brüdern, bald wollte es einen neuen Dey haben, bald ſtritt es aus eignen Kräften, bald mußte es ſehen, daß Algier mit Spanien theilen wollte, und endlich gelang es auch den Algierern. Sie verwüſteten die ganze Gegend,
1686. und belagerten die Stadt Tunis vier Monate lang; Mohämed vertheidigte ſich zwar, ſo gut und ſo lange er konnte, allein endlich wurde er gezwungen, in die Wüſte Zara zu fliehen.

Algier machte den Ben Chouquer zum Bey, und den Tatar zum Dey von Tunis, aber beyder Leute Grauſamkeiten übertraf faſt jedes Beyſpiel. Mohämed

med hatte ſie auf eine empfindliche Weiſe gedrückt, allein ſie ſchienen es vergeſſen zu wollen, um doch noch lieber unter ſeinem Joch zu ſeufzen, als unter dieſer Laſt zu ſterben. Man ſuchte ihn in der Wüſte auf, und er war ſo glücklich, den Ben Chouquer zu ſchlagen, und neuen Beſitz von Tunis zu nehmen. Sein Bruder, Ramadan, war nach Toſcana geflüchtet; dieſen rufte er zurück, und übergab ihm die Würde eines Dey: als Mohámed aber bald darauf ſtarb, ſo folgte ihm Ramadan in der Würde eines Dey nach.

Kaum war er zu dieſem Poſten erhoben, ſo übergab er die Verwaltung des Staats einem Manne, der in Italien ſeiner Muſik wegen wohl ſehr berühmt war, allein nichts weniger als Dey regieren konnte. Die Unterthanen empfanden nicht nur die Spuren dieſes unfähigen Haushalters, ſondern er ſuchte auch ſo gar ſeinen leichtgläubigen Herrn dahin zu überreden, als habe deſſen Vetter, Morat, einen heimlichen Anſchlag gegen ſein Leben gefaßt, und ſuchte es auch wirklich dahin zu bringen, daß dieſem die Augen ausgeſtochen werden ſollten. Der Barbier, der dieſe unerlaubte Handlung ausführen ſollte, war menſchlicher geſinnt, und wußte durch eine leichte Verletzung der Augenlieder, die Anweſenden ſo zu täuſchen, als ſey die That vollzogen. Er wurde hierauf zu Souſſa eingeſchloſſen und der Aufſicht eines Renegaten übergeben, welcher wieder fühllos genug war, dieſen Betrug zu entdecken und Ramaden zu hinterbringen.

Glücklicher Weiſe floh Morat aus ſeinem Gefängniß, noch ehe man etwas gegen ihn vornahm, und begab ſich in die Gebirge, allwo er ſeinen großen Theil der Unterthanen von Ramadan auf ſeine Seite brachte, und endlich ihn ſelbſt, nebſt ſeinem grauſamen Rathgeber, gefangen bekam. Seinen Vetter ließ er ſogleich hinrichten, mit Mezavul aber übte er unerhörte Grauſam-

ſamkeiten aus, ſo viel und ſo lange als er nur neue erſinnen konnte. Hätte Morat ſeine Rache nur an ſeinen Feinden ausgeübt, ſo würde es ihm wenigſtens nicht den Thron entzogen haben, ſo aber hatte ſeine Rache und Erpreſſung keine Schranken, ja der Unterthan war Opfer deſſelben, und es konnte alſo nichts gewiſſers folgen, als was geſchah, daß einer von der Garde des Dey einen heimlichen Befehl erhielt, ihn zu ermorden. Ibrahim führte dieſen Befehl meiſterhaft aus und erhielt dafür zur Belohnung die Würeines Bey. Abgerechnet den unedlen Weg, der ihm zur Regierung half, war er ſonſt ein tapferer und erfahrner, aber doch kein glücklicher Regent. Er wurde bald nach einem ſehr nachtheiligen Kriege mit Tripoli von den Algierern gefangen genommen, und mußte ſeine Freyheit mit 200000 Piaſter und der Zinsbarkeit ſeines Landes erkaufen. Seine Unterthanen hatten während deſſen ihr Vertrauen auf Aſſan Ben Ali geſetzt; und als nun Ibrahim mit einem kleinen Gefolge zu Byſerta ankam, nöthigte man ihn zu fliehen. Er ſegelte nach der Gegend des alten Utica, aber auch da hatte Aſſan ſchon Anſtallt getroffen, ihn zu erwarten. Eine Kugel endigte ſein Leben, und Aſſan hatte ſich während deſſen in dem Beſitz ſeiner Regierung zu erhalten gewußt.

1786. Jetzo lebt Tunis mit den Venetianern in großem Streit, und obſchon zu erwarten war, daß der Friede zu Stande kommen ſollte, ſo beſtätigen doch die neueſten Nachrichten, daß der Ritter Emo von Venedig mit der venetianiſchen Eſcarde, nach den tuneſiſchen Staat aus Malta abgeſegelt ſey, um die Feindſeligkeiten und ein neues Bombardement wieder anzufangen.

Die

Die Republik Tripoli.

Allgemeine Landesbeſchaffenheit.

Die Republik Tripoli gleicht ihrer Nachbarin eben ſo vollkommen, als jene der ihrigen, nämlich Algier und uns bleibt bey der Beſchreibung eines ſolchen Staats, der ſeinen Nachbarn in allem gleicht, nichts übrig, als das Erheblichſte anzuzeigen, wenn wir nicht in den Fehler des Wiederholens fallen wollen. Tripoli gränzt gegen Morgen an die Wüſte Barkan, gegen Abend theils an Tunis, theils an Biledulgerid, gegen Mittag an das atlandiſche Gebirge, gegen Mitternacht an das mittelländiſche Meer. Die Küſte von Norden gegen Süden beträgt zweyhundert und dreyßig und die Breite vierzig bis funfzig Meilen. Das Klima iſt hier ſehr temperirt, aber die Bevölkerung iſt nicht der Fruchtbarkeit des Bodens angemeſſen; denn, ob es ſchon nicht das fruchtbarſte iſt, ſo kömmt doch alles, was man dem Boden anvertrauet, gut fort, und der Ueberfluß an Fiſchen kann dasjenige erſetzen, was an den reichlichen Erndten mangelt, doch auch dieſe würden unter einer andern Regierung und bey mehr Fleiß der Einwohner einträglicher ſeyn.

Das Innere des Landes iſt eine Wüſte; hie und da finden ſich einige weit zerſtreute Familien der Mauren und Araber, die allemal da ihren Wohnplatz aufſchlagen, wo ihnen der Erdboden einen freywilligen Unterhalt darbietet. Die beſten Produkte in Tripoli beſtehen in Saffran, Datteln, Senesblättern, Wachs, Honig und etwas wenigem Getraide. Fragt man nach der Religion und der politiſchen Verfaſſung dieſer Landeseinwohner, ſo iſt die kürzeſte und doch richtige Antwort, ſie ſind, wie ihre Nachbarn, Mohämedaner und haben einen Dey zum Oberhaupte. Da der Handel nebſt der auf der See gemachten Erbeutung ihre Hauptbeſchäftigung iſt, ſo kommen ihnen

aus dieſen auch die einzigen Einkünſte, die ſich dem-ohngeachtet gegen zwey Millionen Liv. belaufen ſollen. Sie fließen ihnen aus den Palmenbäumen, aus den Brunnen auf den Feldern, von Zöllen und den Münzen zu. Ehedem brachten die Karavanen von Gademe und Tombuto vieles Geld nach Tripolis, allein ſie ſind weder mehr ſo reich, noch ſo ordentlich. Die von Marokko ſetzt ihre Wanderung hierher, wenn ſie nach Meka reiſet, oder auch, wenn ſie zurück kehret. Da aber die Anzahl der Pilgrimme merklich abgenommen hat, ſo iſt auch der Erfolg merklich ſchlechter geworden und deswegen iſt der Handel zu Lande in ſehr ſchlechtem Zuſtande.

Zur See iſt er deſto beträchtlicher. Die Schiffe der Levante machen hier oft ihre Ladung auf ſchlechten Ankerplätzen, welche an dieſer Küſte zerſtreuet ſind, die meiſten aber kaufen und verkaufen in dem Seehafen der Hauptſtadt, welcher der beſte von allen iſt, wo alle Waaren des ganzen Landes und der Fremden ihre Lager haben. Die Verbindung mit Europa erſtreckt ſich meiſtens nur auf Venedig und Toscana, und doch werden die Waaren der einen nur um 140000 Liv., der andern um 200000 Liv. verkauft. Die letztern ſind allen Gebräuchen und Beſchwerden der Zölle unterworfen, wovon die erſtern für eine jährliche Erlegung von 55500 Liv. an die Schatzkammer befreyt ſind. Frankreich handelt hierher wenig oder gar nicht, und der Agent, der ſich hier aufhält, iſt mehr zum Schein als zum Nutzen. Europa erhält Saffran, Senesplätter und beſonders die Aſche, welche ſie für die Verfertigung des Glaſes und der Seiſe kaufen. Im Ganzen genommen iſt der Handel nicht ſehr groß, eben ſo wie ihre geſunkene Kriegesmacht, denn ſie ſtellen kaum 40000 Mann ins Feld und beſitzen aufs höchſte 25 Schiffe, wenn ſie noch dieſen Namen

men verdienen, ſo wie ihre Sklavengefängniſſe auch kaum 1000 Mann enthalten. Die Regierungsform iſt wie zu Tunis; der Divan oder Staatsrath, deſſen Oberhaupt der Dey iſt, führt das Regiment, und der daſige Baſſa hat nur das Amt, die Schutzgelder für den türkiſchen Kaiſer einzuſammlen.

Gemeiniglich theilt man dieſe Republik in zwey Provinzen ein, nämlich in die ſeeländiſche und inländiſche; eine jede hat ihre beſondere Städte und Flecken, wovon folgende die vornehmſten ſind. Einzelne Städte.

Tripoli liegt am Ufer des Meeres in einer ſehr ſandigen Ebene, auf der nichts als Datteln wachſen, und die weder durch einen Fluß noch durch einen Quell bewäſſert iſt. Man theilt ſie in die alte und neue Stadt, wovon aber die erſte faſt aus lauter Ruinen beſteht, und nur die andre iſt ziemlich bevölkert, ob ſie ſchon nicht ſehr groß iſt. Sie hat zwey Thore, wovon das eine auf der Meerſeite in Geſtalt eines halben Mondes, und das andere gegen Mittag auf der Landſeite geöfnet iſt. Sie iſt mit Wällen und einer mit pyramidenförmigen Thürmen beſetzten Mauer umſchloſſen, deren Fuß aber keinen Graben hat. Der Theil gegen Morgen iſt eine aufgethürmte Menge Felſen und alter Feſtungen, die aber alle das traurigſte Anſehen gewähren. Eben ſo ſchlecht iſt das Innere der Stadt, die Häuſer ſind klein, niedrig und unrein, eben ſo die Straßen kothig und unregelmäßig, und es iſt keinesweges zu verwundern, wenn die Peſt große Verwüſtungen anrichtet. Schöner iſt die um die Stadt her liegende Landſchaft, die mit vielen Meyerhöfen und wirthſchaftlichen Gebäuden bedeckt iſt, auf deren Aeckern die Chriſtenſklaven arbeiten. Dieſe Stadt war eine der erſten, welche den Arabern, die durch Aegypten nach Libien kamen, zu Theil wurde. Im Jahr 1510 wurde ſie von den Spaniern erobert, Tripoli.

und Karl V. überließ ſie 18 Jahr hernach den Malteſer Rittern, welche bis ins Jahr 1551 Herren davon blieben. Auch die Franzoſen haben ſie zweymal beſchoſſen, ohne daß dieſe Züchtigung den geringſten Nutzen auf die Kühnheit der Seeräuberey machte. Nur bürgerliche Unruhen haben dieſe Gegend in ihren unglücklichen Zuſtand verſetzt, und nur ſie allein ſind Urſache ihres Verfalles und ihrer jetzigen Schwäche zu Lande und zu Waſſer.

Capez. Eine andre große und wohlbefeſtigte Stadt iſt **Capez**. Sie liegt an einem Meerbuſen gleiches Namens, der von einer ziemlichen Feſtung vertheidiget wird. Doch dieſe Schilderung hat jetzt viel, faſt alles verloren, und kann nur zu den Zeiten der Römer, und ehe ſie von den Gothen verwüſtet wurde, wahr ſeyn. Jetzt iſt ſie verfallen, und ihre Bewohner ſind bloß elende Fiſcher oder Tagelöhner. Der Boden ſelbſt iſt ſehr ſandig und trocken, daher auch wenig Getraide, nur etwas Datteln, ſüße Wurzeln und etwas Mandeln wächſt, wovon ſich die Einwohner einzig und allein ernähren. Der Fluß, ſo durch die Stadt geht, hat ihr ohnſtreitig ihren Namen gegeben, wenigſtens führt er den ihrigen, und hat das Sonderbare, (wenn es anders wahr iſt,) daß ſein Strom ſiedent hieß und erſt nach einer Stunde trinkbar iſt.

Ethama. **Ethama**, fünf Meilen von der vorigen entfernt, iſt gleichfalls eine alte und von den Römern erbaute Stadt, wie ſolches noch manche ehrwürdige Mauern und Steine beweiſen. Nur ihre Einwohner ſind in dem elendeſten Zuſtande und ohnſtreitig gezwungen, ihren Unterhalt auf der See zu ſuchen, ob man ſie ſchon wegen ihrer Seeräuberey am meiſten verachtet. Auch hier ſoll dieſer, oder ein andrer ſiedend heißer Strom ſeine Würkung äußern.

Zaara iſt zwar mit einer Mauer umgeben, und Zaara.
mag ehedem eine ſehr gute Stadt geweſen ſeyn; allein auch ſie hat das Schickſal aller andern großen Plätze erfahren, auch ſie iſt durch unerhörte Auflagen, durch Unterdrückung und Verwüſtung zu dem herabgeſunken, was ſie jetzt iſt, nämlich ein elender Flecken, für elende Bewohner, die ſich mit Kalkbrennen, Fiſchen und Seerauben, ihren Unterhalt ſuchen müſſen.

So viel wir uns nach intereſſanten Begebenheiten in dieſem Staate umgeſehen haben, ſo wenig ſind ihrer, die nur den Namen verdienen, und es wird jedem viel lieber ſeyn, dieſe Staatsveränderungen ganz zu übergehen, da ſie nichts anders als ein Zuſammenhang von Ehrgeiz, Meineid und unnatürlichen Mordthaten ſind, gleich denen, die in andern Staaten der Barbarey ſchon angeführt worden ſind: als einen und ebendenſelben Schauplatz aufzuſtellen, auf dem nur andere Perſonen vorkommen. Tripolis wird von einem Dey regiert, und ſteht, wie die andern Republiken in der Barbarey, unter dem Schutz der Pforte, der ſie jährlich einen Tribut erlegen. Eben ſo iſt die Beute der Corſaren ihr größtes Staatseinkommen. Es ſind deren ſieben, zuweilen auch mehrere, doch haben dieſe jetzt ſo wenig Mittel und Gewalt in Händen, ſich furchtbar zu machen, daß es faſt nur Zufall iſt, wenn ſie erhebliche Priſen aufheben.

Das Land Biledulgerid.

Unter Biledulgerid, oder Belad al gerid, verſtehen einige nur einen kleinen Strich Landes, der der Republik Tripolis unterworfen ſey: Allein weil dieſe Vermuthung zu eingeſchränkt und die eigentliche Bekanntſchaft mit dieſem Lande eine andere Eintheilung gewähret; ſo verſtehen wir unter Biledulgerid,

denjenigen großen Strich Landes zwiſchen der Barbarey und der Wüſte Sarah, wozu verſchiedene Königreiche gehören, die uns freylich kaum dem Namen nach bekannt ſind, die aber auch von weiter keiner groſſen Erheblichkeit ſind, und ihren Ruhm auch nur ſo lange erhalten können, als es ihre mehr, oder mindere, feindſelige Nachbarn wollen, und verlieren wir bis jetzt noch nicht das Mindeſte, ob wir ſchon die Namen und Abſtammungen dieſer kleinen Erdenkönige nicht hinreichend wiſſen können. Ueberhaupt hat dieſer Theil der Erde manche politiſche Veränderung erfahren, und iſt bald zu dieſer, bald zu einer andern Provinz gerechnet worden. So wurde z. B. der öſtliche Theil von dieſem Lande ehedem zu Lybien, der mittlere Theil zu **Numidien** und der weſtliche Theil zu Getulien gerechnet.

Der Theil alſo, oder das Stück Land zwiſchen der Barbarey und der Wüſte Sarah, von welchem wir hier reden, erſtreckt ſich, in der Länge von Abend gegen Morgen, auf ſieben bis **achthundert Meilen**, und in der Breite von Mitternacht gegen Mittag, auf **hundert** Meilen.

Seine Gränzen ſind gegen **Mitternacht** die Barbarey, gegen **Morgen** Aegypten, gegen **Mittag** die Wüſte Sarah, und gegen **Abend** das atlantiſche Meer. Gegen Mitternacht hat es eigentlich eine der ſicherſten und ſeltenſten Gränzen der Natur, nämlich das große Gebirge **Atlas**, welches man ſtets für das höchſte Gebirge in der ganzen Welt gehalten hat; und wirklich können die Berichte der Reiſenden ſehr wahr ſeyn, wenn ſie behaupten, es ſey in Europa wenigſtens kein Gebirge, daß dieſen Atlas übertreffe. Noch mehr, dieſes Gebirge ſoll, wie wenig andere, ſehr leicht zu erſteigen ſeyn; indem die Hügel und Abſätze ſehr nahe an einander ſtoßen, und wo hin

und

und her ſteile Felſen hervorragen, ſo hat dafür das Auge auch im Gegentheil wieder einen deſto angenehmern Anblick an den überall ſtehenden Wäldern von Frucht- und Waldbäumen, zwiſchen welchen der Anblick von den Dörfern der Kabylen eine mahleriſche Schönheit darbietet.

Doch wir wenden uns nun wieder zu der nähern Bekanntſchaft des Landes ſelbſt, und finden, daß hier, als ein beſondrer Vorzug, das Klima ſehr geſund und die Luft ſehr gut iſt, nur daß dieſer Vorzug nicht auch von der Güte und Beſchaffenheit des Bodens geſagt werden kann. Dieſer iſt ſandig und dürre und in manchen Gegenden ſind große nackte Wüſten, wo das Auge nichts als einen leichten Sand ſiehet, den ungünſtige Winde nicht ſelten ſo ſehr aufheben, wie Wellen daher treiben, und der ganzen Gegend nicht nur ein elendes Anſehen geben, ſondern auch zu wiederholten malen ganze Reiſegeſellſchaften im Sande vergraben. Eben ſo leiden die meiſten Gegenden groſſen Mangel am Waſſer, und wie wird alſo ein ſolches Land, bey ſolchen Hinderniſſen, viel Produkte hervorbringen können, da es ſo noch zu verwundern ſteht, wie immer noch ziemlich viel Getreide und beſonders Datteln in vorzüglicher Menge und in ausnehmender Güter wachſen, die auch, wie man nicht anders vermuthen kann, den Beynamen von Biledulgerid, nämlich das Datteln land, veranlaſſet haben.

Um die mineraliſchen Schätze hat ſich bis jetzt noch niemand bekümmert, und iſt auch bis jetzt noch niemandem der Zugang zu ihnen erlaubt geweſen, alſo kann man nichts von ihrem Reichthum noch von ihrer Armuth ſagen. Eben ſo unvollkommen die Bekanntſchaft mit dem Thierreiche iſt, ſo unvollkommen iſt die ganze Naturgeſchichte dieſes Landes. Man hat wohl geſehen, daß in den Wäldern Löwen,

Tyger, Kameele, nebſt andern wilden Thieren herumlaufen, allein dieß iſt es auch alles. Man hvt gefunden, daß die hieſigen Löwen von außardentlicher Größe und ſchrecklichem Anſehen ſind; allein man hat auch geſehen, daß ſie, bey aller äußerlichen Wildheit, doch ſehr leicht zu verſcheuchen ſind, und daß die Einwohner dieſen Kunſtgriff ſehr leicht entdeckt haben, wie ſie, durch eine brennende Fackel, den grauſam ſcheinenden Löwen ſehr bald in die Flucht und Furcht ſetzen können. Unter andern Thieren findet man hier auch eine ſehr große Menge Strauße; ingleichen verſchiedene Arten Schlangen und Skorpione.

Die Einwohner dieſes Landes ſind theils den Tuneſern, theils den Algierern unterworfen, theils ſind ſie unabhängig und alleſamt Araber. Ob ſie übrigens zwar ſehr geſunde Leute ſind, die zuweilen ein ſehr hohes Alter erreichen; ſo haben ſie jedoch wegen des beſtändigen Staubes immer rothe und trübe Augen. Ihre ganze Verfaſſung und ihre Entfernung von allem, was ihren Verſtand bilden und ihre Empfindungen ſanfte machen könnte, erhält ſie daher in Dummheit, Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit; ſie ſuchen nichts mehr und nichts heftiger, als ihren Hunger zu ſtillen, und wenn dieſer geſtillet iſt, ſo ſind mit dieſem alle Wünſche des Lebens erreicht. Deßhalb iſt ihre Nahrung nichs als Datteln, nebſt der Milch und dem Fleiſche von Kameelen und dem Fleiſche der Straußen. Deßhalb ſind ihre Beſchäftigungen keine andern, als die Jagd der wilden Thiere, beſonders der Straußen, da ſie ihr Fleiſch eſſen, das Fett zur Arzeney gebrauchen, die Haut ein gutes Fell giebt, und mit den Eyern und Federn ein ziemlich guter Handel getrieben werden kann. Aus demſelben oben angeführten Grunde, ſind ſie auch keine Freunde eines bleibenden oder feſten Wohnorts,

um

und die wenigen, die ja noch in Städten wohnen, können dieſe Orte kaum Städte nennen. Die meiſten Einwohner, beſonders die, welche gegen Morgen liegen, bauen ohne alle Begriffe von Baukunſt, und ihre Häuſer ſind nichts, als ein Pfahlwerk wider die Anfälle der wilden Thiere. Die andern wohnen in Hütten von der einfachſten Bauart, die meiſten ziehen im Lande herum, und ſind auch nicht ſelten die erſten, wenn ſie ſich durch Räuberey bereichern können. Ihre Religion iſt die mohämedaniſche und jeder Staat hat ſeinen eignen Mufti oder Oberprieſter. Juden ſind hier zu Lande ziemlich viel, aber deſto weniger Chriſten; demohngeachtet wird dieſe, ſo ſehr an den Stand der Natur gränzende Nation niemanden verfolgen, der kein Mohämedaner iſt, ſondern jeder hat ſeine völlige Religionsfreyheit. Von der Kriegsmacht und von der Handlung kann man gleichfalls gar nichts ſagen; ſie ſind ein Volk daß, ohne alle Kriegskenntniſſe, nur dann ſtreitet, wenn ihr Leben oder ihre Wohnplätze angegriffen werden, und auch dannnoch giebt mehrentheils nur die Uebermacht der Anzahl für der Uebermacht der Tapferkeit dem Sieg den Ausſchlag. So auch in der Handlung. Sie ſcheuen die Städte, und haben nichts, was ſie los zu ſeyn wünſchten; ſie haben keinen Wunſch nach fremden Zierrathen oder Koſtbarkeiten, und ihre wenigen Straußfedern ſind faſt alles, was ihnen zum Tauſche übrig bleibt.

Ihre Regierungsform iſt daher auf gleiche Weiſe nur dem Namen nach bekannt. In den Städten hält man allemal die Aelteſten für die Vornehmſten, und auf dem Lande diejenigen, welche die größte Leibesſtärke beſitzen. Die Könige im Lande ſind alle zinsbar. Die von Tegorarin, Thovat, Segelmeſſe, und Teſſet müſſen dem Kaiſer von Marokko

Tribut geben; die von Guargala, Techort und Zeb, ſind der Republik Algier unterworfen; Biledulgerid iſt der Republik Tunis zinsbar, und Teorregu, Fiſſen und Gademes den Tripolitanern. Der erheblichſten Städte iſt ſchon gedacht worden, und die übrigen unbedeutenden würden nur unnöthig den Platz einnehmen.

Die Wüſte Sarah.

Unter der Wüſte Sarah verſteht man den unfruchtbaren Theil, ſo unter dem Wendekreiſe des Krebſes liegt, und gegen Morgen an Aegypten, gegen Mittag an das Negerland, gegen Abend an das atlantiſche Meer, und gegen Mitternacht an Biledulgerid grenzet. Die größte Länge von Abend gegen Morgen beträgt über ſiebenhundert, und die größte Breite, von Mitternacht gegen Mittag, auf hundert und funfzig Meilen.

Schon der Name zeigt die Beſchaffenheit des Landes ſehr zureichend an, und eine etwas nähere Beſchreibung wird zeigen, daß dieſe Benennung ſehr richtig ſey. Da ſelten oder nie Reiſende in das Innere dieſer Wüſte einzudringen Luſt bezeigen, oder nur die Möglichkeit vor ſich ſehen, ſo muß ſie uns freylich immer unter dem furchtbarſten Bilde, und als die traurigſte Gegend des Erdbodens erſcheinen; ob zwar zu erachten iſt, daß vieles davon gemilderter ſeyn würde, wenn wir ſie näher kennten, und uns Europäern nicht die Möglichkeit benommen wäre, die eine unerträgliche Luft und ein brennendheißer Sandboden zur Unmöglichkeit machen.

Der

Der öſtliche Theil derſelben begreift das ehemalige Land der Garamanten, und der weſtliche Theil gehörte mit zu dem alten Getulien. Auch das Wenige, was wir von den Küſten dieſes Landes wiſſen, haben wir nur den Entdeckungen der Portugieſen zu verdanken.

Denn auf der weſtlichen Küſte dieſes Landes fiengen ſie im Jahr 1415 ihre erſten Entdeckungen an; denn bis jetzt waren ihre Schiffe nicht weiter, als bis an das Vorgebirge Non, in der marokkaniſchen Landſchaft Dara, gekommen, welches gleichſam für die Schranken aller Entdeckungen gehalten wurde. Allein der portugieſiſche Prinz Heinrich, deſſen Lieblings Geſchäfte darin beſtand, neue Länder und neue Meere zu entdecken; ſchickte im Jahr 1415 zwey Schiffe aus, welchen es glückte, bis zum Vorgebirge Bojador zu kommen. Im Jahr 1432 wurde dieſes Vorgebirge umſchifft, und 1440 kam Nunno Triſtan, bis an das Cabo Blanco, oder das weiße Vorgebirge genannt, und 1443 entdeckte er die Inſel Arguin.

Ihre Nachrichten kommen dahero alle überein, daß dieſes Land eine traurige Wüſte und das Klima ungemein heiß ſey, wiewohl es nicht ganz ohne Regen iſt, der in den Monaten Auguſt und etlichen darauf folgenden Monaten ſehr reichlich fällt. Allein er fällt immer nur auf ein brennendes Erdreich, und vermag es nicht, die Luft zu kühlen, noch den Boden zu erweichen. Selbſt die Küſten ſind größtentheils dürre und unbewohnt, das Innere des Landes, ſonderlich gegen Morgen, iſt faſt nichts als Wüſte an Wüſte, entweder voll Moräſte, oder voll Sand.

Demohngeachtet nehmen die Karavanen von Fes ihren Weg über dieſe öden Gegenden, wenn ſie nach Tombut und andern Ländern der Neger reiſen wollen. Das einzige Hülfsmittel, ſich in dieſen Irrgängen zurechte zu finden, iſt der Kompaß, denn ohne denſelben würden ſie ſich in dieſen Labyrinthen, ohne die Möglichkeit des Ausweges, verirren, und noch finden viele derſelben hier ihr Grab, weil ſie entweder zuweilen von Sand und Staubwolken, die alle Vorſtellung übertreffen, verſchüttet werden, oder für Durſt elendiglich ſterben. Es iſt bekannt, daß ihnen, zur Fortbringung des Gepäckes, kein andres Thier als das Kameel die einzigen Dienſte leiſten kann; und weil dieſes Thier ſelbſt ſehr viel Durſt erträgt, oder in ſeinen Bauch einen großen Vorrath Waſſer einzuſaugen vermag, ſo iſt dieß oft das einzige Rettungsmittel, eines oder etliche Kameele zu tödten, um ſich durch das darin befindliche Waſſer das Leben zu retten. Wer kann in dieſen Wüſteneyen Brunnen erwarten, und wenn ihrer ja anzutreffen ſind, wie ſchnell werden ſie nicht wieder vom Sande verſchüttet, daß man beynahe ſagen könnte, die Natur habe hier gleichſam jedem Menſchen den Zutritt verboten, um ungeſtört verwüſten zu können. Selbſt das **weiße Vorgebürge**, deſſen wir oben gedacht haben, (und welches auf der Küſte im 22ſten Grad und 30 Minuten nördlicher Breite liegt;) hat ſeinen Namen nichts andern, als der weißen Farbe des Sandes zu verdanken, mit dem es bedeckt iſt; übrigens iſt es eine gleiche und ebene Höhe, wo das Auge keine Spur von einem Gräschen oder von der niedrigſten Pflanze anzutreffen vermag.

Beynahe muß es ſonderbar ſcheinen, daß wir jetzt etwas über die Produkte ſprechen wollen, da wir zuvor von der überall öden Natur geredet haben. Allein

lein wir haben auch geſagt, daß dieſes Stück Land ſiebenhundert Meilen in der Länge und hundert und funfzig in der Breite beträgt, und ſo läßt ſich leicht erachten, daß auf einer ſo großen Fläche nicht alles Sand, und doch wohl manches tragbares Erdreich ſeyn wird. Sparſam, jedoch in einigen Gegenden, trägt der Boden etwas Reis und Hirſe, in andern etwas Gras, doch kaum ſo viel, daß das Vieh davon zu leben vermag. Wenn man hier das Wort, Reichthum des Landes, anders brauchen kann, ſo muß man ſagen, daß Salz und Gummi ihre größten Landesreichthümer ſind. Das erſte Produkt wird bey einem Platze, Teggazzia, in großen Stücken aus der Erde gegraben, und das zweyte, der Gummi, findet ſich häufig zwiſchen Arguin und der Sanaga, woſelbſt drey große Wälder von Gummibäumen angetroffen werden. Eine etwas nähere Beſchreibung dieſes einzigen Produktes, ſcheint uns nicht ganz überflüſſig zu ſeyn.

Der Baum, der dieſen Gummi hervorbringt, iſt eine Art Schleedorn, (Acacia), er iſt immer grün, voller Stacheln und Aeſte mit langen, aber ſchmalen und rauhen Blättern. Seine Blume hat fünf Blätter von einer becherförmigen Geſtalt, welche weiß von Farbe, und dabey klein iſt. Die Fäſerchen, ſo darinn den Griffel umgeben, ſind ebenfalls weiß, und verwandeln ſich in eine Schote von etwa drey Zoll Länge, und ſind voller runder ſchwärzlichter kleiner Saamenkörner, die den Baum fortpflanzen. Das Gummi iſt nichts anders, als ein Saft, der aus den Gefäßen des Baumes heraustritt und durch die Oeffnung der Rinde durchſchwitzt. Zweymal im Jahr wird dieſer Gummi geſammlet, und zwar die erſte und größte Sammlung geſchieht im Chriſtmonat, wo man auch die Stücken

am reinſten und größten, auch am trockenſten findet. Von dieſer Zeit an, bis auf den März, iſt beſtändig brennende Sonnenhitze, und das Gummi wird alsdann durch Einſchnitte, die man in den Baum macht, herausgezogen, iſt daher aber auch kleiner, weicher und nicht ſo rein. Die friſch geſammelten Stücke theilen ſich in zwey Theile, wie eine reife Aprikoſe, und das Inwendige iſt ſehr angenehm, und bald wie dieſe Frucht ſchmackhaft. So wohl die Mohren, die es ſammlen, als auch diejenigen, die es faſt dreyhundert Meilen weit aus dem Lande herbringen, leben faſt von keiner andern Nahrung, und lieben auch keine andre, als dieſe einfache Speiſe, die wegen ihrer Vortreflichkeit alle andre vertritt. Als z. B. ſie kühlt, iſt der Bruſt ſehr wohlthuend, verdickt die wäſſerigen Säfte, hindert den Huſten, und iſt überhaupt gerade für ſie das einzige, aber auch das vorzüglichſte Produkt. Auch wir Europäer erhalten es in großer Menge, und wir benutzen es bey Seiden- und Wollenmanufakturen, in den Färbereyen, u. ſ. w.

Was wir in Rückſicht dieſer Pflanze, als des erheblichſten Produkts, geſagt haben, müſſen wir unter den Thieren vom Kameele ſagen, welches ihr einziges nutzbarſtes iſt, welches aber auch ſchon zu bekannt, und von uns an andern Orten beſchrieben worden iſt, als daß wir es noch einmal wiederholen ſollten. Dafür ſey es uns erlaubt, von den Vögeln dieſes Landes etwas Weniges zu ſagen. Unter denſelben zeichnet ſich der Strauß am meiſten aus, und man findet ſie in dieſen Wüſten von ſehr großer Anzahl und in Schwärmen beyſammen. Sie ſind ſechs bis acht Fuß hoch, allein ihr Körper iſt mit dieſer Größe nicht verhältnißmäßig; ob er gleich dick und rund, der Rücken breit und flach iſt, ſo iſt er doch auch nicht groß. Der

Kopf

Kopf iſt klein, und mit einem weichen Haar oder Pflaumfedern von gelblichter Farbe bedeckt. In ſeinem Kopfe findet ſich ſehr wenig Gehirn, und daher kommt wohl auch ſeine große Dummheit. Die Augen ſind groß, länglichrund, mit langen Augenbraunen, und das obere Augenlied iſt, wie bey den Menſchen, beweglich; dabey ſieht er ſehr gut und ſehr weit in die Ferne. Der Hals iſt lang, und mit einem kurzen weichen Haar von einer Silberweiße bedeckt. Die Flügel ſind klein und ſchwach, können ihn niemals in der Luft tragen, dienen ihm aber gleich Seegeln, mit welchen er ſich nach dem Gange des Windes richten, und im Laufe ſchneller ſeyn kann, als kaum ein Thier des Erdbodens, denn er ſcheint alsdann für Schnelligkeit mehr zu fliegen als zu laufen. Die Federn ſeines Leibes ſind weiß, ſehr locker und buſchigt, und gleichen der Baumwolle; der Weibchen ihre ſind grau oder dunkelbraun. Die Rückenfedern ſind bey den Männchen kürzer und ſchwärzer, als bey den Weibchen, die Schwanzfedern aber ſind beſtändig weiß. Die Beine ſind lang, ſtark und dicke, mit Schuppen bedeckt, der Fuß ſelbſt iſt breit, geſpalten wie Ochſenfüße. Der Huf aber hat Gelenke, und iſt mit Klauen bewaffnet, womit er etwas aufnehmen kann; denn wenn er verfolgt wird, ſo hebt er Steine auf, und wirft ſie mit großer Gewalt hinter ſich. Sie legen oftmals im Jahr (beſonders im Heumonat,) funfzehn bis ſechszehn Eyer auf einmal, brüten ſie aber nicht aus, ſondern überlaſſen dieß der Sonnenhitze, und dann ſuchen ſich die Jungen, ſo gut ſie können, fortzubringen. Er iſt ſehr gefräßig, und nimmt alles, was ihm vorkommt, als Gras, Korn, Knochen, Eiſen, Steine, doch gehen dieſe letztern wieder eben ſo von ihm. Hätte er nicht ſo ſchöne Federn, man würde ſeiner wenig achten, ſo aber kommen auch nach

Euro-

Europa nicht wenige dieſer Federn. Man jagt ihn zu Pferde, und braucht dabey, wo möglich, den Vortheil, ihn gegen den Wind zu treiben, weil ihm alsdann ſein ſchneller Lauf nicht zu Statten kommt. Wenn die Araber merken, daß der Strauß müde wird, ſo kommen ſie im vollen Rennen auf ihn zu, und ſchlagen ihn mit einem Stock oder mit einer Keule todt. Ihre Eyer ſind ſehr groß, und man findet ihrer, die funfzehn und mehrere Pfund wiegen, die wohl ſieben Perſonen ſättigen, wie man denn ſie überhaupt für ſehr gut und nahrhaft hält.

Ein andres hieher gehöriges, wiewohl ſehr unnützes Inſekt ſind die Heuſchrecken, welche in manchen Jahren in erſtaunlichen Schwärmen daher ziehen. Sie ſehen faſt aus, wie unſere Graſepferde, ſind eines Fingers lang, roth und gelb von Farbe. Sie verdunkeln zuweilen die Luft dergeſtalt, daß der ganze Horizont der dunkelſten Regenwolke gleicht, und wo ſie auf dieſem Zuge hinfallen, freſſen ſie alles bis auf den Grund ab, bis ein entgegengeſetzter Wind ſie wieder forttreibet. Sie kommen gemeiniglich in drey oder vier Jahren einmal, und auf dieſe Weiſe iſt es allenfalls möglich, daß Menſchen hier leben können, zumal ſie noch häufig von den Mohren gegeſſen werden.

Zunächſt giebt es hier auch viele Skorpione und verſchiedene Arten großer und kleiner Schlangen, von denen einige den tödtlichſten Gift bey ſich führen. Beſonders halten ſich hier ſehr viele und große Schlangen auf, die ſo groß und dicke ſind, daß ſie eine Ziege oder ein dem ähnliches Thier auf einmal verſchlingen können. Nach dem Bericht der Einwohner begeben ſie ſich haufenweiſe nach gewiſſen Plätzen des Landes, wo weiße Ameiſen zu finden ſind, die, vermittelſt eines

nes natürlichen Triebes, mit Erde, welche ſie im Munde herzu tragen, Häuſer für dieſe Schlangen bauen, welche die Geſtalt eines Ofens haben, und derer ſich an manchen Orten wohl zu hunderten befinden.

So findet man aber auch im Gegentheil auf der Küſte große Fiſche von verſchiedener Art, in ſehr großer Menge und von beſonderer Güte. Unter dieſen verdienen die ſogenannten fliegenden Fiſche, derer ſich hier ſehr viele befinden, eine kleine Beſchreibung. Sie haben die Größe eines Herings, und unterſcheiden ſich ihrer Art nach, durch ihre Farbe, und durch die Zahl und den Bau ihrer Flügel, weil manche nur zweyen große, andere zweyen große und zweyen kleinere, und noch andere zween lange ſchmale Flügel von einerley Größe haben. Dieſe Flügel ſind den Flügeln der Fledermäuſe nicht unähnlich, und ſo lange ſie naß ſind, ſo lange kann ſich auch nur der Fiſch über dem Waſſer erhalten, ſo bald ſie aber trocken werden, fällt er herunter. Man trifft ſie ſehr oft in großer Anzahl beyſammen, und haben zween Feinde, den einen im Waſſer, den andern in der Luft, ſo daß ſie oft einem davon zum Raube werden, wenn ſie ſich eben vor der Raubſucht des andern zu ſichern ſuchen. Ihr Feind im Waſſer heißt Albokor, und verfolgt ſie mit groſſer Schnelligkeit; der in der Luft iſt ein Seevogel, der ſie wegfängt, ehe ſie ins Waſſer kommen können. Weil ſich dieſer Fiſch wohl über das Waſſer, aber doch nicht ſehr hoch ſchwingt, und kaum nur einen Flintenſchuß weit dieſen Flug aushält, ſo entgeht er ſehr ſelten demjenigen Feinde, der ihn verfolget. Das Fleiſch dieſer Fiſche ſoll auch für die Menſchen eine gute und wohlſchmeckende Speiſe ſeyn; man findet dieſe fliegenden Fiſche aber nicht außer den Wendekreiſen.

So

So viel läßt ſich ohngefähr von der Naturgeſchichte einer Wüſte ſagen, und gewiß werden manche noch das nicht in ihr geſucht haben, weil der Urſachen zu viel ſind, die jeden Keim des Lebens und der Freude zu erſticken trachten.

Wie leicht läßt ſich alſo auch nicht der Begriff von den Einwohnern einer ſo traurigen Erde feſtſetzen; und wie ausgemacht muß es nicht ſogleich ſeyn, daß dieſe große Wüſte wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens nur ſchlecht bevölkert ſeyn müſſe. Eigentlich ſind der Einwohner zweyerley, nämlich Berebern, oder eingebohrne Mohren, und Araber. Die erſtern ſind nicht groß von Geſtalt, aber wohlgebildet, ſchwärzlich von Farbe, beherzt, und zu den größten Beſchwerden des Lebens abgehärtet. Ihre Wohnungen ſind Zelte, die ſie leicht aufſchlagen und wieder abbrechen können, und ſie ſchlagen ſie allemal da auf, wo ſie einen bequemen Ort für ſich und ihr Vieh finden; ſie ſind alſo bloß nomadiſirende Völker.

Die andern, oder die Araber, wohnen in Menge unter ihnen, und ſind von Farbe braun, kühn, welches ſie vorzüglich bey den Angriffen der wilden Thiere beweiſen; doch, wie man ſagt, ſind ſie auch ſehr geneigt zum Rauben. Sie wohnen in Dörfern, die ſie Adovars nennen, und die aus einigen Hütten in Geſtalt eines Kegels beſtehen. Auch dieſe bleiben nur ſo lange ihre Adovars, als ſie etwas zu leben haben, alsdann ziehen ſie an einen andern Ort; die Weiber und Kinder ſetzt man in Körbe, und ladet ſie auf Kameele; das Hausgeräthe und die Zelte werden von Ochſen getragen, und die Männer reiten auf Pferden dem Truppe voran. Einfach und gering ſind ihre Lebensmittel, ſie beſtehen bloß in Datteln und Weizen, in Milch von Kameelen und andern Thieren. Sie beſchäf-

ſchäftigen ſich aber auch nur mit der Viehzucht und mit der Jagd. Denn ob ſie zwar einen kleinen Handel treiben, ſo iſt er doch nicht von vieler Erheblichkeit, ob man ihnen zwar nicht vorwerfen kann, daß ſie bey andern Mitteln träge ſeyn würden, welches ihre groſſen und langen Reiſen ſattſam beweiſen, die ſie oft um den kleinſten Gewinn unternehmen. Ihre Kleidung iſt ihrem Naturſtande ſehr angemeſſen. Beyde Geſchlechter tragen nur eine einfache weiße Bedeckung, roth eingefaßt, ohne einiges Leinenzeug darunter zu haben, gleich auf der Haut. Die Männer tragen Turbane auf dem Kopfe, und gehen allezeit barfuß. Wenn ſie reiſen, ſo geſchieht es ſtets in ſehr großer Menge zuſammen, mit einem eben ſo großen Zuge von Kameelen, auf welchen ſie Erz, Silber und andere Sachen aus der Barbarey nach dem Negerlande führen, aus welchem ſie dafür Gold, Malagettepfeffer, Sklaven und andre Waaren zurückbringen. Ferner ſuchen ſie viel Pferde aus der Barbarey dahin zu bringen, welche ſie an die Negern gegen Sklaven vertauſchen, wo ſie gegen ein gutes Pferd allemal zehn bis achtzehn Menſchen erhalten. So führen ſie auch ſeidene Zeuge von Granada und Tunis, nebſt vielen andern Sachen, und nehmen dafür eine Menge Sklaven und etwas Gold. Dieſe Sklaven werden nach Tunis und längſt der Küſte der Barbarey verführt, auch viele davon zu Arguin an die Europäer verhandelt.

Man kann ſich leicht denken, wie ſie in Anſehung ihrer Religionsbegriffe beſchaffen ſeyn müſſen, da ſie weder Moſcheen noch beſtimmte Oerter zum Gottesdienſt haben. Ob ſie ſich zwar zur mohämedaniſchen Religion bekennen, ſo wiſſen ſie doch kaum mehr davon, als den Namen der Religion, und daß ihnen ihre Marabouts oder Prieſter von ernſthaften und andächtigen Mie-

Mienen grade ſo viel ſagen, als nöthig iſt, die Unwiſſenheit der Einwohner zu unterhalten. Sie lehren ſie zwar, daß man zu gewiſſen Stunden des Tages beten müſſe, allein ſie ſind ſelbſt die unwiſſendſten, unmoraliſchſten und abergläubigſten Leute. Die weltliche Macht kann hierinn nicht das Geringſte zur Abänderung beytragen, denn ſie haben eigentlich gar keine Oberherren. Jede Horde ſtellt gleichſam einen kleinen Freyſtaat vor, dem ein Oberhaupt vorſtehet, der gemeiniglich nur der Reichſte der Horde iſt.

Da ſich die Wenigſten dieſer Völkerſchaften durch irgend etwas Erhebliches auszeichnen, ſo gedenken wir auch nur der bekannteſten und faſt der ſtärkſten Völkerſchaft, die Azanaghier genannt, welche an der Küſte in einigen Plätzen über Kabo Blanko, ihren Wohnſitz haben. Sie ſind von Farbe ſchwarzbraun, vom Wuchſe nicht allzugroß, aber dabey ſchlank. Ihr ſchwarzes Haar ſalben ſie alle Tage mit Fiſchfett, welches einen ſtarken Geruch verurſachet, und tragen es über den Schultern aufgewickelt. Bey ihrer großen Armuth ſind ſie auch diebiſch und verrätheriſch, ſo daß ſie ſich durch dieſe Eigenſchaften von vielen Seiten mehr furchtbar gemacht haben, als durch Stärke oder durch Kriege. Ihre Weiber ſind braun, und ſuchen vorzüglich in der Größe und Länge ihrer Brüſte die größte Schönheit, die ſie durch Binden und Preſſungen unnatürlich zu machen ſuchen, um für ſchön gehalten zu werden. Dieſe Nation kleidet ſich mit kattunenen Kleidern, welche ſie aus dem Lande der Schwarzen erhalten, einige tragen auch Oberröcke, die ſie Alkhezeli heißen, aber keine Hemden. Sonderlich haben ſie einen eignen Gebrauch, den Kopf zu zieren, denn ſie tragen ein Schnupftuch um denſelben, von welchem ein Stück ihre Augen, nebſt etwas

von

von der Naſe und dem Munde bedeckt. Der Mund iſt bey ihnen etwas Verächtliches, und ſie laſſen ihn daher nie ſehen, als wenn ſie Speiſe zu ſich nehmen. Ihr Durchirren der Wüſten erlaubt ihnen daher auch zur Speiſe nichts als Datteln und Kameelmilch; doch bekommen ſie von den Negern zuweilen etwas Reis und Bohnen zur Beyhülfe. Der Mangel an Lebensmitteln macht ſie auch mäßig, und ſogar geſchickt zum Hungern, da alsdann ein kleiner Vorrath von Mehl wieder ihren Hunger zu ſtillen vermögend iſt. Auch wiſſen ſie, gleich den übrigen, nichts von Herrſchaft, außer daß ſie den Reichern einige Achtung erweiſen.

Dafür iſt ihr Handel deſto beträchtlicher. Sie holen z. B. von Tegazza viel Salz, führen es in das Negerland auf vierzig Tagereiſen weit nach Tombut, und von da noch dreyßig Tagereiſen weiter nach Melli, wo ſie dafür Gold erhalten. Dieſes Gold erhalten die Negern von Melli noch tiefer im Lande von andern Völkern, denen ſie das Salz zuführen. Allein dieſen Negern fehlt es an Kameelen, die Waaren fortzuſchaffen, und dieſen Mangel erſetzen daher die Negern, welche zum Laſttragen gemiethet werden, und die es auf ihren Schultern fortſchaffen. Sie haben in jeder Hand eine große Gabel, auf welchen ſie ihre Laſt, nachdem ſie die Gabeln in die Erde geſteckt haben, ruhen laſſen, wenn ſie müde ſind. So gehen ſie fort bis an ein gewiſſes Waſſer, wo die Eigenthümer des Salzes, jeder ſeine Stücke, in Haufen in eine Reihe legen. Hierauf gehen ſie etwan eine halbe Tagereiſe weit zurück, und die Schwarzen, mit denen ſie handeln, und die ſich weder ſehen noch ſprechen laſſen wollen, kommen in großen Booten, legen eine Summe Goldes auf jeden Haufen, und gehen wieder fort. Wenn dieſe ebenfalls wieder weg ſind, kommen die Herren

des Salzes, und beſehen das Gold; iſt es genug, ſo nehmen ſie es weg, iſt das nicht, ſo laſſen ſie beydes liegen, und entfernen ſich nochmals. Jene kommen alſo nochmals, und legen entweder noch mehr hinzu, oder nehmen das Gold, und laſſen das Salz zurücke. Auf dieſe Weiſe haben ſie ſchon geraume Zeit mit einander gehandelt, ohne einander zu ſehen, und man kann hieraus ſehen, wie weit entfernt ſie vom Diebſtahl oder Betruge seyn müſſen, da ſie ſo viel Gelegenheit haben, untreu zu werden.

Man behauptet, daß dieſe Schwarzen, welche das Salz holen, von ungemeiner ſchwarzer Farbe, groß und wohlgeſtaltet ſeyn, aber ihre Unterlippen ſollen dicker, als eine Mannsfauſt ſeyn, und ihnen ſehr weit herabhangen; dabey ſey ſie roth, und es tröpfele etwas Blut heraus, die obere Lippe aber ſey ganz natürlich; und weil nun dieſe Lippen erforderten, daß ſie oft mit Salz gerieben würden, und außerdem faulen würden, ſo ſey ihnen das Salz äußerſt nothwendig, und gäbe dem Handel eine beſtändige Fortdauer. Dieſes Gold, was auf dieſe Art nach Melli kommt, geht nun zum Theil nach Tunis, Fes, Marokko, und in die übrigen Städte der Barbarey, wo es die Europäer gegen andere Waaren von den Mohren bekommen. Man bedient ſich aber hier nicht des gemünzten Goldes, ſondern handelt nur durch Vertauſchung einer Sache gegen die andere. Doch bedienen ſich die Araber und Azanaghier der kleinen Porzellan- oder Korimuſcheln, ſtatt des Geldes. Das Gold verlaſſen ſie nach einem Gewichte, welches ohngefähr den Werth eines Dukatens beträgt.

Dieſe Azanaghier bekennen ſich ebenfalls zur mohämedaniſchen Religion, jedoch ebenfalls ohne einen eigent-

eigentlichen Gottesdienſt, ohne Moſcheen und viele von ihnen ſogar, ohne Begriffe deſſen, was ſie für wahr halten; denn ihre Prieſter, die zugleich ihre Sterndeuter, Aerzte und Zauberer ſind, ſind theils ſelbſt Betrogene, und können alſo nicht anders als wieder betrügen. Ohne Regierung und nur durch Reichthum geehrt, leben ſie frey, nicht ſo wohl weil ſie jede Art der Herrſchaft verwerfen, als weil es ihnen, wie es ſcheint, noch nicht in den Sinn kommt, ihre Lebensart zweckmäßiger zu machen.

Ob man zwar dieſe große Strecke Landes in viele kleine Provinzen und Königreiche einzutheilen pflegt, ſo iſt doch dieſe Eintheilung völlig unſicher, und die ſogenannten Königreiche und Provinzen verdienen wenigſtens nicht einen ſo erhabnen Namen, eben ſo wenig als diejenigen Plätze verdienen große Städte genannt zu werden, wo ſich eine große Anzahl Menſchen beyſammen aufhält. Da jedoch einige Orte ihre beſondere Namen führen, ſo findet man 1) Zonhaga als eine dürre Sandwüſte, am atlantiſchen Meer gelegen, worin ſich der Ort Gualata befindet. Ferner 2) Tengaza, allwo ſehr viel Salzbrunnen ſind. 3) Zuenziga, deſſen Ort gleiches Namens der Sammelplatz einer großen Völkerſchaft iſt. 4) Azoath, ebenfalls eine Wüſte. 5) Gogden, eine Wüſte. 6) Targa, woſelbſt man etwas Manna findet, und wo die meiſten ſchwarzen Sklaven gefangen und gegen Pferde vertauſcht werden. 7) Lempta, 8) Berdoa, 9) Gaoga und 10) Borno, von welchen letztern Einwohnern und deſſen König man allerhand ſeltſame Fabeln erzählt, ſo wie der Reichthum dieſes Königes unermeßlich ſeyn ſoll; allein, man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſe Erzählungen für wörtlich wahr annehmen wollte.

Auf der Küſte baueten die Portugieſen ein Fort, auf der Inſel Arguin, welches ihnen aber die Holländer im Jahr 1638 entriſſen. Doch auch dieſe konnten es nicht lange behalten, denn 1678 nahmen es die Franzoſen weg, ſchleiften es, und ob ihnen gleich im Nimwegiſchen Frieden der Beſitz von Arguin gelaſſen wurde, ſo ſetzten doch die Holländer im Jahr 1688 dieſes Fort wieder in Stand. Die Franzoſen nahmen es 1721 abermals weg, und ſind nun bis jetzt noch im Beſitz deſſelben geblieben. Auch weiter herunter an der Küſte, haben ſie zu Portendik eine Faktorey angelegt, eigentlich aus Urſache des Gummihandels, deſſen wir oben gedacht haben.

IV.

Habeſch und Nubien.

I. Habeſch.

Abyſſinien, richtiger aber Habeſch, nennt man den Theil von Afrika, der nordwärts an Nubien, oſtwärts an das rothe Meer und die Küſte von Ajan, ſüd- und weſtwärts an die unbekannten Gegenden des innern Afrika gränzet. Der Flächeninhalt dieſes großen Staats beträgt auf vier und zwanzig tauſend Quadratmeilen, wiewohl ſich hier keine ganz richtige Beſtimmung denken läßt, da Habeſch nur wenig bekannt, und in neuern Zeiten faſt gar nicht von Europäern beſucht worden iſt. Land.

Was man von dieſem Reiche weiß, gründet ſich auf Nachrichten der Jeſuiten, die im vorigen Jahrhundert ſich hier einzuniſten ſuchten, trotz aller angewandten Mühe aber keinen feſten Fuß faſſen konnten. Ob alle dieſe Nachrichten ächt ſind, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen; doch kann man mit Anwendung einiger Kritik, und mit beſtändiger Hinſicht auf den Plan, den die Jeſuiten bey Bekanntmachung dieſer Nachrichten vor Augen hatten, wenigſtens das ganz Falſche und gewiß Uebertriebene entdecken, und von dem Wahren oder doch Wahrſcheinlichen abſondern.

Habeſch liegt unter einem brennendheißen Himmelsſtriche, und hie und da ſoll die Hitze ſo unerträglich ſeyn, daß ſie die Haut ablöſet, das Siegellack zum Fluß bringt, und den Sand ſo heiß als glühende Aſche macht. Auf den Bergen und an den Seeküſten aber iſt die Luft kühler, ſo kühl ſogar zuweilen, daß man ſie geradezu kalt nennen kann. Sechs Monate des Jahres ſind faſt alle Nächte durch mit ſchrecklichen, mit Donner und Blitz begleiteten, Regengüſſen be-

zeichnet, wodurch nicht allein das für Aegypten ſo heilſame Anſchwellen des Nils, der in Habeſch entſpringt, und zugleich der Hauptfluß des überhaupt waſſerreichen Landes iſt, entſtehet, ſondern auch in Habeſch ſelbſt große Ueberſchwemmungen verurſacht werden. Dieſe Ueberſchwemmungen ſind ſo heftig, daß das Gewäſſer Felſen hinwegreißt, und die erſchrocknen Einwohner ſich auf die Höhen flüchten müſſen, bis ihnen das Fallen des Waſſers, in ihre zerſtörten, zum Glück aber auch leicht wiederherzuſtellenden Wohnungen zurückzukehren, erlaubt. Dieß iſt auch nicht das einzige Uebel, welchem der Himmelsſtrich die Einwohner unterwürfig macht; ein anderes, der Erzählung nach noch weit ſchrecklicheres, iſt ein Orkan, den man die Schlange nennt, weil er in ſchlangenförmiger Bewegung wütet, und deſſen Gewalt in der That ſehr groß ſeyn muß, da er Häuſer zu Boden wirft, Eichen wie Rohr zerknickt, und, was beynahe unglaublich ſcheint, Schiffsmaſten in der Luft mit ſich fortführet.

Daß das Land waſſerreich iſt, und der Nil den Hauptfluß darinnen ausmacht, haben wir ſchon angeführet; wir ſetzen hier noch hinzu, daß die Quellen dieſes Fluſſes noch unbekannt ſind. Auch an Bergen hat Habeſch keinen Mangel, und es giebt deren, die höher angegeben werden, als die höchſten Alpen. Lamalmon, Geſchen und Thabat-Maria ſind die Namen der berühmteſten Berge, und dieſe ſind an manchen Orten ſo ſteil, daß man ſie mit Leitern erſteigen, und die Laſtthiere mit Stricken hinaufziehen muß.

Bey dem allem, und ohngeachtet außer dieſen unwirthbaren Gebirgen noch viele wüſte Einöden im Reiche ſind, iſt Habeſch doch eines der fruchtbarſten Länder in Afrika, das an allen Bedürfniſſen des Lebens Ueberfluß hat. Zu den vorzüglichſten Produkten des Landes gehören eine Menge Getraide, wohin

auch

auch eine Art Korn gehört, die den Geſchmack des Roggens haben, aber nicht größer ſeyn ſoll, als Mohnſaamen; ferner Reis, Flachs, Baumwolle Zuckerrohr, edle und andere Baumfrüchte, Sennesblätter, und ein Gewächs, welches Enſade genannt wird, und wenn es wirklich exiſtirt, faſt ſo nutzbar iſt, als der Kokosbaum. Die Blätter dieſes Gewächſes, ſagt man, ſind ſo groß, daß man Zimmer mit denſelben austapezieret, und, wenn ſie getrocknet ſind, und wie Flachs gebrochen werden, können ſie gefärbt und zu artigen Zeugen verarbeitet werden. Aeſte und Stiele zermalmt man, und erhält ein Mehl daraus, das, in Milch gekocht, ein wohlſchmeckendes geſundes Eſſen giebt. Schneidet man den Stamm und die Wurzeln in Stücken, und kocht dieſe auf gleiche Art, ſo erhält man eine noch nahrhaftere Speiſe. Schneidet man endlich den Baum ſieben bis acht Zoll über der Erde ab, ſo treibt er eine Menge Sprößlinge, und oben auf dem Wipfel wächſt eine lange Schote, in welcher fünf bis ſechshundert Kerne ſind, die ohngefähr wie Feigen ſchmecken.

Da der Wieſewachs vortreflich iſt, ſo iſt auch die Viehzucht von beſonderer Güte. Die Ochſen wachſen zu einer ungeheuern Größe, und da ſie mit Milch gemäſtet werden, erhält ihr Fleiſch einen herrlichen Wohlgeſchmack. Kühe werden beſonders ſehr viele aufgezogen, weil die Einwohner ſich vorzüglich von der Milch derſelben ernähren. Auch wird das Vermögen der Leute nach der Anzahl ihrer Kühe geſchäzet, und es iſt eine der ſtärkſten Einkünfte des Neguz oder Königs, daß er alle drey Jahre das zehnte Stück dieſer Thiere erhält. Die Pferde ſind ziemlich groß, ſtark, wohlgebauet und feurig; auch dienen ſie weder zum Ziehen noch zum Tragen, ſondern faſt allein im Kriege. Man zieht auch ſchöne Schafe und Ziegen,

Kameele und Mauleſel, die bey Bergreiſen ſehr nutzbar ſind. In den großen Waldungen des Landes iſt Wildpret, als Haſen, Hirſche, Schweine und Gemſen in Menge, auch Elephanten gehen in großen Heerden mit einander, und verurſachen beträchtlichen Schaden; man iſt aber nicht gewohnt, ſie, wie in Oſtindien, zahm zu machen, und in nutzbare Hausthiere zu verwandeln. Löwen, Panther, Tieger, Wölfe, Füchſe und Affen ſind außerordentlich häufig, und machen die Reiſen in einem nur ſparſam bewohnten Lande äuſſerſt gefährlich. Die Flüſſe und Seen enthalten ſehr viele und ſehr ſchöne Fiſche, aber auch Krokodille, und den Hippopotamus, oder das Flußpferd, ein auch in andern Gegenden von Afrika nicht ſeltenes Ungeheuer, das ſich im Waſſer und auf dem Lande aufhalten kann, in ſeiner Geſtalt etwas Aehnliches vom Ochſen und vom Pferde hat, und zuweilen an Größe dem Elephanten gleichkommen ſoll. Die Jagd dieſes Thieres, das im Waſſer, wo es die Barken mit der größten Leichtigkeit untertaucht, gefährlicher iſt, als auf dem Lande, iſt eine Beſchäftigung der Herzhaften, die, wenn ſie etliche dieſer Thiere erlegt haben, durch die Zähne, welche weißer ſind, als Elfenbein, die Haut, aus welcher man dauerhafte Schilde verfertiget, und das Fleiſch, welches gegeſſen wird, für ihre Kühnheit belohnt ſind. Endlich giebt es auch eine Menge Ungeziefer, als Schlangen, Skorpionen, Heuſchrecken, große ſcharfſtechende Mücken, aber auch Seidenwürmer und Bienen, die einen ſehr köſtlichen Honig bereiten.

An Mineralien leidet Habeſch ebenfalls keinen Mangel. Gold wird theils in Körnern aus den kleinen Flüſſen und Bächen geſammelt, theils in etlichen reichen Bergwerken gewonnen, aber überhaupt nur nachläßig geſucht. Silber ſieht man wenig, Eiſen aber

aber findet man gediegen faſt auf der Oberfläche der Erde. Steinſalz giebt es allenthalben, wo Berge ſind, in Menge, und dieſes wird, wenn es in Tafeln einen Fuß lang und drey Zoll breit geformt iſt, als Scheidemünze gebrauchet.

Dieß iſt ohngefähr die phyſiſche Beſchaffenheit von Habeſch. Man ſieht wenigſtens, daß es die Natur nicht ſtiefmütterlich bedacht, und daß ſie die Uebel, die ſie ihm beygeleget, wieder durch ſehr reiche und glänzende Geſchenke erſetzt hat.

In Verhältniß ſeiner Größe iſt Habeſch nur ſparſam bevölkert, und ohngeachtet manche Nachrichten von den Habeſchianern in einem Tone ſprechen, als ob ſie einen ſehr hohen Grad von Kultur hätten, ſo beweiſen doch dieſelben Nachrichten durch die Erzählungen von der Armſeligkeit und groben Unwiſſenheit dieſer Leute, daß ſie ſich nur wenig über die Negern erheben, und in aller Betrachtung unter den Bewohnern der barbariſchen Freyſtaaten ſtehen. Sie ſind nicht ſchwarz, wie man lange Zeit in Europa geglaubt hat, ſondern ſchwarzbraun und olivenfarben; ſie ſind wohlgewachſen, und haben ausdrucksvolle angenehme Geſichtszüge, die durch zwey Reihen der ſchönſten Zähne erhoben werden, ſo daß man ſie überhaupt für die ſchönſten und wohlgebauetſten Afrikaner halten kann, daher auch Habeſchianiſche Sklaven und Sklavinnen weit theurer bezahlt werden, als die aus andern afrikaniſchen Ländern. Einwohner.

Ihre Geiſteseigenſchaften und ihr moraliſcher Karakter werden in vielen Betrachtungen gerühmet. Man lobt ihre Lebhaftigkeit, ihr Ausharren bey Mühſeligkeiten, ihre Einſicht, Beurtheilungskraft, und die Güte des Herzens, die ſie von allen Bewohnern dieſes Erdtheils unterſcheidet. An Höflichkeit ſtehen ſie keinem

keinem Europäer nach, wenn dieſem gleich ihre Art, höflich zu ſeyn, ſonderbar vorkommen möchte. Sie geben ſich nämlich wechſelweiſe die Hände, und legen dieſe dann auf den Mund. Hernach nimmt man demjenigen, den man grüßet, die Scherpe ab, und bindet ſie ſich um den Leib, ſo daß dieſer, wenn er keine Weſte an hat, nackend da ſtehet. Dabey tragen ſie faſt allemal ein Stückchen Salz in einem am Gürtel befeſtigten Sacke bey ſich, und wenn zwey Freunde ſich begegnen, geben ſie einander von dieſem Salze zu koſten, und es würde die größte Unhöflichkeit ſeyn, wenn einer ſich weigern wollte, dieſes Salz anzunehmen. Da ſie keine Wirthshäuſer im Lande haben, und überhaupt wenig reiſen, ſo iſt ihre Gaſtfreyheit ſo groß, daß ein Fremder, ſo wie er in einen Wohnort kommt, freye Wohnung und Koſt hat, und alles, was er brauchet, von den Einwohnern geliefert erhält; eine Gewohnheit, die ſo weit geht, daß man ohne Umſtände in das erſte beſte Haus hineingehen, und ſich da, als ob man in ſeinem Eigenthum wäre, bedienen laſſen kann.

Die Kleidung des gemeinen Volks beſteht, ſo wie ſie das Klima erfodert, in einer Scherpe und in Beinkleidern von grober Leinwand, mit dem Oberleibe aber und den Beinen gehet es bloß. Vornehmere Leute tragen ſeidene Röcke, die bis auf die halben Beine gehen, und Beinkleider, welche bis zu den Ferſen herabhängen. Ihre Haare flechten ſie künſtlich, und reiben ſie mit Butter ein, daß ſie glänzend werden. Man ſagt, daß ſie (wahrſcheinlich aber nur die ſüßen Herren unter den Habeſchianern) ſich den Kopf bey Tage niemals bedecken, und ihn des Nachts auf eine Gabel ſtützen, die ihnen zum Kopfküſſen dienet. Der Kopfputz der Weiber, deren Kleidung ſich ſonſt wenig von der männlichen unterſcheidet, iſt verſchiedenen Moden unterworfen,

ſen; Ohrringe und Halsbänder machen aber ihre größte Zierrath aus.

Regelmäßige Städte findet man gar nicht in Habeſch, und die Dörfer ſind nichts als ein unordentlicher Haufen elender Hütten und Zelter. Der Neguz nebſt allen Großen des Landes, leben unter dergleichen Zelten, welche ſie bald da, bald dort aufſchlagen laſſen. Das Hausgeräthe iſt nicht zierlicher als die Häuſer; indem es aus weiter nichts als aus einigen Matten und irdenen Geſchirren beſtehet. Wenn ſie eſſen, werden die Tiſche mit einem dünnen Kuchen bedeckt, der zugleich ſtatt des Brodes und zum Abwiſchen der Finger da iſt, welche eben nicht reinlich ſeyn müſſen, da man den Gebrauch der Meſſer und Gabeln gar nicht kennet. Es iſt Hofetikette, die Speiſen nicht ſelbſt zum Munde zu bringen, ſondern die Hofbedienten müſſen dieſelben klein machen, und die aus Brod, Fleiſch und Gemüſe beſtehenden Kugeln ihrem Herrn in den Mund ſtopfen. Sie eſſen kein Wildpret, und würzen die Speiſen ſo ſehr, daß ſie kein Europäer hinunter bringen kann. Rohes Rindfleiſch wird ſelbſt auf der kaiſerlichen Tafel ſerviret, wenn es in Stücken geſchnitten und mit Rindsgalle und Gewürze beſtreut worden iſt. Man hat noch eine ekelhaftere Art, die Speiſen zu würzen, indem man das halbverdaute Gras aus den Eingeweiden nimmt, und, mit Senf vermiſcht, an das Fleiſch thut. Gewöhnliche Getränke ſind eine Art Bier und Meth, Wein aber wird gar nicht gekeltert, ſo treflich auch die Trauben ſind.

Die Beſchäftigungen erben von dem Vater auf den Sohn, ſo daß dieſer gerade dieſelbe Handthierung treibt, mit welcher ſich jener beſchäftigt hat. Einige Handwerker verabſcheuen ſie, wie z. B. das Schmiedehandwerk, daher ſich allein die Juden mit Verfertigung der eiſernen Werkzeuge beſchäftigen. Ihre

übrigen

übrigen Handwerker wiſſen nichts Ordentliches zu verfertigen, und die Landesmanufakturen ſchränken ſich auf nichts, als etwas Leinwand und baumwollene Zeuge, ein. Daher iſt auch der Handel von gar keiner Bedeutung. Der auswärtige geſchieht durch die Araber und Türken, der innerliche wird von den Armeniern und Juden getrieben. Der erſte iſt für das Land äußerſt nachtheilig, weil die Einwohner alle die ausländiſchen Waaren, welche zu ihnen gebracht werden, mit gutem Gold bezahlen müſſen, und die Ausfuhr an Wachs, Häuten und Elfenbein nicht zur Hälfte zum Umtauſchen zureichend iſt. Im Lande wird mit Vieh, Getreide, Leinwand u. dergl. ein nicht unbedeutender Handel getrieben.

Ehemals ſuchten die Portugieſen den Handel allein in ihre Hände zu bekommen, allein die Revolution, von welcher wir in der Geſchichte von Habeſch ſprechen werden, zernichtete alle ihre Entwürfe. Auch die Holländer haben zu verſchiedenen malen Verſuche gemacht, Antheil am habeſchianiſchen Handel zu erlangen, allein ſo wohl Religionsvorurtheile als Eiferſucht wegen der übergroßen Macht der Holländer in Oſtindien hielten die Habeſchianer von einer Verbindung mit ihnen zurück.

Künſte und Wiſſenſchaften ſind hier noch in den kläglichſten Umſtänden. Sie ſind ſo ſchlechte Aſtronomen, daß ſie ſich einbilden, die Sonne komme durch ein Loch auf die Erde, und gehe durch ein andres Loch wieder weg. Ihre Philoſophie iſt ein Gewebe der abgeſchmackteſten Thorheiten, und ihre ganze Arzneykunſt beſteht in der Kenntniß etlicher einfachen Kräuter. Mit den Künſten iſt es nicht beſſer; den Ruinen der Stadt Axuma nach zu urtheilen, muß die Baukunſt ehedem gute Meiſter aufzuweiſen gehabt haben; allein gegenwärtig ſind ſelbſt die königlichen Wohnungen

nungen nur klägliche Hütten, die bloß für Wind und Wetter zu ſchützen im Stande ſind. Ihre Gemälde ſind unter aller Kritik, die Muſik ſo jämmerlich, als bey dem ungeſchlachtetſten Volke, und alles, was ſie in Dingen des Geſchmacks unternehmen, verräth, daß ſie auch nicht die entfernteſten Begriffe von dem Weſen des guten Geſchmacks haben. Und wie ſollte das auch eine Nation, die in Filzzelten wohnt, die ſich kaum mit einigem Anſtand zu bekleiden weiß, und eine ſo unreinliche Lebensart führt, als dieſe, von der aber gleichwohl manche Miſſionäre in Ausdrücken ſprachen, als ob ſie nicht weit von der europäiſchen Verfeinerung entfernt wäre.

Was man in dieſer Gegend nicht erwarten ſollte, Religion. iſt, daß die chriſtliche Religion hier die herrſchende iſt, und ſich wirklich mit einem, dieſen rohen Menſchen ſonſt fremden, äußern Pompe zeiget. Der heilige Frumentius ſoll im vierten Jahrhundert das Chriſtenthum hier ausgebreitet haben; man ſagt aber, daß das hieſige Chriſtenthum durch viele jüdiſche und heidniſche Gebräuche verunſtaltet ſey. Die Glaubenslehren ſind ohngefähr von eben der Beſchaffenheit, wie in der griechiſchen Kirche. Das Abendmahl wird unter beyden Geſtalten ausgetheilet, und die körperliche Gegenwart in demſelben gelehret. Sie erkennen das Anſehen der heil. Bücher, zu denen bey ihnen noch eine den Apoſteln zugeſchriebene Sammlung kirchlicher Verordnungen gerechnet wird. Die Taufe geſchieht hier durch das Eintauchen, welches zu dreyenmalen wiederholet wird. Ein Knabe wird den vierzigſten, ein Mädchen den achtzigſten Tag nach der Geburt getaufet, und ihnen zugleich das Abendmahl gereichet. Ueberdem haben ſie noch eine jährliche Taufe, welche man die Taufe der Erſcheinung Chriſti nennet, weil ſie jährlich an dieſem Feſttage angeſtellt

wird.

wird. Die Beſchneidung haben ſie von den Juden, und verrichten ſie am ſiebenden Tage nach der Geburt, halten ſie aber für kein Sakrament, ſondern bloß für einen löblichen Gebrauch und eine Gewohnheit, welche ſehr wohlthätige Einflüſſe auf Geſundheit und Bevölkerung habe. Auch feyern ſie den Sonnabend neben dem Sonntag, und enthalten ſich von den durch das moſaiſche Geſetz verbotenen Speiſen. Sie verehren die Heiligen, und die Jungfrau Maria muß in der That auf eine beynahe mehr als abgöttiſche Weiſe verehret werden, wenn es anders wahr iſt, daß ſie die portugieſiſchen Jeſuiten, denen man doch eben keine Laulichkeit im Dienſte der Maria Schuld geben kann, für Feinde derſelben angeſehen haben. Man feyert ihr zu Ehren jährlich zwey und dreyßig Feſte, und der ein und zwanzigſte Tag jedes Monats iſt ihr noch beſonders gewidmet. Sie bitten auch für die Verſtorbenen, glauben aber dennoch nicht an das Fegefeuer, ſondern erkennen nur zwey Orte nach dem Tode, das Paradies und die Hölle. Sie haben auch die Ohrenbeichte, allein ſie iſt nicht allein etwas von der in der katholiſchen Kirche üblichen unterſchieden, ſondern auch nicht einmal im ganzen Lande eingeführet. Die Habeſchianer gehen nicht leicht vor dem fünf und zwanzigſten Jahre zur Beichte, weil man bis zu dieſem Alter eine völlige Schuldloſigkeit vorausſetzt. Faſten haben ſie mehrere, und alle werden mit großer Strenge beobachtet: da ſind erſtlich vier große Faſten im Jahre, die funfzig, dreyßig, ein und zwanzig und vierzehn Tage lang währen; dann ſind auch alle Mittwochen und Freytage Faſttage, und an keinem derſelben darf man eher, als nach Sonnenuntergang, auch weder Fleiſch noch Eyer, noch Butter noch Käſe eſſen. Niemand iſt von dieſer ſtrengen Faſten befreyet, ſelbſt Kranke, Alte und Reiſende, müſſen ſich derſelben unterwerfen.

Die

Die Kirchen im Lande ſind niedrig, dunkel, von Erde und Kieſelſteinen erbauet, mit Stroh oder Rohr gedeckt, und im Ganzen äußerſt armſelig. Sonſt ſind ſie inwendig ſehr reinlich, und an den Wänden hängen viele Gemälde, aber gegoßne oder geſchnitzte Figuren erblickt man nirgends. Die großen Kirchen beſtehen aus drey Theilen; aus dem Eingang oder Vorhof, wo die Kranken und Preßhaften ſtehen bleiben müſſen; dem Schiff, wo die Laien ſich aufhalten, und dem Chor, in welchem allein die Prieſter den Zutritt haben. Die Ehrerbietung, welche ſie für ihre Kirchen hegen, iſt äußerſt groß: ſie gehen nicht anders als mit bloßen Füßen hinein, wagen es kaum Athem zu holen, und wer nicht ſtehen kann, hat aufs höchſte die Erlaubniß, ſich auf ein paar Krücken zu lehnen, welche an den Kirchthüren ſtehen. Sie gehen ſelten in die Kirche ohne Brod, Oel, Meth, Früchte, Räucherwerk, Honig u. dergl. mit zu nehmen, welches ſie als ein Opfer vor den Altar legen. Die Prieſter behalten einen Theil dieſer Opfer für ſich, das übrige theilen ſie unter die Armen aus, die, wenn der Gottesdienſt vorbey iſt, mitten in der Kirche ein kleines Gaſtmahl halten. Auch behaupten ſie, die wahre Bundeslade des jüdiſchen Tempels zu beſitzen; was ſie aber dafür ausgeben, iſt ein Altar, der beſtändig im Gefolge des Hofes nachgetragen wird. Vier Prälaten begleiten ihn, und andre gehen vorne und hinten, welche unaufhörlich geiſtliche Geſänge ſingen. Einer davon gehet rücklings und räuchert, bis ſie in dem großen Zelte, wo des Kaiſers Kapelle iſt, niedergeſetzt wird.

Die Geiſtlichkeit iſt äußerſt zahlreich, ſo daß ſie wenigſtens das Fünftheil der Einwohner ausmacht. Ihr Oberhaupt iſt ein Biſchof, Abuna genannt, welcher den Kirchengeſetzen nach ein Fremder ſeyn, und von

dem Patriarchen zu Alexandria die Weihe erhalten haben muß. Seine Unterwürfigkeit gegen dieſen Patriarchen iſt ſehr knechtiſch: dieſer darf ihn ohne weitere Umſtände, nach eignem Gutdünken, abſetzen, dahingegen ſein Anſehen in Habeſch ſehr eingeſchränkt iſt. Dieſer Abuna kennt zuweilen nicht einmal die Sprache des Landes, deſſen Oberhirte er iſt; ja es geſchieht wohl, daß ein Abuna hergeſchickt wird, der noch nicht einmal in einen Orden aufgenommen worden iſt. Man erzählt von einem dieſer Leute, daß er, ſeiner äußerſten Unwiſſenheit wegen, ſeiner Würde entſetzt und genöthigt worden, als Knecht in einer Mühle zu dienen. Uebrigens hat er den Genuß anſehnlicher Güter, und jährlich wird eine Beyſteuer von Salz und Leinwand für ihn eingeſammelt.

Nach dem Abuna folgt der **Komos**, welcher die weltlichen Angelegenheiten zu beſorgen hat. Die übrigen Geiſtlichen ſind Prieſter, Diakonen und Unterdiakonen. Große Freyheiten hat die ganze Geiſtlichkeit nicht; ſie iſt nicht allein in Civil- und Kriminalſachen der weltlichen Obrigkeit unterworfen, ſondern ſogar in geiſtlichen Dingen müſſen ſie ſich verſchiedene Einſchränkungen gefallen laſſen, da der Neguz das Recht hat, ihre Verſammlungen feſtzuſetzen, und die Glaubenslehre zu beſtimmen. Es iſt den Geiſtlichen erlaubt, ſich zu verheyrathen, aber nur einmal, und ihre Pfründen ſind erblich, ſo daß der Sohn allezeit dem Vater im Amte nachfolget. Da ſie mehrentheils mit vielen Kindern geſegnet ſind, welche zu erhalten, ihre Einkünfte nicht hinreichend ſind, ſo müſſen ſie auf eine andre Weiſe etwas zu verdienen ſuchen, da ſie denn Land pachten, oder ſich mit Wartung der Viehheerden ernähren. In der Kleidung ſind ſie durch nichts von dem Laien unterſchieden, ein kleines Kreuz ausgenommen, welches ſie auf der

Bruſt

Bruſt tragen und das von dem Volke mit großer Andacht geküßt wird.

Die Anzahl der Klöſter iſt ungeheuer, und die Mönche ſollen ſich über hunderttauſend belaufen. Sie leben meiſt im trägen Müſſiggange, und misbrauchen nicht ſelten die Gewalt, welche ſie über das gemeine Volk haben, dazu, es zu Empörungen zu verleiten, ſo daß auch einmal ein König ſiebentauſend Mönche von der Spitze eines ſteilen Felſen herabſtürzen laſſen mußte, um einen gefährlichen Aufſtand zu erſticken, den ſie wider ihn angezettelt hatten. In jedem Betracht ſind dieſe Mönche überhaupt eine Laſt des Staats, indem ſie keine Abgaben bezahlen, und ſich überhaupt aller bürgerlichen Laſten zu entſchütten wiſſen. Die Klöſter, in denen ſie leben, ſind nicht, wie in Europa, große Gebäude, in denen ſich eine Anzahl Mönche gemeinſchaftlich aufhält, ſondern ſie beſtehen aus einer Menge Hütten, von denen jede in einer großen Entfernung von der andern liegt, ſo daß ſie mehr auf Art der Einſiedler, als der Mönche, leben. An Feſttagen verſammeln ſie ſich in einer Kirche, und täglich ſagt jeder für ſich eine gewiſſe vorgeſchriebene Anzahl Gebete her. Sonſt dürfen ſie ohne Urlaub ausgehen und wieder kommen, wie es ihnen gefällig iſt. Unter dieſen Klöſtern giebt es einige, wo verheyrathete Mannsperſonen aufgenommen, und ſogar die Kinder zum Mönchsſtande auferzogen werden; wer aber einmal das Gelübde der Eheloſigkeit abgelegt, und dem Orden nachher wieder, um zu heyrathen, entſagt hat, wird als ehelos angeſehen. Uebrigens können die Mönche auch weltliche Aemter verwalten.

Außer den Mönchen findet man auch noch viele eigentliche Einſiedler, die auf ſchrecklichen Felſen leben, wohin man ohne die äußerſte Lebengefahr gar nicht gelangen kann, und die in ſo hohem Anſehen ſtehen, daß

ſie ſogar häufige Beſuche von dem Monarchen erhalten.

Außer den Chriſten giebt es noch viele Heiden im Lande, vorzüglich an den Gränzen; auch haben Juden und Mohämedaner freye Religionsübung, die letztern aber werden auf eine ausgezeichnete Weiſe verachtet: kein Chriſt würde mit ihnen eſſen, oder ein Stück Fleiſch von einem Vieh, das ſie geſchlachtet haben, anrühren, oder aus einem von einem Mohämedaner gebrauchten Becher trinken; ja ſelbſt den Gruß erhält ein Mohämedaner nur mit der linken Hand, welches für einen hohen Grad von Verachtung gehalten wird.

Regierung. Habeſch beſteht wohl aus dreyßig verſchiedenen Königreichen, deren Beherrſcher aber alle Vaſallen des Neguz ſind, den man auch ſonſt mit dem Titel eines Kaiſers von Abyſſinien beehret hat. Dieſer Neguz iſt einer der mächtigſten Monarchen in Afrika, und ſeine Unterthanen verehren ihn auf eine Weiſe, die der Vergötterung nahe kömmt. Die Thronfolge gründet ſich nicht beſtimmt auf das Recht der Erſtgeburt, ſondern die Könige laſſen oftmals demjenigen von ihren Kiudern die Krone, für den ſie eine beſondre Vorliebe haben; die Großen des Reichs glauben ebenfalls zuweilen ein Recht zu haben, den Thron nach Gutdünken zu beſetzen, wenn es nur mit einem Prinzen aus dem regierenden Hauſe iſt, und zuweilen iſt ſogar ſchon der Fall eingetreten, daß natürliche Kinder, die durch die Reichsgrundgeſetze eigentlich vom Throne ausgeſchloſſen ſind, denſelben durch Liſt und andere heimliche Ränke beſtiegen haben.

Ehedem geſchah die Salbung und Krönung in der jetzt zerſtörten Stadt Axuma. Zum Anfang der Ceremonie wird dem neuen Kaiſer eine Art von Unter-

Unterricht vorgeleſen, worinnen alle Umſtände des Ceremoniels enthalten ſind. Die Armee ſetzt ſich in Bewegung; hierauf erſcheint der Neguz auf einem koſtbaren Pferde, und mit ihm alle Großen des Hofes. Der Biſchof, der von dem ganzen Haufen der Prieſter und Mönche begleitet wird, führt den Kaiſer in die Kirche, ſalbet ihn da mit dem heiligen Oele, und ſetzt ihm am Fuße des Altars die Krone auf. Dieſe Krone iſt ein von geſtreiftem Neſſeltuche, das mit Goldfäden durchzogen und einigen koſtbaren Steinen beſetzt iſt. Es wird um den Kopf gewunden, ſo daß es ohngefähr die Geſtalt eines Diadems hat, wie die Könige zu den Zeiten der Griechen und Römer trugen. Der Pöbel glaubt, daß dieſes Neſſeltuch durch einen Engel vom Himmel gebracht worden ſey, und hegt daher eine ſehr abergläubiſche Ehrfurcht dafür. Der Neguz bekommt dann auch, neben ſeinem Taufnahmen, noch andre Namen, als: der ehrwürdige Monarch, der von Gott geliebte Monarch, die Glaubensſtütze, der koſtbare Edelgeſtein, u. ſ. w. Seine gewöhnliche Kleidung iſt eine ſeidene Weſte, mit Gold beſetzt, mit langen Aermeln. Zuweilen trägt er auch einen langen, bis zur Erde reichenden, mit goldnen Blumen durchwirkten Rock von blauem Sammte.

Sein Hoflager iſt gewöhnlich in der Provinz Dembea, und hat einen ſehr großen Umfang, welcher in vier Quartiere getheilt wird. Die Zelte des Monarchen ſtehen in der Mitte auf einem großen leeren Platze; der übrige Theil des Lagers, wird von den Officiers und Bedienten, der Leibwache den Kaufleuten und Handwerkern eingenommen. Einige wohnen in Zelten, andre in kleinen Hütten von Rohr, mit Stroh gedeckt. Ein ſolches Hoflager ſieht von weitem einer großen Stadt ähnlich, und doch hat

man nur etliche Stunden Zeit nöthig, das Läger aufzuſchlagen. Man wählt dazu das Ufer eines Fluſſes, oder Sees in einer Gegend, wo Holz und Weide im Ueberfluß iſt. Hier wird die Fahne des Neguz aufgeſteckt, und von dieſer an ziehen die Officiers ihre Linien, um die Gaſſen abzuſtecken, und jedermann ſeinen beſtimmten Platz anzuweiſen.

Die Vielweiberey iſt zwar eigentlich durch die Geſetze verboten, allein ſchon der gemeine Mann glaubt dieſes Geſetz umgehen zu dürfen, und der Neguz hat bey mehrern Gemahlinnen auch noch ſo viel Kebsweiber, als er halten will. Die Prinzeſſinnen führen eine äußerſt freye Lebensart, und machen ſich kein Bedenken, ihre Liebeshändel mit Gift und Dolch zu endigen, wenn ſie der Liebhaber ſatt ſind.

Man kann aus den bisher geſagten ſchon erwarten, daß die Regierungsform in Habeſch das Gepräge des äußerſten Deſpotiſmus träget. Der Neguz übt eine völlig unumſchränkte Macht über Leben und Güter ſeiner Unterthanen aus, und das Volk iſt ſo ſehr an den Druck, unter welchem es ſchmachtet, gewöhnt, daß es die härteſten Drangſale nicht im geringſten zu fühlen ſcheint. Die Unterthanen ſehen ſich für nichts als Pachter an, denen jeden Augenblick das inhabende Land genommen werden kann; ſie vernachläßigen deswegen aber auch den Landbau, der nur ſo ſchläfrig als möglich getrieben wird. Doch werden, wenn ein Gutsbeſitzer ſtirbt, ſeinen Erben gewöhnlich zwey Drittheil der Ländereyen gelaſſen; mit dem übrigen Drittheil aber ſchaltet der Neguz nach Gutdünken, und giebt es, wem er will, als ein Lehen. Dem zu Belehnenden ſendet der Neguz eine ſeidene Binde, auf welcher die Worte mit goldenen Buchſtaben ſtehen: ich bin der König von Habeſch, aus dem Stamm Juda, welcher allezeit ſeinen Feinden obgeſiegt hat.

Dieſe

Dieſe Binde wird dem neuen Lehnsmann an der Stirne befeſtigt, und er mit Muſik in den Beſitz der verliehenen Güter geſetzt. Dafür iſt er im Gegentheile gehalten Kriegsdienſte zu thun, auch nach Verhältniß ſeiner Einkünfte mehrere Leute zu ſtellen.

So ſind denn alle Habeſchianer nichts weiter, als Sklaven, die von dem Winke des Deſpoten abhangen, in deſſen Macht es ſteht, ſie reicher zu machen, oder ihnen alles zu nehmen, was ſie beſitzen. Auch iſt die äußerliche Unterwürfigkeit, welche ſie dem Neguz beweiſen, durchaus ſklaviſch, und dies ſo ſehr, daß ſie bald bis zur Vergötterung gehet. Keiner darf ſich unterſtehen, vor dem Zelte des Monarchen vorüber zu reiten, ſondern man muß in einer ziemlichen Entfernung von demſelben abſteigen, und, als ob es ein Heiligthum oder der Wohnſitz einer ſichtbaren Gottheit wäre, ſich ihm nähern. Wer etwas von dem Neguz zu bitten hat, geht mit Anbruch des Tages vor das Zelt, und rufet, ſo laut er kann: mein König, mein Augapfel, Vater der Waiſen! bis der Monarch, aufmerkſam gemacht auf das Geſchrey des Bittenden, entweder ſelbſt oder durch ſeine Räthe ihn befraget, und ihm Recht zu verſchaffen ſucht. Auch zeigen ſich dieſe Idole nur ſelten ihren Unterthanen, und ſelbſt der erſte Miniſter erhält nur dann den Zutritt zu ihnen, wenn er, zur Erde geworfen, dreymal vor der Thür des Gezeltes gerufen hat: er ſey der letzte Sklave des Königs der Könige, der Staub, der bereit ſey, alle ſeine Befehle auf das geſchwindeſte zu vollſtrecken. Zeigt er ſich einmal öffentlich, ſo geſchieht es nicht anders, als mit dem größten Gepränge, in der Mitte eines großen Haufens Reuterey auf einem prächtigen Pferde reutend, ſo daß auch hier ihn niemand ohne die größte Beſchwerlichkeit zu ſehen bekommen kann.

Der Deſpotismus, der dieſen Fürſten umgiebt, wird doppelt durch die Plackereyen der Statthalter und Richter, die alle ihre Stellen kaufen, und die ihnen untergeordneten wieder verkaufen, ſo daß das arme unglückliche Volk, es mag ſich auch hinwenden, wo es nur will, nichts als Unterdrückung und die gröbſte Tyranney zu erwarten hat. Dennoch ſagt man, daß die Gerechtigkeit ſtreng und billig ausgeübt, und niemand eher zum Tode verurtheilt werde, bis die Strafwürdigkeit deſſelben in das klärſte Licht geſetzt ſey. Gewöhnliche Todesſtrafen ſind, die Erdroſſelung, das Köpfen und das Steinigen. Auch werden die Güter gewiſſer Verbrecher eingezogen, und jedermann verboten, ihnen bey ſchwerer Strafe zu eſſen oder zu trinken zu reichen, ſo daß ſie eines ſchmählichen Hungertodes ſterben müſſen, wenn ihnen der Neguz nicht bald Gnade wiederfahren läßt. Stockprügel und Geißelung iſt die gewöhnliche Strafe ſolcher Verbrecher, welche ſich nicht des Todes ſchuldig gemacht haben. Staatsverbrecher werden auf wüſte Inſeln in dem großen See, Dembra, oder auf unerſteigliche Felſen geſchickt, wo ſie ihr Leben im äußerſten Elende zubringen müſſen. Todtſchläger werden den Anverwandten des Entleibten ausgeliefert, die entweder die Blutrache an ihm nehmen, oder ihm die Schuld gegen Erlegung einer Summe Geldes erlaſſen. Geſchieht dieß nicht, und beſchließen ſie im Gegentheil, Blut mit Blut zu rächen, ſo giebt jeder von den Verwandten des Ermordeten dem Mörder einen Lanzenſtich, oder taucht wenigſtens ſeine Lanze in das Blut deſſelben, um doch wenigſtens dadurch einigen Antheil an der Rache zu haben. Geſchieht aber ein Mord, von welchem der Thäter nicht bekannt iſt, ſo werden die Bewohner der ganzen Gegend, in welcher der Mord vorfiel, zu einer anſehnlichen Geldbuße verurtheilt, daher denn auch die Obrigkeiten

keiten alle mögliche Mühe anwenden, Mordthaten, ſo viel als nur immer möglich, zuvorzukommen.

Die Prozeſſe werden mit der möglichſten Kürze abgethan. Entſteht eine Streitſache, ſo wählen die ſtreitenden Partheyen Schiedsrichter, oder der Statthalter des Orts ernennt einen Richter, der auf der Stelle den ganzen Handel ausmachet. Jeder hat ſeine Zeugen bey ſich, und da man in dieſem Lande für Geld alles haben kann, ſo iſt nicht immer der Unſchuldige, ſondern vielmehr der Reiche gewiß, ſeinen Prozeß zu gewinnen, um ſo mehr, da man, wenn auch die Ungerechtigkeit ſonnenklar iſt, dennoch immer anſteht, ſich an den Kaiſer zu wenden, theils weil man die Beſchwerlichkeiten der Reiſe ſcheuet, theils weil man den Statthaltern nicht mißfallen will. Von Polizey hat man natürlicherweiſe in einem noch ſo rohen Lande gar keine Begriffe: daher allenthalben Räuberbanden herumſtreifen, und die Menge der Bettler ungeheuer iſt. Man hat nicht einmal Gefängniſſe in Habeſch, ſondern die Verbrecher werden an eine Kette gelegt, von der das eine Ende einem Soldaten in die Hand gegeben wird, der den Kerl bewachen, und mit ſeinem eignen Leben für ihn ſtehen muß.

Die Kriegsmacht, wenn man anders einen Haufen zuſammengelaufenen, halbnackten und ſchlechtbewaffneten Geſindels mit dieſer Benennung beehren darf, iſt ſo elend, als möglich. Man ſpricht zwar von zwey ſtarken ſtehenden Armeen an den Gränzen des Reichs, von denen jede dreyßigtauſend Mann ſtark ſeyn ſoll, allein dieſe Armeen mögen wohl nur wenig zu bedeuten haben, indem ſie mit nichts als Lanzen, Säbeln, Schilden und hölzernen Keulen bewaffnet ſind, den Gebrauch der Pfeile aber gar nicht kennen, und mit Feuergewehr nur ſehr ſchlecht umzugehen wiſſen. Im Treffen greifen die vorderſten Glieder mit großer Wuth Kriegsmacht.

an; finden ſie aber Widerſtand, und werden zurückge- ſchlagen, ſo entſteht auch ſogleich eine allgemeine Unordnung, welche durch nichts wieder zu verbeſſern iſt. Dieſe ſchlechte Beſchaffenheit des Kriegsweſens iſt auch Urſache, daß nicht nur die Türken und Araber viele Provinzen weggenommen haben, wodurch die Gränzen des Reichs ſehr verengt worden ſind, ſondern daß ſich der Neguz nicht einmal der wilden Gränznachbarn gegen Süden und Weſten erwehren kann.

Geſchichte. Die älteſte Geſchichte von Habeſch iſt völlig unbekannt, doch glaubt man ſichere Gründe zu haben, wenn man die Habeſchianer für eine arabiſche Kolonie hält, die ſchon im grauen Alterthume in dieſes Land gekommen iſt. Weiter weiß man nichts von den Staatsbegebenheiten dieſes Reichs, bis zu den Zeiten, da Salomon König der Juden war, wo hier eine Königin, Namens Maqueda, geherrſcht haben ſoll. Dieſe Königinn, heißt es, denn alles beruht auf einer unerwieſenen und ſogar auch unwahrſcheinlichen Sage, war die Königinn von Saba, welche, wie die jüdiſchen Geſchichtſchreiber angeben, zum Salomo kam, deſſen Macht und Weisheit zu bewundern. Sie kam, ſo lautet die Sage ferner, ſchwanger von ihm zurück, und ward Mutter eines Sohnes, welcher nach ſeinem Großvater David genennet wurde. Von dieſem David nun, ſollen die nachherigen Souveräns des Landes abgeſtammt haben, und daher ſoll es kommen, daß ſich der Neguz noch einen Fürſten aus dem Stamm Juda nennt. Uebrigens ſind die Nachfolger dieſes Davids wieder unbekannt bis zum vierten Jahrhundert, das iſt, bis zu dem Zeitpunkte, da die chriſtliche Religion in Habeſch eingeführt wurde, welches, wie man ſagt, unter der Regierung zweyer Fürſten geſchah, welche Brüder waren, und gemeinſchaftlich Habeſch beherrſchten.

Um das Jahr neunhundert und ſechszig gelangte eine andre Familie, die der Zageh, zum Beſitz des Thrones, welche auch denſelben dreyhundert und vierzig Jahre behauptete. Der Berühmteſte von den Fürſten aus dieſer Familie war Calibala, von welchem auch die Gebäude erbauet ſeyn ſollen, deren Trümmer noch hie und da im Reiche gefunden werden. Mit dem Nakveto Laab erloſch dieſe Familie, worauf die Großen des Reichs einen Prinzen des Salomoniſchen Stammes wieder zum König ernannten. Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ward Habeſch durch wiederholte Einfälle der Türken und Araber beunruhigt, daher der damals regierende Neguz ſich an den König von Spanien und an den Pabſt wendete, und um Hülfe wider dieſe gefährlichen Feinde flehete. Statt der Truppen aber, um die er gebeten hatte, erhielt er nichts, als einen Haufen Jeſuiten, welche damit anfiengen, daß ſie Habeſch der Gewalt des Pabſtes unterwürfig zu machen ſuchten, woraus nach und nach eine Reihe der blutigſten Auftritte entſtand, und die Jeſuiten als Störer der öffentlichen Ruhe aus dem Reiche vertrieben wurden. Seitdem weiß man nichts mehr von der Geſchichte von Habeſch, und es iſt auch nicht zu vermuthen, daß ſie ſo reichhaltig an wichtign Thatſachen wäre, daß man etwas bey der Unbekanntſchaft mit derſelben verlieren ſollte.

II. Nubien.

Das Königreich **Nubien** oder **Sennaar** lieget zwiſchen Aegypten, Habeſch, dem rothen Meer, der Wüſten Zarah, und Nigritien, oder dem innern meiſt unbekannten Afrika mitten inne. Es hat ohngefähr hundert und funfzig geographiſche Quadratmeilen in der Länge, und eben ſo viel in der Breite, und wird von dem Nil bewäſſert, an deſſen Ufern es auch allein frucht- Land.

fruchtbar und angebauet iſt, da das übrige Land nichts, als Sandwüſten und Einöden, darbeut.

Nubien liegt zwar unter einem heißen Himmelsſtriche, hat aber doch ein ziemlich gemäßigtes Klima; wenigſtens ſind doch die Nächte erquickend, wenn auch am Tage öfters die Hitze brennend heiß iſt. Die größte Hitze fängt mit dem Jenner an, und dauert ununterbrochen bis zu Ende des Aprils. Die drey folgenden Monate halten dann wieder ſteten Regen, durch welchen unter Menſchen und Vieh häufige Krankheiten veranlaßt werden, die dann freylich vielleicht nicht entſtehen, oder wenigſtens nicht ſo bösartig ſeyn würden, wenn die Einwohner mehr darauf bedacht wären, dem Waſſer Ablauf zu verſchaffen, welches nun ſtehen bleibt, ſtinkend wird, und häßliche Ausdünſtungen von ſich giebt. Noch gefährlicher, als die hieraus entſtehenden Krankheiten, ſind die Blattern, welche, wenn ſie zu wüten anfangen, ganze Gegenden entvölkern, und der Peſt an Wut nichts nachgeben.

Da der Boden dürr und ſandig iſt, und die am Nil liegenden Gegenden ihre Fruchtbarkeit bloß dieſem Fluſſe zu verdanken haben, ſo kann man leicht erachten, daß der größte Theil des Landes nur wenig Erzeugniſſe hervorbringen muß. Die Einwohner graben zwar viele Kanäle, in welche ſie das Nilwaſſer leiten, allein ſie ſind doch nicht im Stande, dieſe Kanäle in dem ſandigen Boden ſehr weit fortzuführen, und alles Land, das daher auf etliche Meilen von dem Nilufer und dem Geſtade der übrigen wenigen Flüſſe entfernt iſt, zeigt dem Auge nichts, als den traurigen Anblick einer ungeheuern Sandfläche, wo weder Nahrung noch Schatten zu finden iſt. Nur die bewäſſerten Gegenden alſo ſind fruchtbar, und dieſe bringen Getraide, beſonders eine Art, Tof genannt, die kleine runde Körner trägt, Flachs, Taback, Reis u. ſ. w. hervor. Das

Zu-

Zuckerrohr wächſt in Menge und von vorzüglicher Güte; auch fehlt es nicht an Melonen, Gurken, Weintrauben, Tamarinden, und andern Baum- und Gartenfrüchten, und die Wälder, welche man hie und da antrifft, enthalten Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, und mehrere ſchöne Baumarten. Das Gras wächſt fett und hoch, und giebt Ochſen, Schafen und Pferden überflüßige Nahrung, daher auch die Lebensmittel ſo wohlfeil ſind, daß in der Stadt Sennar ein Ochſe nach unſerer Währung nicht mehr als einen Gulden, ein Schöps vier Groſchen, und ein Huhn nur vier Pfennige koſtet, — eine Wohlfeilheit, die übrigens mit der Seltenheit des Geldes und den geringen Erwerbsmitteln der Einwohner wieder im Verhältniſſe ſteht. Die Zibetkatze wird hier als ein Hausthier erzogen, und es giebt Leute, bey denen man drey bis vierhundert Stück davon findet. Wenn man die wohlriechende Materie, oder den Zibet, der den Werth der Katze ausmacht, haben will, ſchabt man ein Oel, das mit dem Schweiße aus ihrem Leibe kommt, ſorgfältig ab, und verwahrt es in Ochſenhörnern, die wohl verſtopft werden müſſen. Iſt die Materie noch friſch, ſo hat ſie eine weiße Farbe, und iſt geronnen wie Honig; je älter ſie aber wird, je mehr fällt ſie ins Gelbe, bis ſie zuletzt völlig braun wird. Man zieht auch viele Kameele, welche weit mehr zu tragen im Stande ſind, als die gewöhnlichen, und an Dromedarien iſt gleichfalls kein Mangel. Wildpret giebt es hie und da von verſchiedenen Arten, in den Wüſteneyen aber auch Löwen, Tieger, Panther, Hyänen, und alle die reißenden Thiere, welche in Afrika vorzüglich gleichſam zu Hauſe gehören. Beſonders ſind die Löwen ſo gemein, daß man ſie des Nachts in Haufen um die Wohnungen her brüllen hört, und ſo dreuſt, daß ſie ſich an große Kierwanen wagen, und oft ein Kameel oder auch einen Menſchen davon wegſchleppen. Gegen

Aegyp-

Aegypten zu, wo Nubien noch am beſten bekannt iſt, ſind die Waldungen voll Papagoien und andrer ſchön gefiederter Vögel; die Naturgeſchichte des Landes iſt aber überhaupt noch ſo wenig, oder vielmehr noch gar nicht unterſucht, ſo wie die Naturgeſchichte der meiſten andern afrikaniſchen Länder, die an den Küſten etwan ausgenommen, daß ſich äußerſt ſparſame und unvollſtändige Nachrichten von den Erzeugniſſen geben laſſen. Man weiß endlich auch, daß der Nil Krokodille und Flußpferde hegt, wie in Aegypten und Habeſch, und daß nicht allein etliche Flüſſe Goldſand bey ſich führen, ſondern auch hie und da Goldbergwerke im Gange ſind.

Einwohner. Wahrſcheinlicherweiſe ſtammen die Nubier von den Aethiopiern, den alten Einwohnern von Habeſch, ab, und ihr Land iſt eher bevölkert geweſen, als Aegypten, das zum Theil noch bey Menſchengedenken ſich aus dem Schlamme gebildet hat. Die Einwohner Nubiens ſind ſchwärzer, als die Habeſchianer, auch kleiner, wie dieſe, aber doch ziemlich wohlgebildet und von ſtarkem Körperbaue. Reiſende, die von Aegypten aus wenigſtens etwas in Nubien eingedrungen ſind, machen eine Schilderung von ihrem Karakter, die eben keine Lobrede auf denſelben iſt. Sie loben zwar die Herzhaftigkeit, welche ſie ſelbſt bey den größten Gefahren an den Tag legen, aber ſie ſagen auch, daß ſie dieſe Herzhaftigkeit meiſt nur bey ungerechten Unternehmungen, bey Anfällen auf friedliche Reiſende, oder dem Nil hinauf und hinunter ſegelnde Schiffe äußern; ſie verſichern, daß ſie in allen Dingen von äußerſt eingeſchränktem Verſtande ſind, außer dann, wenn es darauf ankömmt, zu betrügen, und daß ihre Wildheit ſie zu den größten Grauſamkeiten hinreiße. Dieſe Leute gehen mit dem Oberleibe völlig nackend, den Unterleib aber tragen ſie mit einer Art Hoſen bedeckt, die

bey

bey Vornehmen von Seide, bey Gemeinen aber von Kattun gemacht, und mit einem Gürtel von derſelben Materie befeſtiget ſind. Ganz Arme hüllen ſich auch in ein großes Stück ſchlichte Leinwand, das denn auf verſchiedene Art um den Leib gewickelt wird. Unbewaffnet wird man ſelten einen Nubier ſehen, ſondern er trägt entweder eine Lanze, oder hat ein Schwerdt über dem linken Arm hängen, oder führet zugleich Schwerdt und Lanze. Weiber, die von einigem Stande ſind, tragen Kleider von Seide und Baumwolle, mit weiten, bis auf die Erde herabhangenden Aermeln. Augenbraunen und Augenlieder werden ſchwarz gefärbt, die Haare aber in Zöpfe geflochten, und mit goldenen, ſilbernen, kupfernen, elfenbeinenen oder auch gläſernen Ringen geſchmücket. Eben dergleichen Ringe tragen ſie auch an den Armen, den Beinen, in den Ohren, und in der Scheidewand der Naſe. Schuhe haben beyde Geſchlechter nicht, ſondern bloß eine Sohle, welche an die Füße feſt geſchnürt wird. Die Weiber und Töchter gemeiner Leute ſind mit nichts bedeckt, als mit einer kurzen kattunenen Schürze, welche von den Hüften bis zu den Knien herabhängt.

In Abſicht der Wohnungen iſt wenig oder gar kein Unterſchied zwiſchen dem Vornehmſten und dem Geringſten, ſondern bey einem wie bey dem andern iſt Form und Materie einerley, bey allen Wohnung und Hausgeräthe bloß dazu eingerichtet, daß man ein Schirmdach wider die Witterung und die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens habe. Die Häuſer in ihren Städten haben nicht das mindeſte Anſehen: ſie ſind nur von einem Stockwerke, ohne alle Regelmäßigkeit, aus Leimen und Erde erbauet, und mit Rohr oder Blättern gedeckt; die Häuſer auf den Dörfern aber ſind noch ſchlechter, und in dieſen, wie in jenen, findet man außer

eini-

einigen irdenen Geſchirren und einigen Matten weiter kein anderes Hausgeräthe.

So wenig Luxus und Ueberfluß ihre Wohnungen zeigen, mit eben der Sparſamkeit iſt ihr Tiſch beſtellet. Ihr Brod iſt aus Tof gebacken, völlig patriarchaliſch in Geſtalt eines Kuchens, und von der Dicke eines halben Zolles. Dazu eſſen ſie die meiſten Arten von Fleiſch, Milchſpeiſen und verſchiedene Gemüſe; alles ſehr einfach und zum Theil auch nicht ſehr reinlich zubereitet. Aus dem Tof brauen ſie auch eine Art von dickem Biere, das aber täglich friſch gemacht werden muß, weil es ſich nicht länger als einen Tag hält. Die Bereitung deſſelben iſt ſehr kunſtlos: man röſtet die Körner über dem Feuer, und wirft ſie in kaltes Waſſer, und in vier und zwanzig Stunden iſt das Bier fertig. Wer jenes Brod und eine Kürbisflaſche voll dieſes Getränkes, das bey uns ſogar der Bettler verachten würde, hat, glaubt vollkommen glücklich zu ſeyn, und iſt es gewiſſermaßen auch, da er ſich geſünder dabey befindet, als wir bey unſern, von der Weichlichkeit erfundenen, Gerichten.

Daß ein Volk dieſer Art große Fortſchritte in den Künſten des bürgerlichen Lebens gemacht habe, läßt ſich nicht erwarten. Die Nubier ſind noch weiter darinnen zurück, als die Habeſchianer, und, unbekannt mit allen möglichen Dingen, wozu einiges mechaniſches Geſchick oder Erfindſamkeit erforderlich iſt, beſchäftigen ſie ſich bloß mit einem ziemlich unvollkommenen Ackerbau, der Viehzucht und mit der Handlung. Die Waaren, welche ſie ausführen, ſind Zibet, Elfenbein, Pferde, Tamarinden, Taback, etwas Goldſand und viele Sklaven. Der letztere Artikel iſt ſehr beträchtlich, und in der Stadt Gondar iſt ein eigner Markt, der bloß für den Sklavenhandel beſtimmt iſt. Dieſe Armen ſitzen hier mit kreuzweiſe über einander geſchlagenen

nen Beinen, die Männer und Knaben auf der einen, die Weiber und Mädchen auf der andern Seite des Marktes, und der Preis iſt ſo geringe, daß für die ſtärkſte Mannsperſon und das wohlgebildetſte Mädchen nicht mehr als der Werth von acht Thalern bezahlt wird, daher auch die ägyptiſchen Kierwanen ſehr viele Sklaven aus Nubien mitnehmen. Noch ein Handlungsartikel iſt ein ſtarker Gift, welcher in dem nördlichen Theile Nubiens verfertiget wird, und der ſo heftig wirkt, daß, der Sage nach, ein einziger Gran hinreichend iſt, in einem Augenblick den Tod zu bringen, und daß ſelbſt zehn Perſonen, wenn dieſer Gran unter ſie vertheilt wird, nach Verlauf von vier Stunden davon ſterben müſſen. Es iſt ſtreng verboten, dieſes Gift an Einheimiſche zu überlaſſen, und die Fremden, denen es verkauft wird, müſſen ſchwören, daß ſie im Lande keinen Gebrauch davon machen wollen. Für dieſe Waaren zuſammen wird wieder eingeführt: Spezereyen, Papier, Meſſing, Eiſen, Ringe, Glasperlen, Koffee und Farben. Der Haupthandel geht nach Kahira und auch nach Indien, beſonders nach Surate, wo die nubiſchen Kaufleute die indiſchen Waaren, die ſie nöthig haben, holen, und zu welcher Reiſe ſie zwey Jahre Zeit brauchen. Das meiſte iſt Tauſchhandel, doch giebt es auch Münzen in Nubien, von denen die geringſte von Eiſen iſt, und die Geſtalt eines T hat. Von fremden Münzen gelten die meiſten türkiſchen, wie auch ſpaniſche Realen und Piaſters.

Ehedem herrſchte das Chriſtenthum in Nubien, das in geiſtlichen Sachen dem Patriarchen von Alexandria unterworfen war, und noch zeugen halb eingefallne Kirchen und Einſiedlerhütten von dieſen Zeiten. Nach und nach erloſch das Chriſtenthum immer mehr, und zu Anfang des jeẓigen Jahrhunderts nahm der leẓte koptiſche Biſchof mit allen noch übrigen Chriſten Religion.

die mohämedaniſche Religion an, die alſo gegenwärtig in ganz Nubien bekannt wird, aber nicht rein, ſondern mit einer Menge chriſtlicher und heidniſcher Gebräuche vermiſcht iſt, und bey den meiſten, die nie einen Koran geſehen haben, ſchränkt ſich ihre ganze Religion auf die Herſagung des mohämedaniſchen Glaubensbekenntniſſes ein.

So viel man weiß, beſteht Nubien gegenwärtig aus dem Königreiche Sennar, welchem wieder etliche kleine Fürſten unterworfen ſind, und dem Staate von Dongala, welcher mit Aegypten gränzt und eine republikaniſche Verfaſſung, deren Weſen aber weiter nicht bekannt iſt, haben ſoll.

Der König von Sennar herrſcht völlig unumſchränkt, muß ſich aber oftmals, um der Macht der Türken gewachſen zu ſeyn, in den Schutz des Neguz von Habeſch begeben. Seine Unterthanen verehren ihn ſklaviſch, und dürfen nicht anders als barfus vor ihm erſcheinen, ja ſogar Fremde müſſen ihre Schuhe ausziehen, wenn ſie die Gnade haben, Sr. nubiſchen Majeſtät vorgeſtellt zu werden. Er reſidirt in der Hauptſtadt Sennar, in einem Pallaſte, der von ſchlechten Ziegeln ſehr elend erbauet, aber zum Erſatz mit den koſtbarſten türkiſchen Tapeten ausgeſchlagen iſt. Wenn er ſich ſehen läßt, iſt ſein Geſicht dennoch mit einem Flore bedecket. Zweymal in der Woche zieht er mit Pompe auf eine Art Landhaus, nicht weit von Sennar. Vor ihm reuten dann dreyhundert Mann auf koſtbaren Pferden, und um ihn her iſt ein zahlreicher Haufen Soldaten und Sklaven, der mit lauter Stimme Lobgeſänge auf ihn abſinget, und mit kleinen Trommeln einen abſcheulichen Lärm machet. Unter dieſen Haufen mengen ſich dann ſieben bis achthundert Weiber und Mädchen, welche große, mit Blumen angefüllte Körbe und Schüſſeln mit den

Speiſen und Früchten, welche auf des Königs Tafel kommen ſollen, auf den Köpfen tragen. Dieſe Tage ſind die eigentlichen Erholungstage des Königs, der die übrige Zeit damit verbringt, als Richter zu ſitzen, und die Streitigkeiten ſeiner Unterthanen in eigner Perſon zu entſcheiden. Die Juſtiz, welche er ausüben läßt, iſt auch ſehr ſtrenge, und jeder Prozeß iſt in wenig Stunden völlig abgethan. Hat man ſich eines Verbrechers bemächtigt, ſo wird er vor den König, oder wenn es nicht in der Reſidenz iſt, vor einen andern Richter geführet, und, wenn ihn dieſer des angeſchuldigten Verbrechens überwieſen findet, eben ſo ſchnell zum Tode verurtheilt. Iſt aber dieß Urtheil geſprochen, ſo wird auch die Hinrichtung nicht aufgeſchoben, ſondern in demſelben Augenblicke werfen die Umſtehenden den Miſſethäter zu Boden, und ſchlagen ihn ſo lange mit großen Prügeln auf die Bruſt, bis er ſeinen Geiſt aufgegeben hat. Daß bey dieſen ſchnellen Entſcheidungen freylich nicht ſelten ein Unſchuldiger geſtraft wird, iſt leicht zu erachten; allein in einem Lande, wo das Leben der Menſchen für nichts geſchätzt wird, wenn es mit dem Willen des Monarchen in Kolliſion kömmt, haben dergleichen Ungerechtigkeiteu auch wenig zu bedeuten.

Man ſagt auch, daß der König von Sennar im Stande ſey, nöthigenfalls eine Armee von hunderttauſend Mann ins Feld zu ſtellen, denen es aber, wenn auch nicht an perſönlicher Tapferkeit, doch an aller militäriſchen Disciplin ſowohl, als an Waffen fehlt, und die alſo auch eine ſehr wenig fürchterliche Figur machen.

Die vorzüglichſten Städte in Nubien ſind: Sennar, die Hauptſtadt des Königreichs gleiches Namens, ein großer Ort, der wohl anderthalb Stunden im Umfange und eine Bevölkerung von hunderttauſend Men- Sennar.

ſchen hat. Uebrigens iſt Sennar äußerſt unreinlich, ohne alle Polizey, und auf die elendeſte Weiſe erbauet. Ein andrer Ort iſt Maſſura, eine Stadt, die den Türken unterwürfig, ſonſt aber nicht von Bedeutung iſt; ferner Beylour, das einen ſtarken Salzhandel treibt; und Dongala, die Hauptſtadt der Republik. Sie liegt am Nilfluſſe, an deſſen öſtlichem Ufer auf der Anhöhe eines dürren und ſandigen Hügels. Die Häuſer ſind ſchlecht gebauet, die Gaſſen voll Sand, den die Regengüſſe von den Bergen herabſchwemmen. Das Schloß mitten in der Stadt, iſt groß und von weitem Umfange, aber ſchlecht befeſtigt, doch aber immer genug, um die Araber im Zaum zu halten, die an dem Geſtade des Fluſſes wohnen, und die der Republik einen Tribut erlegen müſſen.

Maſſura.

Beylour.

Dongala.

V.

Nigritien und Senegambien.

I. Nigritien.

Unter dieſem Namen verſtehen wir hier das ganze innre Afrika, welches an die Wüſte Zarah, Nubien, Habeſch, Senegambien, oder das weſtliche Nigritien, Guinea, die Küſte Ajan und Zanguebar und an das Land der Kaffern gränzet. Dieſes große Land nimmt bey weitem den größten Theil von Afrika ein, iſt aber meiſtens den Europäern unbekannt, da es durch dürre Wüſten und ſteile Berge von der übrigen Welt abgeſondert, und bisher nur von ſehr wenig Reiſenden beſucht worden iſt. Der öſtliche Theil von Nigritien iſt in jeder Betrachtung der unfruchtbarſte, voll grauſer Wüſteneyen und großer Gebirge, unter denen die Mondsgebirge die beträchtlichſten ſind. In dem weſtlichen Theile aber nach Senegambien zu, ſind die Gegenden äußerſt fruchtbar, und bringen Getraide, Reis, Baumwolle, Indigo, Gewürze, Zuckerrohr und ſchöne Holzarten. Auch haben die Gebirge viel Gold, Silber und Kupfer, und die Einwohner, welche Negern ſiud, führen eine wilde und unſtete Lebensart, werden auch zum Theil für Menſchenfreſſer gehalten. Land.

Ehe wir weiter gehen und eine nähere Nachricht von den Völkern geben, welche Nigritien bewohnen, in ſo weit wir nämlich dieſe Nachricht zu geben im Stande ſind, dünkt es uns nicht überflüßig zu ſeyn, wenn wir von den Negern im allgemeinen etwas ſagen.

Die Neger haben alle einen länglichten Kopf, eine breite Stumpfnaſe, dicke vorſtehende Lippen, und ein Haar, das gerade ſo kraus, wie Schafwolle, iſt. Sie Von den Negern überhaupt.

werden weiß geboren, und haben anfänglich nichts Braunes an ſich, als die Nägel und einen Ring um die Augen. Acht Tage nach ihrer Geburt fangen ſie an, ihre Farbe zu verändern; ihre Haut wird bräuner, bis ſie endlich eine glänzende Ebenholzſchwärze erhält. Indeſſen haben Fleiſch, Knochen, Eingeweide und alle inure Theile dieſelbe Farbe, wie bey den Weißen. Der ganze Unterſchied zwiſchen den Schwarzen und Weißen beſteht darinnen, daß die Haut bey den erſten gleichſam öligt, das Blut ſchwärzer, der Puls lebhafter iſt, und der Schweis einen ſtarken unangenehmen Geruch hat. Dieſe Farbe kömmt von dem fettigen Weſen her, welches ſich zwiſchen der obern und untern Haut befindet, und welche bey den Europäern weiß, bey den olivenfarbenen Völkern braun, bey den kupferfarbenen mit rothen Flecken beſtreut, und bey den Negern ſchwärzlich iſt.

Die Begierde, die Urſache dieſer Farbe zu entdecken, hat Gelegenheit zu mehrern Syſtemen gegeben, deren Erfinder alle, einander wie gewöhnlich, des Irrthums und der Uebereilung beſchuldigt haben, ohne daß einer im Stande geweſen wäre, ſeine Meinung mit unumſtößlichen Gründen darzuthun. Einige und mit unter nicht ganz unwiſſende Leute haben im vollen Ernſte behauptet, daß die Negern vom Ham abſtammen, und daß die ſchwarze Farbe eine Strafe ſey, mit welcher Gott, der den Kindern nicht zurechnen will, die Miſſethat der Väter, die ganze Nachkommenſchaft dieſes Spötters gebrandmarkt habe. Andre erklären die ſchwarze Farbe aus einem vitriolartigem Weſen, welches in der Lymphe der Negern enthalten und zu grob ſeyn ſoll, als daß es durch die Schweislöcher der Haut verfliegen könnte. Anatomiker wieder, haben die Urſache in den Keimen der Erzeugung zu finden geglaubt; Philoſophen haben verſichert, daß

es

es weder der geſunden Vernunft widerſpreche, noch die heiligen Bücher der Juden ein Anſtoß wären, zu glauben, daß die Negern ein beſondrer Menſchenſtamm wären, der vom Anfange an keine andre, als die ſchwarze Farbe, gehabt habe; und wieder andre Philoſophen endlich verſichern, daß man nicht weiter zu gehen habe, als auf das Klima, und daß die brennende Sonne des daſigen Himmelsſtrichs ſchon hinreichend ſey, ſich die Schwärze dieſer Völker zu erklären. Es iſt ſchwer, ſich für eines der beyden leztern Syſteme, die denn ohnſtreitig die wahrſcheinlichſten ſind, zu beſtimmen, denn beyde löſen nicht alle Schwierigkeiten, beyde ſind noch vielen Widerſprüchen unterworfen, und wir werden wohl nie dahin kommen, mit Beſtimmtheit ſagen zu können, ob der Schöpfer die Neger für ihr Klima ſo geſchaffen hat, oder ob ſie durch das Klima ſo geworden ſind, wie ſie ſind.

Zunächſt an Habeſch im öſtlichen Nigritien wohnen die Gallas oder Galanen, ein Volk, das nach Einigen von entlaufenen Sklaven abſtammen ſoll, und ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſich durch ſeine Räubereyen und Anfälle auf Habeſch bekannt gemacht hat. Noch iſt der Krieg ihre einzige Beſchäftigung, und Beutemachen ihre Nahrung. Sie eſſen das Fleiſch roh, und trinken nichts als Waſſer und Milch. Bey Gaſtereyen wird das beſte Eſſen in die Mitten geſezt, niemand aber darf es anrühren, wer ſich nicht eidlich zu irgend einer gefahrvollen Unternehmung anheiſchig macht. Feldarbeit treiben ſie gar nicht, wohl aber einige Viehzucht. Ihre Waffen ſind Schilde von Büffelshaut, Wurfſpieſſe und große, im Feuer gehärtete Keulen. Eine gewiſſe Religion ſollen dieſe wilden Leute gar nicht haben, ob ſie gleich einige ſchwache Begriffe von einem höchſten Weſen haben. 1) Die Gallas.

Man theilt ſie in zwey verſchiedene Stämme, welche zwo Hauptnationen ausmachen, die aber doch unter einem König ſtehen, der alle acht Jahre gewählt wird, uud deſſen ganze Obliegenheiten darinnen beſtehen, daß er die Krieger verſammelt und wider die Feinde anführet. Wenn es wahr iſt, was die Miſſionarien erzählen, ſo hat man bey den Gallas einen ſonderbaren Gebrauch, wenn ein Fremder dem Könige vorgeſtellt wird. Er befindet ſich nämlich in einer großen Hütte, die den Pallaſt vorſtellet, und ringsherum ſtehen die Hofbedienten mit derben Stöcken verſehen. So wie nun der Fremde heran kömmt, ſchlagen ſie alle aus Leibeskräften auf ihn zu, bis er überlaut zu ſchreyen anfängt, worauf ſie ihn unter tiefen Verbeugungen zum König führen.

2) Anzikos. Das Land der **Anzikos** liegt oſtwärts vom Königreich Kongo, von welchem es durch einen Fluß geſchieden wird, deſſen Inſeln zum Theil noch von Anzikos bewohnt werden. Kupfer und Sandelholz ſind die bekannteſten Erzeugniſſe dieſes Landes, deſſen übrige phyſiſche Beſchaffenheit wenig bekannt iſt.

Die Anzikos werden wegen ihrer Herzhaftigkeit und Redlichkeit gerühmet, zugleich aber beſchuldigt, daß ſie Menſchenfleiſch eſſen, und zwar nicht etwan bloß das Fleiſch der Unglücklichen, die durch das Schickſal des Kriegs in ihre Hände gerathen wären, ſondern auch andrer Sklaven, die getödtet, und deren Fleiſch wie bey uns andres Fleiſch verkauft werde; eine Beſchuldigung, die wenigſtens nicht den Anſchein der Wahrheit hat, wenn ſie wider Vermuthen auch wahr ſeyn ſollte. Die gemeinen Leute haben keine andre Kleidung als einen Schurz um die Lenden, die Vornehmern aber kleiden ſich in ſeidne Zeuge, feine Leinwand, die aus Palmenfaſern gemacht wird, und tragen blaue, rothe oder ſchwarze Hüte von portugie-

ſiſchem

ſiſchem Sammet dazu. Ihre Weiber ſind vom Kopf bis auf die Füſſe mit vielem Anſtande bekleidet, ganz arme jedoch ausgenommen, welche nur einen Pagne oder einen von den Hüften bis über die Knie herabhangenden Schurz tragen.

Sie treiben Handel nach Kongo, wohin ſie Sklaven, Leinwand und Elephantenzähne bringen, und Salz, kleine Muſcheln, die ihnen ſtatt Scheidemünze dienen, ſeidne Zeuge, Gläſer und andre portugieſiſche Waaren wieder mit zurücknehmen. Meiſtens kommen ſie bewaffnet, und da haben ſie denn kleine kurze hölzerne Bogen, die dadurch noch dauerhafter gemacht werden, daß ſie dieſelben mit Schlangenhaut umwinden. Die Senne iſt von beugſamen Baumzweigen, die viele Aehnlichkeit mit den Weidenruthen haben, und die Pfeile ſind kurz und dünne, aber von einem ſehr harten Holze. Auch führen ſie kurze Dolche, ſo wie auch Aexte und Beile, bey denen das Eiſen noch einmal ſo lang als der Griff iſt. Mit dieſen Aexten ſind ſie im Stande, die feindlichen Pfeile aufzufangen, worauf ſie ſolche auf die Schulter hängen, und ſelbſt damit zu ſchießen anfangen.

Von ihrer Religion weiß man nichts, als daß ſie Heiden ſind, und dabey auch die Beſchneidung haben; was ſie aber für Götter verehren, iſt unbekannt. Ihr Fürſt oder König wird **Makoko** genannt, und dieſen Namen führt auch das Reich. Die Hauptſtadt deſſelben heißt **Monſol**, welche gerade unter der Linie liegt, und einen ſchönen Pallaſt für den Fürſten haben ſoll.

Ein drittes Volk, welches ſich in dem innern Afrika von Habeſch an bis zu den Kaffern, und weſtwärts bis nahe an Senegambien ausgebreitet hat. Die **Jaggas** ſind groß von Statur, nicht gut gebildet, und ſchreck- 3) Jaggas.

lich

lich von Geſichtsbildung. Sie machen ſich mit glühenden Eiſen mancherley Figuren auf die Wangen und über die Lippen, wodurch ſie ein noch weit mehr fürchterliches Anſehen bekommen. Von Karakter ſind ſie wild, beherzt, grauſam, und auf Menſchenfleiſch begierig, das ſie jedem andern Fleiſche vorziehen ſollen, ob ihr Land gleich Rindvieh, Ziegen und andere Thierarten im Ueberfluß hat. Sie haben nicht die geringſte Bekleidung; die Weiber aber ſalben ſich mit Zibet, und tragen die Haare hoch aufgewickelt und mit Muſcheln geſchmückt. Von ihren Zähnen reißen ſie zween oben und zween unten aus; welches für eine ſo beſondere Schönheit bey ihnen gelten ſoll, daß ſie nicht einmal mit denen äßen und tränken, welche ſich dieſer barbariſchen Operation nicht unterworfen hätten.

Ihre Lebensart iſt nicht ſehr von der Lebensart der wilden Thiere entfernt; denn ſie wohnen in den Wäldern und in Felſenhöhlen, und halten ſich nicht länger an einem Orte auf, als ſie Nahrung daſelbſt finden. Mangelt es ihnen daran, ſo fallen ſie in das Gebiet eines friedlichern Volks ein, treiben ſeine Viehheerden weg, und ärndten ſein Getraide, denn ſie ſelbſt geben ſich nicht die Mühe, zu ſäen oder Vieh zu halten. Vorzüglich halten ſie ſich gern da auf, wo es viele Palmbäume giebt, weil ſie ſowohl die Früchte derſelben gern eſſen, als auch große Liebhaber von dem Palmweine ſind. Dieſen Wein zu bekommen, hauen ſie die Bäume nahe bey der Wurzel nieder, und laſſen ſie zehn bis zwölf Tage liegen. Dann machen ſie viereckte Einſchnitte, aus deren jedem täglich zweymal der Saft gezapft wird, ſo daß der Baum nach drey Wochen gewöhnlich zu vertrocknen anfängt. So verwüſten ſie das Land, wo ſie hinkommen, und hauen alle Bäume um die ihnen vorkommen, bis alles verödet iſt.

Ihre

Ihre Waffen ſind Dolche, Wurfſpieße und lederne Schilde, die den ganzen Leib bedecken, und welche ſie manchmal, wenn ſie ſich lagern, ſtatt einer Verſchanzung in die Erde ſtecken. Bey ihrem Angriff machen ſie ein grauſames Geſchrey, um den Feind zu erſchrecken. Kommen ſie in eine Gegend, wo ſie Widerſtand vermuthen, ſo verſchanzen ſie ſich, und leben etliche Monate ganz ruhig, um die Einwohner in beſtändiger Wachſamkeit zu erhalten. Greift man ſie an, ſo gehen ſie nur vertheidigungsweiſe. Dann machen ſie Hinterhalte, und wenn nun der Feind den Angriff erneuert, wird er natürlich geſchlagen und ſein Land verwüſtet. Sie verſchanzen ſich auf eine Weiſe, welche wirklich einige Kenntniſſe der Kriegskunſt vorausſetzet; denn ihre Verſchanzung beſteht aus einer zirkelrunden Verzäunung mit zwölf Thoren, deren jedes von einem Hauptmann bewacht wird, und in der Mitte iſt das Haus des Heerführers mit einer beſondern Verſchanzung und ſtarken Wache. Ihre Hütten ſtehen dicht neben einander, und die Waffen lehnen an den Thüren, damit ſie auf den erſten Lärm fertig ſind.

Von ihrer Religion hat man keine genaue Nachricht. Sie ſind Heiden, und ihr Fürſt unternimmt nichts von Wichtigkeit, ohne ſeine Götter zu befragen, denen er, wie man ſagt, Menſchenopfer bringt. Er opfert des Morgens vor Aufgang der Sonne, ſitzt dabey in großer Pracht auf einem Stuhle mit einer Kappe, welche mit Pfaufedern geſchmückt iſt, und hat auf jeder Seite einen Zauberer, rings um ſich her aber vierzig bis funfzig Weiber, von denen jede ihm mit dem Schwanz eines Zebras friſche Luft zuwehet. Hinter ihm befinden ſich Leute mit Trommeln, und mitten auf dem Platz ein Feuer, auf welchem ein irdener Topf mit einem weißen Pulver ſtehet, mit welchem

chem die Zauberer den Fürſten an der Stirne, den Schläfe, der Bruſt und auf dem Leibe unter langweiligen Ceremonien beſtreichen. Darauf geben ſie ihm ſeine Axt, und befehlen ihm, tapfer gegen ſeine Feinde zu ſeyn. Nun ſtellt man einen Knaben vor ihn, den er mit der Axt niederhauet; an vier Männern macht er daſſelbe Experiment, und ſterben ſie nicht von dem Schlage, ſo werden ſie vor dem Lager vollends niedergehauen. Dann werden auch zehn Kühe und eben ſo viele Ziegen und Hunde geſchlachtet, deren Blut aufs Feuer geſprengt, das Fleiſch aber ſowohl, als die Leichname, verzehrt werden. Ihre Leichenbegängniſſe ſind eben ſo grauſam, als ihre Opfer. Sie machen eine Grube in die Erde, und in derſelben einen Sitz für den Todten. Dieſem werden die Haare aufgeputzt, der Leichnam gewaſchen, und mit wohlriechenden Kräutern beſtreuet. Dann wird er in das Grab geſetzt, und dieſes zugefüllt, wenn vorher zwey ſeiner Weiber, denen die Arme zerbrochen werden, neben ihm gelegt worden ſind.

Die bekannten Reiche der Jaggas ſind **Bokka, Mela, Matamba** und **Kaſſanji**. Man hat aber keinen nähere Nachrichten von der innern Einrichtung dieſer Staaten.

4) Staat von Tombut.

Der Staat von **Tombut** ſoll ebenfalls reich und mächtig ſeyn, ja man verſichert, daß er vor allen dieſen afrikaniſchen Staaten den Titel eines Königreichs beſonders verdiene. Die Europäer, Portugieſen, Engländer, und Franzoſen haben ſich auch alle Mühe gegeben, in dieſes Land einzudringen, aber noch zur Zeit iſt es keiner dieſer Nationen gelungen, und alles, was man von Tombut weiß, beruht daher auch nur auf Sagen, die zum Theil ungewiß genug ſeyn mögen. Zufolge dieſer Sagen hat dieſes Reich an allen Nothwendigkeiten des Lebens den größten Ueberfluß; es bringt

bringt die köſtlichſten Früchte und eine Menge Getraide hervor, ſeine fetten Weiden ſind mit zahlreichen Viehheerden bedeckt, und die wilden reißenden Thiere, welche die natürlichen Bewohner des innern Afrika zu ſeyn ſcheinen, haben hier der Wirkſamkeit des Menſchen Raum machen müſſen. Salz iſt beynahe das einzige, was dieſem Lande fehlet, dafür aber ſoll es deſto reicher an Golde ſeyn. Die meiſten Flüſſe ſollen dieſes Metall in Menge bey ſich führen, und im Lande überhaupt ſoll es ſo gemein ſeyn, daß man, wenn die Erde nur etwas aufgegraben iſt, es ſogleich in ziemlich großen Körnern findet.

Von Tripolis und andern Gegenden von Nordafrika kommen Kierwanen nach Tombut, welche Gold und Sklaven gegen wollene Zeuge, Korallen, Papier und arabiſche Bücher eintauſchen, aus welchem leztern Artikel ſich ſchließen läßt, daß die Bewohner von Tombut nicht ganz unwiſſend ſind, und daß ſie wahrſcheinlicherweiſe ſich zur mohämedaniſchen Religion bekennen. Auch in andern Künſten mögen die Tombuter den andern Negern weit zuvor ſtehen, denn es ſollen ſehr viele Handwerker und Fabrikanten in Baumwolle unter ihnen leben.

Zu Nigritien rechnen wir auch **Monomotapa**, ein großes Reich, das ſich ſogar bis an den indiſchen Ocean erſtrecket, dennoch aber nur wenig bekannt iſt. Was man von demſelben weiß, beruht meiſt auf ältern portugieſiſchen Nachrichten, die wir auch hier anführen wollen, ohne weiter für die völlige Richtigkeit derſelben zu ſtehen. 5) Monomotapa.

Nach den Portugieſen alſo iſt Monomotapa ein zwar gebirgigtes, dabey aber ſehr fruchtbares Land, das Getraide, Baumwolle, Zuckerrohr, Früchte und ſchöne Holzarten hervorbringt, deſſen Gefilde mit Vieh-

heerden

Heerden bedeckt ſind, und in deſſen Holzungen wilde Thiere in Menge ſich aufhalten. Ueberhaupt iſt das innere Afrika der Aufenthalt vieler, gewiß zum Theil noch unbekannter, Thiere. Die Alten bevölkerten es ſchon mit Satyrs und ſchrecklichen Ungeheuern, und wenn auch dieſe Geſchöpfe ſelbſt bloß in ihrer Einbildungskraft exiſtirten, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß einiger Grund zu den fürchterlichen Vorſtellungen da war, die man ſich von den Ungeheuern in den Wüſteneyen Afrika's machte. Wenn auch weder Drachen, noch Greifen, noch Centauren hier gehen, ſo giebt es die grimmigſten Löwen und Tieger, Schakals, Wölfe, Leoparden, Elephanten, Nashörner, Paviane und andere Affen, Giraffen, Strauße und Schlangen, die durch ihre Größe und Raubgierde äußerſt gefährlich ſind. Der größte Reichthum von Monomotapa beſteht im Golde, welches nicht allein in den Flüſſen, ſondern auch in ergiebigen Bergwerken gefunden wird, wenn es auch übertrieben iſt, daß man einmal einen Goldklumpen, viermalhunderttauſend Dukaten am Werthe, gefunden habe, und ferner, was wirklich wie eine Erzählung aus Tauſend und einer Nacht klingt, daß das Gold in den Stämmen gewiſſer Bäume bis zum Gipfel mit in die Höhe wachſe.

Die Volksmenge des Landes ſoll ſehr beträchtlich ſeyn, und aus verſchiedenen Völkerſchaften beſtehen. Einige derſelben werden als ſanfte friedliche Leute, andere aber als häßlich von Geſtalt, und äußerſt wild von Karakter beſchrieben. Dieſe leztern, ſagt man, eſſen Ungeziefer und Menſchenfleiſch, haben auch keine bleibenden Wohnungen, ſondern irren ohne Anzeige von Gottesdienſt und bürgerlicher Verfaſſung in öden Wüſteneyen umher. Jene hingegen ſollen eine ziemlich vernünftige Religion haben, wenigſtens keine Götzen verehren, ſondern einen Gott anbeten, ſich vor einem

böſen

böſen Weſen fürchten, und ihre verſtorbenen Könige als eine Art von Heiligen anrufen. Alle Laſter ſollen ſie haſſen, und in ihrer ganzen Lebensart viele Spuren einer nicht kleinen Kultur des Verſtandes an den Tag legen.

Der König des Landes iſt ein mächtiger Fürſt, wenn er mit den elenden Negerfürſten auf den Küſten verglichen wird, allein völlig übertrieben iſt es, was einige ältere Reiſende von der Pracht ſeines Hofes erzählt haben. Glaubt man dieſen Herren, ſo ſind alle Balken, alles Tafelwerk des Pallaſtes von der feinſten Bildſchnitzerey, und mit goldenen Platten belegt; Leuchter und Tafelgeſchirre ſind von gediegenem Golde; der König verbraucht täglich für tauſend Thaler Räucherwerk; ſein Kleid iſt ein im Lande gewirkter langer Rock von goldenem Stoffe mit Blumen; er hat tauſend Weiber, fünfhundert Hofnarren, und was dergleichen Fabeln mehr ſind, deren Ungrund nunmehr ſattſam bewieſen iſt. Man weiß nun, daß die geprieſene Hauptſtadt Zimbaor nichts als hölzerne Hütten enthält, daß der Pallaſt mit hölzernen Palliſaden eingefaßt, und mit Rohr gedeckt iſt, daß der Monarch in zwey elende Stücken Zeug gekleidet iſt, und ſtatt der goldenen Geſchirre nur irdene vorhanden ſind. Dabey läßt er ſich aber doch nicht anders, als knieend bedienen, und wenn er huſtet, nieſet, oder gähnet, wird dieß ſogleich durch ein Händeklatſchen der ihn umgebenden Sklaven, welches jeder, der es hört, nachmacht, in der ganzen Stadt bekannt gemacht. Er hat eine große Anzahl Weiber, neune aber, welche ſeine Schweſtern und Anverwandtinnen ſind, führen allein den königlichen Titel. Die Vornehmſten ſeiner Hofbedienten ſind der Ningamoſcha, ohngefähr eine Art von erſtem Miniſter, der Anführer der Truppen, der Obermuſikant, der Oberzauberer, der Oberthorwärter und der Oberküchenmeiſter.

Man hat in Monomotapa viele Feſte, von denen das größte den erſten Tag des Monats Chuavo, welches unſer Mai iſt, einfällt. Alle Großen verſammeln ſich an dieſem Tage bey dem Könige, und laufen mit Wurfſpießen in den Händen herum, als ob ſie einen verborgenen Feind aufſuchten. Der König läßt ſich dann eine Woche lang von niemand ſehen, und dieſe ganze Zeit über hört man nicht auf zu trommeln; am letzten Tage der Woche läßt er die Großen, denen er nicht günſtig iſt, umbringen, und dieß wird für eine Art Opfer, welches man den Seelen der abgeſchiedenen Könige bringt, gehalten.

Der König hat auch ein beträchtliches Kriegsheer, das mit Dolchen, Wurfſpießen, Pfeil und Bogen und Keulen bewaffnet iſt. Der Kern ſeiner Armee aber ſoll in einem Korps Weiber beſtehen, welche in gewiſſen ihnen angewieſenen Bezirken für ſich allein wohnen, und nur dann und wann Männer zu ſich laſſen.

Der Ruf von dem Reichthum dieſes Landes, den das Gerücht unſtreitig größer gemacht hat, als er wirklich iſt, bewog auch die Portugieſen, einen Verſuch zu machen, in daſſelbe einzudringen. Sie ſchickten daher im Jahre 1569 den Franz Barreto mit tauſend Mann hieher, welcher auch von dem König die Erlaubniß erhielt, nach den Bergwerken von Manchika zu gehen. Allein Barreto mußte wieder umkehren, weil in Mozambik ein Aufruhr ausgebrochen war. Vasko Homem unternahm denſelben Zug, allein die Einwohner führten ihn irre, ſo daß er mit Verluſt des größten Theils ſeiner Leute ſich auf den Rückweg machen mußte. Seitdem unternahmen die Portugieſen nichts Aehnliches weiter, doch ſind ſie noch die einzigen Europäer, welche einige Handlung mit dieſem Reiche treiben. Auch beſitzen ſie ein Kaſtell, Namens Tete, am Fluß Zambeze, und den Flecken Maſſapa, wo ſich ein portugieſiſcher Beamter aufhält.

Nach

Noch weit weniger bekannt iſt Monoemugi, und man weiß nur, daß es über Monomotapa zwiſchen Kongo und Zanguebar gelegen iſt. Von der letztern Küſte her ſind Portugieſen nach Monoemugi gekommen, allein ſie haben ſich nicht gar tief ins Land gewaget, theils wegen der undurchdringlichen Wildniſſe, welche ein Aufenthalt reißender Thiere ſind, theils wegen der Einwohner ſelbſt, die den Löwen und Tiegern an Wildheit nicht nachſtehen ſollen. 6) Monoemugi.

An manchen Orten ſoll das Land ſehr fruchtbar ſeyn, und beſonders viele Palmbäume hervorbringen. Die Einwohner, ſagt man, ſind große anſehnliche Leute, die ſich in ſeidene und baumwollene Zeugekleiden, und Halsbänder von Agtſtein traen. Nähere Nachrichten von ihren Sitten, ihrer Religion und dergl. weiß man nicht.

Eben ſo wenig, oder noch weniger vielleicht kennt man ein ſogenanntes Königreich Kaſſon, oder Kaſſu, welches von einigen noch zu Senegambien gerechnet wird, weil überhaupt in dieſem Theile der Erde die Gränzbeſtimmungen ſehr willkührlich ſind. Man ſagt, dieſes Land enthalte viele Gold- Silber- und Kupferbergwerke, oder vielmehr, dieſe Metalle würden kaum einen Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden. Der Beherrſcher dieſes Landes, den man Sagedova nennt, ſoll ſich auf einer Halbinſel auf der Nordſeite des Senegalfluſſes aufhalten, und ein reicher mächtiger Fürſt ſeyn, dem auch der König von Galam in Senegambien Tribut gebe. 7) Kaſſon.

Dieß iſt ohngefähr alles, was ſich von den innern Ländern Afrikas mit Mühe aus unvollſtändigen und widerſprechenden Nachrichten ſagen läßt. Welch ein ungeheures Feld liegt hier der menſchlichen Wißbegierde offen! Wie viel Stoff für den Naturforſcher in ſo mannigfachen noch unbekannten Erzeugniſſen! Wie viel Stoff für den Philoſophen in ſo verſchiedenen Völ-

kern, die gewiß manche intereſſante Gemälde darbieten würden! Aber noch kam kein Naturforſcher und kein Philoſoph hieher, und ſchwerlich möchten wir ſobald noch vollſtändigere Kenntniſſe von dieſem Erdtheile erhalten, wenn es nicht einſt ein andrer Anquetil wagt, als Araber verkleidet mit den Kierwanen zu reiſen, die, wie man ſagt, aus der Barbarey und Aegypten mit unſäglichen Beſchwerden durch brennende Sandwüſten und ſchreckliche Einöden das ganze innere Afrika durchreiſen.

II. Senegambien.

Wir kommen nun zu einem Laude, das den Europäern weit mehr bekannt iſt, als die bisher beſchriebenen Staaten des innern Afrika, die man meiſt nur aus einem verworrenen Gerüchte kennt, da dieſes im Gegentheil beſtändig von Europäern, die hier feſte Wohnplätze haben, beſucht wird, und alſo auch einer weit mehr umſtändlichen und intereſſanten Beſchreibung fähig iſt.

Senegambien, das ſeinen Namen von ſeinen zwey Hauptflüſſen, dem Senegal und dem Gambia hat, iſt ein großes, von der Wüſte Zarah bis an Guinea reichendes, Land, das gegen Weſten an das atlantiſche Meer, und gegen Oſten, auch einigermaßen gegen Süden, an Nigritien gränzet, von einigen auch das weſtliche Nigritien genannt wird. Genau läßt ſich die Länge deſſelben von Abend gegen Morgen nicht beſtimmen, doch mag ſie leicht auf vierhundert Meilen betragen, die größte Breite aber, von Mittag gegen Mitternacht, oder von den Gränzen von Guinea bis an die Wüſte Zarah, wird auf zweyhundert und funfzig Meilen geſchätzet.

Da dieſes Land unter dem heißeſten Erdſtriche liegt, und die Sonne zu gewiſſen Zeiten ihre Strahlen ſenkrecht auf die Häupter ſeiner Bewohner wirft, ſo kann man leicht denken, wie unſäglich groß die Hitze ſeyn

muß.

muß. Es iſt nichts Seltenes, daß im November, in welchem Monat die größte Hitze einfällt, das Schiffspech und der Theer in den Fahrzeugen ſchmilzt, und durch die Fugen durchdringt, und wenn man einen Topf mit Waſſer in einen Sandhaufen ſteckt, fängt dieſes in kurzer Zeit zu kochen an. Eine ſo gewaltige Hitze, die auch durch keinen friſchen Regen unterbrochen wird, ſondern beynahe acht Monate des Jahres ununterbrochen fortdauert, muß endlich den Horizont mit Dünſten bedecken, die ſich in heftige Regengüſſe auflöſen. Dieſe Regenzeit, die dabey immer noch heißer iſt, als der heißeſte hieſige Sommer, iſt der Senegambiſche Winter, wenn man anders dieſen Namen auf eine Witterung anwenden darf, die weder Eis, noch Schnee, noch Hagel bey ſich führet, daher es auch nicht möglich iſt, den Einwohnern des Landes einen Begriff davon zu machen, man mag ſich auch einer Vergleichung bedienen, welcher man immer will. Dieſe Regenzeit wird zu Anfang und Ende von dem ſchrecklichſten Ungewitter begleitet. Dann fallen Regengüſſe, die ſo heftig ſind, daß die Flüſſe ſchon in zwölf Stunden austreten; die Winde wüten mit der ganzen Heftigkeit eines Orkans, und nichts iſt vor der Gewalt derſelben ſicher; der Himmel ſcheint im Feuer zu ſtehen, und den rothen ſchrecklichen Blitzen folgt ein lauter brüllender Donner, der gleich einem Erdbeben den Boden erſchüttert, auf welchem man ſtehet.

Ohngeachtet auch dieſe Ungewitter die Luft reinigen, ſo iſt doch die Luft, an der Küſte hin wenigſtens, und beſonders an den Flüſſen, in moraſtigen Gegenden und in Waldungen äußerſt ungeſund, und man beſchreibt die Feuchtigkeit derſelben ſo groß, daß dadurch die Schlüſſel, welche man in der Taſche trägt, roſtig werden. Dadurch entſtehen denn auch eine Men-

ge ſchädlicher Krankheiten, beſonders bey Europäern, die das ungeſunde Klima nicht gewohnt ſind, und dabey keine ſtrenge Diät beobachten. Dieſe werden beſtändig vom Schnupfen und Huſten geplagt, von bösartigen Fiebern befallen, die nicht ſelten nach vier und zwanzig Stunden den Tod bringen, mit Geſchwüren in den dicken Beinen, und mit Konvulſionen, auf welche Schlagflüſſe und der Tod folgen, heimgeſucht. Auch die Landeseinwohner ſelbſt entgehen nicht den Wirkungen des ſchädlichen Klima, indem in ihrem Fleiſche Würmer wachſen, von denen etliche vier bis fünf Fuß lang ſeyn ſollen. Je größer dieſe Würmer wachſen, deſto mehr ſchwillt das Bein auf, und dieſe Geſchwulſt iſt von den heftigſten Schmerzen begleitet, bis ſie endlich aufbricht. Kommt nun der Wurm nach Aufbruch der Geſchwulſt zum Vorſchein, ſo windet man ihn ganz gelinde um ein Stück Holz, und bindet einen Faden daran, daß er nicht zurückkriechen kann. Reißt aber der Wurm, ehe er ganz herausgewunden iſt, unglücklicherweiſe entzwey, und es bleibet nur ein Stückchen deſſelben in dem Fleiſche zurück, ſo nehmen die Schmerzen aufs neue gewaltig zu, und es entſteht endlich der Krebs und der Brand.

Senegambien iſt indeſſen bey aller üblen Beſchaffenheit des Klima ein größtentheils fruchtbares Land. Längſt der Küſte iſt der Boden zwar meiſt überall ſandig und trocken, und ſelbſt an den Flüſſen wird er, weil faſt acht Monate lang kein Regen fällt, ſo hart, daß man gar nicht arbeiten kann, ſondern die Regenzeit erwarten muß, da denn innerhalb drey Monaten geſäet und geerndtet wird. Wir werden noch in der Folge Gelegenheit haben, von der Art und Weiſe der Negern, ihre Felder zu bauen, weitläuftiger zu ſprechen; jetzt wollen wir bey Aufzählung der Senegambiſchen

biſchen Erzeugniſſe nur eins und das andere davon anführen.

Zu dieſen Erzeugniſſen gehört aus dem Pflanzenreiche vorzüglich Reis, der an den Ufern der Flüſſe in Menge gebaut wird, und ſo gut geräth, daß ein Viertel Ausſaat auf vierzig Scheffel Erndte giebt. Ferner Hirſe, ſowohl die gewöhnliche, als die große Art, (Holcus bicolor. Linn.) welche die Negern Guiarnatt nennen. Dieſe Frucht treibt einen ſtarken Halm, welcher eine Höhe von acht Fuß erreicht. Wenn man die Rinde abſchält, findet man ein ſehr ſüßes Mark, ſo daß auch einige Reiſende glauben, es werde, wenn mit dieſem Hirſenrohre wie mit dem Zuckerrohre verfahren würde, ein Saft daraus gezogen werden können, aus welchem ſich ſehr gut Zucker bereiten laſſe. Ferner bauen die Negern eine Menge verſchiedener Arten von Bohnen, Taback, zuckerſüße Kürbiſſe, guineiſchen Sauerampfer, Melonen und Waſſermelonen, unter denen es welche giebt, die ſechszig Pfund ſchwer ſind, Baumwolle, Ananas, Ingwer, Pfeffer, Indigo, Pataten, Maniok und Ignamewurzeln. Der hieſige Pfeffer iſt nicht von einerley Gattung mit dem, welcher in dem öſtlichen Indien wächſt. Es iſt eine runde Beere, von der Größe eines Hanfkorns, die, wenn ſie reif wird, eine rothe Farbe und einen ſüßlichen Geſchmack bekömmt. In dieſer Beere iſt ein Saamenkorn enthalten, das an Geſtalt und Größe dem Kohlſaamen gleicht, ziemlich hart iſt, und einen angenehmbeißenden Geſchmack auf der Zunge zurückläßt. Dieſe Frucht wächſt in kleinen Trauben auf einer drey bis vier Fuß hohen Staude, mit weichen biegſamen Aeſten und ovalen, oben und unten ſpitzig zulaufenden, Blättern.

Von der Ananas haben wir ſchon bey Beſchreibung Oſtindiens geſprochen; von den Pataten, dem

Indigo und der Ignamewurzel werden wir in dem künftigen Bande einige Nachricht geben; es bleibt uns hier alſo nur der Maniok übrig, von welchem wir unſern Leſern eine kurze Beſchreibung liefern müſſen. Dieſes Gewächs erreicht die Höhe von beynahe vier Ellen. Sein Stamm, der ohngefähr die Dicke eines Armes hat, iſt von einem leichten ſchwammigten Holze; die Blätter bekleiben nur gegen den Gipfel zu, und an den Spitzen der Zweige wachſen Büſchel von Blüten. An dem ganzen Gewächs iſt nichts Nutzbares, als die Wurzel, welche zwiebelartig iſt, und, nach Verlauf von acht Monaten, die Größe eines groſſen Rettigs bekommt. Man hat verſchiedene Arten dieſer Wurzel, welche durch Größe, Farbe und die Zeit, binnen welcher ſie reifen, unterſchieden ſind. Wenn die Wurzeln die gehörige Größe und Reife erhalten haben, werden ſie ausgegraben, und einer ſorgfältigen Zubereitung unterworfen, damit ſie fähig werden, menſchliche Nahrung abzugeben, weil ſie außerdem äußerſt ſchädlich ſeyn würden. Die erſte Schale muß herunter; ſie müſſen gewaſchen, und ausgepreßt werden, damit der Saft herauskömmt, den man als ein ſehr wirkſames Gift betrachtet. Man macht eine Art groben Mehls aus dieſer Wurzel, man bäckt ſie auch auf eiſernen Platten, und dann heißt dies Kaſſave, und beyde Arten geben eine zwar nicht ſehr ſchmackhafte, aber doch nahrhafte Speiſe.

Die Europäer, welche in Senegambien wohnen, bauen auch ſehr viele europäiſche Gartengewächſe, die alle ſehr gut fortkommen, nebſt einigen Obſt- und Citronen- Orangen- Feigen- und andern Bäumen, die theils dem Lande eigenthümlich und nur durch Kultur verbeſſert, theils erſt aus andern Gegenden dahin gebracht worden ſind.

Unter

Unter den Gewächſen aber, welche Senegambien eigenthümlich gehören, verdienen eine beſondere Erwähnung: der Palmbaum, von dem es verſchiedene Arten giebt. Eine davon, Ronn genannt, treibt einen ſehr ſtarken geraden Stamm, welcher die Höhe von funfzig bis ſechszig Fuß erreicht, und bloß an der Spitze eine Krone von Blättern hat. Jedes Blatt ſieht einem Fächer ähnlich, der fünf bis ſechs Fuß breit offen iſt, und an einem Stiele von gleicher Länge ſtehet. Die Früchte ſind rund, und haben die Größe einer gemeinen Melone. Ihre Schale iſt wie Leder, von der Dicke eines ſtarken Pergaments, und unter derſelben liegt ein gelbliches, mit zarten Faſern durchwebtes Fleiſch, welches, wenn es in heißer Aſche gebraten, iſt, einen angenehmen Quittengeſchmack hat. Der Kionkomm, oder Sor-ſor iſt eine andre Palme, deren Höhe ſelten über zwanzig bis dreyßig Fuß beträgt; ihr Stamm iſt gerade, kaſtanienbraun von Farbe, und aufs höchſte ſechs Zoll dicke. An ſeiner Spitze ſitzt ein Büſchel Blätter, die ſich wie ein Sonnenſchirm in der Runde herum ausbreiten, und von denen jedes acht bis neun Fuß breit iſt. Am Fuße dieſes Stammes wächſt eine zahlreiche Menge kleinerer Stämme, die ſelten die Höhe von vier bis fünf Fuß überwachſen, dem Baume aber einen ſo großen Umfang geben, daß man Mühe hat, wo viele dergleichen Palmen beyſammen ſtehen, einen Weg durch die Stacheln zu finden, mit denen die Spitzen der Blätter beſetzt ſind. Die Früchte ſind kleiner, aber fleiſchigter, als an angebauten Dattelbäumen, und dabey von einem zuckerſüßen Geſchmacke. Die höchſte der Palmen iſt der Kokos, der ſechszig bis achtzig Fuß hoch wird, ohne einen einzigen Aſt zu haben. Die äußere Farbe des Stammes iſt ſchwarz, und er hat eine durchaus gleiche Dicke, welche nicht mehr als ein bis zwey Fuß beträgt. Seine Blätter ſind wie die am Dattelbaume,

me, die Frucht aber iſt rund, ſo groß wie eine kleine Nuß, und mit einem gelben Fleiſche umgeben, aus welchem das Palmenöl gemacht wird.

Aus dieſen beyden Bäumen zapft man den Palmenwein, ein Getränk, das in Anſehung der Farbe mit den Molken die größte Aehnlichkeit hat. Man zieht dieſes Getränke auf verſchiedene Arten von dem Baume ab; die erſte, bey den Negern gebräuchliche, Art iſt, daß ein Stamm etliche Zoll unter der Krone, von welcher nur wenige Blätter ſtehen bleiben, abgeſtutzt wird; dieſe Blätter werden dann über den Schnitt gelegt, und mit einem in den Baum geſteckten Pflock befeſtigt, ihre Spitzen aber umgebogen, und in eine Kürbisflaſche oder ein irdenes Gefäß, das einen engen Hals hat, hineingeſteckt, ſo daß der Saft an den Blättern herunter in das Gefäß rinnt, und ſich darinnen ſammelt. Auch macht man nur ein rundes Loch unterhalb der Krone in den Baum, und ſteckt einige Blätter darein, auf welchen der Saft wie über eine Rinne in den daran befeſtigten Topf läuft. Beyde Arten ſind leicht, wenn der Baum nicht hoch iſt, ſoll aber der Wein aus dem Kokosbaume abgezapft werden, ſo erfordert es ſchon weit mehrere Mühe. Indeſſen wiſſen die Negern dennoch auf dieſe hohen aſtloſen Bäume mit einer Leichtigkeit zu kommen, welche in Erſtaunen ſetzt. Sie machen nämlich einen Gurt von trocknen Palmblättern, welche ſie klopfen und drey Finger breit zuſammenflechten. Dieſer Gurt macht eine Art Reif dritthalb Fuß im Durchſchnitt, wird aber über den Leib des Negern und den Baum ſo ausgedehnt, daß zwiſchen beyden ohngefähr anderthalb Fuß Platz bleibt. Mit dieſem Gurte nun binden ſie ſich gleichſam an den Baum an, und ſteigen mit groſſer Geſchwindigkeit in demſelben daran hinauf. So gelangen ſie bald an die Spitze des Baumes, ſchneiden

den die Früchte ab, binden ſolche, nebſt den Kürbisflaſchen voll Wein, an ein Seil, und laſſen ſie damit herunter. Die Negern trinken dieſen Wein nicht eher, als bis er vier und zwanzig Stunden alt iſt, das iſt, bis er genugſam gegohren, und einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack erhalten hat.

Ferner ſind merkwürdig der **Kürbis- oder Affenbrodbaum**, der unter allen bekannten Bäumen der Erde die größte Stärke bekommt. Es giebt dergleichen Bäume, welche ſieben und ſiebzig Fuß im Umfange, und alſo fünf und zwanzig Fuß im Durchmeſſer haben. Die Höhe iſt dabey nicht auſſerordentlich, denn ſie beträgt ſelten über ſechszig bis ſiebzig Fuß. Aus dieſem Stamme wachſen viele Aeſte, davon einige mit den Spitzen wieder bis zur Erde herabhangen, und gegen fünf und funfzig Fuß in der Länge haben. Ein franzöſiſcher Reiſender ſahe eingeſchnittene Namen in dieſen Bänmen, welche aus dem funfzehnten Jahrhundert waren, und, wie die Tiefe der Buchſtaben bewies, zu einer Zeit eingeſchnitten ſeyn mußten, da die Bäume nicht ganz jung mehr geweſen waren. An den Aeſten dieſer Bäume hängen hie und da Neſter, welche wegen ihrer Größe eben ſo merkwürdig, als die Bäume ſelbſt ſind. Sie haben wenigſtens drey Fuß in der Länge, und ſind aus ziemlich großen Baumäſten ſehr unordentlich durch einander geflochten. Der Sage der Einwohner nach ſollen die Vögel eine Art Adler ſeyn, und wenn man ſie nach ihren Neſtern beurtheilt, müſſen ſie dem Strauße an Größe wenig nachgeben.

Was der Affenbrodbaum in der Dicke, iſt der **Benten oder Käsbaum** in der Länge, denn es giebt Bäume dieſer Art, welche hundert und zehn bis hundert und zwanzig Fuß hoch ſind. Aus dieſem Baume machen die Negern ihre Piroguen oder Fahrzeuge,

wobey ſie weiter nichts thun, als daß ſie den Stamm aushöhlen, deſſen Holz ſehr weich und leicht iſt. Ein andrer großer Baum iſt der Farobier, deſſen Frucht bey den Negern ſehr beliebt iſt. Es iſt eine Schote wie an den Bohnen, aber über einen Fuß lang, worinnen ſchwarze Saamenkörner in einem gelben mehligten Fleiſche liegen. Dieſes Fleiſch, das beynahe wie Pfefferkuchen ſchmeckt, dient den Negern, beſonders wenn ſie auf Reiſen ſind, ſehr oft ſtatt aller andern Nahrungsmittel. Der Tamarindenbaum hat die Geſtalt und Größe eines welſchen Nußbaums, und ſeine Frucht wächſt gleich einer Gartenbohne, ohngefähr vier Zoll lang und zwey breit. Inwendig ſteckt ein markiges, dunkelbraunes, zähes Fleiſch, in welchem ſich etliche Saamenkörner befinden. Der Kalabaſchbaum liefert den Negern ihre Gefäße. Er hat drey bis vier Fuß im Umfange, und ſehr viele Aeſte und Blätter. Die Kalabaſchen wachſen wie Kürbiſſe aus dem Stamme ſelbſt hervor. Sie haben eine feſte Rinde, ohngefähr wie Pergament. Die Negern nehmen das Fleiſch heraus, reinigen die Schale mit Waſſer und Sand, und haben nun ein Gefäß, in welchem ſich alles gut hält, ohne einen übeln Geſchmack zu bekommen.

Da die Ebenen Senegambiens mit einem Ueberfluß des ſchönſten Graſes und der nahrhafteſten Kräuter bedeckt ſind, ſo ſind auch die Viehheerden die trefflichſten die man nur ſehen kann. Die hieſigen Ochſen ſind höher und größer als die unſrigen, beſonders aber durch einen Höcker merkwürdig, der ſich zwiſchen beyden Schultern über einen Fuß erhebet und aus bloſſem Fleiſche beſtehet. Ein dergleichen Ochſe wird für etwan zwey Thaler Werth europäiſcher Waaren verkauft, und eine Kuh gilt die Hälfte. Die Schafe ſind von zweyerley Art: die eine hat ordentliche Wolle, aber breite Fettſchwänze; die andre Art

iſt

iſt größer und ſtärker, und hat Ziegenhaare. An den Ufern des Senegal werden auch viele Ziegen gehalten, und die Mohren zwiſchen dieſem Fluß und dem Gambia ziehen Pferde, die den barbariſchen an Schönheit wenig nachſtehen. Kameele gehen in groſſen Heerden, auch haben die Negern viele Eſel, welche ſo ſchön ſeyn ſollen, daß ſie mit dem europäiſchen Eſel gar keine Aehnlichkeit haben.

Von Wildpret giebt es in Senegambien große Büffel mit langen ſchwarzen, an den Spitzen krumm zulaufenden, Hörnern, welche, beſonders wenn ſie beleidigt ſind, eine außerordentliche Wuth äußern, und denjenigen, der ſie beleidigt hat, mit Füſſen zertreten. Ferner ſehr große wilde Schweine, Antelopen, von denen wir bey dem Lande der Kaffern weitläuftiger ſprechen werden, Hirſche, Rehe, worunter eine Art, die nicht größer als Haſen, und Kaninichen. Die Elephanten ziehen heerdenweiſe zu vierzieg und ſechszig mit einander, die Löwen kommen bis an die Hütten der Neger, und holen die zum Trocknen auf das Dach gelegten Fiſche. Eben dieß thun auch die Tyger, Leoparden und Wölfe, welche gewöhnlich mit dem Löwen auf den Raub ausgehen. Ein Senegambien eignes Thier iſt der Bomba, welcher der Größe eines jährigen Schweins hat, am Kopfe dem Bären ähnlich ſieht, und auch durch Hülfe ſeiner ſcharfen Klauen gleich dem Bären die Bäume herauf klettert, von welchen er die ihm zur Nahrung dienenden Früchte herabholet. Er lebt, wie die Fiſchotter, auf dem Lande und im Waſſer, und die Negern eſſen ſein Fleiſch mit Begierde.

Affen und Meerkatzen giebt es hier in unbeſchreiblicher Menge und von beynahe allen Farben. Der Sage nach, halten ſie ſich in Geſellſchaften zu drey- bis viertauſend beyſammen, jede Art aber beſonders;

ſonders; ſie machen ſich Hütten von geflochtenen Aeſten; ſie reiſen gliederweiſe unter ordentlichen Anführern, und ihre Unternehmungen werden nach einem ordentlichen Plane vollführet. Während daß z. B. ein Haufen ein Hirſenfeld plündert, ſteht einer auf einem hohen Baum Schildwache, und ſobald er jemand merkt, giebt er durch ein Geſchrey ein Signal, worauf die Plündrer ſich über Hals und Kopf davon machen. So viel Anſchein von Ueberlegſamkeit bringt auch die Neger zu der Behauptung, daß die Affen, vorzüglich die großen Arten, recht wohl reden könnten, wenn ſie nur wollten, und daß ſie bloß deshalb ein ſo hartnäckiges Stillſchweigen beobachteten, weil ſie zur Arbeit gezwungen zu werden fürchteten.

Die Menge des Gevögels in Senegambien iſt faſt zahllos zu nennen. Man findet hier: ſehr viele Hühner, Gänſe, Enten, Truthühner, Rebhüner die aber ein hartes, kaum eßbares, Fleiſch haben, wilde Tauben, Wachteln, Perlhühner, Lerchen, Schnepfen, Papagoien, himmelblaue Mandelkrähen, Waſſerraben, Reiher, Adler, u. ſ. w. Eine beſondere Bemerkung verdienen: der Strauß, der ſo gemein in einigen Gegenden des Landes iſt, daß man öfters ganze Schaaren an den Flüſſen erblicket. Der Strauß iſt mehrentheils acht Fuß hoch, hat hohe Beine, einen langen Hals und einen ungemein kleinen Kopf. Seine Augen gleichen den Menſchenaugen, der Schnabel iſt kurz und ſpitzig, und die Flügel, zum Fluge zwar zu klein, dienen ihm doch wenigſtens zu einer Art Segel, vermittelſt welcher er ſo geſchwind laufen kann, daß ihm das ſchnellſte Pferd, wenn das Ziel anders nicht zu weit wäre, nicht gleich laufen würde. Seine Federn ſind weich, geſchmeidig, und weißgrau von Farbe. Der Schwanz iſt dicht, rund und wie ein Buſch, weiß bey dem Mann und braun bey dem Weibe. Er ver-

verſchlingt alles, Leder, Haare, Steine und Metall. Da der Strauß jährlich mehr als einmal brütet, und jedesmal funfzehn bis ſechszehn Eyer legt, ſo vermehrt er ſich außerordentlich. Es giebt Eyer, die bis funfzehn Pfund wiegen, und woran ſich ſieben bis acht Perſonen ſatt eſſen können. Die Strauße legen dieſe Eyer in den Sand, und man hat ſogar lange Zeit geglaubt, daß ſie dieſelben von der Sonnenwärme ausbrüten ließen, bis man durch neuere Beobachtungen belehrt worden iſt, daß ſie ihre Eyer ſelbſt, jedoch nur bey Nachtzeit ausbrüten, die Sonne im Gegentheil aber, dieſe Wirkung hervorzubringen, gar nicht im Stande iſt. Die Negern achten den Strauß ſehr hoch, nicht allein wegen ſeiner Federn, welche eine ſehr geſuchte Waare ſind, beſonders ſeit unſre Damen ihre Köpfe damit verunſtalten, ſondern auch wegen ſeines Fleiſches, das bey aller Härte ihnen dennoch ein köſtliches Eſſen zu ſeyn dünkt.

Nach dem Strauße iſt der Pelikan ohnſtreitig der größte Vogel in Senegambien, denn es giebt deren, die von der Spitze des einen Flügels bis zur Spitze des andern zehn Fuß meſſen. Der Schnabel iſt anderthalb Fuß lang, und der Sack, welcher daran hängt, kann beynahe zwey und zwanzig Maaß Waſſer faſſen. Dieſer Sack iſt eine Art Hamen, mit welchem der Pelikan die Fiſche, von denen er lebt, auf eine ſehr geſchickte Art zu fangen weiß. Es ſchwimmen gewöhnlich mehrere Pelikane in Geſellſchaft auf den Untiefen, machen einen Kreis, und treiben, indem ſie dieſen Kreis verengen, die Fiſche immer näher zuſammen. Spüren ſie, daß die Fiſche enge genug beyſammen ſind, ſo tauchen ſie mit dem offenen Schnabel unter das Waſſer, und machen ihn mit großer Geſchwindigkeit wieder zu. Um das Waſſer, das zugleich mit in den Sack tritt, los zu werden, beugen ſie den Schnabel ein wenig

nig auf die Seite, und gehen mit ihrer Beute ans Land, wo ſie dieſelbe in Ruhe verzehren. Ein andrer Feind der Fiſche iſt der Nguiarkol, welchen die Franzoſen Manette nennen. Dieſer Vogel iſt ſo groß als eine Gans, ſeine Federn ſind braun, am Kopf, Hals, der Bruſt und dem Schwanze ausgenommen, wo ſie eine glänzend weiße Farbe haben. Er hat einen ſtarken gekrümmten Schnabel und ſpitzige, eben ſo gekrümmte, Krallen, deren er ſich zum Fiſchfange bedienet. Sein Aufenthalt iſt gewöhnlich auf den am Waſſer ſtehenden Bäumen, und ſo wie ſich ein Fiſch ſehen läßt, ſtößt er auf ihn herab, und führt ihn in ſeinen Fängen mit ſich fort. Die Negern halten dieſen Vogel ſehr in Ehren, ſo daß er ſogar zu den Marabu oder Prieſter gerechnet wird, welche ſie als geheiligte Perſonen anſehen.

Nicht minder heilig iſt ihnen der Guinar oder Marchan, ein ſchwarzer Vogel, der an Federn und Größe eine ſehr nahe Aehnlichkeit mit den Truthühnern hat. Männchen und Weibchen haben eine Art Helm auf dem Kopfe, und an dem Halſe einen Streif wie Pergament, welcher roth bey dem erſtern und blau bey dem letzten iſt. Die Verehrung, welche dieſem Vogel wiederfährt, rührt daher, weil er meiſt von einer gewiſſen Art ſehr ſchädlicher Schlangen lebt.

Großaugen nennt man eine Art Vögel, welche viele Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Trappen haben, aber nicht größer als Hühner, und aſchgrau mit weiß geſprengt von Farbe ſind. Ihr Fleiſch iſt ſehr zart, und giebt eine angenehme Speiſe. Die Uett-Uett oder Schreyer haben den letztern Namen daher, weil ſie, ſobald ſie einen Menſchen erblicken, mit unaufhörlichem Geſchrey um ihn herum fliegen. Sie haben die Größe einer großen Taube, aber ſehr hohe Beine, ihre Farbe iſt weiß mit ſchwarz, und auf den

Achſeln

Achſeln haben ſie ein ſchwarzes ziemlich langes Horn, welches ihnen zu Angriffs ſowohl, als Vertheidigungswaffen zu dienen ſcheint. Die Pintado, oder das guineiſche Huhn, iſt einem Rebhuhn ähnlich, aber größer als dieſes. Seine Federn ſind dunkel aſchfarben mit weiß gefleckt. Sie gehen zu zwey bis dreyhundert mit einander, und werden von den Negern mit Hunden gejagt. Wenn man ſie jung fängt, werden ſie ſo zahm als Hühner. Ein ganz ſchöner Vogel iſt der ſenegambiſche Pfau. Er iſt von der Größe eines Truthahns, ſein Gefieder iſt aus weißen aſchfarbnen und grünen Federn zuſammengeſetzt, und auf dem Kopfe hat er eine glänzend ſchwarze Krone.

Die ſenegambiſchen Gewäſſer haben eine große Mannigfaltigkeit von Fiſchen. Wir nennen zuerſt den Hay, den gefräßigſten und auf Menſchenfleiſch begierigſten der Fiſche. Dieſer Fiſch hat ohngefähr fünf und zwanzig Fuß in der Länge und vier Fuß im Durchſchnitt. Sein Rachen iſt bis an die Hälfte des Halſes geöfnet, und die Kinnladen ſind mit drey Reihen Zähnen beſetzt, welche ſo dicht neben einander ſtehen und ſo feſt ſind, daß ihnen nichts zu hart iſt. Es iſt leicht, ein ſo gefräßiges Thier zu fangen, und man braucht nur ein Stück Speck oder Fleiſch an einen Angelhaken zu ſtecken, und dieſen an eine Kette, welche an einen Strik gebunden wird, zu befeſtigen. Iſt er auch nicht hungrig, und ſcheint er auch anfangs gleichgültig gegen den ausgeworfenen Köder zu ſeyn, ſo darf man doch nur Miene machen, als wollte man dieſen zurückziehen, und ſogleich wird er den Angelhaken verſchlingen. Kein Thier iſt indeſſen ſchwerer zu tödten als der Hay, denn wenn er auch in Stücken gehauen iſt, ſo bewegen ſich doch alle Theile deſſelben; und wenn er gefangen iſt, ſind ſeine Schläge mit dem Schwanze ſo heftig, daß er denen, welche getroffen

werden, Aerme und Beine koſtet. Das Fleiſch des Hay iſt mager, thranigt und von übelm Geſchmacke, dennoch aber halten es die Negern, wenn es in Fäulniß überzugehen anfängt, für eine köſtliche Speiſe, mit der ſie ſogar nach Guinea einen anſehnlichen Handel treiben. Aus ſeinem Fett wird Oel geſotten, und die Haut zum Ueberziehen verſchiedner Dingen gebrauchet. Ihn begleitet gewöhnlich der **Loots**, ein kleiner Fiſch mit ſchmalem Kopfe, und einem länglichen runden und kleinen Rachen. Seine Zähne ſind klein, die Augen rund, der Rücken blau, der Bauch weiß und mit ſieben ſchwarzen Linien umgeben. Dieſer kleine Fiſch nährt ſich von dem, was der Hay übrig läßt.

Ferner verdient erwähnt zu werden, der **Lamentin**: dieſer iſt 20 Fuß lang, und hat keine andre Floßfedern als den Schwanz und zwey Tatzen. Er hat warm Blut, eine ſchwarze harte Haut, und hin und wieder Haare ſtehen. Sein Fleiſch ſchmeckt wie das beſte Kalbfleiſch. Auch giebt es Wallfiſche an den Küſten, die von beträchtlicher Größe ſind, Meerſchweine, welche heerdenweiſe ſchwimmen, und gleich den Schweinen grunzen, Seekühe, Roggen, Schollen, Sardellen, fliegende und andre Fiſche mehr. Unter dieſen Seefiſchen verdienen noch bemerkt zu werden, der **Bonite**, eine Makreele von mittler Größe, welche ſehr dick und fleiſchigt iſt. Dieſer Fiſch ſieht dunkelbraun aus, der Bauch iſt perlfarben, und vom Kopf an gehen zu beyden Seiten vier gelbe Streiſen herunter. Er lebt bloß von fliegenden Fiſchen, ſo wie auch der **Dorado**, welcher wegen ſeiner blauen, ins höchſte Gold übergehenden, Schattirung der ſchönſte Seefiſch genannt zu werden verdient. **Sauger** oder **Remora** nennt man einen Fiſch, der etwan anderthalb Ellen lang iſt. Er hat ſeinen Namen von einer knorpligten Haut auf dem Kopfe, mit der er ſich

an größre Seethiere und auch an Felſen, Bäume und Schiffe anhängt. Altes Weib (Baliſtes vetula. L.), heißt ein Fiſch, von der Größe eines großen Karpfens, aſchgrau von Farbe; er grunzt, wenn er gefangen wird, und nährt ſich von Auſtern und Schnecken. Ein beſondres Seethier iſt die Galeere, welche mit nichts kann verglichen werden, als mit einer ſchön rothen Blaſe. Mann kann kaum etwas mehr daran unterſcheiden, als eine Art Franze auf dem Rücken, und acht von dem Bauche herabhangende Fäden, welche der Blaſe gleichſam zum Ballaſte dienen. Dieſes kaum Leben verrathende Thier beſitzt indeſſen eine ſolche Kraft zu brennen, daß eine leichte Berührung deſſelben den heftigſten Schmerz verurſachet. Endlich führen wir unter den hieſigen Fiſchen noch den Zitteraal an, deſſen der Elektricität ähnliche Wirkſamkeit ihn wohl einer kurzen Beſchreibung werth macht. Dieſer Fiſch hat einen runden dicken Körper, und ſeine Haut iſt völlig ſo glatt und ſchlüpfrig als bey dem Aale. Wenn man dieſen Fiſch mit der Hand, dem Fuße, oder auch nur mit dem Stocke berührt, ſo werden die Glieder von einem ſolchen Krampfe befallen, daß man ſie kaum bewegen kann. Friſch gefangen, ſind die Wirkungen dieſes Fiſches weit empfindlicher, als wenn er einige Stunden gefangen worden iſt. Todt aber kann er nicht nur ſicher berührt, ſondern auch ohne Gefahr gegeſſen werden.

Das Flußpferd iſt ſehr häufig in den ſenegambiſchen Flüſſen; eben ſo auch die Krokodille, welche wie große Baumſtämme auf den Ufern liegen, und ſechszehn bis achtzehn Fuß lang ſind. Grüne Seeſchildkröten ſind nicht ſelten, und Auſtern und Muſcheln giebt es in unbeſchreiblicher Menge. An kriechenden Thieren, Inſekten u. dergl. iſt kein Mangel. Schlangen, Ottern, Chamäleons, Eidechſen, Heu-

ſchrecken ſieht man allenthalben. Die Rieſenſchlange erreicht eine Länge von zwey bis vier und vierzig Fuß. Sie hält ſich gern in moraſtigen Gegenden auf, wo ſie zuſammen gerollt, ſo daß der Kopf, nebſt einem Theile des Leibes empor ſtehet, auf ihren Fraß lauert. Wird ſie ein Thier gewahr, ſo wirft ſie ſich mit außerordentlicher Schnellkraft über daſſelbe her; iſt es zu groß, ſo giebt ſie ihm zuerſt etliche Hiebe mit den Hauzähnen, zerbricht ihm hernach, indem ſie daſſelbe etlichemal umſchlinget, oder auch mit Geſchwindigkeit darüber hingleitet, die Knochen, und überzieht es denn mit einem Geifer, um es deſto leichter ungekaut verſchlingen zu können. Bey aller Furchtbarkeit dieſes Ungeheuers richtet es indeſſen doch wenig Schaden an, ſondern es frißt kleinere Schlangen, Eidechſen, Kröten und Heuſchrecken; die Negern aber eſſen es wieder ſelbſt mit großem Behagen, ſo wie auch andre Schlangenarten, von denen auch etliche für heilig gehalten werden.

Weit ſchädlicher ſind die Heuſchrecken, dieſe Geißel des heißen Erdſtrichs, welche den Himmel zuweilen auf etliche Meilen weit gleich einem Gewölke bedecken, und wie ein Wolkenbruch auf die Erde herabfallen. Dieſes Ungeziefer verwüſtet alles, wo es nur hinkömmt, und ſelbſt das Rohr, mit welchem die Hütten gedeckt ſind, iſt nicht ſicher für ihrer Gefräſſigkeit. Indeſſen vergelten ihnen die Neger gleiches mit gleichem, und verzehren ſie entweder auf Kohlen gebraten, oder geſtoßen in Milche gekocht, ohne irgend einen Ekel.

Eine der größten Plagen des Landes ſind die verſchiedenen Arten von Mücken, Ameiſen u. ſ. w. für denen man ſich kaum zu ſchützen im Stande iſt. Die Maringoins, eine Mückenart, ſind ſo häufig, daß ſie die Luft verdunkeln, und ihr Stachel iſt ſo hart, daß er

durch

durch die dichteſten Zeuge hindurch gehet. Die Kakerlaken zernagen Wäſche, Bücher, Papier, kurz alles, was ihnen vorkömmt, ſie ſind in allen Zimmern, und vermehren ſich ſo außerordentlich, daß man ſich bloß dadurch wider ſie ſchützen kann, wenn man den Spinnen und einer Art Eidechſen, oder einem Igel, denſelben Aufenthalt zugeſtehet. Der Sandfloh hält ſich ebenfalls in bewohnten Hütten auf, und verurſacht durch ſeinen Stich ein unerträgliches Brennen in der Haut. Noch eine Plage ſind die weißen Ameiſen oder Vagvaguen, welche ſtatt, gleich den unſrigen, Aufwürfe zu machen, in der Erde verborgen bleiben, und in bedeckten Gängen von der Dicke einer Federſpule fortarbeiten. Dieſe Thiere zernagen, gleich den Kakerlaken, alles, was ſie finden, und ihr Biß verurſacht Blaſen, die mit dem heftigſten Schmerze begleitet ſind. Andre Ameiſen bauen runde Pyramiden, acht bis zehn Fuß hoch, und in der Grundfläche faſt eben ſo breit, welche von außen glatt und von einer thonartigen, ſehr feſten Erde aufgeführt ſind, inwendig aber ein Labyrinth von engen Wegen ſind. Auf den Gebüſchen endlich halten ſich rothe Ameiſen auf, welche ſich von den Blättern eine Art Neſter machen, und auf die Vorübergehenden ſpringen. Ihr Stich iſt ſo giftig, daß allenthalben, wo er getroffen hat, ſehr ſchmerzhafte Entzündungen entſtehen.

An Mineralien ſoll Senegambien ſehr reich ſeyn. An den Küſten findet man zwar, außer Kalch und Salz, nichts weiter, aber tiefer ins Land hinein giebt es reichhaltige Gold- Silber- und Kupferbergwerke, ja das Gold ſoll in Galam z. B. faſt auf der Oberfläche des Erdbodens liegen. Doch beruht das meiſte davon auf Muthmaßungen, denn der Goldhandel iſt in den Händen der Mauren, welche in Kierwanen

von der barbariſchen Küſte nach Senegambien kommen, und die Europäer haben ſich bis jetzt noch vergebliche Mühe gemacht in das Innre eines Landes einzudringen, das ihrer Goldgier ſo eine ſchöne Erndte zu verſprechen ſcheint. Worauf ſich ihr Handel einſchränkt, und in welchen Verhältniſſen ſie mit Senegambien ſtehen, werden wir nun, da wir zu Beſchreibung der Einwohner übergehen, zu ſagen Gelegenheit haben.

Einwohner. Die Einwohner Senegambiens ſind **Negern** und **Mohren**, die erſten aber ſind die eigentlichen Ureinwohner des Landes. Von dieſen ihren Sitten, Lebensart und politiſcher Verfaſſung, müſſen wir eine vollſtändige Beſchreibung liefern; der Mohren aber wollen wir nur mit einigen Worten gedenken.

Die Mohren ſind nicht viel kleiner als die Negern, unterſcheiden ſich aber von dieſen durch die rothbraune Farbe, die längern und dickern Haare, und eine größere Magerkeit im Geſichte. Die Weiber ſehen gelblicher aus, haben regelmäßige Geſichtszüge, große feurige Augen und lang herabgehende Haare. Beyde Geſchlechter tragen ein langes Hemde von ſchwarzer Leinwand, und eine Art Oberkleid (Pagne), mit welchem die Weiber Kopf und Schultern bedecken, und das von den Männern bald wie ein Gürtel um den Leib, bald als ein Turban um den Kopf gewunden wird. Dieſer Pagne iſt entweder von ſchwarz gefärbter Baumwolle oder von weißem wollenen Zeuge, welchts rothe Einfaſſung hat. In ihrer Lebensart ſind ſie äußerſt ſparſam, ſo daß ſie auch faſt allein von der Milch ihrer Heerden und Hirſebrey leben. Sie wohnen auf arabiſche Weiſe in Zeltern, welche kegelförmig gebauet und mit einem groben, aus Ziegen- und Kameelhaar verfertigten, Zeug überzogen ſind. Jedes wird durch eine in der Mitten aufgerichtete Stange aufrecht erhalten,

und

und iſt rund herum mit Riemen von Ochſenhaut be- feſtigt. Inwendig liegen Matten, und die ſämtli- chen Geräthſchaften beſtehen bloß in einigen Schläu- chen, worinnen ſie Kleidungsſtücke, Milch, Butter und andern Mundvorrath verwahren, und in etlichen halben Kürbisflaſchen, welche ihnen ſtatt Töpfen und Geſchirren dienen. Dieſe guten friedlichen Leute leben überall in Senegambien zerſtreut, nähren ſich vom Ackerbau, den ſie weit beſſer treiben als die Ne- gern, der Viehzucht und Handlung, und bekennen ſich zur mohämedaniſchen Religion. Sie ſind arabi- ſcher Abkunft, und im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert auf dieſe Küſte gekommen.

Die Negern theilen ſich in mehrere Völkerſchaf- ten, von denen die auf der Küſte wohnenden doch größtentheils, die im Innern des Landes aber ungleich weniger bekannt ſind. Namen dieſer Völker ſind: Oualofen, Fulier, Mandingoer, Sereren, u. ſ. w. Wir werden, ſo weit die vorhandenen Nach- richten zureichen, die Eigenheiten dieſer verſchiedenen Völker und ihr Land nachher beſonders ſchildern; jetzt aber wollen wir eine ſo viel als möglich genaue Be- ſchreibung der allen gemeinen Sitten, Gebräuche u. dergl. zu liefern ſuchen.

Dieſe Völker, ſo entfernt ſie auch von einander wohnen, haben doch eine Menge Gebräuche, welche dem Bewohner der Küſte ſo eigen ſind, als dem, der tief in den innern Gegenden lebet, und in ihrem Aeuſ- ſern ſind ſie ſo wenig von einander verſchieden, als man es bey Leuten erwarten kann, die ſeit undenkli- chen Zeiten immer denſelben Grad der Kultur gehabt, und ſich noch nie von den einfachen Sitten ihrer gemein- ſchaftlichen Ahnen entfernt haben. Ihre Kleidung iſt äußerſt einfach: die Armen haben nichts als ein Stück baumwollen Zeug, das ſie um die Hüften bin-

den; vornehmere und reichere aber tragen eine baumwollne Kutte von allerley Farben, mit langen weiten Aermeln, mit einem einzigen Schlitz, wo ſie den Kopf durchſtecken. Die Beinkleider ſind von eben dem Zeuge, und gehen vom Gürtel bis auf die Knie. Die Füße haben bloß lederne Sohlen, welche um dem Fuß feſtgeſchnürt werden. Beyde Geſchlechter ſchnüren ſich die Füße mit goldenen, ſilbernen oder kupfernen Perlen, und ihr wolligtes Haar ſchmücken ſie mit Stückchen Silber, Kupfer, Korallen u. ſ. w. Ohrringe von Silber und Kupfer ſind ebenfalls beyden Geſchlechtern gemein; und wenn die Weiber nicht bis auf den Gürtel nackt wären, würde es ſchwer halten, ſie von den Männern zu unterſcheiden. Die Mannsperſonen tragen überdem aber auch Degen, welche von der rechten Schulter herabhängen, oder ſind mit Wurfſpießen, Bogen und Pfeilen oder doch groſſen Meſſern bewaffnet.

Die Negern an der Küſte, welche den Europäern genau bekannt ſind, haben keine Städte, ſondern bloße Flecken und Dörfer, im Innern des Landes aber ſollen, der Sage nach, große Städte ſeyn. Ihre Dörfer ſind in der Runde gebauet, und die Hütten haben gleichfalls eine runde Form. Im Umkreiſe ſind ſie vierzehen bis funfzehn Ellen, aus Thon oder Erde aufgeführt und mit Palmblättern gedecket. Fenſter und Thüren haben ſie gar nicht, ſondern eine Oeffnung, durch welche man auf allen vieren hindurch kriechen muß, dient ihnen ſtatt beyder. Jeder Neger hat mehrere ſolcher Hütten, und nach Beſchaffenheit ſeines Vermögens und Standes wohl dreyßig bis funfzig, von denen jede wieder zu einem beſondern Gebrauch beſtimmt iſt. Zuweilen ſind ſowohl die Häuſer als die Dörfer mit einer Verzäunung von Rohr, Pfahlwerk und Dornhecken umgeben. So ſind die Wohnungen der

mei-

meiſten Negern beſchaffen, einige indeſſen, welche reich ſind, bauen auf einigermaßen europäiſche Art viereckte lange Häuſer, vor denen ſich allezeit ein offnes Vorhaus befindet, in welchem ſie Beſuche annehmen, eſſen und andere Geſchäfte verrichten. Die Wände dieſer Häuſer ſind ſieben bis acht Fuß hoch, aus Rohr oder Leim aufgeführt und von außen ſo wohl als innen mit einer fetten, mit Stroh vermiſchten, Erde überkleidet und weiß angeſtrichen. So einfach die Wohnungen ſind, ſo einfach iſt auch das Hausgeräthe, welches bloß in etlichen Küſten zu Aufbewahrung der Kleider, etlichen Töpfen und Kalabaſchen, ein paar hölzernen Mörſern, das Getraide zu ſtoßen, einem Korbe, es zu ſieben, und einigen Schüſſeln, die Speiſen darinnen aufzutragen, beſtehet. Die Betten aber ſind Matratzen, welche auf einen Haufen dicker Pfähle gelegt werden.

Speiſen und Getränke ſind nicht beſſer, als ſie das ſchlichte Naturbedürfniß erheiſchet. Fleiſch wird nur ſelten gegeſſen, Hirſe aber, in Milch, Waſſer oder Fleiſchbrühe gekocht, oder geſtampft, in Kuchen geformt, und dieſe, wenn ſie hart ſind, mit Palmöl beſtrichen, iſt die gewöhnlichſte Nahrung der Negern. Den Reis kochen ſie zu einer Art Pillau, Mais aber wird noch grün auf Kohlen geröſtet und gegeſſen. Uebrigens ſind ſie nicht ſo ekel, wie der polirte Europäer, deſſen Ekel aber nicht ſelten auf bloßen Hirngeſpinnſten beruhet. Sie ſcheuen ſich nicht, das Fleiſch der Elephanten, Löwen, Krokodille, der Schlangen, und ſelbſt die Heuſchrecken zu eſſen, und haben alſo auch einen größern Ueberfluß von Fleiſchſpeiſen, als wir, denen ein von Jugend auf eingeſognes Vorurtheil manche Thiere als unrein ſchildert. Die Unreinlichkeit, mit welcher ſie eſſen, iſt ſo groß, als der Ekel gegen das, was ſie eſſen, klein iſt. Die Speiſen werden nur in

großen hölzernen Schüſſeln auf eine auf der Erde ausgebreitete Matte geſetzt; keiner braucht Teller, Meſſer und Gabel, ſondern er nimmt das Eſſen mit der Hand heraus, und reißt das Fleiſch mit den Fingern entzwey. Ehedem tranken ſie auch nur Waſſer und Palmwein, aber nun ſind ſie durch die Europäer mit dem Branntewein bekannt, und ſo begierig auf denſelben worden, daß ſie ihre Kleider und ihre Kinder für denſelben verkaufen.

Ohngeachtet der Landbau die vornehmſte Beſchäftigung für die Negern iſt, ſo wird er doch nur äußerſt nachläßig von ihnen getrieben, und ſie haben wohl eher die Sämereyen, welche ihnen von den Europäern geſchenkt wurden, verderben laſſen, weil es ihnen zu weitläuftig war, daß ſie dieſelben erſt ſäen ſollten; eine Trägheit, die ihnen auch dadurch vergolten wird, daß ſie, wenn die Erndte nur einigermaßen mißräth, beynahe verhungern müſſen. Neben dem Landbau treiben diejenigen, welche an den Küſten oder Flußufern wohnen, auch das Fiſcherhandwerk. Sie haben Kähne von ausgehöhlten Bäumen, von denen die größten zehn bis zwölf Mann halten, und wohl dreyßig Fuß lang, aber kaum anderthalb Fuß breit ſind. Sie fiſchen mit der Angel, oder ſchießen die Fiſche mit Pfeilen und Harpunen. Auch haben ſie Netze, welche ſowohl, als die Leinen, von einer haarigen, zu Faden geſponnenen Baumrinde gemacht werden. Die Fiſche werden getrocknet, aber nicht eingeſalzen, daher auch die meiſten ſtinkend werden, ehe ſie noch zur gehörigen Trockenheit kommen. Die meiſten ſind dabey geübte Schützen, ob ſie gleich zu ihrer Jagd nur Bogen und Pfeile gebrauchen.

Handwerke werden nur wenig getrieben, und die wenigen, welche ſich damit abgeben, ſind nicht im Stande, etwas Geſchicktes zu verfertigen. Die

Schmie

Schmiede ſchlagen, gleich denen in Hindoſtan, ihre Werkſtatt unter freyem Himmel auf. Ihre Werkzeuge ſind ein kleiner Ambos, eine Zange, etliche Hämmer, eine Feile ued eine Ziegenhaut, die ihnen ſtatt Blaſebalgs dienet. Das Eiſen tauſchen ſie von den Europäern, und verfertigen ihre Pflugſchaaren, Meſſer, Degen, die Spitzen zu den Aſſagaien, Pfeilen und Wurfſpießen, nebſt den Ketten für die Sklaven daraus. Diejenigen, welche die ledernen Säckchen verfertigen, in welche die Amulete gethan werden, machen auch Sättel, Zäume, Schilde und Köcher. Die dritte Art Profeſſioniſten ſind die, welche die Wände zu ihren Häuſern, die Töpfe und die Tabackspfeifen verfertigen. Weiber und Mädchen ſpinnen Baumwolle, und weben Zeuge daraus, die aber nur zwey bis vier Ellen lang, und fünf bis ſechs Zoll breit ſind. Doch weben die Oualofen baumwollne Tücher ſieben und zwanzig Ellen lang und neun Zoll breit, welche entweder weiß bleiben, oder mit Indigo und andern Farben gefärbt werden.

Gelehrſamkeit darf man bey dieſen rohen Söhnen der Natur nicht ſuchen; bey denen, welche Mohämedaner ſind, iſt indeſſen doch noch einiger Schulunterricht zu finden, indem ſich da die Prieſter oder Marbuts mit demſelben beſchäftigen. Dieſe Negern haben ordentliche Schulgebäude, in welchen die Knaben Stücke aus dem Koran leſen lernen. Der Koran ſelbſt iſt ſelten: wer ihn ganz geleſen hat, erlangt den Rang eines Lehrers, und die Prieſter verkaufen die Abſchriften davon um ſehr hohe Preiſe. Unter den mohämedaniſchen Negern ſind die Mandingos noch die am beſten unterrichteten, alle aber hegen noch ſehr viel heidniſchen Aberglauben. Auch haben ſie keine ordentlichen Metſcheds, ſie beten nur dreymal des Tages, und verunſtalten ſonſt das Geſetz des Korans auf

man-

mancherley Weiſe. Den Ramadan, oder die große Faſten, beobachten ſie mit ſehr vieler Strenge, ſo daß derjenige, welcher der Uebertretung überwieſen wird, eine derbe Tracht Stockſchläge zu erwarten hat. Nach geendigter Faſten rufen ſie das Tabaske aus; ein Feſt, von welchem wir nachher mehr ſagen werden. Wenn eine Mondfinſterniß iſt, glauben ſie, daß eine große Katze ihre Pfote zwiſchen den Mond und die Erde ſtecke, und hoffen auf die Ankunft des Propheten, den ſie mit Geſang und Tanz erwarten. Die meiſten Todesfälle halten ſie für Hexenwerk, und Amulete ſind bey ihnen ſehr ſtark im Gebrauche. Dieſe Amulete, welche ſie Grisgris nennen, beſtehen in Papieren, auf welchen arabiſche Karaktere ſtehen, und welche in mancherley Formen zuſammengelegt, und in rothes Tuch oder Leder eingenäht ſind. Jedes dieſer Grisgris hat ſeine beſondere Wirkſamkeit, das eine wider das Erſaufen, das andere wider den Schlangenbiß u. ſ. w. Einige helfen beym Schwimmen, beym Fiſchfang, mit einem Wort, ſie dienen wider alles, und helfen zu allem, was ſie fürchten und verlangen. Schlägt ihre Hoffnung fehl, ſo reden ſich die Prieſter damit aus, daß ſie vorgeben, der Grisgristräger habe ein ruchloſes Leben geführt, und durch dieſen Kunſtgriff, deſſen ſich die Pfaffen von jeher mit dem glücklichſten Erfolge bedient haben, gelingt es ihnen, die Negern arm, ſich ſelbſt aber gar bald reich, zu machen, indem ſie manchen Grisgris für vier bis fünf Ochſen verkaufen, und Abergläubige ſich den ganzen Körper damit behängen. Dieſe Marbuts unterſcheiden ſich auch von den Laien, zwar nicht durch ihre Kleidung, aber doch durch verſchiedene andere Dinge. Sie wohnen in einem eigenen Bezirke, ſie verheurathen ſich nur in ihrem Stamme, undenthalten ſich von allen ſtarken Getränken.

Bey den mohämedaniſchen ſowohl, als den heidniſchen Negern, (von der Religion der letztern weiß man faſt gar nichts,) bedarf die Ehe keines heiligen Siegels, um gültig zu ſeyn. Hat ein Neger die Einwilligung von den Eltern ſeiner Geliebten, die er durch ein Geſchenk an Vieh, Eiſen, Glaskorallen und vorzüglich Branntewein gar leicht erhält, ſo darf er ſie ſogleich in ſein Haus holen, und wenn er ihr nun gleich nach dem Empfang etliche Hausgeſchäfte anbefohlen, ſo ſteht der völligen Vollziehung der Ehe weiter kein Hinderniß im Wege. Die Zahl der Weiber, welche einer haben kann, iſt nicht vorgeſchrieben, und reiche Neger haben deren oft hundert, von welchen aber nur eine den Namen der Ehefrau hat, ob ſie gleich übrigens nicht einmal in Gegenwart des Mannes eſſen darf.

Wenn bey den Mohämedanern einer ſtirbt, ſo wird der Todesfall den Nachbarn durch ein lautes Geſchrey bekannt gemacht, und dieſe kommen dann alle in die Hütte, um das Geſchrey vermehren zu helfen. Nachher wäſcht ein Marbut den Leichnam, und wickelt ihn in die beſte Leinwand, welche der Verſtorbene gehabt hat; die Verwandten treten um ihn herum, und thun tauſend lächerliche Fragen an ihn, und die Sänger ſingen ein Klagelied. Der Körper wird gewöhnlich ſogleich in der Hütte begraben, und dabey ein Pfahl aufgerichtet, an welchem die Waffen des Todten hängen. Neben den Pfahl ſetzen ſie einen Topf mit Hirſebrey und einen mit Waſſer, das Grab aber ſchließen ſie mit einer Dornhecke ein. Ein wildes Feſt macht den Beſchluß der Leichenfeyerlichkeiten.

Ueberhaupt ſind die Neger immer fröliche Geſchöpfe, die Muſik, Tanz und alle Arten von Vergnügungen lieben. Sie haben eine Menge muſikaliſche Inſtru-

ſtrumente, die zwar nur einen ſehr geringen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, für Neger aber doch immer noch gut genug ſind. Ihre Trompeten ſind ausgehöhlte Elephantenzähne; ihre Trommeln hohle Baumſtämme, die auf der einen Seite mit einem ſtraffen Felle überzogen werden. Sie haben Flöten von Rohr, Lauten, die aus einem großen Kürbis gemacht, und mit ſechs Saiten überzogen ſind, ihr vorzüglichſtes Inſtrument aber heiß Balafo, und wird folgendermaßen beſchrieben: es ſteht einen Fuß hoch über der Erde, iſt unten hohl und hat oben ſiebzehn hölzerne Wirbel. An dieſen ſind eben ſo viel Saiten von Drath befeſtigt, welche einen Fuß lang, und ſo dick als eine Federſpule ſind. Unten hängen zwey hohle Kürbiſſe, den Schall zu fangen, und zu verſtärken. Der Spieler ſitzt auf der Erde, und rührt die Saiten mit zwey Stöcken. An den Armen hat er eiſerne Ringe mit Schellen, welche während des Spielens einen Klang geben. Dieſes Inſtrument ſpielen die eigentlichen Dichter und Sänger, welche Guirioten heißen, und theils zu Ehren der Vorfahren verfertigte Nationalgeſänge theils aus dem Stegreiſe ſingen. Wo der Balafo erſchallt, läuft alles zum Tanze zuſammen, der hier, wie überall bey Naturvölkern, unverſtellter Ausdruck der Leidenſchaften iſt.

Einzelne Staaten. So viel von den Negern in Senegambien überhaupt: eine Beſchreibung der einzelnen Nationen, welche dieſes Land bewohnen, wird uns noch mit mancher Sitte bekannt machen, oder uns von dieſem und jenem umſtändlicher belehren, was wir bis jetzt nicht anführen, oder nur ganz kurz berühren konnten. Wir wollen die innern Gegenden des Landes zuerſt beſchreiben, und von da zu den Küſtenländern, welche ungleich bekannter ſind, fortgehen.

Das Land Galam liegt auf beyden Seiten des Senegal, ohngefähr auf fünf und vierzig Stunden in der Länge, und iſt an mehrern Erzeugniſſen nicht unfruchtbar. Vorzüglich rühmt man das daſige Flügelwerk, dem an Güte in ganz Afrika keines vorzuziehen ſeyn ſoll. Die Einwohner werden als ein ſehr unruhiges Volk geſchildert, ſind aber wenig bekannt, weil ſie ihr Land äußerſt ſelten verlaſſen. Sie haben einen König, Tonka genannt, ſeine Macht aber iſt ſehr eingeſchränkt, weil jeder reiche Neger gern den König ſpielet. Die Mandingos haben wichtige Niederlaſſungen in Galam, und machen ſogar eine Art Freyſtaat aus, der dem König nur in ſo weit gehorcht, als es ihm gut dünkt. Sie treiben ſtarken Handel, und ſuchen dabey den Mohämedismus ſo ſehr auszubreiten, als möglich. 1) Galam.

Der König von Galam wohnt in einer Art Stadt, Tuabo genannt, in deren Nachbarſchaft ſich ſchöne Marmorbrüche befinden. Eine andre Stadt iſt Dramanet, am Senegal, wo die Franzoſen ehedem ein Fort angelegt hatten. Die Einwohner dieſer Stadt, deren Anzahl man auf viertauſend ſchätzt, ſind meiſt Kaufleute, deren Handlung ſich bis nach Tombut in Nigritien, fünfhundert Stunden ins Land hinein, erſtrecket. Sie ziehen Gold und Sklaven daher.

Bambuk iſt ein Land von ziemlichem Umfange, gegen Süden von Galam, an dem Fluſſe Falema, welcher in den Senegal fällt, gelegen. Es iſt faſt durchgängig ein düres unfruchtbares Land, hat aber ungeheuern Reichthum an Gold, Silber und Kupfer. Das Gold ſoll ſo gemein in dieſem Reiche ſeyn, daß man es beynahe überall kaum etliche Zoll unter der Oberfläche der Erde findet. Auch gräbet man nicht tiefer, als einige Fuß, ob man gleich gefunden hat, daß die Adern immer ergiebiger werden, je tiefer ſie 2) Bambuk.

gehen.

gehen. Dieſe Leute ſind ſo faul, daß, wenn ſie das Gold von der Erde reinigen, ſie nur die größten Stücken zurückbehalten, die kleinern aber mit dem Waſſer zugleich weggießen. Auch halten ſie das Gold für eine Art von boshaftem Weſen, das ſich zuweilen eine Freude daraus mache, denen, die darnach ſuchen, einen Poſſen zu ſpielen, und, von dem einen Ort weg, an einen andern fortrücke. Wenn ſie daher in ein paar Gefäßen voll Erde nichts von dieſem Metalle finden, ſo ſagen ſie ganz gleichgültig: es iſt davon gegangen, und gehen gelaſſen fort, ihr Heil in einer andern Gegend zu verſuchen.

Bey ſeinem Golde hat Bambuk auch einige wunderſame Gewächſe und Thiere, wenn anders die Erzählungen davon die ſtrenge Wahrheit enthalten. Dahin gehört eine Art von Erbſen, deren Stengel fünf bis ſechs Fuß lang auf der Erde fortkriecht, und Schoten bringt, welche eben ſo viel Zoll lang ſind, und graue marmorirte Erbſen von der Größe einer Flintenkugel enthalten. Ferner das **Muskuskorn**, oder Ambrette genannt, der Saamen einer Pflanze, die ſich an einem Baum hält, und bis ſechs Fuß hoch wächſet. Die Blätter ſind ein trefliches Mittel wider die Geſchwulſt, Quetſchungen und Verrenkungen, und haben einen Ambrageruch. Ferner der Baum, welcher die **Bambukbutter** giebt. Dieſer ziemlich groſſe Baum hat eine Frucht, welche der Wallnuß gleicht, und einen ölichten wohlriechenden Kern in ſich faßt. Dieſer Kern wird dann zerſtoßen, und in warmes Waſſer gelegt, auf welchem ſich dann ein Fett ſetzt, das den Geſchmack von Speck hat. Zu den eigenen Thieren des Landes gehören die weißen Affen, die grünen Tauben und der **Monoceros**. Dieſer Vogel hat die Größe eines Hahns, bunte Federn, einen krummen Schnabel, Adlersklauen, und zwo Federn

auf

auf dem Kopfe, welche in eine Spitze zuſammengehen, daher ſie auch, weil ſie über vier Zoll lang ſind, für ein wirkliches Horn gehalten worden ſind.

Die Einwohner des Landes ſind Mohämedaner, und von dem Stamme der Mandingos. Sie haben keinen König, ſondern eine ariſtokratiſche Verfaſſung, indem jedes Dorf ein eignes Oberhaupt hat, welches ſie Farim nennen, und welche alle zuſammen dahin mit einander verbunden ſind, daß ſie, wenn dem Lande Gefahr droht, einer für alle, und alle für einen der Gefahr ſich widerſetzen müſſen.

Nicht das Verlangen, die Welt- und Menſchenkenntniß zu erweitern, ſondern der Durſt nach Golde war es, welcher die Europäer ſchon längſt begierig machte, in das Innre dieſes goldreichen Landes zu dringen. Sie waren lange nicht ſo glücklich, dieſen Endzweck zu erreichen, ſondern alle, denen es gelungen war, die Grenzen von Bambuk zu betreten, mußten ſich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder davon entfernen. Der Chef der Franzoſen in Senegal, Namens David, kam endlich 1740 auf den hölliſchen Einfall, die Geſtade des Fluſſes Feleme, von welchem die Einwohner Bambuks ihre Nahrungsmittel zogen, durch einen Haufen Fulier verwüſten zu laſſen. Ein ſo ſchreckliches Unternehmen ſetzte jenes unglückliche Land in das äußerſte Elend; ſein Gold ſchützte es nicht vor der Plage des Hungers, und die Einwohner mußten befürchten, umzukommen, als der Urheber ihrer Leiden ihnen den Vorſchlag thun ließ, daß er ihnen Lebensmittel zu geben bereit ſey, wenn ſie ihm die Vergünſtigung ertheilten, ihre Bergwerke zu erforſchen. Das Gefühl des Hungers machte, daß die Einwohner von Bambuk mit Vergnügen in dieſen Vorſchlag willigten; aber dennoch blieb der ganze Entwurf ohne die gehofften Früchte, und es wurden den Franzoſen

ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt, daß ſie ihren ganzen Plan fahren, und Bambuk ferner ſeiner Ruhe genießen ließen.

3) Oualo. Das Königreich Oualo oder Yolo liegt zwiſchen dem Senegal und Gambia, und tiefer ins Land hinein. Die Oualofen ſind unſtreitig die ſchönſten Leute in ganz Senegambien. Sie ſind groß, regelmäßig gebauet, und ihr Wuchs iſt ohne Fehler. Es iſt etwas Unerhörtes, Lahme, Bucklichte, oder ſonſt Krüppel unter ihnen zu finden. Sie ſind ſtark, und geſchickt, die härteſten Beſchwerden zu ertragen. Sie haben außerordentlich feine wolligte Haare, große lebhafte Augen, eine angenehme Geſichtsbildung, und eine glatte, ſehr ſchwarze Haut, welche bey den Weibern eine Zartheit hat, von der in unſern Gegenden nichts Aehnliches zu finden iſt. Weiber und Mädchen ſind ſchön gebauet, und es giebt viele, welche ſelbſt der ekelſte Kenner für ſchön würde gelten laſſen müſſen, wenn ihm die ſchwarze Farbe nicht ein Hinderniß in ſeinem Urtheile machte. Die Männer tragen gewöhnlich nichts, als ein Stück Leinwand, welches ſie zwiſchen den Beinen durchziehen, und mit einer Schnur befeſtigen: zuweilen haben ſie auch wohl eine Pagne, d. i. ein Stück baumwollen Zeug, welches ſie wie eine Art Mantel um ſich werfen. Die Weiber tragen zwey ſolche Stücke Zeug, das eine mitten um den Leib bis an die Knie, das ander über den Kopf und die Schultern. Beyde Geſchlechter ſind von einer ſanften, äußerſt gutmüthigen Gemüthsart, allein ſo faul und träge, daß ſie weit eher rauben und morden, als ſich zu einer anſtrengenden Arbeit bequemen. Manche verkaufen ihre eignen Eltern, Kinder, Weiber und Verwandte, und wenn durch ihre träge Art das Land zu beſtellen, Hungersnoth einreißt, gehen ſie ſelbſt in die europäiſchen Faktoreyen, ſich als Sklaven zu ver-

kaufen.

kaufen. Dabey ſind ſie wollüſtig im äußerſten Grade, betrüglich im Handel, und ſo unmäßig, daß ſie Branntewein wie Waſſer ſaufen. Im Stehlen ſind ſie Meiſter, und kein europäiſcher Dieb, ſo ausgelernt er auch ſeyn mag, vermag es ihnen an Geſchicklichkeit gleich zu thun. Sie treten im Nothfall mit den Füßen gegen die Sache, zu welcher ſie Belieben tragen, und heben ſie mit den Zehen bis an den Gürtel. Die Neigung zum Diebſtahl, welche man unter ihnen entdecket, läßt ſich mit ihrer Armuth, denn der Reichſte hat nicht über vierzig Stück Vieh, drey Pferde und eben ſo viel Sklaven, und mit der Bereitwilligkeit, alles wegzugeben, was ſie beſitzen, entſchuldigen. Ihre Lebensart iſt ohngefähr ſo, wie wir ſie ſchon vorhin im Allgemeinen beſchrieben haben, die Wohnungen ausgenommen, welche eine etwas andere Einrichtung haben. Die Wände derſelben beſtehen aus genau zuſammengefügtem Rohre, und werden durch in der Erde befeſtigte Pfähle unterſtützt. Dieſe Pfähle, welche fünf bis sechs Fuß hoch ſind, tragen eine eben ſo hohe runde Strohdecke, die oben ſpitzig zuläuft. Die Hütte hat keinen andern Fußboden, als die Erde, und zehn bis funfzehn Fuß im Durchmeſſer. Die einzige Oeffnung iſt eine viereckte Thüre, welche aber ſehr niedrig iſt, und noch unten auf der Erde öfters eine über einen Fuß hohe Schwelle hat. Man muß ſich alſo beym Hineingehen bücken, und den Fuß zugleich überaus hoch heben. An den Küſten, wo die Negern durch die Europäer ſchon etwas mehr Kultur erhalten haben, haben ſie ſich gewöhnt, ihre Hütten mit größerer Regelmäßigkeit anzulegen, ſo daß ſie eine kleine Stadt mit vielen ſchnurgeraden Gaſſen ausmachen.

Die Oualofen ſind zum Theil Mohämedaner, größtentheils aber Heiden, welche Bäume, Steine, Thiere u. ſ. w. göttlich verehren, alſo die Religion ha-

ben, welche man den Fetiſchendienſt nennet, und welche überhaupt auf der Weſtküſte von Afrika gebräuchlich iſt. Sie haben mehrere Könige, unter denen die von Hoval, Kagor und Baol die bekannteſten ſind. Dieſe Könige, wenn man anders dieſen Titel an Weſen verſchwenden darf, welche ſich nicht ſcheuen, bey einem Matroſen um ein altes Hemd zu betteln, und wenn ſie ein Faß Branntwein zum Geſchenk erhalten haben, ſo lange ſaufen, bis ſie gänzlich von Sinnen gekommen ſind: ſo armſelig indeſſen dieſe Negerfürſten ſind, ſo herrſchen ſie doch unumſchränkt über ihre Unterthanen, und werden ſo ſklaviſch von denſelben verehret, als vielleicht kein Fürſt, deſſen Thron der größte Pomp umgiebt. Auch beſtrafen ſie die geringſte Uebertretung ihrer Befehle mit dem Tode des Schuldigen und der Sklaverey ſeiner ganzen Familie. Um des geringſten Vergehens willen verkaufen ſie ihre Unterthanen, und legen ihnen ſo viele Abgaben auf, daß keiner etwas für ſich bringen kann. Der Stolz dieſer Bettelfürſten iſt ungeheuer, und wer ſich ihnen nähert, muß es mit einer Ehrfurcht thun, als wenn er dem Kaiſer von Sina den Hof machen wollte. Dafür aber putzen ſich dieſe Majeſtäten auch ſtattlich heraus, vorzüglich wenn ſie Europäern Audienz ertheilen, da ſie einen blauen oder rothen Tuchmantel umhangen, ſich mit Elephantenſchwänzen, Glasperlen und Schellen behängen, eine Mütze mit Ziegen- oder Gemshörnern auf dem Kopfe, und die Tobackspfeife im Munde haben. Bey dem allen haben ſie doch verſchiedene Staatsbediente, wenigſtens nennen uns Reiſende den Kondi, oder Oberbefehlshaber der Truppen, den Jeraſo, oder Oberrichter, und den Alzari, oder Schatzmeiſter. Die Juſtiz geht hier ſehr geſchwind: wer des Diebſtahls überführt wird, wird zum Sklaven verkauft, und wer eines Verbrechens beſchuldigt iſt,

deſſen

deſſen man ihn nicht überweiſen kann, muß dreymal an ein glühendes Eiſen lecken.

Im Lande der Qualofen verdient einige Beſchreibung fürs erſte die Inſel Senegal, im Reiche von Hoval. Dieſe Inſel liegt drey franzöſiſche Meilen von der Mündung des Fluſſes Senegal, und iſt im Grunde nichts, als eine große Sandbank, deren Oberfläche faſt mit dem Waſſer des Fluſſes gleich iſt. Die Hitze iſt auf dieſem brennenden Sande ſo außerordentlich heftig, daß die Negern gleich den Hunden die Zunge hervorſtrecken müſſen, wenn ſie bequem Odem holen wollen. Dieſe erſtaunliche Hitze aber iſt auch die Urſache, daß die Kunſt des Menſchen dem dürren Sande Fruchtbarkeit hat abzwingen können, wenigſtens iſt es den Franzoſen gelungen, mehrere ſehr einträgliche Gärten hier anzulegen, in welchen, außer den einheimiſchen Landesfrüchten, auch noch in der Regenzeit die meiſten europäiſchen Garten- und Küchengewächſe gezogen werden. Der Feigen- und Granatbaum, ja ſelbſt der Weinſtock, tragen die vortrefflichſten Früchte, und der Boden, ſo ſandigt er auch iſt, bringt dennoch alles ſo leicht hervor, daß viele Gewächſe etlichemal in einem Jahre Früchte tragen. Außerdem aber bringt die Inſel nichts von Gewächſen hervor, als ein ſehr ſparſames Geſtrüppe, einen ſtachlichten Baum, den die Negern **Niotoutt** nennen, und der das unter dem Namen, **Bdellium**, bekannte Gummi erzeuget, und den **Manglebaum**, deſſen Zweige wieder in der Erde Wurzel ſchlagen, ſo daß ein einziger dieſer Bäume eine Laube von ziemlichem Umfange bildet. Federvieh iſt hier außerordentlich häufig, die Schweine vermehren ſich ſtark, der Fluß iſt ſo fiſchreich, daß zuweilen die Fiſche mit der Hand gefangen werden können, und wer ein Liebhaber der Jagd iſt, kann kleine Waſſerhühner, Schnepfen, Lerchen,

Inſel Senegal.

Lerchen, Krammetsvögel und Ortolane in Menge ſchießen.

Die Anzahl der freyen Negern, welche dieſe Inſel bewohnen, mag ſich auf dreytauſend belaufen. Die Franzoſen ließen ſich 1638 auf dieſer Inſel nieder, und erbauten ein Fort, das ihnen in dem vorletzten Kriege von den Engländern weggenommen, und dieſen letztern in dem Frieden von 1762 abgetreten wurde, in dem Pariſer Frieden 1784 aber wieder an Frankreich zurück gegeben wurde. Dieſes Fort liegt in der Mitte der Inſel, und iſt meiſt durch ſeine vortheilhafte Lage befeſtigt. Der Statthalter der andern franzöſiſchen Beſitzungen in Senegambien hat hier ſeinen Sitz.

Inſel Sor. Gegenüber dieſer Inſel, am öſtlichen Ufer des Fluſſes, liegt die Inſel Sor. Auch ſie hat einen ſehr ſandigen Boden, deſſen Fruchtbarkeit aber außerordentlich iſt. In der Mitte der Inſel ſind einige ſanfte Anhöhen befindlich, welche mit Gummibäumen und andern ſtachlichen Bäumen bewachſen ſind. Sie iſt rundum mit Gehölze umgeben, durch welches ein Weg gehet, der oft ſo elend iſt, daß man ſich mit Händen und Füßen durcharbeiten muß. Wenn die Ackerarbeit bey den Einwohnern des Dorfs Sor ihren Anfang nimmt, ziehen ſie mit ihrem Oberhaupte unter Geſang und Tanz auf das Feld. Einige tragen Trommeln und Flöten, andere haben ein kleines Grabſcheit in Geſtalt eines halben Mondes, mit einem in der Mitte gebogenen Stiele, in der Hand, welcher ſo lang iſt, daß ſie ſich nicht bücken dürfen. Nach einem kurzen Tanze von einigen Augenblicken fangen dieſe an, ohne aus dem Takte zu kommen, mit ihren Grabſcheiten das Unkraut aus der Erde herauszuwerfen. Während dieſer Arbeit richten ſie ihre Bewegungen ſo genau nach dem Takte der Inſtrumente ein, daß man ſie für nichts,

als Sänger und Tänzer anſehen ſollte. Zween Tage darauf wird das Feld zum zweytenmale bearbeitet, welches darinnen beſteht, daß ſie mit eben dieſem Grabſcheit einige Löcher machen, in welche ſie ſo viel Hirſekörner, als ſie mit den Fingerſpitzen faſſen können, werfen, welche ſie dann ſogleich wieder zudecken, indem ſie die Erde mit dem Fuße darüber ſcharrren. Iſt dieß vorbey, ſo überlaſſen ſie das Uebrige dem Regen, und nehmen bis zur Erndte von ihren Feldern Abſchied.

Die Inſel Griel iſt mit Mangle- und Affenbrodbäumen bedeckt, und beſteht meiſt aus einer flachen Ebene, die in der Regenzeit unter Waſſer ſteht. Es ſind verſchiedene Dörfer darauf, deren Einwohner genöthigt ſind, unter freyem Himmel auf ziemlich hohen Betten zu ſchlafen, um vor den Muskiten und andern Mückenarten ſicher zu ſeyn, die auf dieſer Inſel ſehr gemein ſind. Ihre Betten beſtehen aus einer doppelten ſehr dicken Flechte, welche auf vier Pfählen acht bis neun Fuß über der Erde ruhet, und auf Sproſſen beſtiegen wird, die wie eine Leiter zwiſchen zwey von den vier Pfählen angebracht ſind. Sobald die Sonne untergegangen iſt, und die Mücken alſo zum Vorſchein kommen, begeben ſich die Negern auf dieſe Altane. Hier eſſen ſie dann zu Abend, und halten ihre Unterredungen mit einander bis in einen guten Theil der Nacht hinein. Inſel Griel.

Der König von Hoval führt den Titel Brak, und wohnt tiefer im Lande an einem Orte, welcher Ingherbel genannt wird. Seine übrigen Staaten ſind ſo unbekannt, als er ſelbſt und ſeine Regierung.

Der Staat von Kagor iſt ein andres Reich der Qualofen. Man weiß, daß es fruchtbar an Hornvieh, Hühnern, Wildpret und Fiſchen iſt. Merkwürdig

dig darinnen iſt das grüne Vorgebirge, welches im funfzehnten Jahrhundert von den Portugieſen entdeckt ward, und ſeinen Namen von den darauf befindlichen immer grünenden Bäumen erhalten hat. Es geht ziemlich tief ins Meer hinein, und der doppelte Berg, der es ausmacht, wird auf eine halbe Stunde in der Breite geſchätzet. Das Land da herum iſt allenthalben ſandig, und es wächſt nicht das geringſte Grüne darauf, als eine Strauchart und kleines Gras. Doch giebt es auch einige Waldungen von Palmenbäumen, in welchen viele guineiſche Aloe wächſt, von der die Negern gute Seile verfertigen. Nicht weit von dieſem Vorgebirge liegt die Inſel Goree, die ein Sechstheil einer Meile lang iſt, und aus einer niedrigen Erdzunge und einem kleinen ſteilen Berge beſtehet. Da die Luft hier beſtändig vom Winde abgekühlt wird, ſo genießt man bey aller Hitze des Klimats einer friſchen gemäßigten Luft. Sie ſteht eigentlich unter der Botmäßigkeit des Königs von Kagor; die Holländer hatten ehedem zwey Forts darauf, wurden aber von den Franzoſen herausgejagt, die im vorletzten Kriege den Engländern weichen mußten, im Pariſer Frieden aber wieder zum Beſitz ihrer Niederlaſſung kamen. Einer der franzöſiſchen Direktoren hat die Inſel nicht nur zu einer wichtigen Feſtung gemacht, ſondern ſie auch mit verſchiedenen ſchönen Gebäuden gezieret. Er hat Waſſerquellen erdeckt, die Gärten mit Obſtbäumen beſetzt, und Goree aus einer dürren Sandinſel in einen angenehmen Ort verwandelt. Die Feſtung liegt auf dem Berge, und iſt mit vieler Kunſt erbauet. Sie hat hundert und vierzig Kanonen, und kann nicht leicht anders, als durch Ueberſchwemmung oder Hunger erobert werden. Die Statthalterſchaft von Goree erſtreckt ſich über Kagor und andere Staaten bis an Guinea hinunter, in einer Strecke von mehr als dreyhundert

J. Goree.

Stunden. Die davon abhängenden Faktoreyen werden von den Negerfürſten, in deren Gebieten ſie liegen, vertheidigt. Sie ſind in den beſten Gegenden ſo nahe am Ufer des Meeres, als möglich, angelegt, und die Einwohner der Gegend bringen, was ſie haben, zu verkaufen dahin.

Auf dem feſten Lande liegt Rufisko, ein ſchönes groſzes Dorf in einer ſehr reizenden Lage. Die Häuſer, obgleich nach Art der Schwarzen erbaut, d. i. von Rohr und Palmblättern, ſind groſz und bequem. Die Franzoſen haben hier eine wichtige Faktorey, und das Dorf iſt einer der vornehmſten Orte im Königreich Kagor, wo ſich viele königliche Beamte aufhalten. Die Gegend hat einen Ueberfluſz von Vieh, Geflügel und Fiſchen. Makaya, ein andres Dorf, iſt eine der Reſidenzen des Königs von Kagor, welcher Damel genennet wird. Dieſer Fürſt wohnt hier in einer Hütte, an welcher die erſte zum Vorhof führende Thüre ſo niedrig und enge iſt, daſz man ſich bücken und ſchmiegen muſz, um durchzukommen. Seine Armee beſteht aus zwölfhundert Mann, die mit Säbeln, Bogen und Pfeilen bewaffnet ſind, und Panzerhemden tragen, welche aus zwey Stücken Zeug beſtehen, auf welche arabiſche Talismane gewirkt ſind.

In und an den Grenzen von Kagor wohnen die Serären, die aber dem König von Kagor nicht unterworfen ſind, ſondern eine republikaniſche Verfaſſung haben. Man rühmt ihre Ehrlichkeit, Gaſtfreyheit, Höflichkeit und Freygebigkeit, fürchtet ſich aber auch vor ihrem Haſſe, der unauslöſchlich iſt, und von Geſchlecht zu Geſchlechte forterbt. Bey den übrigen Negern werden ſie verachtet, und es iſt ein Schimpfwort, einen Serär zu nennen. Indeſſen bauen ſie 4) Serären.

doch das Land mit weit größerm Fleiße, als die übrigen Negern, und ſcheinen von vielen Laſtern frey zu ſeyn, welche unter dieſen herrſchen.

5) Mandingos. Am Gambiafluſſe wohnen die **Mandingos**, die zahlreichſte von den an demſelben anſäßigen Nationen, und zugleich auch die polizirteſte in ganz Senegambien. Das Land, welches ſie bewohnen, iſt ſchöner als eins in dieſer Gegend; und bringt vorzüglich am Geſtade des Stromes faſt alle Erzeugniſſe ohne alle Bearbeitung von ſelbſt hervor. An trocknen Orten wachſen hier die herrlichſten Früchte, mit Maniok, Pataten und Jgnamewurzeln vermengt, und in feuchtem Boden ſtehen Wälder von Bananasbäumen, deren Wurzeln mit Pfeffer und Jngwer umgeben ſind.

Die Mandingos benutzen indeſſen dies Land nicht auf die beſte Weiſe, ſondern der allgemeine Fehler aller Negern, die Faulheit, iſt auch ihnen gemein. Wenn ſie nicht der Trieb der Selbſterhaltung dazu nöthigte, würden ſie ihre Felder unbeſtellt liegen laſſen; denn ihr ganzer Landbau iſt ein lebendiges Gemälde der Trägheit. Sie ziehen auch Vieh auf, als Rinder, Ziegen und Schafe, Fiſcherey und Jagd aber würde ſie zu ſehr in ihrer Bequemlichkeit ſtören. Sonſt ſind es muntre luſtige Leute, die alle Arten von Vergnügungen lieben, und nicht ſelten bis zum Uebermaaß darinnen ausſchweifen. Lebensart und Kleidung iſt nicht von den übrigen Negern verſchieden, ihre Hütten aber ſind weit beſſer gebauet, welches auch wohl daher rühren mag, daß ſie etwas von den Portugieſen angenommen haben, die ehemals Kolonien hier hatten. Die Wände an dieſen Hütten ſind aus wohldurchgearbeitetem Leimen gemacht, das Dach iſt von Stroh, rund, und geht bis auf eine zweyte kleine Wand herunter,

unter, die ſo hoch iſt, daß man ſich darauf lehnen kann. Die Weiber fühlen hier das Joch der drückendſten Sklaverey, müſſen ihren Männern auf den Knien zu trinken reichen, und, während dieſe der Ruhe pflegen, die Fliegen von ihnen verſcheuchen. Dieſe tiefe Unterwürſigkeit der Weiber ſcheint ſich nicht gut zu vertragen mit dem unter den Mandingos herrſchenden Brauche, daß der Neger ſeine künftige Frau entführet, und durch alle mögliche Liebkoſungen ſie zu beſänftigen ſuchet, wohl aber damit, daß ſich es Väter und Ehemänner zur Ehre anrechnen, wenn Weiße mit ihren Töchtern und Weibern das Bett theilen.

Die Mandingos bekennen ſich, wie ſchon geſagt worden, zur mohämedaniſchen Religion, die aber durch Einmiſchung heidniſcher Zuſätze ſehr verunſtaltet worden iſt. Die noch Götzendiener ſind, ſollen, wie erzählt wird, eine Art Gottheit, **Mumbo Jambo** genannt, verehren, welche mehr eine Geburt der Politik, denn des Aberglaubens wäre, weil es ein Schreckbild iſt, durch welches ſie ihre Weiber in Furcht erhalten. Man überredet dieſe nämlich, daß Mumbo Jambo Acht habe auf alle ihre Handlungen, die verborgenſten ihrer Vergehungen ſehr, und früher oder ſpäte keine davon ungeſtraft laſſe. Der Götze erſcheint ſichtbar bey Nacht bekleidet mit einem langen weiten Rocke und einer hohen ſpitzigen Mütze, und in ſeinem Bauche iſt ein Neger verborgen, der die Rolle des Gottes ſpielet. Nicht alle Mandingos wiſſen dieß Geheimniß, und diejenigen, die davon unterrichtet ſind, haben einen theuern Eid auf ſich, es nie zu entdecken.

Sie ſtehen unter verſchiedenen Königen oder Oberhäuptern, die im Aeußerlichen durch nichts von dem

gemein-

gemeinſten Neger unterſchieden ſind, als durch die Laſt Talismane oder Gris-gris, mit denen ſie ſich behängen. Die Verehrung des Volks gegen dieſe Könige iſt ſo groß als bey andern Negernationen. Selbſt die Bäume des Landes ſind ein Eigenthum des Königs, und niemand darf ſich unterſtehen, zu erndten, oder die Palmbäume anzuzapfen, ohne vorher Erlaubniß vom König erhalten zu haben. Wollen die Europäer Sklaven, ſo dürfen ſie ſich nur an dieſe Fürſten werden, die ſogleich Bewaffnete in die Dörfer ſchicken, und alle Einwohner, welche ſie überraſchen können, wegfangen laſſen. Sind aber dieſe Kerls zu ſchwach, und werden ſie ſelbſt, von den Einwohnern gefangen, vor den König gebracht, ſo leugnet nicht allein dieſer das ganze Vorhaben, ſondern er läßt nun, um doch ſeinen Gewinn nicht einzubüßen, die Angeklagten ſelbſt als Sklaven verkaufen. Der Sklavenhandel macht auch einen der wichtigſten Artikel bey den Mandingos, nebſt dem Wachs, welches in erſtaunlicher Menge von einer kleinern Art Bienen, als die unſrigen, an den Ufern der Gambia bereitet wird.

Unter den Mandingos leben viele ſchwarze Portugieſen, deren Urväter wirkliche Portugieſen waren, ſich aber mit Negerinnen verheyratheten, und ſo endlich eine ſchwarze Nachkommenſchaft hervorbrachten. Sie möchten gern ſowohl für Weiße als Chriſten angeſehen ſeyn, weil ſie ſich durch einen portugieſiſchen Prieſter taufen und trauen laſſen, der zu dem Ende jährlich einmal von einer Inſel des grünen Vorgebirgs herüberkömmt, wiewohl ſie übrigens auf beyde Benennungen keine Anſprüche haben, denn erſtlich ſtehen ſie den Negern an Schwärze nur wenig nach, und dann läuft ihr ganzes Chriſtenthum dahin aus, daß ſie einen großen Roſenkranz um den Hals, und, wo

mög-

möglich, Degen, Mantel, Hut und Dolch tragen. Uebrigens ſind ſie unwiſſend, rachgierig und betrüglich, daher ſie von den Chriſten ſo ſehr als von den Mohämedanern gehaßt werden. Ein nimmer raſtender Handelsgeiſt iſt der einzige ihrer Vorzüge; auch treiben ſie ſtarken Handel mit den Waaren des Landes, als beſonders mit Sklaven, und dienen den Engländern und Franzoſen als Faktore.

Auch wohnet unter den Mandingos ein Stamm der Fulier, welche mohriſchen Urſprungs und ein gutes, arbeitſames, gaſtfreyes Volk ſind. Dieſe Güte des Karakters, die ſich auch gegen die Negern an den Tag legt, macht auch, daß ihnen die Negerfürſten gern Land zum Anbau überlaſſen. Sie bauen viel Reis, türkiſchen Weizen, Hirſe, Tabak und Baumwolle. Ihre Heerden ſind zahlreich, und ſie ſind die einzigen Einwohner Senegambiens, welche Butter machen, und gutes Vieh zum Verkauf haben. Der gewönhliche Preis für eine Kuh iſt eine bis zwey Stangen Eiſen. Gewöhnlich erbauen die Fulier ihre Dörfer nahe bey den Dörfern der Mandingos, und in einem weit beſſern Geſchmack als die Negerdörfer. Die Häuſer darin ſind rund, regelmäßig gebauet, und machen ordentliche Gaſſen. An der einen Seite des Dorfs iſt eine Umpfählung, in welche das Vieh des Nachts getrieben wird. Jedes Dorf hat ſeine beſondre Obrigkeit, welche mit einer, in dieſen Gegenden beyſpielloſen Gelindigkeit zu regieren pflegt. An der Gambia liegt auch Albreda, ein franzöſiſches Komtoir, welches mit Gräben und neun bis zehn Schuh hohen Palliſaden umgeben iſt, für den Sklavenhandel aber eine ſehr vortheilhafte Lage hat. Gegenüber auf einer Inſel des Gambia liegt St. James, den Engländern gehörig, ein regelmäßig 6) Fulier.

befe-

befeſtigter Ort mit dreyhundert Mann Beſatzung. Jilfray, Bintam, Jereja, Joar ſind engliſche Komtoirs in dieſer Gegend.

Ein eignes Volk der Fulier wohnt am Senegal, in einem großen Lande, das von Morgen gegen Abend ſich faſt auf zweyhundert Stunden erſtrecket, und ſehr ſtark bevölkert iſt. Auch hat es meiſt überall einen ſehr ergiebigen Boden, und wenn die Fulier nur einigermaßen arbeitſam wären, ſo würden ſie einen ſehr einträglichen Handel mit den Produkten ihres Landes treiben können. Indeſſen ſind ſie doch fleißiger als ihre Nachbarn die Oualofen; ſie bauen Hirſe, Taback und Baumwolle, ziehen Ochſen, Kühe und Schafe auf, und ihre Lebensart iſt ſchon gewiſſermaßen etwas verfeinert. Die Jagd iſt ihre Lieblingsbeſchäftigung, und für Tanz und Muſik ſind beyde Geſchlechter leidenſchaftlich eingenommen. Der Fürſt, welcher ſie beherrſcht, führt den Titel Siratik, und iſt immer der mächtigſte in dieſen Gegenden, wenn ſein ſchönſter Pallaſt gleich nur in einer Menge Hütten beſtehet, die mit einer Verzäunung von geflochtnen Rohrſtäben umgeben, und mit einer ſchlechten Hecke umzäunet ſind. Glaubt man den franzöſiſchen Berichten, ſo herrſcht an dem Hofe des Siratiks eine Pracht, die man in Senegambien eben nicht erwarten ſollte. Er kann auch eine zahlreiche Armee ins Feld ſtellen, die zum Theil mit Feuergewehr bewaffnet, und mit mehr diſciplinirter Tapferkeit fechten ſoll, als irgend ein Heer auf der ganzen Weſtküſte von Afrika.

7) Flüps. Flüps nennen einige Reiſende eine Negernation, die innerhalb des Landes zwiſchen den Flüſſen, Gambia und Kachao, wohnet. Dieſe Leute werden als kühn, wild und grauſam geſchildert, ſo daß ſie, wenn ihnen ein

ein Weißer in die Hände fällt, denſelben ohne Verſchonen auffreſſen ſollen. Auch ſagt man, daß ſie Todfeinde der Mandingos und ſo feſt mit einander vereinigt ſind, daß dieſe ſie nicht überwältigen können, wenn ſie gleich weit zahlreicher ſind. Ihr Land ſollen ſie ziemlich gut benutzen, und beſonders viel Hirſe und Reis erbauen. Eine ordentliche Regierungsform ſoll nicht unter ihnen eingeführt, ſondern der Reichſte und mächtigſte ihr Beherrſcher ſeyn.

Ein beſondres Königreich machen die Inſeln Biſſao, welches ſich zugleich auch über ein Stück der Küſte des feſten Landes erſtrecket. Die größte der Inſel giebt dem ganzen Staate den Namen, und hat ohngefähr dreyßig bis vierzig Stunden im Umfange. Die Anſicht derſelben iſt unvergleichlich; das Land erhebt ſich in der Mitte der Inſel, und dieſe ſelbſt iſt gewiſſermaßen nichts als eine groſze Wieſe, auf welcher hie und da kleine Gehölze von Palmen-Citronen- und andern Bäumen zerſtreut ſind. Die Häuſer ſtehen nirgends ſo nahe beyſammen, daß man ſie ein Dorf nennen könnte, ſondern liegen zerſtreuet, und ſind mit den Pflanzungen des Eigenthümers umgeben. Das fette Erdreich bringt alle Bedürfniſſe des Lebens in reichem Maaße hervor, und das Vieh gedeiht ausnehmend, doch halten die Einwohner keine Schafe, Pferde und Schweine, die Kühe aber brauchen ſie ſtatt Reitpferden. 8) Königr. Biſſao.

Dieſe Inſel iſt in neun Provinzen abgetheilt, deren Statthalter ſich Könige nennen, der König von Biſſao aber giebt ſich den Titel, Kaiſer. Er hat eine unumſchränkte Gewalt über ſeine Unterthanen, die ſich auch auf die Europäer erſtreckt, welche in ſeinen Staaten wohnen. Sein Pallaſt liegt nicht weit von dem Hafen

ſen der Inſel, und beſteht aus einem unordentlichen Haufen von Hütten. Der Thron von Biſſao iſt nicht erblich, ſondern einer aus den Statthaltern der Inſel wird zum Nachfolger des Verſtorbenen gewählet. Dieſe Wahl geſchieht auf folgende ſonderbare Weiſe: die Kronprätendenten verſammeln ſich in einem Kreis um den Sarg des Verblichenen, welcher aus leichtem Rohre beſtehet; etliche Sklaven werfen ihn in die Höhe, und derjenige, auf welchen er fällt, beſteigt nunmehr ohne Umſtände den Thron. Die Einwohner von Biſſao ſind faſt immer in Kriege mit andern Negern verwickelt, die aber meiſt nur in Streiſereyen von fünf bis ſechs Tagen beſtehen. Wenn der Monarch zum Kriege entſchloſſen iſt, wird ein Signal durch den Schlag eines Hammers auf ein Stück leichten Holzes gegeben, davon man den Schall ſehr weit hören kann. Nach dieſem gegebenen Zeichen verſammeln ſich die Krieger an einem beſtimmten Orte, und wer nicht erſcheint, wird zur Sklaverey verurtheilet. Es geſchieht ſelten, daß der König in eigner Perſon die Armee anführt, ſondern er läßt die Fetiſchen durch ſeine Prieſter um Rath fragen; und wenn die Antwort nach ſeinem Gefallen ausfällt, ſo ſchiffen ſich die Truppen ein, und der Marſch wird ſo eingerichtet, daß ſie während der Nacht auf des Feindes Grund und Boden ankommen. So wie ſie den geringſten Vortheil erhalten, ſchreiben ſie ſich den Sieg zu, und jeder, der dabey geweſen iſt, prahlt dann lange von den Thaten, die er nicht gethan hat.

Kachao Port. Auf der Nordſeite der Biſſaoinſeln liegt die Stadt Kachao, welche den Portugieſen gehört. Die Häuſer dieſer Stadt, in welcher eine kleine Beſatzung meiſt aus portugieſiſchen Uebelthätern beſtehend lieget, haben nur ein Stockwerk, und ſind in der Regenzeit

genzeit mit Blättern vom Baumwollbaume, bey trockner Witterung aber nur mit Leinwand bedecket. Die Einwohner ſind meiſt vermiſchten Herkommens und viele ſo ſchwarz, daß man ſie von den wirklichen Negern nicht unterſcheiden kann. Ihre Farbe aber ſchützt ſie nicht für den Beleidigungen der Neger, denn ſogar dann, wenn ſie außerhalb der Feſtung Waſſer holen wollen, ſehen ſie ſich genöthigt, eine Soldatenwache mitzunehmen. Doch wohnen einige heidniſche Neger in der Stadt, welche ihre Sitten meiſt von den Portugieſen entlehnt haben. Selbſt in der Feſtung iſt es äußerſt gefährlich, bey Nachtzeit auszugehen, denn da giebt es eine Art von Banditen, welche ſehr gefährlich ſind. Dieſe Art Leute tragen über den Kleidern einen kleinen ledernen Schurz, der einen Küras bedeckt. Dieſer Schurz iſt voll Löcher, worinnen Piſtolen und Dolche ſtecken; den linken Arm haben ſie mit einem kleinen Schilde bedeckt, unter welchem ein langer Degen hängt. Zu allen dieſen Waffen nehmen ſie noch einen kurzen Karabiner, mit zwanzig bis dreyßig kleinen Kugeln geladen, nebſt einer Gabel, das Gewehr beym Schießen aufzulegen. Bleibt der den ſie ermorden wollen, nicht auf der Stelle, ſo geht der Mörder zu ihm, ermahnt ihn ein Ave Maria zu beten, und giebt ihm mit dem Degen oder Dolche vollends den Reſt. Die Patrouillen helfen dieſen Unordnungen nur wenig ab, denn da die Soldaten ſelbſt aus dem Spitzbubenhandwerke abſtammen, ſo iſt man nicht ſehr durch ſie geſichert. Auch die Häuſer ſogar ſind nicht ſehr ſicher, und das einzige Mittel wider nächtliche Ueberfälle beſteht darinnen die ganze Nacht Laternen zu brennen, europäiſche Hunde zu haben, denn die hieſigen bellen nicht, und die Bedienten wachen, und auf jedermann, der verdächtig iſt, Feuer geben zu laſſen. Portugall zieht übrigens

wenig Vortheil von dieſer Niederlaſſung, die beynahe gar keinen Handel treibt, und bey allen benachbarten Negernationen verhaßt iſt.

Dieß iſt das Merkwürdigſte, was ſich von Senegambien ſagen läßt; die weite Küſte des Kaffernlandes, zu deren Beſchreibung wir nun übergehen, beut uns noch weit mehr intereſſante Gemälde dar.

VI. Kaf-

VI.

Kaffernland nebſt der Küſte Zanguebar und Ajan.

Allgemeine Landesbeſchaffenheit.

Wahrſcheinlich würden die Küſten, wie das Innere dieſes Landes, noch lange Zeit in Dunkel und Fabeln geblieben ſeyn, wenn wir es nicht dem kühnen Eroberer von Indien Bartholomäus Diaz, zu verdanken hätten, der unter allen europäiſchen Nationen der erſte war, welcher Entdeckungsreiſen unternahm, um die Reichthümer und die Macht der Portugieſen unter einem fremden Himmel zu vergrößern. Unbekannt mit dem Gewäſſer, das ſie zu durchſchiffen hatten, wo Gefahren an Gefahren ihnen den Tod mehr als einmal zu verkündigen ſchienen, gelang es ihnen endlich, an einem Vorgebirge zu landen, welches ihnen die Hoffnung, nach Indien zu kommen, aufs neue beſtätigte, und dem ſie in der Folge, da ſie die Vortheile für ihre Schiffahrt einſahen, den Namen des Caps der guten Hoffnung gaben. Aber immer noch bildete man ſich ein, das Land wäre von Menſchen bewohnt, die Menſchen gleich den wilden Thieren anfielen und aufzehrten, und getrauete ſich nicht, aus dieſer Furcht, auszuſteigen, und das Innere des Landes in Augenſchein zu nehmen. Nur den Holländern war der Beſitz dieſes Landes und der Nutzen von deſſen Produkten vorbehalten, wie wir weiter unten umſtändlicher zeigen werden.

Da es uns hier um eine allgemeine Beſchaffenheit des Landes zu thun iſt, und hierunter nicht bloß das Vorgebirge der guten Hoffnung, ſondern alle die Gegenden darunter verſtehen, welche ſich um die Spitze von Afrika wie in einen halben Mond, lenken; ſo verſparen wir auch die kleinen Abweichungen bis an den Ort, wo ſie vorkommen, und ſprechen jetzt von dem Lande der Kaffern überhaupt.

Gegen Abend gränzet es an die Küſte von Kongo, gegen Morgen an die Küſte Zanguebar, gegen Mitternacht an Aethiopien, und gegen Mittag an den indiſchen Ocean, in einer Länge von dreyhundert und in der Breite von achtzig Meilen. Der gemeinen Eintheilung zu Folge, verſteht man darunter eine dreyfache Abtheilung, nemlich in die öſtliche, ſüdliche und weſtliche Kaffernküſte; unter welcher letztern man das Land der Hottentotten verſtehet. Bey einer ſo verſchiedenen Lage und Abtheilung kann nothwendig auch das Klima nicht überall daſſelbe ſeyn, ob gleich dieſe Abweichung nicht genau beſtimmt werden kann, weil es dem Lande an den Mitteln fehlt, Nachrichten zu ſammlen, oder noch mehr, die Bekanntſchaft mit dem Lande ſelbſt, lange noch nicht zu der Höhe gekommen iſt, wo man wiſſen kann, wie es an jedem Ort dieſes Landes ausſieht, und wer die Bewohner ſind, die unter dieſem Himmelsſtrich leben. Ueberhaupt genommen iſt die Luft mäßig, und, wie die Erfahrung lehret, für die Europäer erträglich. Hegt das Land in ſeinem Innern auch Wüſten und öde Gegenden, ſo ſind es doch nicht jene brennende Sandwüſten, die wir bey Sara und Biledulgerid gefunden haben, ſo ſind es doch immer nur menſchenleere Plätze, die manche nützliche Produkte und manche Güter des Genuſſes verborgen halten, wenn ſie nur unter günſtigen Umſtänden aufgeſucht und benutzt werden könnten. Es iſt alſo hier in dem Lande der Kaffern ein gemäßigtes Klima; von der Mitte des Monat May bis zur Mitte des Auguſts iſt die einzige unangenehme Zeit; nicht wegen vorzüglicher Kälte, wiewohl Hagel bisweilen fällt, Schnee aber niemals; wohl aber macht der anhaltende Regen die Luft empfindlich unangenehm, nebſt den Winden, welche auch die Urſache ſind, daß die holländiſchen Schiffe zu der Zeit nicht in die Tafelbey auf dem Vorgebir-

ge

ge einlaufen können, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, von der Gewalt der Wellen und der Macht der Stürme zertrümmert zu werden. Dagegen iſt es weiter hin nach dem Lande der Hottentotten, ganz anders mit der Witterung beſchaffen. Der Winter geht vom März bis in den Herbſtmonat, und in dieſer Zeit iſt das Land faſt immer in Nebel gehüllt; die Nordweſtwinde herrſchen, es fällt ſtarker Regen, das Wetter iſt alsdann kalt, rauh und unangenehm, jedoch nie ſtrenger als etwa in Deutſchland im Herbſte. Das Waſſer gefriert, aber ſehr wenig, und der erſte Sonnenblick löſet es ſogleich wieder auf. Im Sommer iſt die Hitze freylich empfindlich, und die Europäer auf dem Cap empfinden dieſen Uebelſtand nur zu ſehr. Donner und Blitz ſind ſehr ſelten, ausgenommen um dem Wechſel der Jahreszeiten, allein die ſchädlichen Wirkungen deſſelben ſind hier faſt ganz unbekannt,

Unter die ſeltſamen Lufterſcheinungen, und die hier einen ſehr weſentlichen Einfluß auf die Witterung und auf den Zuſtand des Meeres hat, gehört die **Wolke**, welche ordentlich die Tafel und Teufelberge verdeckt, und die ihren Grund in den heftigen Südoſtwinden hat. Sie erhebt ſich ganz allmählig in die Höhe, und wächſt gleichſam ſo lange, bis ſie dem Auge dieſe genannten Berge völlig entziehet. Ob ſie ſchon keinen Regen in ſich faſſet, manchmal aber entdeckt ſie eine große Näſſe, da ſie dunkler von Farbe iſt, und einen ununterbrochenen Wind unterhält, der in kurzen Abſätzen wüthet. In ihrem ordentlichen Zuſtande aber behält der Wind ſeine erſte Wuth einige Tage, ja wohl einen Monat lang, ungeſchwächt fort; bis ſie ſich endlich eben ſo langſam wieder erhellet, durchſichtig wird, und alſo auch der Wind völlig wieder aufhöret. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe

Erſcheinung allemal ein neues Schrecken verurſachet, weil die Heftigkeit ſeines Erfolges den Matroſen nur zu öftere und zu traurige Beyſpiele gegeben hat.

Dieſer Berg iſt nebſt dem Löwen-Wind, Tyger-Piquetberge, wenigſtens durch dieſe ſeltſame Erſcheinung, vorzüglich berühmt; allein er iſt nicht der einzige in dieſem Lande, wie wir oben gezeigt haben und gewiß ſind ihrer noch weit mehrere, auf die noch kein menſchliches Auge gefallen iſt. Selbſt die ſogenannten Schneeberge auf der Nordſeite von Kamdebo, daher ſo genannt, weil ſie zur Winterzeit und, auf den höchſten, ſogar einen Theil des Sommers mit Schnee bedeckt bleiben, ſind nur wenig bekannt, und nur die niedrigen werden das Jahr hindurch bewohnt, aus die höhern aber iſt man theils noch gar nicht gekommen, theils herrſcht auf manchen eine ſo ſtarke Kälte, daß die Koloniſten genöthiget ſind, ſich in die Ebenen zu begeben. Die oben genannten drey Berge, liegen in der Gegend vom Kap, nahe an der Tafelbay, und umringen das Tafelthal, wo ſich die Kapſtadt befindet. Tafelberg nennt man ihn, weil ſein Gipfel von weitem flach ſcheint, und bald das Anſehen einer Tafel hat; dabey iſt er gegen dreytauſend Fuß hoch, ſeine Spitze zwar ein kahler und nackter Felſen, allein in ſeinen untern Regionen iſt er nicht ganz unfruchtbar, es finden ſich einige, wiewohl niedrige, Gehölze, und weiter unten Gärten mit untermiſchten Grasſtellen. Ohnerachtet dieſer Berg ſehr ſteil iſt, und keinesweges befremden darf, daß ihn der obige genannte erſte Weltentdecker in ſeinem großen Heldengedichte, der Luſiade, unter dem Bilde eines Rieſen erſcheinen läßt; ſo iſt er doch auch noch dabey leicht zu erſteigen, und zwar durch Hülfe einer großen Spalte, die ſehr tief und funfzig bis ſechszig Schritte breit wird, ob ſie gleich gegen den Gipfel zu immer mehr abnimmt.

abnimmt. Daher die Gewächſe, die in dieſen Klüften Schutz für den Winden haben, und von dem herabflieſſenden Regenwaſſer gewäſſert werden, hier ſtärker wachſen, als an andern Stellen, haben jedoch aber niemals die angenehme Lebhaftigkeit, wie die unterhalb gepflanzten Gegenden. Am Fuße dieſes Berges wird man die oben beſchriebene Wolke gewahr, und man ſieht ſie, wenn ſie ſich endlich zertheilet hat, längſt dem Berge, gerade herunter fallen.

Der zweyte, oder Löwenberg, iſt von dem vorigen nur durch einen hohlen Weg abgeſondert, und hat ſeinen Namen, nach der Meinung der einen, von der Menge Löwen, die ſich hier ehedem aufgehalten haben, oder vielleicht, wie die andern ſagen, von ſeiner Geſtalt, die von der Seeſeite einem liegenden Löwen gleicht, der den Kopf in die Höhe hält, als ob er auf Beute laure, alſo genannt worden. Der Kopf deſſelben iſt ſo ſteil, und, man könnte ſagen, unerſteiglich, daß er nur durch Hülfe von Strickleitern und mit Lebensgefahr erſtiegen werden kann. Allein die Ausſicht auf zwölf Stunden weit in die See hinein, wo man das kleinſte Schiff erkennen kann, erſetzt einigermaßen dieſes gefährliche Unternehmen. In der Kluft zwiſchen dieſem und dem Tafelberge ſtehet eine Hütte, wo ſtets zwey Menſchen Wache halten, um jedes Schiff, das ſie gewahr werden, durch einen Kanonenſchuß der Kapſtadt anzukündigen, und daſſelbe thut man auch auf der Inſel Robin, die etliche Stunden von der Kapſtadt am Eingange des Hafens liegt.

Der folgende Wind- oder wie ihn die Seeleute auch den Teufelsberg nennen, hat ſeinen Namen vermuthlich von der Heftigkeit der Südoſtwinde erhalten, welche daher kommen. Er iſt von keinem ſo großen Umfange und weniger hoch, als die vorhinge-

nannten Berge, macht aber mit ihnen einen halben Zirkel, den ein angenehmes Thal umgiebt. Endlich der Tygerberg, hat ſeine Benennung wahrſcheinlich von der Mannigfaltigkeit der Farben, welche der Haut dieſes Thieres gleichen, und wird auch zugleich als die allerfruchtbarſte Gegend in dieſem Bezirke angeſehen, weil man auch mehr als zwanzig vollkommen angebauete Pflanzorte, oder Landgüter auf ihm findet.

Von den Flüſſen dieſes Landes kann ebenfalls nur ſo viel geſagt werden, als wie weit die Nachrichten von ihnen bekannt ſind. Ganz gewiß iſt das Land überall bewäſſert, nur ſind wenig Namen von ihren Flüſſen bekannt, und wir führen hier nur die erheblichſten von dieſen wenigen an. Als erſtens, der Ohnende, der große Salzfluß, der Seekuhfluß, der Schwarzkopffluß, der kleine und große Sonntagfluß, der Buſchmannfluß, und vorzüglich im Lande der Hottentotten, ſind der t'Kamſi-t'Kay, der t'Nu-t'Kay, der kleine Zomo und der große Zomo, die vorzüglichſten. Dieſe fließen von Norden nach Süden, und ergießen ſich endlich ins Meer. Vom großen Fiſchfluſſe bis zu dem weißen Fiſchfluſſe rechnet man ſieben Tagereiſen, jede zu acht Meilen, oder, wie man hier rechnet, zu acht Stunden, und von da zum ſchwarzen Fluß eine Tagereiſe; von da bis zum kleinen Zomo zwey Tagereiſen, und weiter bis zum großen eine halbe Tagereiſe. In dem letzten, welcher einer der größten im Lande iſt, befinden ſich, nebſt vielen Fiſchen, auch eine große Menge grüner Steine, deren Werth aber noch niemand beobachtet hat. Die Landwaſſer um das Vorgebirge haben meiſt ihre Quellen auf dem Gipfel der höchſten Berge, und fallen ſehr ſchnell über Kieſel und Feuerſteine herab. Das Waſſer ſieht ſehr weiß und helle, iſt ungemein geſund;

aber die Ströme, die einen andern Urſprung und einen andern Lauf haben, ſind dunkelroth, oder gleichen den Eiſenſteinen; oder haben die Farbe der Erde und des Schlammes, dadurch ſie fließen. Um das Vorgebirge herum iſt das Waſſer von ſehr mannigfaltigem Geſchmack. Alles Flußwaſſer iſt, durch den ganzen Fluß durch, ſüß und angenehm; anderes verliert ſeine Farbe und ſeine Süßigkeit, die es bey ſeinem Quell hat, und wird im Fortgange ſalzig; manches läßt, wo es ſteht, das ſchönſte Salz zurück; wie überhaupt einige von dieſen ſalzigen Waſſern der Geſundheit ſehr zuträglich ſind. Man findet auch, daß diejenigen Waſſer, ſo mit Ungeſtüm von den Bergen fallen, und durch Gegenden fließen, wo ſie mit Bäumen, Büſchen, und Sträuchern ſtark beſchattet werden, außerordentlich kalt ſind, daß ſie auch, in Gefäßen aufbewahrt, dieſe Eigenſchaft behalten, und man einen Schauer empfindet, wenn man ſie trinket. Noch ſind einige Waſſer warm, andre völlig heiß, und würden ihre verborgne Heilkraft weit mehr an den Tag legen, wenn man ſie mehr kennte, denn außer einigen wenigen, ohnweit dem Vorgebirge, kennt man ſie kaum den Namen nach.

Bey einer ſo glücklichen Bewäſſerung iſt leicht auf die Vortheile eines günſtigen **Bodens** zu ſchließen, der, vorzüglich um das Vorgebirge, reich an Fruchtbarkeit iſt, ſo reich, daß Holland nicht nur ſeine vaterländiſchen Produkte hier verpflegt und vermehret, ſondern auch von der Tragbarkeit und Güte der hieſigen Erde ungemeine Vortheile erhält, die man freylich ohne dieſe Zuthuung nicht antreffen würde. Da wir von der Fruchtbarkeit dieſes Landes weiter unten, bey ſeinen einzelnen Abtheilungen, umſtändlicher ſeyn müſſen, ſo merken wir hier nur im ganz Allgemeinen an,

daß

daß dieſes Land an natürlichen Erzeugniſſen aller Art reich iſt, und ſeinen größten Schatz darunter verbirgt, daß er Einwohner ernährt, die von der Unterſtützung anderer nicht im geringſten abhängen, ſelbſt in Sachen nicht, die nicht abſolut zum Leben nothwendig, ſondern Bedürfniſſe der Weichlichkeit ſind. Da, wo die Koloniſten freye Hand haben, leidet dieſes zwar einige Einſchränkung, die andern Gegenden aber bekümmern ſich nicht darum, ob ſie ihren Nachbarn an irgend einem Gute zuvorkommen, oder denſelben nachſtehen. Wie geſagt, iſt der Boden ergiebig und gut, er beſteht in den Thälern meiſt aus Thon oder ſandigtem Erdreiche, das wenig Düngung bedarf; nur muß man, wenn von der Benutzung des Erdbodens die Rede iſt, allemal die Koloniſten, niemals aber die Hottentotten, darunter verſtehen, weil ſich dieſe nie darum bemühen. Was alſo die Koloniſten hervorbringen, iſt von vorzüglicher Güte, und hinreichend zu den Bedürfniſſen; als z. B. Weizen und alles europäiſche Korn, kommt hier vortrefflich fort, Hafer ausgenommen. Ein Scheffel Weizen giebt dreyßig bis vierzig, und Gerſte funfzig bis ſiebenzig wieder. Erbſen von dreyßig bis ſechszig, Bohnen von zwanzig bis fünf und zwanzig, nur aller mühſamen Verſuche ungeachtet, den Hafer aufzubringen, hat es noch nicht dahin gebracht werden können. Die Heftigkeit der Südoſtwinde zerſtreuet ihn entweder, ehe er zur Reife kommt, oder er verwandelt ſich von der Natur des Bodens in wilden Hafer. Zwar leiden ihre Kornfelder zuweilen großen Schaden von den wilden Thieren, und manche Jahre von dem Mehlthaue, allein ihre reichen Erndten erſetzen dieſen Verluſt bald wieder. Die Kolonien nennen einige Gegenden ſauer, andere ſüße; die erſtern führen dieſen Namen alsdann, wenn ſie etwas höher und kühler, als das Ufer des Meeres liegen, und daher auch mehr

Regen

Regen haben, als die andern Gegenden. So ſind z. B. die Felder in Karro durchgängig erſtaunlich dürre, denn des Sommers fällt kein Tropfen Regen; die Flur vertrocknet, und die Büſche werden dürre, rundum iſt alles mit kahlen hohen Felſen umgeben, welche die Hitze in den Thälern bis zum Unerträglichen vermehren. Hingegen im Winter fällt hier wieder viel Regen, es donnert täglich, und auf dieſe Weiſe erholt ſich die Natur in kurzem wieder, und liefert die ſchönſten Blumen und Sträuche; daher man dieſe Felder für die beſten zur Schafzucht, und die ſauern hingegen für unbrauchbar achtet.

Schwer und ſauer iſt die Arbeit der Zubereitung des Bodens am Vorgebirge, weil das fette und harte Erdreich bisweilen im Sommer zwanzig Ochſen erfordert, einen Pflug zu ziehen. Die Zeit der Saat fängt im Heumonat an, und die Erndte iſt am Ende des Chriſtmonats am ſtärkſten. Auch wird das Korn alsdann nicht gedroſchen, ſondern mit Ochſen oder Pferden ausgetreten, und zwar auf einer Ebene, die von Kuhmiſt, mit Waſſer vermengt, gemacht iſt; und dieſe Art zu dreſchen iſt ſo vortheilhaft, daß ganz ſichtbarlich ein paar Stücken Vieh in einem Tage mehr verrichten, als wohl zwölf Menſchen in vier oder fünf Tagen zu leiſten im Stande wären. Jene oben genannten Arten von Getraide und dieſe noch folgende Menge von Gewächſen ſind redende Beweiſe von der Mannigfaltigkeit der Produkte aus dem Pflanzenreiche.

Die Gärten am Vorgebirge bringen nicht nur die meiſten europäiſchen Pflanzen hervor, ſondern ſie reifen auch hier zu einer ſeltenen Größe und Vollkommenheit. Das Haupt von einer Kohlpflanze am Kap wiegt wohl gegen vierzig Pfund; eben ſo vortreflich ſind die Melonen. Alle unſere Obſtbäume, als

Aepfel- Birnen- Pfirſchen- Aprikoſenbäume kommen fort, und in dem ſchönen Garten der Geſellſchaft auf dem Kap übertreffen die japaniſchen Aepfel alle Orangen, Zitronen, Mandeln, nebſt vielen aſiatiſchen und amerikaniſchen Gewächſen, die Früchte ſelbſt, von denen ſie ſind gezeugt worden, und erſcheinen hier als ausgeartete, aber ihrer Schönheit wegen als koſtbare Früchte. Ihre Feigen ſind ſehr angenehm, beſonders die unter dem Namen Piſang von Java gebracht werden, und die Mannigfaltigkeit der inländiſchen Früchte würde bey einiger Kultur zu ungleich größerm Nutzen angewendet werden können. Dahin gehört zuerſt die in unſern Gärten als die erſte Zierath erſcheinende Aloe, die hier ſo wenig in Betrachtung kommt, daß man ſie ohne Wartung auf den Feldern antreffen kann. Eine andre Wurzel heißt Kanna, die viel Aehnliches mit dem Jiſeng der Chineſer hat, und welche von den Hottentotten ſehr hochgeachtet wird; eben ſo wie der Dakha, eine Art Hanf, deſſen ſie ſich ſtatt des Tobacks bedienen, und wovon die erſtere, wenn ſie gekauet wird, eben dieſelbe Wirkung, als das Opium der Türken, hervorbringt. Der Silberbaum beſtehet aus einem zwey bis vier Fuß hohen Strauche oder Buſch, der bisweilen ungetheilt, und wie ein Zepter gerade in die Höhe wächſt, bisweilen zwey oder drey wirtelförmige Aeſte hat, die ſich mit ſilberfarbenen Blumentrauben endigen. Das Beſondere an dieſem Baume ſind ſeine ſo ſehr verſchiedenen Blätter, da nämlich die am obern Theil des Stammes oder Stengels drey Zoll groß, keilförmig und ungetheilt ſind, die Länge der untern beträgt einige Zoll, und ſind in Geſtalt von kleinen Zweigen vielfach getheilt oder geſpalten. Die Aloe, oder wie man ſie hier nennt, die Gorreſtaude. Man findet gleichſam kleine Wälder von dieſen Stauden. Die Stämme ſind oft acht bis dreyßig Fuß hoch und einen Schuh dick, und endigen

ſich

ſich in einer hellgrünen Krone von friſchen Blättern. Den Koloniſten iſt dieſes Gewächs, ſowohl ſeines Nutzens als ſeines rechten Namens, Aloe, wegen, lange Zeit unbekannt geblieben, und dahero der Bau deſſelben verabſäumet worden. Der Nutzen war ziemlich lange nur den Sklaven bekannt, und dieſe hielten es ſehr geheim, bis einer von ihnen, Namens Gorea, ihn einem Koloniſten entdeckte. Von den Blättern, die in kleiner Entfernung von dem Stamme abgeſchnitten werden, legt man ſo viel, als ihrer Platz haben, zehn oder zwölfe, unter einen ſpitzen Winkel auf die eingebogene oder hohle Seite eines andern untergelegten Aloeblattes, ſo daß der Saft aus den geſchnittenen Blättern dahin triefen und ſich ſammeln kann. Dieſer Saft aus mehreren ſolchen Behältern wird hernach gekocht, worauf man ihn in flache hölzerne Schüſſeln gießt, worin er erkaltet. Der **Wachsbaum** gehört ebenfalls unter die nützlichſten Gewächſe, die grünliche wachs- oder talgartige Materie, welche zu einer gewiſſen Zeit im Jahre die Beeren deſſelben umgiebt, und vermuthlich von Inſekten zubereitet wird, gebrauchen die Einwohner dazu, Lichter daraus zu verfertigen, die faſt beſſer als Talglichter ſeyn ſollen. Ingleichen der **Brodbaum**, aus deſſen kleinem Stamme wird das ziemlich häufig vorhandene Mark geſammlet, welches hernach entweder in gegerbte Kalb- oder Schaffelle gepackt, zugebunden, und einige Wochen lang in der Erde vergraben liegt, bis es ſo mürbe und locker wird, daß es mit Waſſer zu einem Teig gekneten wird, woraus ſie kleine runde flache Brode oder Fladen backen; oder von andern Hottentotten, welche ſich dieſe Mühe nicht geben mögen, bloß abgedörrt, gekocht, und zu einer Art von gebranntem Brey zubereitet wird. Eine andere Pflanze, welche zugleich auch einen wichtigen Theil ihres Putzes ausmacht, und deßhalb ſehr hochgeachtet wird,

iſt

iſt die Spiräa. Gegen das Ende des Winters, wo die Blätter zu welken anfangen, tragen ſie die Hottentotten ſorgfältig in großen Haufen zuſammen, und trocknen ſie ſo lange, bis ſie zu Pulver gerieben werden können. Dieſes Pulver, welches hellgelb iſt, heißt dann Bukhu, und wird gebraucht, um ihre Haare, oft auch den ganzen Leib damit zu beſtreichen.

Dieſe und alle Arten ausländiſcher Gewächſe, welche ſowohl aus Europa als aus Indien hierher verſetzt worden ſind, machen vorzüglich das Kap zu einem angenehmen Aufenthalt für kultivirte Nationen. **Tannen- Eichen- Kampher- Cypreſſen- Fichten, Nuß- Zimmt-** und andere Bäume und Blumen erſetzen die hie und da öden und traurigen Stellen, und man ſollte glauben, es müſſe dieſe Gegend ſelbſt für die wilde Nation der innern Gegend des Kaffernlandes eine überraſchende Scene ſeyn, wenn ſie aus den öden und menſchenleeren Wüſten in dieſe bevölkerte und ſchattige Gegenden kämen. Endlich verdient noch ein vortrefliches Produkt, nämlich der **Wein**, einer Anzeige. Sey er auch aus Perſien, vom Rhein oder von woher man ihn will hierher gebracht haben, ſo iſt er doch ſeiner Natur nach ſüß, ſtark und von angenehmem Geſchmack, wohl zu merken, wenn er am Kap genoſſen wird, wovon er ſeinen Namen erhalten hat; da man aber in Europa die Geſchicklichkeit beſitzt, aus ſchlechtem Weine noch ſchlechtern zu machen, und unter fremdem Namen theuer zu verkaufen, ſo können wir eigentlich von der Güte dieſes Produktes ſelbſt dann nicht richtig urtheilen, wenn wir ihn als Kapwein trinken.

So unvollſtändig die Naturgeſchichte dieſes Landes iſt, ſo gewiß würde man bey der erſten Ueberſicht auch das bereits Geſagte noch nicht erwarten, und wir könnten doch noch manches Produkt des Pflanzenrei-

ches anführen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß unſre Leſer nur das Merkwürdigſte erwarten. Mit einiger Einſchränkung können wir das auch von den Produkten des Mineralreiches ſagen, welches noch weit weniger von den Einwohnern beobachtet worden iſt, da es ihnen nie in den Sinn kommt, Schätze aus der Erde zu graben, wohl aber noch öfterer einen Schatz der Erde anzuvertrauen; wie ſie denn wirklich zuweilen eine Menge Elephantenzähne vergraben, die ihrem Werthe nach einen kleinen Schatz ausmachen. Die hieſigen Mineralien beſtehen in **Erde**, Steinen und **Erzen**, die Koloniſten aber haben auch noch den Thon zu Töpfergeſchirr benutzt, und Lehm zu Ziegeln, woraus ſie ihre Häuſer verfertigen. Man hat auch rothen und weißen Kalk, mit dem erſtern bemalen ſich die Hottentotten das Geſichte, des letztern bedürfen die Koloniſten zum bauen. Dagegen findet man in den Felſenhöhlen, unweit der drakenſteiniſchen warmen Bäder, verſchiedene Arten von erdharzigen Weſen, von grüner, weißer und gelber Farbe. Unter den übrigen iſt eine Art natürliches Erdharz, Steinpech oder Steinöl, das aus den Felſen tröpfelt, und für die Hottentotten ein heilſamer Balſam iſt. Man hat aber auch auf dem Tafelberge, in Hottentotten-Holland, in den Provinzen Stellenboſch, Drakenſtein, und vorzüglich tief im Innern des Kafferlandes, reiche Silbererze gefunden, und beſonders haben die Kaffern reiches Kupfererz, Gold und Goldſand nach dem Vorgebirge gebracht; woher ſich eigentlich der Wahrheit nach die Fabel gebildet haben mag als wären ihre Berge ſo reichhaltig an Kupfer, daß es, von der Sonnenhitze geſchmelzt, wie Waſſer den Berg herab laufe. Eiſenberge müſſen aber hier zu finden ſeyn, weil die Hottentotten dieſes Metall ſeit undenklicher Zeit gekannt, und, wie die Erfahrung lehret, zu ihren Waffen gebraucht haben. Ingleichen findet

man um das Vorgebirge herum verſchiedene Stein-brüche von Kalk und Mühlſteinen, etwas Mar-mor, Probierſteine, feine graue Wetzſteine, Kri-ſtalle, nebſt einer Menge weniger erheblicher Stein-arten, wohin z. B. der hier ſehr hochgeachtete Herz-ſtein gehört, welcher von Farbe braunroth und ſehr hart iſt; dabey iſt er blau gefleckt, hat weiße Adern, und hat, wenn er polirt iſt, viel Aehnliches mit dem Marmor. Noch erheblicher iſt ein anderes Mineral, nämlich das Salz, welches weder aus der Erde ge-graben, noch durch Menſchenhände zubereitet, ſondern von der Sonne zubereitet wird. Nach dem Winter bleibt nämlich in den Höhlen der Thäler viel Waſſer ſtehen, und ob es ſchon anfänglich eine ſchmutzige Far-be hat, und unbrauchbar iſt, ſo wird es doch nach und nach trinkbar, bis es endlich in einen Salzgeſchmack übergehet. Zur Zeit des heiſſen Sommers wird die-ſer Salzgeſchmack immer ſtärker, das Salz ſchießt an den Rändern der Gräben an, und wächſet, bis ſtatt alles Waſſers ein feines Salz entſtanden iſt. So iſt z. B. beym Schwarzkopfsfluſſe die größte und beſte Salzpfanne, denn dieſer Stelle hat man deshalb den Namen gegeben, weil ſich dieſes Mineral hier am häu-figſten erzeuget. Es iſt eine zuſammenhängende Rin-de, worauf hie und da etwas Waſſer ſtehet, die Ebe-ne iſt groß, und ſcheint ein zugefrorner Landſee zu ſeyn. Gegen den Rand dieſes Sees iſt die Rinde dünn, tiefer hinein aber findet ſie ſich über zwey Fuß tief. Der Umkreis beträgt eine halbe ſchwediſche Meile, und iſt der Geſtalt nach ovalrund. Wenn viel warme Tage geweſen ſind, ſo bildet ſich auf der Rinde hin und wieder etwas, das wie Reif ausſieht, eigentlich aber das feinſte und ſtärkſte Salz iſt. Doch iſt auch das in der Rinde befindliche Salz gut und rein, und, wie man ſagt, das beſte in Afrika, ob es gleich dem europäiſchen weit nachſtehet.

Noch weit mannigfaltiger iſt das Thierreich, ſowohl an zahmen, als wilden Thieren. Die Pflanzſtädte am Vorgebirge ſind mit großem und kleinem Vieh wohl verſehen, und wer die kluge Oekonomie dieſer Nation kennt, wird leicht auf ihre Vermehrung ſchließen können. Ihre Ochſen ſind groß, und wiegen nicht ſelten fünf- bis ſechshundert Pfund. Gut und zahlreich ſind ihre Schafe, mit dicken, oft zwanzig Pfund ſchweren Schwänzen. Die Anzahl derſelben iſt ſo groß, und der Nutzen iſt den Hottentotten ſo wenig bekannt, daß ſie dieſelben nicht nur in ſehr großer Menge den Koloniſten zuführen, ſondern öfters für eine Kleinigkeit überlaſſen. Ein Pfund Toback hat bey ihnen den Werth eines fetten Ochſens, und ein halbes Pfund gilt ſo viel, als ein gutes Schaf. Die Pferde ſind eigentlich aus Perſien hieher gebracht worden, ſind aber meiſtentheils klein, und ihrer ſo viel, daß manche zwey- bis dreyhundert derſelben beſitzen.

Eine größere Mannigfaltigkeit an wilden Thieren findet man vielleicht nirgends, unter denen einige einer etwas genauern Beſchreibung verdienen. Nicht bloß ein günſtiges Klima, nicht der reiche Vorrath von Speiſe allein; ſondern vielmehr der Mangel an Menſchen ſind die Urſache, weshalb dieſe Thiere hier ihre Wohnungen wählen. Nur dann, wenn ſie die Uebermacht der Menſchen kennen lernen, fliehen ſie die Ståte, und richten nur ſo lange Verwüſtungen an, ſo lange ſie durch nichts gehindert werden. Der Größe nach ſteht der Elephant unter ihnen obenan, nicht wegen ſeiner bekannten Grauſamkeit, als vielmehr wegen ſeines wunderbaren Baues, und wegen der Dienſte, die er in der Gewalt der Menſchen verrichtet. Man jagt zwar die Elephanten, wie jedes andere Wild, und zwar mit Pferden und durch Schießgewehr, allein eine gemeine Kugel, ohne etwas mit

Zinn verſetzt, iſt wegen der Härte ſeiner Haut meiſt fruchtlos, und dennoch wagt es zuweilen ein einziger Jäger, dieſes fürchterliche Thier anzufallen. Man hat bemerkt, daß bey einem ſolchen Angriffe die Jungen zuerſt entfliehen; einer oder mehrere von den Alten aber, und welche die größten Zähne haben, auch gerade diejenigen ſind, welche der Jäger am liebſten zu haben wünſcht, wenden ſich bisweilen gegen ihn; weil ſie aber bald ermüden, und umkehren, ſo ſetzt dieſer nach, und weiß allemal einen davon zu erlegen. Je größere Zähne ſie haben, und alſo je älter ſie ſind, deſto ſchwerfälliger ſind ſie auch. Ja bey heißem Sonnenſchein hat man ihrer ſo kraftlos angetroffen, daß man die Dreuſtigkeit gehabt hat, ſich ihnen zu Fuße zu nähern, und nach ihnen zu ſchießen. Wenn der Elephant heftig verwundet iſt, macht er, wie man ſagt, keinen Verſuch, ſich gegen ſeinen Feind zu vertheidigen, bisweilen ſogar nicht einmal zu entfliehen, ſondern ſteht ſtill, um ſich mit dem Waſſer, welches er zu Zeiten in ſeinem Rüſſel aufbewahret, zu beſprützen und abzukühlen. Kommt er alsdann zu einem Fluſſe, oder wo er ſonſt Waſſer findet, und iſt es warm, ſo ſaugt er, ſo viel er kann, davon ein, oder ſchwimmt durch. Denn ob er gleich, in Betracht ſeiner Füße und ſeiner ganzen Stellung, zum Schwimmen nicht geſchaffen zu ſeyn ſcheint, und, wie man behauptet, mit dem Kopfe und dem ganzen übrigen Leibe beynahe völlig unter die Oberfläche des Waſſers niederſinkt, ſo kömmt er doch nie in die Gefahr zu ertrinken, weil er ſeinen langen Rüſſel hoch über das Waſſer empor reckt, um Luft zu holen, und vermittelſt dieſes Gliedes, das zugleich ſeine Naſe ausmacht und die Werkzeuge des Geruches enthält, ſeine Fahrt lenken kann. Die Zähne ſind es allein, weswegen die Koloniſten auf die Jagd gehen, ausgenommen, wenn ſie das Fleiſch für die Sklaven, Dienſtbothen und Hottentotten brau-

chen

chen können. Die großen dieſer Zähne wiegen hundert, bis hundert und funfzig Pfund, die man für eben ſo viel Gulden an die Regierung verkauft, mithin durch einen einzigen Schuß bisweilen hundert Thaler oder dreyhundert Gulden gewinnen kann. Am gefährlichſten iſt der Angriff eines Elephanten in buſchigten Gegenden, denn alsdann geht er grade auf den Jäger zu, und deſſen Leben iſt auch allemal in Gefahr. Auch hat man gefunden, daß ſich dieſe Thiere außerhalb ihres Landes nicht fortpflanzen; und da ihre Erhaltung bey uns zu koſtbar fällt, hat man ſie jetzt ſeltener zu uns gebracht. Der Erfahrung nach bedarf jeder Elephant täglich in der Wildheit an Gras und Wurzeln hundert und funfzig Pfund, und dabey erreichen ſie ein Alter von etlichen hundert Jahren. Bey ſeiner bekannten Gelehrigkeit und ſeinem willigen Gehorſam, beſitzt er auch anſehnliche Stärke; denn mit dem Rüſſel hebt er eine Laſt von etliche hundert Pfunden, ohne was für Laſten von Waaren ſein Rücken zu tragen vermag. Er kann mit ſeinen langen Zähnen Bäume aus der Wurzel heben, Zweige herab brechen, ja ſogar auf eine geſchickte Weiſe Knoten auflöſen, Schlöſſer aufſchließen, und das kleinſte Stück Geld vom Boden aufheben. Seitdem die Elephanten in dieſen Gegenden vorſichtiger als vordem ſind, und ſich mehr nach Sizikamma und andern waldigen Diſtricten zurückgezogen haben, iſt auch die Jagd hier weniger als in den vorigen Zeiten, zumal da man alles Elfenbein an die Kompagnie verkaufen muß, welche für kleine Zähne Pfundweiſe nur halb ſo viel als für große bezahlt, und da durch die Jäger weniger aufmuntert, ihr Leben zu wagen. Ehedem hat man Heerden von hunderten, ja von tauſenden beyſammen gehen ſehen, und vielleicht halten ſie ſich nicht noch eben ſo an den unbekannten Flüſſen und in den entlegenen Gegenden auf, wo ſie allem Anſehen nach in Ruhe leben, und von den

Nachſtellungen der Menſchen weniger zu befürchten haben. Man bemächtiget ſich ihrer zwar auch noch auf eine andre Weiſe, als z. B. man fängt ſie in Gruben, welche vorher künſtlich zugedeckt und an den Stellen angebracht werden, wo man weiß, daß ſie ihren Gang nehmen. Oder man wirft ihnen giftige Harpunen in den Leib, und dann muß man ihnen ſo lange nach gehen, bis das Gift ſeine Wirkung gethan hat. Man ſagt, die Neger gäben allemal ſo viel Gold für einen Elephantenſchwanz, als er ſchwer ſey; die Hottentotten hingegen geben nicht mehr als für jeden andern z. B. Büffelſchwanz, weil ſie ihn, oft als ein Zeichen ihrer glücklichen Jagd, am Gürtel tragen. Man hat eine zahlloſe Menge Erzählungen von der Klugheit, Wildheit, Dankbarkeit und dem Ehrgefühle dieſer Thiere, die wir hier nicht wiederholen können, und daher nur ein einziges davon anführen. Man bedient ſich der Elephanten, in Indien unter andern auch, um die Schiffe vom Lande ins Waſſer zu ſtoſſen. Als nun einer von ihnen zu ſchwach dazu war, ein großes Fahrzeug allein ins Waſſer zu ſchieben, ſagte der Herr deſſelben mit einem höhniſchen Ton, man ſollte das faule Thier wegbringen, und ein anderes an ſeine Stelle nehmen. Dieß verdros den Elephant ſo ſehr, daß er ſogleich einen neuen und weit ſtärkern Verſuch machte, der ihm, weil die Laſt wirklich zu groß war, das Stirnbein zerſprengte, ſo daß er todt zur Erde ſtürzte. Uebrigens iſt die Bildung dieſes Thieres zu bekannt, als daß wir uns länger bey ihm aufhalten ſollten.

Den zweeten Rang verdient der Löwe, den man in den Kapländern ſehr häufig findet. Die Einwohner ſchützen ſich vor ihm durch Anzündung eines Feuers, oder durch Wurfſpieße und Schießgewehr. Das Brüllen des Löwen, ſollte man denken, müſſe den Thie-

ren ein Zeichen ſeyn, wohin ſie zu fliehen haben; allein da er beym Brüllen das Maul gegen die Erde hält, ſo, daß ſein Geſchrey durch die ganze Gegend umher ſchallt, ohne daß man hören kann, von woher es kommt, ſo werden die bangen Thiere ſo ſehr in Schrecken geſetzt, daß ſie im Dunkeln nach allen Seiten hin und her laufen, um ſich durch die Flucht zu retten, und eben dadurch nur deſto leichter in ſeinen Rachen gerathen. Es iſt falſch, wenn man behauptet, es gäbe in Afrika ganze Heerden von Löwen, denn hierzu wäre nach Verhältniß eine zu geringe Anzahl Wild zur Nahrung vorhanden. Die Art und Weiſe, wie der Löwe ſich ſeines Raubes bemächtiget, iſt faſt immer die, daß er vermittelſt eines Sprunges von der Stelle, wo er auflauert, auf ſeinen Raub zufährt, und ſich darüber herwirft. Trägt es ſich aber zu, daß er fehl ſpringt, ſo verfolgt er die entflohene Beute nicht weiter, ſondern kehrt gleichſam beſchämt nach den Hinterhalt, aus dem er hervorkam; und wie man beobachtet hat, ſo mißt er langſam, ſo zu ſagen, Schritt vor Schritt die rechte Länge ab, um zu ſehen, in wie weit der mißlungene Sprung zu kurz war. So viel man übrigens Beyſpiele von ſeiner Kühnheit hat, ſo feig iſt er, wenn er ſieht, daß ihm die Menſchen überlegener ſind, und es iſt nichts ſeltenes, das er vor ihnen fliehet, oder ihn ein Kind das geraubte Schaf abjagen kann. Auch iſt es ſonderbar, daß der Löwe, welcher ſeinen Raub ſogleich zu tödten pflegt, dennoch wenn er gleich gereitzt worden, oft ſich damit begnüget, die Menſchen nur zu verwunden, oder wenigſtens eine Weile zu martern, ehe er ihnen den tödtlichen Streich verſetzt.

Häufiger findet man hier den **Büffel**, der von dem europäiſchen an Größe und Farbe ſehr unterſchieden iſt. Seine Geſtalt iſt die Geſtalt des **Ochſens**, nur

hat er in Verhältniß zu ſeiner Höhe nnd Länge, viel gröbere Knochen. Die Hörner haben ebenfalls etwas Beſonderes. Ihre Wurzeln ſind dreyzehn Zoll breit, und ſtehen einen Zoll weit aus einander. Hierdurch bildet ſich zwiſchen ihnen eine ſchmale, größtentheils nackte Rinne; von dieſer an zur Rechten, ſind die Hörner rund ausgewachſen, und haben eine Erhöhung von höchſtens drey Zoll. Auf dieſe Weiſe bedecken ſie einen großen Theil des Kopfes, von da beugen ſie ſich zu beyden Seiten des Halſes niederwärts, werden nach und nach walzenförmiger, und jedes bildet einen Bogen, deſſen Spitze in die Höhe ſtehet. Die Ohren ſind einen Fuß lang, etwas herabhangend, und zum Theil vor dem hintern Rande der Hörner nicht zu ſehen. Der Rand der Ohren iſt auf mancherley Weiſe ausgeſchnitten und ganz kraus. Die Haare des Büffels ſelbſt ſind ſchwarzbraum, einen Zoll lang, ſtraff, und bey den Alten ſehr dünn, beſonders auf den Seiten des Bäuches, daher es ſcheint, als hätte er helle Streifen. Die Augen liegen etwas tief eingeſunken, und ſind von einem hohen Ringe umgeben, ſein Anſehen aber iſt tückiſch und grimmig. Er verſteckt ſich daher auch gern zwiſchen die Bäume, und lauert, bis man ihm ganz nahe kommt, da er dann auf einmal hervorſpringt, mit ſeinen Klauen zertritt, mit den Knien zerquetſcht, mit den Hörnern und dem Maule zerfleiſcht und von einander reißt, auch mit der Zunge die Haut zerleckt. Gewöhnlich jagt man dieſe Thiere, allein bisweilen kehrt ſich die Jagd um, und ſie verfolgen den Jäger, den nichts als Geſchwindigkeit retten kann, oder wenn er eine Anhöhe antrifft. Sein Fleiſch iſt grob, nicht ſehr fett und von wildem Geſchmack. Er wälzt ſich oft im Koth, oder wirft ſich ins Waſſer, und ſeine Haut iſt dick, aber nützlich zu Riemen nnd andern feſten Sachen.

Auch das afrikaniſche oder Kap Elenn iſt viel gröſſer, als das europäiſche und amerikaniſche, und ordentlich fünf Fuß hoch. Die Hörner ſind etwa einen Fuß lang, und erheben ſich gewunden, die Enden aber ſind gerade und ſpitzig. Kopf und Hals ſind ſchön, der obere Kinnbacken iſt gröſſer als der untere; die Füſſe ſind lang und ſchlank, der Schwanz hat etwan eines Fuſſes Länge, und das Haar iſt weich, gelinde und aſchfarben. Das Fleiſch gleicht dem Rindfleiſche, wird aber nicht häufig genoſſen. Sie klettern auf den höchſten Felſen, und gehen durch die ſchwerſten Wege; ihr Tritt iſt eng und ſchnell, wiegen gegen vierhundert Pfund, und werden meiſtentheils in Schlingen gefangen.

Das Rhinoceros iſt eigentlich, der Gröſſe nach, von dem Elephanten das dritte Thier Es iſt mehr als zwölf Schuhe lang, ſieben hoch und zwölfe dicke. Man ſagt zwar, ſein ganzes Fell habe dicke Falten, es muß aber Ausnahmen geben, oder es iſt gar nicht in der That. Die Haut iſt anderthalb Zoll dick, doch auf den Seiten noch dicker, und von Farbe aſchgrau. Das Maul läuft nicht nur von oben und unten, ſondern auch ſehr merklich auf den Seiten, ſpitzig zuſammen, und die Oberlefze iſt etwas länger, als die untere. Die Augen ſind klein, und liegen tief im Kopfe. Beyde Geſchlechter haben einerley Hörner, und das vordere, iſt allezeit das gröſte. Das Horn auf ſeiner Naſe iſt dunkelgrün, und wie ein Pflugſchar gebildet und zwey Fuß lang. Das andere Horn auf der Stirne, iſt ſechs Zoll hoch, iſt hohl und ſieht wie eine Kuppel auf ſeinem Kopfe. Man kann faſt ſagen, dieſes Thier ſey nackend, denn nur an den Ohren finden ſich einige wenige dunkele, einen Zoll lange, borſtenartige Haare; ſo auch zwiſchen den Hörnern und am äußerſten Ende des Schwanzes, welcher einen Zoll dick

und von oben bis unten allmählig dünner wird. Die Füße haben drey Hufe, wovon der mittelſte der größte und rundeſte iſt. Was ihn übrigens an der Schärfe des Geſichtes abgehet, das erſetzt ſein feines Gehör und Geruch. Das geringſte Geräuſch macht ihn aufmerkſam und erreicht das Thier in einer großen Weite, dann geht es grade darauf zu, und reißt Bäume und Büſche, die ihm im Wege ſind nieder. Dabey iſt es den Menſchen weniger gefährlicher, als man dafür hält, und fällt niemanden an, außer wenn es gereitzt wird. Gras, Geſträuche, Dornen und Dieſteln ſind ſeine Speiſe, beſonders ein gewiſſer Strauch, welcher dem Wachholderbeerſtrauche ſehr gleicht, und daher auch, der Naßhornbuſch genannt wird.

Die **wilden Hunde** ziehen hier in Heerden mit einander, und machen den Ort wo ſie hinkommen, gemeiniglich von allen wilden Thieren oder Heerden Viehe leer. Sie tragen ihren Raub auf einen Sammelplatz, und die Hottentotten, welche ſchon wiſſen, daß ſie ihn gleichſam für ſie bereiten, folgen ihnen von weitem nach, und nehmen das erlegte Vieh, ſobald ſich die Hunde wieder wegbegeben haben. Auch giebt es zweyerley **Wölfe**; die eine Art gleicht den europäiſchen vollkommen, die andre heißt der Tygerwolf. Dieſe letzte Art iſt von der Größe eines Schafhundes, und gleicht den engliſchen Bullenbeißern. Sein Haar iſt lockigt und tiegerfleckigt, an den Klauen gleicht er der Katze, und ſein Schwanz iſt kurz. Des Tages über verbirgt er ſich in die Höhlen und Klüfte, und raubt nur bey Nachte. Eben findet man hier zwey Arten **Eſel**, wavon die eine ebenfalls den unſrigen gleicht, die andere **wilde Eſel** genannt werden; eigentlich aber wohl nichts anders, als das **Zebra** ſind. Es ſind die ſchönſten, wohlgeſtalteſten und lebhafteſten Thiere, die durch und durch den Pferden, und nur

an den Ohren den Eſeln gleichen. Ihre Füße ſind ſchlank und wohlgeſtaltet, das Haar iſt gelinde und glatt, und längſt den Rücken ſtreckt ſich von ſeiner Mähne bis zum Schwanze ein ſchwarzer Streif, von welchem nach den Seiten zu blaue und kaſtanienfarbene Aeſte laufen, die in Kreiſen unter dem Bauche zuſammen kommen. Eine andere Art iſt der Springbock; dieſes Thier hat ſeinen Namen von den Springen, die es ſehr öfters unternimmt. Es iſt das ſchönſte von allen Gazellen, und zeichnet ſich beſonders durch ſeine ſchönen und feuerigen Augen aus, woher auch die Vergleichung der Morgenländer, mit der Schönheit eines weiblichen Auges, ihren Urſprung hergenommen zu haben ſcheinet. Die Höhe beträgt zwey und einen halben Schuh. Die Hauptfarbe iſt mehr oder weniger hellbraun, eigentlich aber ein Gemiſch von licht- und dunkelbraun. Unter die afrikaniſchen Landthiere gehört auch die Giraffe, iſt bey der Länge von zwanzig Fuß, bis ſechszehn Fuß hoch, und alſo das höchſte Thier des uns bekannten Erdbodens. Die vordern Füße ſind noch einmal ſo hoch als die hintern, der Hals iſt ſehr lang und grade in die Höhe, doch muß es ſeine Knie beugen, und die vordern Beine auseinander ſperren, wenn es gegen die Erde hin ſich bücken will. Es iſt ohne Waffen, aber auch für den Menſchen von keinem Gebrauch; doch empfiehlt es ſich durch ſeine Sanftmuth, es läſſet ſich von einem Kinde mit einem Strick leiten, und nimmt die Nahrung aus den Händen des Gebers. Der Kopf iſt wie ein Hirſchkopf mit kleinen Hörnern. Die Ohren ſind wie an einer Kuh, und am Halſe hat es eine feine Mähne. Es geht anders als alle andre Thiere, indem es immer die zwey Schenkel an einer Seite zugleich hebt, daher ſeine Bewegung ſehr wackelnd, nichts weniger denn ſchnell iſt. Auch findet man hier das Schakal häufig, ein Thier, das dem europäi-

ſchen

ſchen Fuchſe nahe kömmt, nur unterſcheidet man ſie in graue und Zwiebelſchakal, weil das letztere ſich unter der Erde aufhält, und von Zwiebeln lebt. Ihre Farbe iſt meiſtens gelb, die Beine goldgelb, die Schnautze und Ohren ſind röthlich, der Kopf grau, über den Rücken hat es einen großen ſchwarzgrauen Fleck, und der Schwanz iſt ſchwarz und grau.

Ferner giebt es vier Arten von **Schweinen.** Die beyden erſten kamen aus Europa und Java, ſie ſind zahm, und bedürfen keiner weitern Beſchreibung. Die beyden letztern ſind wild, und werden daher **wilde** und **Erdſchweine** genannt. Dieſe letztern haben vorzüglich ihre Wohnungen unter der Erde, deren Eingänge ſehr enge ſind. Sie gehen, wie man wahrgenommen hat, rückwärts in dieſe Gruben, und ſtellen ſich darin, der Länge nach, hinter einander in eine Reihe. Niemand wagt es, ſie in ihren unterirdiſchen Wohnungen zu ſtören, weil ſie, wie man geſehen hat, ſchnell hervorkommen und mit Wuth anfallen. Dieſes Thier iſt übrigens, verhältnißmäßig zu ſeinem Kopfe, klein, wodurch ihm das Graben der Gänge und Behauſungen ſo wohl, als der Aufenthalt unter der Erde erleichtert wird. Der beſte Jäger darf ſich ihm nie zu nahe mit dem Pferde wagen, ſie fallen es an und tödten beyde. Wenn ſie jedoch verfolgt werden, ſo nehmen ſie ihre Jungen mit einer ſeltenen Geſchicklichkeit zwiſchen die Zähne, ohne ihnen zu ſchaden. Auch iſt das **Stachelſchwein** am Vorgebirge nicht ſelten. Es hat gegen zwey Fuß Höhe, und drey Fuß Länge. Seine längſten Stacheln ſind hinterwärts gekehrt und etwa ſechs Zoll lang. Es ſchießt ſolche auf ſeinen Verfolger, wenn er ihm nahe genug iſt, und verurſachen große Schmerzen und Entzündungen, wenn ſie im Fleiſche ſtecken bleiben. Am Kopf und an den Füßen gleicht dieſes Thier einem Haſen; ſein Fleiſch

Fleiſch iſt wohlſchmeckend, wird aber von den Einwohnern meiſtens geräuchert genoſſen. Unter die beſondern Thiere am Kap gehört das von den Holländern Stinckhoſen genannte, welches von der Größe eines mittelmäßigen Hundes iſt. Es führt ſeinen Namen von dem abſcheulichen Geſtank, den es, wenn es verfolgt wird, von ſich giebt, welchen Menſchen und Vieh nicht zu vertragen vermag. Affen und Paviane ſind hier ebenfalls in großer Menge, doch wenig von einander unterſchieden. Ob ſie ſchon den Menſchen nicht ſchädlich ſind, ſo ſind ſie es doch den Gärten und Weinbergen deſto mehr. Faſt immer rauben ſie in großen Geſellſchaften und mit ſo viel Vorſicht, daß man ihren Schaden ſelten verhüten kann. Sie ſtellen z. B. in einer Entfernung Wachen aus, während daß die andern plündern. Einer wirft den andern, in einer kleinen Weite, die geraubten Früchte zu, bis ſie, unter der tiefſten Stille, von der Stelle fortgeſchafft ſind. Bey Gefahren giebt die Wache ein Zeichen durch einen ſtarken Laut, und ſogleich entfliehen alle. Ja man will geſehen haben, daß ſie die Wache getödtet haben, wenn ſie die Gefahr nicht zeitig angezeigt hat. Die allerſchädlichſten Thiere ſind die Wölfe, die wilden Hunde und Füchſe. Wenn ein Wolf in Schafhorden zu kommen Gelegenheit findet, ſo dringen ſich die Schafe aus Furcht in eine Ecke, und ſteigen über einander, dergeſtalt daß der Wolf, anſtatt ein Schaf zu holen, dreyßig und vierzig erwürgen kann. Das gewöhnlichſte Wildpret ſind Hirſche, verſchiedene Gattungen Haaſen, ja man ißt auch Murmelthiere, derer die Gebirge voll ſind.

Unter den Vögeln iſt der Hagedaſch ein hier einheimiſcher Vogel. Seine Nahrung beſteht in Wurzeln und allerhand Zwiebeln, die er mit ſeinem krummen Schnabel auf den ebenen Gefilden ſehr behende auf-

graben kann. Er iſt ſcheu und daher nicht leicht zu erhaſchen. Sein Schnabel iſt fünf Zoll lang und die Spitze deſſelben, nebſt den untern Kinnladen, iſt ſchwarz von Farbe, der obere hingegen iſt roth, der Hals aſchgrau, eben ſo der Rücken, zugleich grün und gelb, die Flügel von unten dunkel, oben ſchwarzblau mit vielfarbenen Deckfedern. Der Schwanz iſt keilförmig und zweymal ſo lang als der Schnabel, der Rumpf aber iſt größer als ein Huhn, und gehört er ganz in das Geſchlecht der Brachvögel. Ein anderer Vogel führt den Namen der Bienenverrätherkukuk (Cuculus Indicator). Der Größe und Farbe wegen iſt er zwar nicht merkwürdig, denn beym flüchtigen Anblicke gleicht er nur einem gemeinen Sperlinge, ob er wohl etwas größer und falber iſt, und einen gelben Flecken auf jeder Schulter hat. Honig und Bienen ſind ſeine liebſten Speiſen, daher ſowohl der Rattel, als er, die Bienenneſte den Menſchen anzeigt, weil er weiß, daß auch für ihn allezeit etwas übrig bleibt. Seine Verrätherey iſt übrigens in ihrer Art ſehr klug, und ſetzt eine große Ueberlegung voraus. Der Morgen und Abend ſcheint ſeine liebſte Eßzeit zu ſeyn, wenigſtens bezeigt er da den meiſten Eifer mit ſeinem ſchnarrenden Cherr-cherr-cherr, die Aufmerkſamkeit des Rattels und des Hottentotten rege zu machen. Man nähert ſich alsdann dem Vogel, der unter fortgeſetztem Rufen dem Striche, in welchem ſich der nächſte Bienenſcharm aufhält, allmählig nachfliegt. Man geht ihm nach, und nimmt ſich dabey in Acht, ihn ſcheu zu machen, ſondern antwortet ihm lieber durch ſchwaches Pfeiffen und Locken, zum Zeichen, daß man ihm folget. Iſt das Neſt noch weit, ſo macht der Vogel auf dem Wege halte, und erwartet den Bienengjäger unter fortwährendem Geſchrey; je näher er aber dem Neſte kommt, je öfterer ruht er, und je ſtärker wird ſein Zuruf. Iſt er dem Neſte ganz nahe,

oder wohl gar dabey, ſo ſchwebt er einige Augenblicke über demſelben, es ſey nun in der Kluft eines Berges, in einem hohlen Baume, oder in ſonſt einem unterirdiſchen Gange. Dann ſetzt er ſich auf einen Baum, ſo daß er nicht geſehen werden kann, und iſt nun ganz ſtille, und erwartet, was für ihm übrig bleiben wird. Die Hottentotten begehen dabey die Vorſicht, ihm nur ſehr wenig liegen zu laſſen, weil, wenn er zu ſatt iſt, er kein neues Neſt anzeiget, daher niemand dieſem Vogel etwas zu Leide thut, noch weniger jemand ihn tödtet. Auch der Bau ſeines Neſtes iſt wunderbar. Es gleicht dem Neſt der Finken, und iſt aus feinen Faſern von Baumrinde, in Geſtalt einer Bouteille, zuſammengeflochten. Der Hals, oder die Oeffnung deſſelben hängt unterwärts herab, und unter der Oeffnung hängt in die Queere, in Geſtalt eines Bogens, ein aus eben ſolchen Rindenfaſern, als das Neſt, geflochtene Schnur, die mit beyden Enden, am Rande der Oeffnung des Halſes, gegen einander über befeſtiget und vielleicht zu nichts andern beſtimmt iſt, als daß die Vögel darauf ſitzen, oder ſich hin und her wiegen können.

Ein anderer merkwürdiger Vogel iſt der Secretärvogel. Von Natur iſt er zwar nicht ſchön, und hat mit dem Adler viel Aehnlichkeit; weil er auch viel Schlangen verzehrt, ſo heißt er zugleich der Schlangenfreſſer. Seine Beine ſind ungefähr zwey und einen halben Fuß lang, und der Leib verhältnißmäßig kleiner, als bey dem Krannich. Der Schnabel, die Klauen und die mit langen Federn bedeckten Schenkel nebſt dem kurzen Halſe, geben ihm die Aehnlichkeit, mit dem Adler. Kopf, Hals, Schnabel, die ckenfedern der Flügel, wie der größte Theil des Schwanzes, ſind der Hauptfarbe nach grau, oder arben, die Beine fleiſchfarben, die Augen groß und hervorſtehend, der Stern gelb, und der Kopf hat einen

einen Buſch von zwölf Federn, der meiſt über den Hals nach hinten zu in zwey Reihen herabliegt, und ihm zu großer Zierde gereichet. Die Art, wie er die Schlangen angreift, iſt ſonderbar. Er nähert ſich ihnen allezeit mit der Vorſicht, daß er die Spitze des einen Flügels vor ſich hält, um dadurch ihrem giftigen Biſſe auszuweichen. Bisweilen nimmt er die Gelegenheit in Acht, ſie mit den Füßen zu zertreten und fortzuſchleudern, daß ſie hoch in die Luft fliegen, und wenn ſie endlich dadurch müde werden, ſo verſchluckt er ſie. Unter die übrigen Vögel, ſowohl am Kap, als auch in dem ganzen Kaffernlande, gehören zuförderſt drey Arten von Adlern, derer aber keine von den europäiſchen ſehr unterſchieden iſt. Ferner der Flamingo, dreyerley Arten von wilden Gänſen; nur die Knorrhenne und der Knorrhahn iſt dem Vorgebirge eigen. Sie ſind gleichſam für die übrigen Vögel die Schildwache, weil ſie bey dem Anblick eines Menſchen ein lautes Geſchrey erregen, welches faſt wie das Wort Crack klingt, und ſolches ſehr heftig wiederholen. Er hat die Größe einer Henne, mit kurzem und ſchwarzem Schnabel und ſchwarzen Federn auf dem Wirbel. Leib und Flügel ſind roth, weiß und aſchfarben gefleckt, die Füße gelb, die Flügel ſo klein, daß er nicht weit fliegen kann. Sie wohnen in einſamen Orten, werden aber nicht ſehr geachtet. Strauße, Pfaue, grüne, ſchwarze und blaue Seemeven, ſieht man hier überall und am Vorgebirge ſehr häufig. Ingleichen Falken, Faſane, nebſt einer Menge Vögel, die in andern Welttheilen gar nicht angetroffen werden, und an Pracht der Federn die unſrigen weit übertreffen, obgleich ihr Geſang wieder ſehr weit unter den unſrigen iſt.

Unter den kriechenden Thieren giebt es erſtlich mancherley Arten von Schlangen, als z. B. die Natter, welche

welche aſchfarben, roth und gelb gefleckt iſt, einen breiten Kopf und Nacken hat. In dem Auge, das flach iſt und tief im Kopfe liegt, iſt ein fleiſchigtes Gewächſe, von der Größe einer Haſelnuß, und ſie ſelbſt findet man etliche Ellen lang. Ferner die Baumſchlange, die Blindſchleiche, die Durſtſchlange, welche letztere dreyviertheil Elle lang, mit ſchwarzem Rücken, breitem Halſe und ſchnell in ihrem Angriffe iſt. Ihr Biß iſt gefährlich, und verurſachet einen quälenden Durſt. Die Haarſchlange, etwa eine Elle lang, nebſt vielen andern, deren Biß mehr oder weniger ſchädlich iſt. Unter die furchtbarſten aber gehört ohnſtreitig die giftige Eidechſe, deren Biß einen unheilſamen Ausſatz verurſachet, der erſt nach einem halben, oder wohl erſt nach einem ganzen Jahre, mit dem Tode aufhört, nachdem allmählig ein Stück nach dem andern am Leibe verfault und abfällt. Die Inſecten ſind ebenfalls in großer Menge, und man kann ſie in See- Fluß- und Landinſecten eintheilen. Der erſten Art giebt es ſehr viele, der letzten nicht weniger; unter welchen die Bienen ſehr zahlreich ſind, ob ſie gleich von niemanden gewartet werden, ſondern, wie ſchon oben geſagt worden iſt, in den Wüſten, Felſen, hohlen Bäumen u. dergl. ihrem Honig bereiten, welchen die Einwohner durch die Vögel entdecken. Eben ſo dienen die Heuſchrecken manchmal den weniger dem Stande der Wildheit entriſſenen und entfernten Hottentotten zur herrlichen Mahlzeit. Sie zeigen ſich alle acht, zehn, funfzehn oder zwanzig Jahre in dieſen Gegenden in unglaublicher Menge. Ihr Zug geht von Norden nach Süden, ſogar ins Meer, und erſaufen daſelbſt. Die Weibchen von derjenigen Gattung, die am meiſten auswandert, und auch am meiſten gegeſſen wird, können nicht fliegen, und dieſes kommt theils von ihren kurzen Flügeln, theils weil ſie voll von Eyern ſind, und daher nicht fliegen können; ſobald

ſie aber die Eyer ab, und in den Sand gelegt haben, ſterben ſie. Die Hottentotten kochen von dieſen Eyern braune koffeeähnliche Suppen, welche davon zugleich ein fettes und ſchäumendes Anſehen bekommen. Die Hottentotten freuen ſich allemal über die Heerzüge, ob ſie ſchon alles, was grün iſt, abfreſſen, für welchem Verluſt ſie ſich an den Thieren ſelbſt ſchadlos halten. Mehrere Arten von Inſecten ſind auch Europa bekannt, und zu mannigfaltig, um ſie alle zu nennen, da wir noch etwas über Waſſerthiere ſagen müſſen.

Ob man zwar behauptet, es gäbe kaum drey oder vier Arten Fiſche, die man eſſen könne; ſo mögen wir dieſes weiter nicht unterſuchen, weil es uns hier mehr um ihre Bekanntſchaft zu thun iſt. Unter denſelben findet ſich erſtlich der **Krampffiſch**, deſſen ſeltſame Eigenſchaft einer beſondern Aufmerkſamkeit verdienet. Bey jedem Berühren, es ſey mit der Hand oder einem Stocke, oder einer langen Stange, fühlt man einen Schlag, als von dem elektriſchen Drathe, und wenn der Fiſch zornig wird, iſt der Schlag ſehr ſchmerzhaft und ſchädlich. Hält einer denjenigen, der den Fiſch berührt an der Hand, und giebt die Hand einem dritten, dieſer einem vierten u. ſ. w. ſo fühlen alle, die ſich die Hände geben, den Schlag mit gleicher Heftigkeit. Die Wilden fürchten dieſen Fiſch, ja ſogar andere Fiſche ſcheuen ihn, doch benimmt ihm ein Magnet, der an den Fiſch gehalten wird, alle ſeine Kraft, und man hat auch welche gefunden, die gar keine krämpfige Kraft geäußert haben; und eben ſo auch Menſchen, die dieſe Kraft nicht empfunden haben. In dem großen Fiſchfluße hält ſich auch das **Flußpferd** auf, welches von den Einwohnern am Kap auch die Seekuh genannt wird, ob es ſchon beyde Benennungen ſehr uneigentlich führet, und von beyden keine Aehnlichkeit hat. Es iſt überaus dick,

wiehert wie ein Pferd, und beweget die Ohren, ſeine Beine ſind kurz, ſo daß die Fleiſchmaſſe nicht ſchnell laufen kann. Seine größten Zähne wiegen zehn Pfund, ſind faſt durchſichtig und zum Feuerſchlagen geſchickt. Es ſpritzt aus der Naſe, gleich dem Wallfiſche, Waſſer in die Höhe, ſeine Haut iſt eines Daumens dick und faſt nicht zu durchbohren, und man hat ihrer erlegt, die über viertauſend Pfund gewogen haben. Ihre Nahrung beſtehet aus Kräutern und Graſe, aber nicht, wie man ſagt, auch aus Fiſchen. Sie kommen oft an das Land, und ſuchen ihre Nahrung, und man fängt ſie entweder ſo, daß man nach ihnen ſchießt, oder daß man Acht giebt, wo ſie ihren Weg hin nehmen, wenn ſie an das Land gehen, wo man alsdann Gruben gräbt, in denen ſie ſich lebendig fangen. Unter die übrigen Gattungen von Fiſchen gehört der Bennet, der ſo lang und dick, als ein Mannsarm, und von ſechs zu acht Pfund wiegt. Es iſt ein ſchöner Fiſch, mit großen, hellen, purpurfarbenen Schuppen und Goldſtreifen. Augen und Schwanz ſind roth, die Finnen gelb. Wenn die Schuppen weg ſind, ſo ſieht die Haut hell purpurfärbig aus. Das Fleiſch iſt karmeſinfarben, und bleibt auch gekocht ſo. Es wird durch Häute in verſchiedene Klumpen getheilt, iſt trocken, aber ſehr wohl vom Geſchmack. Vom Kabeljau giebt es mancherley Arten am Vorgebirge, die meiſten ſind aſchgrau mit großen Schuppen, und Feinde der fliegenden Fiſche. Eben ſo giebt es auch mancherley Arten Delphine, die wegen ihres ſcharfen Geruches und der Geſchwindigkeit, womit ſie ihren Raub verfolgen, die Könige der Fiſche können genannt werden. In der Tafelbey fängt man einen Fiſch, den die Holländer Elft nennen, etwa dreyviertheil Elle lang iſt, nach Art eines Herings geſchuppt, nur daß die Schuppen gelb ſind. Der Rücken iſt

ſchwärzlich, der Bauch weiß und ſchwarz geſprenkelt, und die Länge hinunter mit einem ſchwarzen Streifen getheilt; er ſelbſt iſt wenig geachtet, aber ſeine Eyer hält man an verſchiedenen Orten ſehr hoch. Der **Goldfiſch** hat ſeinen Namen von einem goldfarbigten Kreiße um jedes Auge, und einem Goldſtreifen vom Kopfe bis auf den Schwanz. Er iſt ordentlich anderthalb Fuß lang, und wiegt ungefähr ein Pfund. Sein Fleiſch hat eine aus weiß und roth vermengte Farbe, und ſchmeckt ſehr angenehm. Man ſieht dieſe Goldfiſche nur am Vorgebirge und vom May bis zum Auguſt, wo ſie aber oft in großen Haufen erſcheinen. Auch **Heringe** ſind hier ſehr häufig, und doch iſt es wunderbar, daß die Kapeuropäer die Kunſt nicht verſtehen, ſie einzuſalzen, welches ihnen doch zu nicht geringen Vortheil dienen würde. Auch findet man zwey Arten von den Fiſchen, die bey den Europäern **Hayen** genannt werden. Die erſte Art iſt zwölf bis ſechszehn Fuß lang und hat drey Reihen Zähne. Die andre Art hat einen viel breitern Kopf und Rücken, nebſt ſechs Reihen Zähne. Die Haut iſt ſo rauh wie eine Feile, und der Schwanz endiget ſich in Geſtalt eines halben Mondes. Der **Rothſteinbraſſem** iſt ein ſchöner Fiſch; Haut und Schuppen ſind roth und blau gefleckt, und in der Mitte goldfarben; der Bauch iſt blaßroth, die Augen groß und roth, und jedes mit einem ſilberfarbigten Kreiße. Man hält ſie am Kap für eine gute und geſunde Speiſe. Der **Silberfiſch** iſt von der Geſtalt und Größe eines pfündigen Karpfen, dem er auch am Geſchmacke gleicht. Er iſt ſehr weiß, mit einem ſilberfarbenen Schwanze und dergleichen Streifen längſt den Seiten hinunter. Sie leben meiſt in der See. **Karpfen, Schollen, Barben, Schildkröten** u. a. dergl. Thiere ſind am häufigſten am Vorgebirge anzutreffen, im Innern

nern des Landes achtet man ihrer entweder weniger, oder ſie ſind auch nicht in ſo großer Menge vorhanden.

Ein Land, das ſo viel natürliche Reichthümer hat, bedarf wohl nichts mehr, um vollkommen zu werden, als Menſchenhände, welche Gebrauch davon zu machen wiſſen. Demohngeachtet finden wir hier dieſes Mittel nicht, denn der kleine Theil, ſo unter europäiſchen Pflanzern blühend und vortheilhaft geworden iſt, hat zwar, ſo viel man weiß, grade den ſchönſten Theil des Landes gewählet; allein dieſe glückliche Umſchaffung würde auch an andern Orten keine großen Hinderniſſe finden. So wie man nun nicht leicht die Gränzen des Landes feſtſetzen kann, ſo wenig kann man die Anzahl der Einwohner, und ihre verſchiedene Abſtuffungen beſchreiben. Man ſagt zwar im Allgemeinen, **Europäer, Hottentotten** und **Kaffern** ſind die Bewohner des unter dem Namen der Kaffernküſte, verſtandenen Landes; allein nur der Hottentotten Nation, die innerhalb dem Bezirke von Afrika bekannt ſind, ſollen ſiebzehn Arten gezählt werden, von denen einige zwar den europäiſchen Koloniſten haben weichen müſſen, die ſich ihrer Güter bemächtigten, oder andere ſind durch anſteckende Krankheiten ausgerottet worden, und ſeit dem hat keine Nation der Hottentotten, in dem ganzen Umfange der Kolonie, ein eignes Volk wieder ausgemacht. Die, welche man daſelbſt findet, ſind in der Europäer Dienſten, bis auf etliche wenige Familien, denen man erlaubet hat, auf ihrem Grund und Boden zu bleiben. Weil aber die Nation der Hottentotten doch die Hauptklaſſe ausmacht, und die Nachrichten von ihnen zum Theil manches Märchen mit einweben, ſo wird es hier unſre Pflicht ſeyn, ſo viel als möglich, ein leicht zu überſehendes und treues Bild zu entwerfen.

Einwohner und ihre Kultur.

Der Name, den man ihnen in Europa beylegt, kommt von den Wiederholungsworten eines Liedes her, welches ſich allemal endiget: Hottentottum brokana (bezahlt den Hottentotten). Man ſagt, ſie verfertigten dieſes Lied, um ſich an einem holländiſchen Prediger zu rächen, der ſich geweigert hatte, einem Bedienten von ihrer Nation Brod und Taback zu geben, das er ihm ſtatt ſeines Lohnes verſprochen hatte. Was aber ihren eigentlichen Urſprung anbelangt, ſo iſt derſelbe völlig unbekannt; und fragt man ſie ſelbſt darüber, ſo wiſſen ſie denſelben mit ſo viel fabelhaften Erzählungen auszuſchmücken, daß man der ganzen Nachricht keinen Glauben beymeſſen kann. Als z. B. nur eine anzuführen, ſagen ſie, das höchſte Weſen ihrer erſten Eltern, Noh und Hing, habe ſie in dieſen Theil von Afrika geſetzt, und ſie wären durch ein Dachfenſter hineingekrochen. Dieſes höchſte Weſen habe ihnen auch, die Kunſt Vieh aufzuziehen, nebſt einer Menge anderer Kenntniſſe gelehrt, die ſie auf ihre Nachkommen fortgeflanzt hätten. Wer ſiehet hier nicht die ſchwachen Begriffe ihres Verſtandes, aber bey alledem auch das Beſtreben demjenigen Weſen, das ſie für das höchſte achten, Ehrfurcht zu bezeigen. Die Natur und die Sitten ihrer Lebensart haben ihnen dafür einen geſunden, obgleich nicht ſchönen Körper gegeben, der ſich für ihr Klima und für ihre Nahrungsmittel recht wohl ſchickt. Ihre Geſtalt iſt groß und ſtark, und was wir ungeſtaltet nennen, iſt bloß ein anderer Bau ihres Geſichtes. Sie haben große Augen, eine platte Naſe, dicke Lippen, kurzes und wolliges Haar, große breite Füſſe; ſind aber ſehr ſelten bucklicht, oder ſonſt durch Erziehung vernächläßiget; und ſind dabey im Laufen ſo geübt und leicht, daß ein wohlberittener Reuter ſchwerlich einem Hottentotten im Laufe gleich kommen kann. Ihr Geſicht, ſo wie ihre ganze Haut, hat

eine gelbbraune Farbe, welche der Farbe ſolcher Europäer, welche die Gelbſucht im hohen Grade haben, gleich kömmt; doch ohne daß ſie in dem Weißen des Auges nur im mindeſten bemerkt wird. Die Lippen ſind bey ihnen doch nicht ſo groß als bey ihren Nachbarn, den Negern, Kaffern und Mozambikern. Der Mund iſt übrigens mittelmäßig und faſt durchgängig mit den ſchönſten Zähnen beſetzt. Ihre ganze übrige Geſichtsbildung, ihre Mienen, Geberden und Bewegungen zuſammengenommen, verrathen Geſundheit und Zufriedenheit, wenigſtens ein gewiſſes ſorgenfreyes Weſen, das jedoch allerdings Munterkeit und raſche Thätigkeit, Eigenſchaften, welche die Hottentotten bey vorkommenden Gelegenheiten wirklich blicken laſſen, zu erkennen geben.

Wenig Völker ſind von den Schriftſtellern ſo verſchiedentlich, als die Hottentotten, abgeſchildert worden; man hat ihnen entweder einen ganz andern Körper, mit ganz andern Gliedern, als die unſrigen, angedichtet, oder man hat an ihnen ſo viel Abſcheuliches zu entdecken geglaubt, was eigentlich nichts als angenommene Sitte, oder wohl gar für ſie eine Nothwendigkeit iſt. Das Schminken, wenn man es ſo nennen will, beſteht bey ihnen darin, daß ſie, mit einer Art von Wolluſt, ſich den ganzen Körper mit Fett beſchmieren, und darauf etwas Ruß einreiben. Dieß waſchen ſie nie ab; auch hat man nicht geſehen, daß ſie, um ihre Haut zu reinigen, etwas anders thun, als daß ſie z. B. wenn beym Schmieren des Wagens Theer oder Pech ſich an den Händen feſtſetzte, ſolches mit Kuhmüſt ohne Mühe abrieben, und oben drein noch wohl mit dieſen Reiben, den ganzen Arm hinauf, bis an den Ellenbogen fortfuhren. Da alſo Staub und anderer Schmutz an der mit Ruß vermiſchten Schmiere, und ſogar an ihrem Schweiße,

beſtändig feſtkleben muß, wenn gleich vieles durch Arbeit, oder ſonſt wieder abgehet; ſo wird doch dadurch ihre natürliche Farbe ganz unbekannt, und verwandelt ſich aus einem glänzenen Nußbraun in ein ſchmutziges, dunkeles Braungelb. Demohngeachtet laſſen ſich einige zärtliche Bauerfrauen, ihre hottentottiſchen Mägde zuvor rein ſcheuren, damit ſie nicht zu unſauber ſeyn möchten, ihre Kinder zu warten, oder andere Reinlichkeit betreffende Geſchäfte zu verrichten. Inzwiſchen behaupten die Koloniſten, daß dergleichen Waſchen das Anſehen der Hottentotten nicht im geringſten beſſere; ſie halten dafür, die gelbbraune Farbe ſey wohl ſo leidlich als die hellgelbe; denn ein eingeſchmierter Hottentotte ſehe nicht ſo nackt und dabey völliger aus, aber ein ungeſchmierter Hottentotte ſchien, wie ungeputzte Schuhe, einen Mangel an Putz, oder eine Nachläßigkeit zu verrathen. Außerdem daß der Hottentotte bey dem Einſchmieren der Haut ſich gütlich zu thun ſucht, ſo iſt er auch zuweilen auf Wohlgeruch bedacht, ſeinen Körper und Kopf, vermittelſt eines von Kräutern bereiteten Pulvers, über und über zu bepudern, oder daſſelbe in die Salbe einzureiben, allein auch dieſer Geruch iſt für uns ſehr ſtinkend und gewürzartig. Hat er ſich nun auf ſolche Weiſe mit Fett, Ruß und Pulver eingeſchmiert, ſo iſt er gehörig gegen mancherley nachtheilige Wirkungen der Luft verwahret, und kann ſich gewiſſermaßen als geputzt anſehen. Dieß iſt auch faſt ihr einziger Schmuck, denn ſo wohl Männer als Weiber gehen faſt nackend, indem die geringe Bedeckung ihres Unterleibes kaum den Namen einer Kleidung verdienet.

Die Kleidung der Hottentotten beſtehet in einem Pelz oder kleinen Mantel vom Schaffell, den ſie Kroſſen nennen, deſſen rauche Seite einwärts gekehrt iſt, und den ſie vorn auf der Bruſt zuſammenknüpfen. Iſt

es nicht kalt, ſo hängt er nachläßig über die Schultern und reicht bis auf die Waden, läßt aber den ganzen Vorderleib unbedeckt. Mehrentheils dient er ihnen bloß zum Nachtlager, denn der Hottentotte wechſelt wenig damit ab, und kann ſeiner oft ganz entbehren. Derjenige, den die Weiber tragen, hat bloß am Halſe einen Kragen, deſſen rauhe Seite einwärts gekehrt iſt, und in dieſem tragen ſie ihre kleinen Kinder, denen ſie, wie ehedem die Irrländer im vorigen Jahrhundert, bisweilen über die Schultern die Bruſt reichen. Auf dem Kopfe haben ſie ſelten eine Bedeckung, es ſey denn eine eingeſchmierte lederne Mütze, oder, die den Koloniſten nahe ſind, einen runden Hut; und iſt es eine Mütze ihrer Art, ſo hat ſie eine kegelförmige Geſtalt. Die Ohren pflegen ſie nicht zu zieren, die Naſe auch nicht, wie andre Wilden, um der Pracht willen aber iſt die Naſe indeſſen bey einigen mit einem von Ruß gemachten dunkeln Rande, oder ſeltener, mit einem Flecken von Röthel bezeichnet, oder eben ſo ein Theil des Geſichtes und der Kinnladen. Der Hals iſt bey den Männern nicht geziert, wohl aber bey den Weibern. Um den Hals der erſtern hängt ein beſchmutzter Beutel, der ihr Meſſer, (und wenn ſie reich ſind) ihre Pfeife, ihren Taback, nebſt einem kleinen ſchwarzgebrannten Stäbchen, als ein Verwahrungsmittel gegen die Zauberey, enthält. Die Weiber hingegen putzen ſich mit einer Schnur Schneckenhäuſer, die ohngefähr die Größe einer Bohne haben, und zuweilen ſehr bunt von Farben ſind. Den Unterleib putzen ſie am meiſten, und zwar mit europäiſchen Glaskorallen, welche in ihren Augen ſehr viel Werth haben. So auch tragen beyde Geſchlechter Ringe am Arm und Beinen. Die meiſten dieſer Ringe werden aus dickem Leder gemacht und gewöhnlich rund ausgeſchnitten. Dieſe Ringe hat die Meinung veranlaßt, als wenn die Hottentotten Därmer von Schafen und andern Thie-

ren um die Füße trugen; allein ſie beſtehen bey den jungen Mädchen bis ins zwölfte Jahr aus Binſen, und, wenn ſie älter werden, aus Lederriemen, auch aus Eiſen und Kupfer, welches für ſehr vornehm gehalten wird. Manche haben über hundert dergleichen Ringe am Arm und Füſſen, und dienen ihnen, da ſie dieſelben nie ablegen, theils zur Zierrath, theils die Füße zu verwahren, das ſie im Felde von Dornen und Hecken zerriſſen werden. Auch ihre Schuhe beſtehen aus Leder, werden aber von wenigen getragen, und ſind von der Art, wie bey den Finnen, Eſthländern uud Liefländern, daß Leder iſt roh, die Haarſeite wird auswärts gekehret und, vermittelſt einiger Riemen, feſt an den Fuß gebunden. Uebrigens behalten die Hottentotten, welche in der Holländer Dienſten ſtehen, die Kleidung ihres Landes nur in ſofern, als man ihnen keine andere giebt. Ihnen iſt es lieber, wenn ſie auch nur Lappen von Leinwand, anſtatt ihres Schaffelles, anziehen können, und kann eine Frau ein Tuch bekommen, das ſie nach Art der Sklavinnen um den Kopf bindet, ſo iſt ſie ſtolz auf dieſe Zierrath. Sie ſuchen ihre Reize eben ſo gut zu erhöhen, als in andern Ländern, ob ſie gleich etwas eignes darin haben. Sie machen z. B. ihr Geſicht, die Bruſt und alle bloße Theile des Leibes mit dem Fette eines Schöpsſchwanzes glänzend, und eine Hottentotten glaubt alsdann, alle Geheimniſſe in der Kunſt zu gefallen erſchöpft zu haben.

Dieſe Völker wohnen in Hütten, welche wegen ihrer eyförmigen und niedrigen Geſtalt mehr den Backöfen als Häuſern gleichen, und eben ſo, wie ihre Kleidung, Beweiſe der Einfalt, aber auch eben ſo ſehr der genauen Uebereinſtimmung mit der Lebensart der herumziehenden Hirten ſind; denn grade dieſe Lebensart trifft man bey allen dieſen Völkern an. Ihre

Bedürf-

Bedürfniſſe ſind hinreichend, ihre Wünſche zu befriedigen, und dieſe Neigung zur Einförmigkeit ſcheint Urſache zu ſeyn, daß in einem Dorfe alle Hütten auf einerley Art gebauet ſind. Einige ſind zirkelrund, andere länglicht, faſt wie ein Gewölbe oder Bienenkorb. In der Mitte kann ſelten eine große Perſon aufrecht ſtehen, auch iſt die Thüre viel niedriger, und man muß bloß hineinkriechen und darin liegen. In der Mitte iſt der Feuerheerd, oder die Küche, um welchen ſie ſich ſämmtlich herlagern. Die niedrige Thüre iſt zugleich auch das Fenſter, die Hütte zu erhellen, und dabey der einzige Ausgang des Rauches. Jedoch kann ihn der, gegen den Rauch von Kindheit an abgehärtete, Hottentotte ohne daß er ſeinen Augen ſchadet, vertragen und recht gut umher ſehen, wenn er auf der mit Staubbedeckten Erde, dem Fußboden ſeiner Hütte, wie ein Igel zuſammengekrochen, und auf ſeinem Schafpelze liegt, oder dann und wann aufſtehen muß, das Feuer zu unterhalten, oder ſeine Pfeife anzuzünden, oder auch zu Zeiten das Stück Fleiſch, welches er auf den glühenden Kohlen für ſich zubereitet, umzuwenden. Die Materialien zu dieſen Wohnungen ſind ſehr leicht zu bekommen. Dünne Sproſſen oder Stäbe machen die Sparren einer ſolchen gewölbten niedrigen Hütte aus; ſie haben eine ihrer Beſtimmung gemäße Beugung, beſtehen entweder aus einem Stück, oder werden zuſammen gebunden und entweder auf einander, oder kreuzweiſe aufgeſteckt, hernach mit andern Ruthen feſtgebunden und befeſtiget. Ueber dieſe Sparren werden große Matten, ſo gut als möglich, gelegt, und dieſe machen eine vollkommene Bedeckung aus. Die zur Thür gelaſſene Oeffnung wird, im erforderlicheu Fall, mit einem dazu eingerichteten Fell, oder einem Stück von einer Matte, das davor gehängt wird, verſchloſſen. Dergleichen Matten verfertigen ſie von einer Art Rohr oder Schilf,

ſo

ſo daß die Halme neben einander gelegt, und auf Sehnen oder Darmſchnüren gereihet werden. Wenn der Hottentotte ſeine Wohnung abgebrochen hat, und anders wohin verſetzen will, erleichtert er ſich die Mühe dadurch, daß er Matten, Pelz und Sproſſen auf ſeine Kuh packt, welches einen ſeltenen Anblick giebt. In dieſen großen und kleinen Hütten hält ſich nur eine Familie auf einmal auf, die aus zehn oft aus mehreren Alten und Jungen beſtehet. Die Ordnung der Hütten iſt in einem Dorfe oder Kraale gemeiniglich ſo, daß ſie in einem Kreiße beyſammen ſtehen, nach welchem die Thüren ſämmtlich einwärts gekehrt ſind. Hierdurch wird ein eingeſchloſſener Platz gebildet, wo ſie des Nachts ihr Vieh verſammlen.

Bey Veränderung ihrer Wohnplätze, oder bey jedem merkwürdigen Vorfall ihres Lebens und ihres Glückes, ſtellen ſie Opfer und Feſte an, manche geſchehen nur einzelne Familien an, andere geſchehen öffentlich. Dieſe Feyerlichkeiten, und überhaupt alle Ceremonien und Gebräuche auszudrücken, haben ſie ein holländiſches Wort angenommen, **Andersmaken**, d. h. andersmachen oder zu ändern. Um die öffentlichen Feſte deſto beſſer verrichten zu können, bauen ſie in der Mitte des freyen Platzes ihrer Dörfer eine Hütte auf, in welcher alle Männer Platz haben: das Bauzeug dazu muß alles neu ſeyn, und die Weiber ſchmücken alsdann dieſe Hütte mit grünen Aeſten und Blumen. Hierauf tödten ſie den größten Ochſen, von dem ein Theil gekocht, das andere gebraten wird; dieſes verzehren die Männer in der Hütte, und die Weiber bekommen die Brühe; Tanz und Muſik endiget alsdann dieſe Feyerlichkeit. Ihre Tänze geſchehen meiſtens im Mondenſchein und unter freyem Himmel, es laſſen ſich aber die Ausdrücke und Stellungen in ihren Tänzen weder erklären noch beſchreiben.

ben. Zuweilen haben ſie eine Art Trommel; d. h. ein Fell über einen Topf geſpannt, dabey, worauf eine Frau mit dem Finger trommelt. Sie ahmen, ſo viel man glaubt, die Sprünge gewiſſer Thiere nach, als z. B. der Baviane, welcher Tanz auch den Namen davon führet; ein anderer heißt, der Bienentanz, weil ſie das Schwärmen der Bienen darin nachahmen und jeder Tänzer eine Art ſummenden Geſang dabey unterhält. Dieſe Art der Vergnügung, nebſt der Jagd, ſind auch die einzigen, die dieſen Namen verdienen, die übrigen ſind bloß Ceremonien, deren Urſprung ſie oft ſelbſt nicht anzugeben wiſſen, oder auf unnatürliche Empfindungen hinauslaufen. Sie haben zwar gewiſſe Spiele unter ſich, aber man kann nicht eigentlich ſagen, was ſie ſind. Der Feuerheerd der Hottentotten iſt ihr liebſter Plaz in der Hütte, iſt auch hier der Ort, den ſie zu ihren ſogenannten Spielen einnehmen, und der Aſchenhaufen vertritt die Stelle des Spieltiſches, indem ſie in ihrem Eifer beym Spiel nicht ſelten mit der Hand hineinſchlagen, daß die Aſche umherfliegt. Ihre Spiele beſtehen in einer unaufhörlichen Bewegung der Armen, theils nach oben und unten, theils kreuzweiſe, ohne daß ſich dieſe berühren. Jeder nimmt zu gewiſſen Zeiten einen kleinen Pflock zwiſchen den Daumen und zwiſchen den Zeigefinger, wobey ſie in ein lautes Gelächter ausbrechen, und, wie man glaubt, ſo abwechſelnd gewinnen, oder verlieren.

Nur die Jagd iſt eine ihrer Hauptbeluſtigungen, in der ſie erſtaunliche Geſchicklichkeit, ſo wohl im Gebrauch der Waffen, als im ſchnellen Laufen, zeigen. Wenn der Hottentotte in Geſellſchaft von zwey oder dreyen jagen geht, ſo thut er es bloß um Wildpret für ſeine Familie zu fangen; allein das heißt alsdann eine große Jagd, wenn alle Männer eines Fleckens zuſammen kommen, und

aus-

ausgehen, ein wildes Thier, das ihre Heerden beunruhiget, zu erlegen. Iſt es ein Elephant, Nashorn, Elenn, oder wilder Eſel, ſo umringen ſie es, und greifen es mit ihren Wurfſpießen an, und in dieſer Geſchicklichkeit haben ſie es ſo weit gebracht, daß es ihnen wohl ſchwerlich jemand in Europa nachthun würde. Sie treffen gewiß allemal den Fleck und keinen andern, ſey er auch noch ſo klein, oder das Ziel nur nicht gar zu weit, ſo wohl durch Werfen eines Steines oder durch Bogen und Pfeile. Dieſe Geſchicklichkeit im Erlegen, und die Umſtände, ſo mit dieſen Gefahren faſt allemal verbunden ſind, hat auch, wie man ſagt, die Veranlaſſung zu einer Art von Orden, oder vielmehr zu einer feyerlichen Ceremonie Anlaß gegeben, wo den kühnſten Jäger theils Lobeserhebungen geſagt, theils ſeine That ehrenvoll gemacht wird. So ſchmutzig ſie für uns iſt, und ſo ekelhaft ſie für die Perſon des Hottentotten ſelbſt ſeyn ſollte, ſo wenig fühlen ſie dieſe Unreinlichkeit, die in allen ihren Theilen dieſelbe iſt, die wir, um ſie nicht zweymal zu wiederholen, auch weiter unten, bey der Art ihrer Heurathsceremonien, wieder finden werden. Nächſt der Geſchicklichkeit zu jagen, beſitzen ſie auch noch andere, als Fiſchen, und Schwimmen: denn alle ihre Beſchäftigungen ſind durch keine Verträge eingeſchränkt, ſondern ſind die einzigen Verrichtungen, ihren Unterhalt zu erhalten, oder ſich zu beluſtigen.

Aus gleichen Urſachen werden ihre **Heurathen** ohne allem Zwang, bloß nach natürlichen Gefühlen, unternommen. Unedle Abſichten, die bey uns die meiſten Ehen vergiften, ſind ihnen ganz unbekannt. Ihre Mitgaben ſind äußerſt geringe, ihre künftigen Verhältniſſe werden um keinen Grad beſſer, und ihre Verbindungen können ihnen alſo nicht im geringſten den Weg zu irgend einem Wunſche bahnen.

Bloß

Bloß natürliche Zuneigung, iſt die Triebfeder beyder Geſchlechter, ehrwürdig durch die Einwilligung der Eltern, und heilig durch die Ceremonie, deren wir oben gedacht haben. Am Tage der Heurath begleiten die Verwandten beyderley Geſchlechtes das neue Ehepaar, treiben einen Ochſen vor ſich her, und führen ihn nach der Wohnung der Braut. Wenn der Ochſe geſchlachtet iſt, beſchmieren ſie ſich über und über mit Fett, und pudern ſich alsdann über dem ganzen Leib mit Buckhu; die Weiber aber bemalen ſich die Wangen, Stirn und Kinn mit Röthel. Alsdenn fängt die Trauungsceremonie an, und die Weiber ſowohl als die Männer hucken auf einen Kreis zuſammen, in deſſen Mitte die einen die Braut, die andern den Bräutigam einſchließen. Der die Ceremonie der Zuſammengebung verrichtet, (denn Prieſter haben ſie nicht,) geht alsdann in den Kreis der Männer und piſſet auf den Bräutigam, hernach auf die Braut, und endlich auf jedem im Kreiſe, wobey er allerhand Glückwünſche ſaget. Alsdann wird eine Mahlzeit von den Ochſen zugerichtet, und Männer und Weiber in beſondere Kreiſe geſtellt. Der Bräutigam ſitzt bey den Weibern, ißt aber nicht von ihrer, ſondern von der Männer Speiſe. Die Gerichte werden in Töpfen aufgetragen, und wer Meſſer hat, bedient ſich ihrer, die andern zerreiſſen die Speiſe mit den Fingern; anſtatt der Teller nehmen ſie den Zipfel ihres Pelzes; ihre Löffel ſind Perlenmuſcheln, ihr Getränke iſt Waſſer und Milch, ſtarke Getränke aber, werden bey ſolchen Feſten niemals genoſſen. Nach dem Eſſen raucht jedes Taback, und ſo bringen ſie den größten Theil der Nacht zu. Dieſes Feſt wird etliche Tage hinter einander gefeyert, bis ihre Lebensmittel verzehrt ſind; und ſo groſſe Liebhaber ſie von Muſik und Tanz ſind, ſo iſt es doch ſeltſam, daß ſie bey dieſen Feſten keines von beyden lieben. Das Heurathsgut des Bräutigams be-

ſteht

ſteht ſelten in mehr als ein Paar Kühen und eben ſo viel Schafen; ſo auch die Braut; und weil ſie nie auf dergleichen Geſchenke ſehen, ſo geſchieht es, daß die Tochter des Aermſten das Oberhaupt eines Kraals heurathet. Der Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft; und obgleich die Vielweiberey erlaubt iſt, ſo haben doch die Reichſten ſelten mehr, als drey Weiber. Ein beſonderer Gebrauch iſt es, daß eine Wittwe, die wieder heurathet, ſich ein Glied vom Finger für jeden Ehemann abſchneidet, und von dem kleinen Finger anfängt; wahrſcheinlich ſoll dieſer Gebrauch die zwoten Ehen verhindern, als daß es, wie man ſagt, ein Opfer für ihren neuen Mann ſeyn ſollte. Der ganze Kraal rückt fort, ſobald ein Kind männlichen Geſchlechtes gebohren wird; und ſind es gar Zwillinge, ſo geſchehen von den Eltern die größten Freudensbezeugungen; ſind es aber zwey Mädchen, ſo wird das, was am wenigſten ſchön gebildet iſt, hingerichtet, oder wohl gar lebendig begraben. Wenn das Kind gebohren iſt, ſo wird es mit friſchem Kuhmiſt über und über gerieben; wenn er trocken iſt, wird es wieder abgewaſchen und mit Saft aus den Stengeln der Hottentottenfeige beſchmiert. Iſt auch dieſes vertrocknet, ſo wird es mit anderm Fett beſchmiert und mit Bukhu gepudert. Alsdann erhält es ſeinen Namen, und zwar nach dem Namen der Mutter, oder nach dem Thiere, das ſie am meiſten liebet. Bey der Geburt des erſten Kindes ſind die Freudensbezeugungen am größten, und der älteſte Sohn hat auf gewiſſe Weiſe eine uneingeſchränkte Gewalt über ſeine Geſchwiſter. Gleich nach der Geburt, giebt ihnen die Mutter die Form des Geſichtes, das heißt, ſie drückt ihm die Scheidewand der Naſe ein, weil ſie ein uneingedrücktes Geſicht für einen großen Uebelſtand anſehen. Auch erhalten die Jünglinge ihre erſte Erziehung bloß von der Mutter, und folgen ihr bey allen Gelegenheiten

heiten bis in das achtzehnte Jahr, wo ihnen alsdann erſt erlaubt wird, nach der bekannten Ceremonie, in die Geſellſchaft der Männer zu kommen. Die Beſorgung des Hausweſens iſt gleichfalls den Weibern überlaſſen, und ihre täglichen Verrichtungen beſtehen in folgenden. Des Morgens geht die Frau in Begleitung ihrer Kinder aus dem Dorfe, die kleinern trägt ſie auf dem Rücken, und durchſtreicht die Hölzer, oder ſucht am Ufer des Fluſſes Küchengewächſe, Wurzeln, oder Obſt zuſammen. Dann kehrt ſie zu Hauſe, und macht vermittelſt eines Stockes, worin ein Loch iſt, und wo ſie dürres Gras hinein legt, Feuer. In dieſem Loche dreht ſie ein Stück Holz mit beyden Händen ſo geſchwind herum, daß ſich das Gras im Augenblick entzündet. Dann wird die Speiſe zubereitet, und wenn ſie fertig iſt, verſammelt ſie ihre Familie und weckt ihren Mann, der indeſſen in der Hütte, oder ſonſt wo ſchlafen liegt. Unter die Laſter, die man bey den Hottentotten anzutreffen vorgiebt, gehören vorzüglich, die Verachtung ihrer Mutter, ſobald ſie nicht mehr unter ihrer Aufſicht ſtehen, ingleichen, das Verſtoſſen der Alten und Schwachen, die ſich nicht mehr ſelbſt ernähren können, und endlich das Lebendigbegraben der Kinder, wenn die Mutter bey der Geburt ſtirbt, oder die Zwillinge zwey Mädchen ſind; doch iſt es nicht ausgemacht, ob dieſe Beſchuldigungen das ganze Volk angehen, und vielleicht hat man, da der Fall nur ſehr ſelten vorkommt, von einzelnen auf alle geſchloſſen, oder es haben auch wohl andere Urſachen mit gewirkt, die den Beobachtern fremd waren, weil man in ihren übrigen Sitten und Charakter zwar alle Spuren der rohen Natur, aber doch nicht Spuren von Unmenſchlichkeit findet.

Glaubwürdige Zeugen ſagen, ſie haben unter dieſen Völkern, die wir mit ſo viel Verachtung anſehen, eine allgemeine gute Denkart, in Betrachtung der

Gaſtfreyheit, des Mitleidens gegen Unglückliche, des Beyſtandes bey Krankheiten, und eine unabläßige Beobachtung aller Grundregeln des natürlichen Rechtes gefunden. Sie ſagen ferner, dieſe in ihrer Einfalt und Unwiſſenheit ehrwürdigen Leute ſind nicht anders geneigt, den Europäern übel zu begegnen, als wenn dieſe Anſtalten machen, ſie ihres Eigenthums zu berauben, ein Umſtand, der in der Gegend vom Kap ſehr oft vorfällt. Natürlicher Weiſe weichen ſie zwar der Gewalt, allein ihre Rache hat dann auch keine Gränzen, wenn ſie ihre Feinde im einzeln und ohne Waffen bekommen können. Die Völker im Innern von Afrika, wo ſie ihrer Beſitzungen wegen nichts zu befürchten haben, bleiben unverändert bey der Regel des natürlichen Rechts, das gegen andere zu thun, was man von ihnen gethan haben will. Es iſt freylich auch eben ſo gewiß, daß ſie alle Eigenſchaften der andern unkultivirten Völker an ſich haben, als z. B. ſie ſind dem Trunke ſehr ergeben, und trinken ſo lange, bis ſie ihre Sinne dabey verlieren. Männer und Weiber treiben es in der Unmäßigkeit des Trinkens und Tabackrauchens in gleichem Grade aufs höchſte, und in dem Taumel der Betrunkenheit treiben ſie alle Thorheiten aufs äußerſte. Dieſem ähnliche und andere Fehler ſind eine natürliche Folge ihrer Erziehung und dem Lichte ihrer Erkenntniſſe angemeſſen, ſo wie die uns verhaßte Unreinlichkeit ihnen eine Nothwendigkeit worden iſt. Dem Laſter des Trunkes kann ein andres beygeſellt werden, und zwar Faulheit, die ihren Leib und Seele beherrſcht. Selbſt das Nachdenken macht ihnen ſchon zu viel Mühe, und die Arbeit iſt ihre größte Plage. Ob ſie ſchon die Vortheile und Ergötzungen, die aus der Arbeit entſtehen, beſtändig vor Augen haben, ſo kann ſie doch nichts, als die äuſſerſte Noth zum Arbeiten bringen. Dieſe Liebe zur Nachläßigkeit und Freyheit iſt ihr höchſtes Gut, und

Zwang

Zwang iſt ihr Tod. Treibt ſie ja die Noth zur Arbeit, ſo bezeigen ſie dabey alle Merkmale der Treue und des Gehorſams; haben ſie aber wieder ſo viel, als ſie bedürfen, dann ſind ſie für alle fernere Vorſchläge taub. Wenn man alſo die Tugenden und Laſter dieſes Volks auf unpartheyiſche Waagſchalen legt, ſo iſt es wohl ſchwer zu ſagen, wohin der Ausſchlag fallen ſoll; und was will man dazu ſagen, wenn ſich viele deshalb nicht zum Chriſtenthume wenden mochten, weil ſie, wie ſie ſagten, an den Bekennern deſſelben ſo oft Neid, Geiß, Ungerechtigkeit und Wolluſte ſahen. Ob ſie ſchon von dieſem letzten Vorwurfe ebenfalls nicht ganz frey zu ſprechen ſind, ſo iſt er doch nur ein Vorwurf für Wenige, und wirklich leben die Meiſten bey ihren einfachen Speiſen ſehr mäßig, und erreichen ein ſehr hohes Alter. Viele Arten der Krankheiten ſind unter ihnen ſehr wenig bekannt, und die meiſten entſtehen nur daher, wenn ſie zu viel Umgang mit Europäern haben, und fremde Getränke trinken. Es iſt unglaublich, wie groß die Kenntniß ihrer Kräuter und der Nutzen derſelben iſt, ja ſie verrichten, ohne künſtliche Inſtrumente nöthig zu haben, Kuren, die ihnen niemand nachthun würde. Ein Stückgen Horn, ein Meſſer, ein ſcharfes Vogelbein und dergl., ſind ihre einzigen chirurgiſchen Inſtrumente, deren ſie ſich mit einer klugen Art zu bedienen wiſſen.

So wie ſie, in Abſicht der Behandlung ihrer Alten und Schwachen, als fühllos erſcheinen, ſo theilnehmend ſind ſie im Gegentheil, wenn jemand aus ihrer Familie krank wird, oder ſtirbt. Sie wenden alle, ihnen nur mögliche Mittel zu ſeiner Geneſung an; iſt er aber alsdann todt, ſo erheben ſie ein Geſchrey und Klagen, daß man es ſehr weit hören kann. Bald nach dem Abſterben, oft in etlichen Stunden wird er

begraben, vorher in ſeinen Pelz zuſammen gerollt, und dann in die Höhle eines Thieres, oder im andern Fall in die Erde vergraben. Die Geſellſchaft, welche den Verſtorbenen begleitet, kehrt alsdann zu ſeiner verlaſſenen Hütte zurück, Männer und Weiber kauern in beſondere Kreiſe nieder, und man giebt das Zeichen zum Stillſchweigen, wo denn zwey alte Männer, die des Verſtorbenen Freunde oder Verwandte ſind, im Kreiſe herum gehen, und die gewöhnliche Ceremonie der Befeuchtung verrichten; je nach dem der Verſtorbene ein Reicher geweſen iſt, nachdem wird dieſes Feſt viele Tage lang wiederholet. Wieviel ſich übrigens religiöſe Empfindungen bey ihnen finden, da ſie wenig oder gar keinen Begriff von einem künftigen Zuſtand zu haben ſcheinen, läßt ſich keines Weges feſt ſetzen; wahrſcheinlich kehren ſie mit demſelben ſorgloſen Gefühl, das ſie auf dieſe Erde brachten, auch wieder eben ſo ſorglos in die Erde zurück, ohne den mindeſten Begriff von einer Fortdauer zu ahnden.

Es ſcheint überhaupt, nach den meiſten Berichten derer, welche dieſe Völker genau beobachtet haben, ausgemacht zu ſeyn, daß ſie gar keine Begriffe von Gott, oder einem göttlichen Weſen haben, noch glauben, alſo auch keine Art vom Dienſte dieſes Gottes kennen. So viel iſt gewiß, daß bey ihnen keine Spur äußerlicher Ehrenbezeugungen zu finden iſt, weder Gebete, noch Opfer, noch Zuſammenkünfte, noch Prieſter, oder irgend etwas, was Beziehung auf göttliche Verehrung hatte. Dennoch haben auch wieder einige gefunden, daß ſie ſich vor einigen Schaden bringenden Mächten fürchteten, von welchen ſie glaubten, ſie hätten ein Verſtändniß mit den Zauberern, und ſchreiben ihnen alles Unglück, ſo ihnen begegnet, zu. Wahrſcheinlich iſt ihre beyſpielloſe Faulheit die Urſache, daß die mündlichen Nachrichten ihrer Voraltern-

ver

vergeſſen worden ſind, daß alſo auch die wenigen Kenntniſſe von Gott und dem Dienſte deſſelben mit in Vergeſſenheit gerathen, und die Verehrung ihnen ſchon zu viel Mühe gemacht habe. Einige behaupten zwar, ſie beteten den Mond an, weil ſie zu gewiſſen Zeiten im Mondſcheine Tänze halten; allein es iſt falſch, und ſie thun dieſes ebenfalls bey ſolchen Feyerlichkeiten, die bloß ihre Familie angehen. Sie haben entweder ſchwache Begriffe von Gott, die ſie ſich ſelbſt nicht entziffern können, und, dieſe zu erweitern, zu träge ſind, weil ſie ſich allemal da ſehr geheimnißvoll betragen, wenn ſie um ihre Religion befragt werden; oder ſie ſind vorſätzlich dahin bedacht, die chriſtliche Religion nicht aufkommen zu laſſen, und lieber gar keine Begriffe von Gott verrathen wollen, als gegen ſolche zu vertauſchen, von denen ſie ſich nichts Gutes für ihre Freyheit verſprechen. Gewiß kann man weder das eine noch das andre ſagen, man ſieht nur, daß ſie das Andenken derjenigen Männer, welche durch Tugend und gute Handlungen Ruhm erworben haben, verehren, ihnen zwar keine Tempel, Altäre oder Bildſäulen errichten, wohl aber ihrem Andenken den und jenen Wald, Berg, Fluß, und ſo weiter, widmen, denen ſich keine Hottentotte nahen, oder bey ihm vorübergehen wird, ohne mit Ehrfurcht ſtehen zu bleiben, und ſeine Hochachtung durch ein tiefes Stillſchweigen, durch Tanz oder Händeklatſchen auszudrücken. Prieſter haben ſie, wie ſchon geſagt, nicht, es ſind nichts als Ceremonienmeiſter, welche auch den Namen Suri, d. i. Meiſter, führen. Sie werden zwar gewählt, aber ihre Verrichtung beſteht in nichts, als in der Veranſtaltung der Opfer, Heurathen und Begräbniſſe zu beſorgen; deßhalb wird er als der vierte, oder letzte Beamte im Kraal angeſehen, hat aber weiter keine Einkünfte dafür, als daß er jedem Feſte

beywohnt, und was man ihm aus freyen Willen ſchenket.

Regierungsform.

Es ſind dahero dieſe Völker nicht ganz ohne Regierungsform, und haben ebenfalls, ihrer Art nach, ihre Juſtiz-Einrichtung. Sie wählen ſich ein Oberhaupt, der ſie im Kriege anführt, in ihren Verſammlungen den Vorſitz hat, und ehedem beſſere Kleider trugen, jetzt aber weiter nichts Auszeichendes an ſich haben, als eine Krone von Metall, welche ihnen die Holländer geſchenkt haben, und die ſie aus Dankbarkeit oder aus Eitelkeit aufſetzen. Obſchon die Ausſprüche dieſes Oberhauptes allein gültig ſind, ſo geht ſeine Gewalt doch nicht weiter, als die Gränzen ſeines Kraals, das er bewohnt, darf auch nichts auf die geringſten Abgaben Rechnung machen, ſondern hat bloß nur allein die Ehre. Seine Einſetzung geſchieht ebenfalls mit Ceremonienund Feyerlichkeiten. Bey ſeinem Antritt muß er verſprechen, nichts wider die Vorrechte der Hauptleute des Kraals zu thun, noch die Freyheiten des Volkes zu ſchwächen. Alsdann ſchlachtet man einen Ochſen und etliche Schafe; den erſten Tag warten die Weiber bey der Mahlzeit auf, und bekommen nur die Brühe vom Fleiſche, den andern Tag ſpeiſen die Weiber das Fleiſch, und die Männer warten auf bey derſelben Erwiederung. Nächſt dieſem Oberhaupte iſt in jedem Dorfe auch ein Hauptmann, welcher bey öffentlichen Zuſammenkünften neben dem Oberſten ſtehet, und das Amt hat, Ordnung zu unterhalten, und die Gerechtigkeit zu handhaben. Seine Würde iſt erblich, ſeine Einſetzung ebenfalls mit Ceremonien begleitet, und auch er muß vorher verſprechen, nichts abzuändern, was in den alten Gebräuchen des Kraals befindlich iſt. Seine Verrichtung iſt, er führt im Kriege die Leute aus ſeinem Flecken an, mit Beyſtande der Männer aus ſeinem

Kraal

Kraal hört und entſcheidet er alle Streitigkeiten über Recht und Eigenthum, beſtraft Mord, Diebſtahl, Ehebruch u. dergl. und dieſe Ausſprüche werden allemal erſt durch die Mehrheit der Stimmen zum Geſetze. Der Hauptmann hat ebenfalls nichts als die Ehre zur Belohnung, und zum Unterſcheidungszeichen einen Stock, mit einem metallenen Knopfe, nebſt einem Mantel von Tiegerfellen. Bey einem peinlichen Proceſſe ſind es die Richter ſelbſt, welche das Urtheil vollziehen. Der Hauptmann bringt ihn den erſten tödtlichen Schlag bey, und alsdann eilt ein jeder, ihn zu tödten. Ihre Klagen und Verantwortungen werden alle mündlich und perſönlich dargelegt; hier hat weder Verſäumniß, noch Beſtechung, noch das Anſehen der Perſon ſtatt, ſondern der Aermſte hat, wie der Reichſte, dieſelbe Gerechtigkeit zu erwarten. Eben ſo, wenn zwiſchen zween Dörfern, von einerley Nation, ein Streit entſteht, ſo wird er dem Nationalgerichte vorgelegt, das ſeine Entſcheidung ſo ſtandhaft, und mit ſo vielem Muthe ausſpricht, als irgend ein europäiſcher Staat zu thun vermag. Unter den Verträgen, die ſie unter ſich ſelbſt feſt geſetzt haben, hat unter andern der älteſte Sohn das ausſchließende Recht der Herrſchaft über ſeine Geſchwiſter, und auf das Vermögen des Vaters. Hingegen ſind die Weiber gänzlich davon ausgeſchloſſen, und ſelbſt ein Vermächtniß des Vaters kann nicht anders, als durch die Einwilligung des älteſten Sohnes, gültig ſeyn. Doch kann der älteſte Sohn auch den jüngern ſeine Freyheit geben.

So einträchtig die Einwohner eines Dorfes beyſammen wohnen, ſo geſchieht es doch zuweilen, daß ſie mit ihren Nachbarn in Kriege verwickelt werden. Freylich kann man dieſe Kriege weder mit den Kriegen europäiſcher Völker vergleichen, noch dieſelbe Art

der Gefechte erwarten, da ſie weder Mittel in den Händen haben, Kriege zu unterhalten, noch Kriege zu führen. Die Urſachen zu dieſen Kriegen ſind oft nicht mehr als ein weggekommenes oder geſtohlnes Thier, oder, daß ein Theil zu nahe an den Gränzen des andern, auch wohl auf dem Gebiete des andern, ſein Vieh hat weiden laſſen. In ſolchen Fällen verſammlet ſich der ganze Kraal; iſt es aber eine Beſchimpfung für die Nation, dann geht es die ganze Völkerſchaft an, und man berathſchlagt, ob man zu den Waffen greifen, oder Verträge machen wolle. Kömmt es zum Kriege, ſo ſtreiten ſie zwar nicht nach Ordnung und Regeln, aber doch ſo lange ihre Kräfte aushalten, und ſo lange ſie nicht der Uebermacht weichen müſſen. Die Waffen dieſer Völker ſind einerley, als z. B. die Kaffern führen Schilde von ausgeſpanntem Sohlenleder, und Spieße, die aus einem breiten, etwas dicken Eiſen, und aus einem leichten hölzernen Schafte beſtehen. Ein Kaffer führt gemeiniglich drey oder vier Wurfſpieße bey ſich, und weiß ſie mit vieler Geſchicklichkeit auf zwanzig Schritte weit zu werfen, daß ſie ſelten das Ziel verfehlen; auch iſt ihr Schild groß genug, den ganzen Körper zu bedecken. Hingegen fechten die Hottentotten mit Bogen und Pfeilen, mit verſchiedenen Arten Stücke, die ſie Rakkumſtöcke nennen. Dieſe Stöcke werfen ſie auf den Feind, oder auch, bey der Jagd, dreyßig Ellen weit und ſo geſchickt, daß der Stock nicht ſelten iu den Leib des Feindes fährt. Kiriſtöcke aber ſind ſolche, deren ſie ſich bedienen, jene Stöcke abzuwehren, beſonders wenn ſie ſich verſchoſſen haben. Iſt auch dieſes Mittel vergebens, ſo greifen ſie nach Steinen, derer ſie zu dem Ende ſchon in Bereitſchaft gelegt haben, und endlich im letzten Nothfall, fechten ſie Mann auf Mann, bis die eine Parthey zu Weichen gezwungen iſt. Ihr erſter Angriff wird mit einem erſtaunlichen Geſchrey begleitet,

und

und der Sieg kömmt meiſtentheils auf die Geſchicklichkeit des Oberſten an, wenn er die Schwäche des Feindes zu entdecken verſteht, damit er mit ſeinen Streitochſen einbrechen, und ihn auf dieſe Weiſe leicht niederwerfen kann. In einigen Dörfern iſt es der Gebrauch, daß der Hauptmann das Zeichen des Angriffes, vermittelſt einer Pfeiſe, giebt. So lange dieſer fortfährt zu blaſen, ſo lange ficht ſeine Truppe mit ausgezeichnetem Muth, und würde ſich eher niederhauen laſſen, als eher vom Platze weichen, ehe der Bläſer aufhörte. Dann aber zieht ſich der Trupp zurück, und giebt dieſer nochmals ein neues Zeichen, ſo gehn ſie ebenfalls wieder ſo herhaft auf den Feind los. Bey kleinen Kriegen hat man zwar gefunden, daß ſie den gefangenen Oberſten eines andern Dorfes nichts zu Leide gethan, ſondern ihn bloß mit der Erinnerung, künftig Ruhe zu halten, von ſich gelaſſen haben; indeſſen bey großen Kriegen iſt dieſe Nachſicht nicht zu erwarten, und die Zahl der Erſchlagenen iſt oft ziemlich groß, doch nehmen ſie nicht das Geringſte von ihren überwundenen Feinden.

In den Zeiten des Friedens und der Ruhe lebt und ernährt ſich der Hottentotte, wie der Kaffer, bloß vom Hirtenſtande: ſeine vornehmſte und faſt einzige Beſchäftigung beſteht in der Wartung ſeiner Ochſen und Schafe. Ein ganzes Dorf hat nur eine gemeinſchaftliche Hrerde, worüber jeder Einwohner nach der Reihe die Aufſicht hat. Dieſe Hut erfordert allerdings viel Mühe und Gefahr, da die wilden Thiere hier ſehr zahlreich ſind. Um dergleichen Uebel vorzubeugen, ſchickt der Hottentotte, der Hirte der Heerde, alle Tage Kundſchafter aus, um zu erfahren, ob etwa ein ſchädliches Thier in der Nähe ſey. Sobald die Nachricht kommt, man habe ihrer gefunden, ſo wird den ſämmtlichen Einwohnern dieſe Nachricht be-

kannt gemacht, und ſie ſuchen ſo lange, bis ſie es ausfindig gemacht haben. Selbſt dann, wenn ſich das Thier in die Höhle verſteckt hat, iſt es nicht mehr ſicher. Es verſammlen ſich die ſtärkſten Männer von der Völkerſchaft, und bewaffnen ſich mit ſpitzigen Knitteln, die in Feuer hart gemacht und vergiftet ſind. Der Hirte, der die Wache hat, zeigt die Höhle an, und alle treten in zween Reihen. Der Hirte geht allein in die Höhle, reizt das Thier an, ihn zu verfolgen, und ſobald es heraus kommt, ſo ſchlägt man es todt. Da ihr Reichthum bloß in der Menge ihres Viehes beſtehet, ſo kann ihnen kein Unglück empfindlicher ſeyn, als deſſen Abnahme und Verluſt, beſonders wenn es von Raubthieren gefreſſen wird. Finden ſie, daß ihre Heerden ſtark zunehmen, ſo daß es ihnen an Weide fehlen ſollte; ſo verkaufen ſie alsdann den Ueberfluß entwder an den holländiſchen Statthalter am Kap, oder heimlich an die Holländer, oder auch nur an ihre Nachbarn, und nehmen dafür Taback und andre ihnen nöthige Dinge. Weil aber nicht alle Hottentotten ihr Eigenthum haben können, ſo vermiethen ſie ſich bey einem reichern oder Europäer für einen gewiſſen Lohn an Vieh oder Taback; hat er ſich aber auf dieſe Weiſe ſelbſt eine kleine Heerde geſammlet, ſo kehrt er wieder zu ſeiner Familie, und errichtet ſeine eigene Wirthſchaft. Wird ihr Vieh mit einer Krankheit befallen, ſo thun ſie Verſöhnungsopfer, und ſchmauſen etliche Tage, um den Gounja (wahrſcheinlich der Name Gottes) zu verſöhnen. Hilft es nichts, ſo halten ſie dafür, daß die Luft oder der Boden unrein ſey, und rücken mit dem Kraale fort.

Von Handwerkern und den dazu gehörigen Werkzeugen haben ſie keine Begriffe, wohl aber geben ſie ſehr deutlich zu erkennen, daß ſie keinesweges zu ungeſchickt dazu ſind. Sie ſind z. B. Gerber, und können

nen

nen ihre Thierfelle ausarbeiten; obgleich die Art derſelben nur im Beſchmieren mit Fett und im Trocknen in freyer Luft beſtehet, ſo können ſie doch Gebrauch davon machen. Sie ſind Schneider; obgleich ihre Nadel nur ein ſpitziger Vogelknochen, und die Sehne, die längſt dem Rückgrade der Thiere hinunter gehet, ihr Zwirn iſt, ſo verfertigen ſie ſich doch ihre Kroſſe damit. Sie arbeiten in Elfenbein, obgleich ihr einziges Inſtrument ein Meſſer iſt, womit ſie die Ringe auf eine ſeltene Weiſe glatt und rund machen. Die Weiber verfertigen Matten aus Binſen und Schilf, den ſie an der Sonne trocknen, mit den Fingern künſtlich weben, und auf gleiche Weiſe auch Stricke, die ſo gut wie die unſrigen ſind. Sie ſind Töpfer, denn jede Familie verfertiget ſich ihr irdenes Geſchirr, bloß aus der Erde der Ameiſenhaufen, worunter ſie Ameiſen kneten. Sie ſind Schmiede, und dieſe mühſame Arbeit verdient alle mögliche Bewunderung, da ſie ihr Eiſen erſt aus den Eiſenſteinen ſchmelzen müſſen. Zu dem Ende machen ſie in einem erhabenen Erdreich ein großes Loch, um das Erz zu ſchmelzen, und etwas tiefer ein kleineres, um das Metall aufzufangen. Alsdann machen ſie rund um die große Grube ein Feuer, werfen die Steine hinein, und machen gleichfalls ein Feuer darüber, welches ſo lange verſtärkt wird, bis das Eiſen ſchmelzt und in die kleinere Grube fließt. Alsdann wird es bloß durch Hülfe der Steine von einander gebrochen, wieder erhitzt, mit Steinen in die Form geſchlagen, wie ſie ſie zu ihren Waffen nutzen können. Kaum ſollte man glauben, daß dieſe unbeſchreibliche Mühe bey einem ſo trägen Volke anzutreffen ſey, und leicht würde ihre Geſchicklichkeit zu erweitern ſeyn, wenn ſie nicht für allem, was Aufklärung verräth, Abſcheu trügen.

Diejenigen, ſo Umgang mit Europäern haben, könnten deſto leichter dazu gelangen für jenen, die im Innern des Landes wohnen, und ihr Handel ſelbſt würde dabey ungemein gewinnen. So aber beſteht der Hottentotten Handel gänzlich im Tauſch, weil ſie weder Münze unter ſich gangbar haben, noch ihren Gebrauch oder Werth kennen. Vieh iſt der einzige Gegenſtand des Handels; dieſes verlaſſen ſie an die Europäer für Waaren, die ſie entweder ſelbſt benutzen, oder tiefer im Lande mit großem Vortheil gegen Vieh vertauſchen. Am Kap verhandeln ſie beſonders Elephantenzähne, Straußfedern und Eyer, wilde Thierhäute gegen Wein, Branntewein, Glaskugeln, kleine Spiegel, Meſſer, Eiſen, polirtes Metall, u. ſ. w. Seidene oder andere Zeuge zum Putz lieben ſie nicht und es iſt ſonderbar genug, daß Zeit und Gelegenheit hier nicht das Mindeſte vermag, ſie ihren alten Grundſätzen untreu zu machen. Der Ueberfluß oder Mangel am Vieh ſetzt allemal den Preiß ihres Tauſches feſt, und ſo geben ſie gemeiniglich einen Ochſen für ein Pfund Taback, ein fettes Lamm um ein Viertel, ein Schaf für ein halbes Pfund und ſo weiter. Selten machen ſie ſich in ihrem Handel der Treuloſigkeit ſchuldig, und Reiſende können ſich ohne Gefahr den Führungen eines Hottentotten überlaſſen, wiewohl die Holländer zu mehrerer Sicherheit die Veranſtaltung getroffen haben, wofern ein Europäer unter ihnen ſtirbt, ſie allemal zulängliche Beweiſe bringen müſſen, daß er eines natürlichen Todes geſtorben ſey. Dieſe Vorſicht ruht theils auf guten Gründen, theils aber iſt ſie auch mehr um der Straßenräuber willen gemacht, für denen die Hottentotten ſelbſt den größten Abſcheu hegen, und gleich den Raubthieren ausrotten.

Es giebt nämlich eine große Gattung Hottentotten, welche den Namen Buſchmänner, oder Waldmenſchen führen, weil ſie ihren Aufenthalt in Büſchen und waldigten Gegenden haben. Unter ihnen ſind die, welche um Kamdebo und dem Schneegebirge wohnen, geſchworne Feinde des Hirtenlebens. Jagd und Plündern iſt ihre Beſchäftigung, und deßhalb werden ſie auch von den übrigen Hottentotten gehaßt, gefangen und zu Sklaven gemacht. Die Waffen dieſer Buſchmänner beſtehen in vergifteten Pfeilen, die ſie, durch Hülfe kleiner Bogen, einige hundert Schritte weit ſchießen können, und dadurch die größten Thiere erlegen. Ihre Wohnungen ſind Klüfte und Büſche. Die meiſten gehen ganz nackend, oder decken ſich nur mit einem kleinen Fell. Sie eſſen rohe Wurzeln und Beeren, gleich den Affen, zuweilen auch mancherley Gattungen Gewürme, als Ameiſen, Holzwürmer, Heuſchrecken, Schlangen und einige Gattungen Spinnen. Sie anzugreifen, erfordert allemal viel Muth und vereinigte Kräfte; daher gehen gemeiniglich viele Hottentotten zuſammen, gleichſam als auf die Jagd, überfallen ſie des Nachts, und tödten, oder machen zu Sklaven, was ihnen möglich iſt. Giebt es Menſchen, die gar keine Begriffe eines höhern Weſens haben, ſo ſind es dieſe, wenigſtens ſind ſie durch nichts, als durch ihre Geſtalt, von den wilden Thieren unterſchieden.

Ehe wir dieſe ſonderbare Nation verlaſſen, ſollten wir zwar auch noch etwas über ihre Sprache ſagen; allein hier ſind die Nachrichten zu mangelhaft, und die Kenntniß ſo wohl, wie die Töne der Sprache ſelbſt, kaum für eine andere, als für ſeine Hottentotten Zunge, auszuſprechen. Sie iſt verwirrt und rauh, ein Wort hat wohl zehn andere Bedeutungen, und die Ausſprache erfordert ſo viel Anſtoßen, Biegen und Hin- und Herſchlagen der Zunge, daß wir ſie ihenn ohnmöglich nach-

nachſagen können. Aus dieſer Urſache iſt ſie faſt unmöglich zu erlernen, und zum Glück lernen die Hottentotten etwas franzöſiſch, wodurch ſie ſich den Holländern verſtändlich zu machen ſuchen. Wir gehen dahero zu der nähern Beſchreibung des Landes über, und glauben unſer Leſern deſto verſtändlicher zu ſeyn, wenn wir zuvor eine kurze Geſchichte der Holländer in deu Kapländern, vorausſchicken und die wenigen Punkte der Hauptgeſchichte dabey mit berühren.

Geſchichte der Holländer in den Kapländern.

Das **Vorgebirge**, oder die ſüdliche Spitze von Afrika, und jetzt der merkwürdigſte Platz im Lande der Hottentotten, wurde zuerſt von einem portugieſiſchen Admiral, Namens **Bartholomäus Diaz**, im Jahr 1493, unter der Regierung König Johann II, entdeckt oder, wie man eigentlich ſagen ſollte, geſchehen, denn was übrigens dieſes Vorgebirge enthalte, hatte man für jetzt nicht zu unterſuchen gewagt. Dieſer Schiffer hatte hier ſein Grab zu finden gedacht, und war nur durch Zufall allemal glücklich entkommen, alſo gab er dieſem Vorgebirge auch den Namen, (Cabo dos totos Tormentos) das **Vorgebirge aller Plagen**, welches aber König Johann II in den Namen, der **guten Hoffnung**, (Cabo da Buena Eſperanza) verwandelte, und welchen Namen es noch gegenwärtig führet.

Weder Diaz, noch ſein Nachfolger in der Anführung der portugieſiſchen Flotte nach Indien, Namens **Vaſco de Gama**, wagten es auszuſteigen, und das Land in Augenſchein zu nehmen, und erſt nach ihm **Rio del Infante**, ebenfalls ein portugieſiſcher Admiral, war der erſte, der im Jahr 1498 ans Land ſtieg, der aber auch weiter nichts that, als ſeinen Landesleuten eine Fabel zu erzählen, als wären die Einwohner nichts als wilde Thiere, und ihnen ähnliche Menſchen, an die man ſich nicht anders als durch Kanonen

nonen wagen könnte, und das Land nicht eher ſicher unterſuchen würde, als bis eine Anzahl der Einwohner ermordet würden. Daß dieſes der Inhalt ſeiner Beſchreibung wirklich geweſen iſt, zeigt die folgende Handlung, die ſich durch nichts entſchuldigen läßt, wie eine chriſtliche Nation gegen ein Volk verfahren, das ihnen nicht das Mindeſte zu Leide gethan hatte. Nämlich König Emanuel ſandte auf ſeine Nachricht bald eine Flotte dahin, mit dem Befehl, ſich nieder zu laſſen; allein die Portugieſen hatten zu wenig Herz, und einen zu abſcheulichen Begriff von dieſen Menſchenfreſſern, und thaten nichts, als am Robben Eylande Waſſer einzunehmen, und eine Menge Vieh zu tödten.

Franciſco de Almaida, Unterkönig von Braſilien, ſchickte auf ſeiner Rückreiſe einige Leute hier ans Land, um von den Einwohnern Vieh zu handeln; dieſe ſchlugen es ab, weil man ſie erſt kürzlich beraubt hatte, und den Almaida traf ein giftiger Pfeil, der ihm das Leben koſtete, ohne daß man wußte, wer ihn abgeſchoſſen hatte. Nach drey Jahren kamen die Portugieſen mit dem Vorſatz, dieſen Unfall zu rächen, und weil ſie gehört hatten, die Hottentotten wären groſſe Freunde von Metall, ſo führten ſie eine große Kanone ans Land, unter dem Vorwand, ſie ihnen zu ſchenken. Voll Freuden ſtellten ſich die Wilden in zwey lange Reihen, und zogen vermittelſt der Stricke, die an die Mündung befeſtiget waren, ihr Geſchenke fort; allein es war voll Kugeln geladen, es brannte plötzlich los, und richtete eine elende Niederlage an. Was Wunder alſo, wenn dieſe Handlung nicht die geringſte Hoffnung übrig ließ, jemals in dem Lande Errichtungen zu machen.

Von dieſer Zeit an findet man nicht, daß die Europäer wieder nach dem Vorgebirge gekommen wären, als

als ſeit dem Jahr 1600, wo die holländiſchen Schiffe, der oſtindiſchen Geſellſchaft, auf ihren Reiſen, hier einzulaufen anfiengen. Anfänglich dachte die Geſellſchaft nicht, daß die Anlegung eines Handelsplatzes ſo groſſe Vortheile verſchaffen könnte; allein im Jahr 1650 wurde ein gewiſſer **van Riebeck**, welcher auf einem der Schiffe der General-Staaten als Wundarzt diente, der Hauptſtifter der holländiſchen Kompagnie auf dem Kap der guten Hoffnung. Seine Beſchreibung, die er der Republik vorlegte, gab ein vielverſprechendes Licht von der Güte des daſigen Bodens, und man beſchloß, drey Schiffe auszurüſten, und ihm die Ausführung ſeines Planes zu übergeben. **Van Riebeck** erhielt ſogleich die Würde eines Statthalters der neuen Kolonie, und wußte ſich durch ein ſanfteres Betragen die Gunſt der Hottentotten zu erwerben. Nicht durch Feuer und Schwerdt, ſondern durch billige Bedingungen, erhielt er von den Einwohnern einen anſehnlichen Strich Landes, legte zur Sicherheit ein Fort an, und gab den Eingebohrnen dafür eine Menge Waaren, die etliche tauſend Gulden am Werthe betrugen. Auf dieſe Weiſe wurden die Hottentotten einigermaßen entſchädiget, wurden zutrauend, und er durfte auf jede Gefälligkeit Rechnung machen, am wenigſten aber ſeiner Sicherheit wegen in Furcht leben.

So ſchön die Lage des Landes aber auch war, ſo ergiebig der Boden ſeyn konnte; ſo fehlte es doch immer noch an dem Erheblichſten, nämlich an Menſchen, die ſeine Abſicht ausführten und eigentlich die Früchte zur Reife bringen halfen, die er verſprochen hatte. Deshalb gab er einer jeden Privatperſon in der neuen Kolonie ſechszig Acker Feld zum Eigenthum, wenn ſie nur binnen drey Jahren in den Stand kamen, ohne fernern Beyſtand zu leben, und zur Erhaltung der Beſatzungen etwas beytragen konnten. Auch

ſchickte man ihm zur Fortpflanzung Weiber aus den Waiſen- und Armenhäuſern, mit der Freyheit für jeden neuen Koloniſten, ſich nach drey Jahren wieder wegbegeben zu dürfen, wenn die Liebe zum Vaterland wieder zurückkehren, oder ihnen das Klima nicht günſtig seyn ſollte. Dieſe Verſprechungen wurden aufs pünktlichſte gehalten, und es währte nicht lange, ſo ſtrömte eine Menge Menſchen nach dem Kap, die in wenig Jahren einen blühenden Zuſtand zu Wege brachten. Nach der Zeit, als ſich die Statthalter auf den Fuß ſetzten, die Ländereyen zu verkaufen, wurde ausgemacht, daß, wer eine neue Wohnung haben wollte, der Kompagnie monatlich einen Thaler, oder, nach den Umſtänden, auch etwas mehr geben und dieſes Geld auf die Wohnung ſelbſt verſichert werden ſollte. Wer ſein Haus oder ein Stück Landes verkaufte, gab auch etwas davon ab, und auf dieſe Weiſe gewann die Kolonie immer mehr an Ordnung und Fortdauer.

Bey der immer mehr zunehmenden Menge Menſchen, und dem Anwachs der neuen Pflanzſtädte am Kap, kaufte die Geſellſchaft in der Folge die ganze Landſchaft Tierre de Natal für einen anſehnlichen Werth an Waaren, und die Provinz dieſer Kolonie wurde nun ſehr weitläuftig, ſo wie auch das Anſehen eines Statthalters dabey ſehr wichtig wurde. Gegenwärtig ſind nun die Wohnungen des Kap in vier nach und nach entſtandene Kreiſe eingetheilt. Der älteſte und wichtigſte Kreis, worinnen die Feſtung und die Hauptſtadt liegt, und welche als der Mittelpunkt der holländiſchen Macht in Afrika anzuſehen iſt, führt den Namen des Kap ſelbſt; die übrigen heiſſen Stellenboſch, Drakenſtein und Wavern, die wir jede einzeln etwas genauer anzeigen werden, wenn wir zuvor noch eine kleine Nachricht von der Regierung der Holländer am Kap geliefert haben.

Regierung der Holländer am Kap.

Die erſte Einrichtung und den Grund zu der gegenwärtigen Regierung legte van Riebeck, auf welchem nun gegenwärtig ein Gebäude zu Stande gekommen iſt, das in allen ſeinen Theilen einen Beweis der unermüdeten Klugheit und Arbeitſamkeit der Holländer abzugeben im Stande iſt. Sie beſteht in acht Tribunalen, wovon jedes ſeine beſondere Beſorgung hat. Das erſte, welches den Titel, der hohe Rath, führt, hat die allgemeine Aufſicht über die Handlung und Schiffahrt, es giebt Geſetze und hebt ſie auf, kündiget Krieg an und ſchließt Frieden. Acht Mitglieder, unter denen der Statthalter der Präſident iſt und allemal zwey Stimmen hat, machen dieſes Tribunal aus. Das zweyte iſt das Juſtiz-Kollegium, welches alle peinliche und civil Proceſſe entſcheidet; jedoch kann man wider dieſen Ausſpruch nach Batavia, oder nach Holland appelliren, welches aber ſehr erſchwert iſt, weil zuvor hundert Gulden niedergelegt werden müſſen und alsdann verlohren ſind, wenn es beym erſten Urtheil verbleibet. Die Stellen werden mit eben den Perſonen bekleidet, die im hohen Rath ſitzen, wozu noch drey Burgermeiſter der Kapſtadt gehören. Unter dieſen ſteht noch ein anderes Gericht, welches Schulden und Streitigkeiten richtet, und aus Bürgern der Kompagnie beſtehet, die einen Beyſitzer aus dem hohen Rathe haben. Dann folgt der Gerichtshof, welcher Eheſachen entſcheidet, ferner die Waiſen-Kammer, zum Nutzen elternloſer Kinder. Der geiſtliche Rath, der die Verwaltung der Pfarrkirchen zu beſorgen und zugleich auch das öffentliche Allmoſen mit ſo viel Ehre beſorgt, daß, wie man verſichert, kein einziger Bettler im ganzen Lande angetroffen wird. Dann folgt der Rath des allgemeinen Weſens, deſſen Beſorgung die Einhebung der vom großen Rath vorgeſchriebenen Abgaben iſt. Endlich der Kriegsrath. Außer dieſen obrigkeitlichen

Per-

Perſonen, ſind noch eine Menge Ober- und Unter-Bediente, die alle in ſehr großem Gehalt ſtehen. Die Kolonie beſtreitet ihre Abgaben, aus der Einnahme des Zehnden von allen liegenden Gründen, ferner von den Abgaben des Tabacks, Weins, Brandtweins ꝛc. Doch werden auch jetzt noch jedem neuen Koloniſten die alten Rechte und Freyheiten zugeſtanden, und ihm derſelbe Vorſchuß und Nachſicht zugelaſſen, wenn er ſich unter ihnen niederlaſſen will. Aus kluger Politik und mehr nach können wir zur Ehre dieſer Nation ſagen; auf Menſchenliebe iſt das Betragen der Regierung gegen die Hottentotten gegründet, iſt eben ſo gelinde und freundſchaftlich, als es nur immer gegen ihre eigenen Brüder ſeyn kann. Geſetzt auch, ſie ſähen auf den Vortheil, den ihnen der Beſitz dieſes Landes erwirbt, ſo würden ihnen, doch auch eben ſo wohl bey weniger Rechtſchaffenheit, Wege genug übrig bleiben, einen Beſitz zu erhalten, und das durch Waffen zu ſichern ſuchen, was ihnen jetzt die Eingebohrnen aus Liebe vergönnen.

Der Statthalter der Kolonie iſt in den Augen der Hottentotten zugleich auch ihr Beſchützer und König, und bey Vorfällen, wo ſie ſich nicht zu helfen vermögen, ſuchen ſie nirgends, als bey ihm Hülfe, ſchicken auch alle Jahre Geſchenke an denſelben. Ob es nicht auch Mißvergnügte unter dieſen Kolonien geben mag, ob in jeder Provinz dieſelbe Freundſchaft und Liebe gegen ihre unaufgeklärten Brüder herrſcht, ob jeder einzelne Bürger die Größe der gelinden Regierung fühlet; können und wollen wir hier nicht entſcheiden, genug Holland erhält von hier aus einen Vortheil, der einen erheblichen Einfluß in ſeine europäiſchen Provinzen hat.

Holländiſche Provinzen. Man wird gewiß nicht erwarten, daß dieſelbe Genauigkeit der Gränzen und Ausmeſſungen des Bodens in hieſigen Provinzen anzutreffen ſeyn ſollte, wie wir es bey andern Ländern, ſo viel als möglich, gethan haben.

1) Das Kap. Hier iſt es genug, die Hauptlagen der Provinzen, ihre Benennung, ihre beſten Orte und etwa einige Natur-Abweichungen anzugeben; denn noch ſind die Nachrichten getheilt und die Gränzen ungewiß, ſo daß wir alſo nur bey dem Wahrſcheinlichen ſtehen bleiben müſſen. Zuförderſt behalten wir die oben angeführte Eintheilung der holländiſchen Pflanzörter bey, nämlich erſtlich das Kap ſelbſt mit der Pflanzſtadt gleiches Namens. Dieſe auf dem Vorgebirge gelegene Kap-Stadt iſt die einzige in der ganzen Kolonie, und führt auch den Namen Kap, obgleich dieſer Name ſehr oft, wiewohl unrichtig, dem ganzen holländiſchen Gebiet beygelegt wird.

Kap-Stadt. Sie liegt zwiſchen dem Strande und der nördlichen Seite des oben erwähnten Tafelberges und Löwenberges. Am Fuße dieſer Berge iſt ein großer Umfang, mit vielen unordentlich hingeworfenen Steinen, welche man für Stücken hält, die von dem nördlichen Theil des Berges herunter geſtürzet ſind. Auch iſt es noch neuerlich geſchehen, daß ein abſcheuliches Stück Felſen von der Höhe herab rollte, und eine Menge Steine in das Thal der Stadt Kap warf. Die Stadt an und für ſich iſt klein, und, den Einſchluß der großen Gärten mit gerechnet, etwa drey tauſend Schritt lang und eben ſo breit, aber auf der einen Seite abſchüſſig. Im weitläuftigen Sinn begreift ſie eine große Menge Häuſer, Höfe, Gärten und verſchiedene ſchöne Gaſſen. Die meiſten Häuſer ſind ſchön, faſt alle zwey Stockwerk hoch, die Dächer mit ſtarkem Rohr belegt, über welchem öfters noch zwey Schichten Steine und Kalk liegen. Indeß herrſcht eine gewiſſe Einförmigkeit hier, wie beynahe in allen hollän-

holländiſchen Städten, und weil das Gewühle der Menſchen hier keine beſondere Ausnahme macht, auch die Handlungsgeſchäfte wenig Lärm verurſachen, ſo iſt ſie, ob wohl die einzige große, aber doch auch eine traurige Stadt. Die Kirche iſt zwar von Steinen gebauet, aber außer der Reinlichkeit hat ſie weiter nichts beſonders. Ihr gegen über ſteht das Hoſpital, und hat Raum genug für fünf bis ſechshundert Kranke. Nicht weit von der Stadt liegt der große Garten der Kompagnie, und war ehedem mit weit mehreren ſeltenen Gewächſen und Zierrathen verſehen, als jetzt, wo man mehr darauf gedacht hat, Nutzen aus ihm zu ſchöpfen. Es iſt ein weitläufiger Küchengarten, welcher in vier und vierzig Quartiere eingetheilt und mit einer hohen Hecke eingefaßt iſt. Man ſieht jetzt faſt nichts darin, als Obſtbäume und Küchengewächſe. Die Feſtung, welche die Stadt und das ganze Thal beſtreicht, auch zugleich die Wohnung des Statthalters, und der Officiere der Kompagnie iſt, heißt die gute Hoffnung, iſt von großem Umfange, und liegt einige hundert Schritte nordwärts von der Stadt, von welcher ſie durch eine mit Kanälen und Wegen durchſchnittene grüne Ebene getrennt wird, und überdem ſind zu beyden Seiten der Stadt, wie am Strande, Batterien angelegt. Auf der Südſeite der Stadt, welche etwas höher als die andern liegt, ſieht man die Gräber der zu Kap ſich aufhaltenden Chineſer und freyen Malayen, wie auch den mit einer Mauer umgebenen, eigenthümlichen Begräbnißplatz der Holländer.

Sandige Ebenen, Holz, hohe Berge, Thäler, Bäche und Flüſſe wechſeln in dieſer Gegend mit einander ab, und der erſte Ort, wo die Holländer angebaut haben, war im Tafelthale. Die ganze Pflanzſtadt erſtreckt ſich alſo ſüdwärts bis an die falſche

Bay, deshalb ſo genannt, weil die holländiſchen Schiffe, vom May bis zum Auguſt, wegen der Stürme nicht in die rechte Bay ein laufen können, ſondern in dieſer, welche vier und eine halbe Meile von der rechten entfernt iſt, und dabey mit allem zur Schiffahrt nöthigen Dingen verſehen iſt. Von der äußerſten Landſpitze des Vorgebirges bis zur Stadt, erſtreckt ſich eine Kette von Bergen, die in der Gegend der Simonisbay dem Strande näher laufen, bis zur falſchen Bay fortgehen, von da ſich nördlich wenden, und endlich mit dem Tafelberge vereinigen. Das ganze flache Land, auf der Oſtſeite der Stadt, welches aus Sand und Haide beſtehet iſt wahrſcheinlich nach und nach angeſetzt, und das Vorgebirge ehedem eine Inſel geweſen, die erſt nachher mit dem Tiegergebirge und den Bergen im hottentottiſchen Holland verbunden ſind. Der Weg zwiſchen dem Kap und der falſchen Bay iſt ſehr beſchwerlich und mehr noch äußerſt gefährlich. Denn zu eben der Zeit, da der Südoſtwind ſtark wehet, pflegt in dieſer Bucht ſo heftige Fluth zu ſeyn, daß die See, ſelbſt bey der niedrigſten Ebbe, an einigen Stellen bis an den Fuß der nächſten Berge hinaufſteigt. Man muß dahero einen langen Weg dicht am Waſſer hin nehmen, und ſchwere feſte Wege nebſt geübten Ochſen mit nehmen, und doch ſind die Beyſpiele des Unglückes ſehr häufig. Die Art des Fuhrwerkes iſt ſonderbar, und verdient eine kleine Beſchreibung. Es ziehen die Ochſen den Wagen mit den Knochen, wobey zwey und zwey neben einander, unter einem Joche gehen, das ſich mit ſeinen hölzernen Schienen ihnen um den Hals legt, und Einſchnitte hat, an welchen die Halsriemen leicht feſtgehackt werden können. Das Joch des hinterſten Paares iſt in der Mitte an der Deichſel, bey den übrigen aber an einem Stricke oder Riemen, der zu dem Ende zwiſchen den Ochſen hergezogen wird, befeſtiget.

Man

Man macht auf dieſe Art ſehr weite und ſchnelle Reiſen. Sechs Meilen vom Vorgebirge liegt das **Kuhgebirge**, welches zunächſt nach den Tiegerbergen angebaut ward, iſt aber wegen Waſſermangel und ungünſtige Boden nicht ſehr angebaut. Acht Meilen vom Vorgebirge liegt das **blaue Gebirge**, iſt ebenfalls ſchlecht mit Waſſer verſehen und nicht ſehr bewohnt. Hin und wieder liegen noch manche Stücken Landes, etliche Tagereiſen von einander, die ihren Namen von ihren erſten Beſitzern führen, und allemal, gleich unſern Vorwerken, ſehr gut eingerichtet ſind.

Hier ſcheint es uns auch ſchicklich, noch etwas Weniges über die in jeder Provinz befindlichen **Flüſſe** zu ſagen. Hier iſt der vornehmſte, der **Salzfluß**, weil die Fluth ſein Waſſer gegen die Mündung zu ſalzig macht; er iſt übrigens ſüß, hell und geſund. Sein Urſprung iſt auf dem Gipfel des Tafelberges, und ſein Ausfluß in die Tafelbay. Er nimmt in ſeinem Laufe verſchiedene kleine Flüſſe mit auf, und wäſſert viele ſchöne Landgüter, wie auch beſonders der Geſellſchaft großen Garten, und den, van Riebeck auf dem Buſchberge gelegenen, und mit den meiſten europäiſchen Früchten verſehenen Garten. Ferner der **Muſchelbankfluß** iſt nur eine Sammlung Waſſer, die ſich zur Regenzeit von den Bergen ſammlet und einen groſſen Strom bildet, der in den Salzfluß fällt, im Sommer aber iſt der Kanal meiſt trocken. Zwiſchen den beyden Pflanzſtädten am Vorgebirge und Stellenboſch, liegt eine große Wüſte nach dem Landgute, Saxenburg, zu, nach dem Namen ſeines Stifters alſo genannt; ſie geht drey Tagereiſen weit, und hat nur drey kleine fruchtbare Gegenden. Durch dieſe Wüſte geht in die falſche Bay ein ziemlich fiſchreicher Fluß. Dieſe und einige noch weniger bedeutende

Flüſſe machen die Bewäſſerung des Bodens um die Kapſtadt aus.

2) Stellenboſch. Dieſe Provinz, wenn man ſie ſo nennen will, hat ihre Stiftung den Statthalter Simon von der Stal zu verdanken, der ihr zugleich den Namen Stellenboſch, oder Stels Buſch gab, von den Holländern auch der wilde Wald genennt wird, weil hier faſt nichts als Geſträuche und Buſchwerk anzutreffen war. Nachdem aber die Hottentotten dieſen Ort verlaſſen und die rauhe Gegend in eine freundlichere war umgeſchaffen worden, glich es in kurzen ſeiner Nachbarin, dem Kap, ſo wohl an ſchönen Häuſern, Kornfeldern und Gärten, und machte ihm in manchem ſogar den Vorzug ſtreitig. Zwar trennen dieſe beyde Pflanzſtädte einige ſandige Landſtriche, deren Urbarmachung die Natur verhindert, und man theilt dieſe Gegend gewöhnlich in vier Quartiere, welche die Namen Stellenboſch, Mottergate, Hottentotten-Holland und Bottelary führen. In dem erſten Quartiere iſt der vornehmſte Flecken Stellenboſch, welcher eine ſchöne Kirche und ein Verſammlungshaus hatte, im Jahr 1710 aber abbrannten; und weil faſt der ganze Ort dabey nieder brannte, ſo haben ſich nur die Wohnungen der Privatperſonen wieder aus der Aſche erhoben, jene Gebäude aber ſind noch nicht wieder ſo ſchön erbauet worden. Die ganze Gegend hat vortreffliche Kornfelder, Weinberge und Gärten, auch hin und wieder ſehr ſchöne Gebäude, und an den ſtellenboſchiſchen Flüſſen liegen ebenfalls verſchiedene ſchöne Landgüter, die Schönheit und Ueberfluß verkündigen. Der Fluß, welcher die Fruchtbarkeit befördert, entſpringt auf dem ſtellenboſchiſchen Gebirge, wird durch die Mottergate-Ströme verſtärkt, und ergießt ſich endlich in die falſche Bay; dabey fehlt es auch dem Fluſſe nicht an guten Fiſchen.

Stellenboſch.

Das

Das Mottergaten- oder das moraſtige Quartier erhält ſeinen Namen von den Waſſern, die nach dem Regen noch ſehr lange in den Thälern ſtehen bleiben, und alſo die ganze Gegend ſehr unwegſam machen. Dieſe Abtheilung liegt nördlich von Hottentotten-Holland, und iſt von dieſer Kolonie, dem vorigen Quartier und dem Fluſſe ganz eingeſchloſſen. Die Anzahl der Häuſer, ſo wie ihre Schönheit, nebſt hie und da Ergiebigkeit des Bodens, giebt übrigens den andern Gegenden nichts nach, und empfängt von dem obigen Fluſſe, nebſt verſchiedenen andern, die er mit aufnimmt, ſeine Bewäſſerung.

Hottentotten-Holland iſt der beſte Platz um das Vorgebirge, ſowohl wegen der beſten Lage zur Viehzucht, als auch, weil er der fruchtbarſte und waſſerreichſte iſt. Es führen zween Wege vom Vorgebirge dahin, einer über die Sandhügel, im großen Tiegerthale und einem Theil von Stellenboſch; der andere, zwar beſchwerlicher, aber deſto angenehmer an Ausſichten, geht in das Land hinein. Etwa eine Stunde von der Seite der falſchen Bay, die ſich hier vortrefflich zeiget, liegt das Seekuhthal, und in demſelben befindet ſich ein Teich, der eine Meile im Umfang hat, und in welchem ſo hoher und dichter Schilf wächſt, daß man nicht darüber wegſehen kann, auch der Aufenthalt einer erſtaunlichen Menge Wild, Enten und anderer Vögel iſt. Den Anfang des Hottentotten-Hollands, welches in einer waldigen Gegend beſtehet, rechnet man oſtwärts vom großen ſalzigen Fluß an, und von da bis zum in die Algoabay fallenden Fluß. Gegen Norden wird dieſer Diſtrict durch eine lange Reihe ſehr hoher Berge vom langen Thale getrennt. Längſt dieſem Gebirge breitet ſich ein Wald aus, in welchem hohe und ſchlanke Bäume wachſen, deren

Holz zu Balken genommen wird. Auf der Weſtſeite ſind, an dem Wald und an der Küſte, große grasreiche Ebenen und in den Thälern, unweit des Strandes, trifft man auch einige mit Waldung beſetzte Bezirke und friſche Waſſerbäche an. Der Bezirk zwiſchen dem Kehrum und Keurebomfluſſe macht das Innere des Landes, aus und hat nirgend Mangel an Holzungen. Sonſt war dieſe Gegend der Sammelplatz von wilden Thieren, die aber der anwachſenden Menge Menſchen und ihren Feuergewehren haben weichen müſſen, und ihre Zuflucht über den Keurebomsfluß in das waldigte und beynahe noch gar nicht unterſuchte Sizikamma genommen haben. Unter den Bergen in dieſer Landſchaft iſt die ſogenannte Hangſippe einer der vornehmſten, und ſoll, der Sage nach, noch höher als der Tafelberg ſeyn. In der Mitte des Landes befinden ſich auch noch andre, als z. B. der Schafberg, der, reich am Graſe, die größten Heerden Schafe unterhält und noch einige andere. Zu Anfang der Beſitznehmung von dieſer Gegend, hatte man hier ein viereckigtes Fort von Erde, nicht weit von der Seite der falſchen Bay, errichtet. Die Abſicht war, ſich gegen die Ueberfälle der Hottentotten zu ſichern, und durch etliche Kanonen dem Kap Nachricht zu geben, jetzt aber iſt dieſe Vorſicht unnöthig und alſo auch eingegangen.

Noch müſſen wir der hier am Seekuhfluß wohnenden Nation mit ein paar Worten gedenken. Sie iſt ein Gemiſche von Hottentotten und Kaffern, denn ihre Sprache iſt mit den Sprachen dieſer beyden Völker verwandt. Allein in Anſehung ihrer männlichen Ausſprache, ihrer von Natur ſchwärzlichern Farbe und ihrer viel ſtärkern und gröbern Gliedmaſſen, wie auch ihres überhaupt anſehnlichern und ſchlan-

kern

kern Wuchſes, haben ſie doch mit den Kaffern die meiſte Aehnlichkeit.

Ihre Pelze beſtehen aus breiten Kuhhäuten, die ungemein weich ſind, weil ſie ſolche auf der unrechten Seite mit Steinen ſehr ſtark reiben und glätten, auch mit vielem Fett beſchmieren. Mit meſſingenen Ringen an Armen und Beinen, ingleichen mit meſſingenen Plättchen von verſchiedener Geſtalt und Größe, die ſie in den Haaren und Ohren befeſtigen, ſchmücken ſich beyde Geſchlechter, und die Weiber bedecken ſich mit Schürzen, wie die Hottentotten, die Männer ebenfalls, doch gehen ſie noch nackter. Hier ſind ſie gewiſſermaßen auch Ackerleute, denn ſie bauen etwas Korn, Kaffernkorn genannt. Der Stengel oder Halm iſt von der Höhe eines Mannes, hat die Dicke eines Schilfrohres, und endiget ſich in einen, eins und einen halben Schuh langen, zweigartigen Büſchel Aehren, welche die Körner, die etwan ſo groß als Reiskörner ſind, enthalten. Ihre Saatzeit iſt im Monat Auguſt, oft auch im Anfange des Novembers. Es wird zwiſchen Steinen zermalmet und in runden flachen Brodten gebacken, die ſie unter der Aſche verdecken.

Das warme Bad verdient auch noch einer Anzeige, ob es gleich in einer waldigen und unbewohnten Gegend liegt. Es hat ſeinen Namen von dem Diſtricte, worin es liegt, manchmal heißt es auch das Bad jenſeits oder hinter dem Berge, auch das Eiſenbad, weil es ſehr eiſenhaltig iſt. Es iſt hier ein ſteinernes Gebäude angelegt, und ſtehet hundert Schritte davon. Das eigentliche Badehaus aber, oder vielmehr die Hütte, ſo eine Klafter lang und drey breit iſt, macht dagegen einen ſehr auffallenden Abſtand. Das Waſſer iſt ſehr heiß, und ſoll vorzüglich den Schweiß befördern. Auch ſind in dieſer Gegend nicht weit auseinander, theils

theils warme, theils kalte Quellen, und faſt eben ſo oft auch Bauerhöfe.

Das vierte Quartier iſt endlich Bottelary, hat ſüdlich auch Stellenboſch, Drakenſtein oſt- und weſtlich und den Muſchelbankfluß nördlich. Man hält dafür, daß die übergroße Menge Heu, ſo hier geärndtet wird, und mehr als in den übrigen Gegenden zuſammen genommen beträgt, den Namen der Landſchaft zu Wege gebracht habe. An Bergen leidet dieſe Gegend für den übrigen Ausnahme, wenn die wenigen kleinen Hügel verdienen kaum dieſen Namen, ob ſie ſchon reich an guten Viehweiden ſind. Hier wird das Waſſer, welches während der Regenzeit in kleinen Gräben geſammelt wird, ſalzig, und dennoch bleibt den Einwohnern, aus Mangel beſſern Waſſers, kein anderes Mittel übrig, als dieſes zu trinken. So auch iſt das Brennholz ſehr ſelten, weil faſt nichts als Strauchwerk wächſt, daher iſt dieſe Gegend unter den übrigen die unerheblichſte.

3) Drakenſtein. Drakenſtein iſt ſo groß, als die geſammten Niederlande in Europa, und gränzt ſüdwärts an den Berg Kehrum, gegen Oſten an eine lange Kette von Bergen, nordwärts an die Saldannabay, und weſtwärts an den Pferdeberg, der ſie von den Bottellary abſondert. Ueberhaupt hat dieſe Gegend viel Berge und meiſtens alle ſehr rauh und hoch. Man theilt dieſe Pflanzſtadt in zwey Bezirke ein, 1) der Theil zwiſchen dem Kehrumberge und der Kirche, 2) zwiſchen der Kirche und dem Wagnerthale; denn ob man gleich ehedem das Wagnerthal ſelbſt mit hierher rechnete, ſo beſteht es doch jetzt, für ſich ſelbſt, nebſt Tierra de Natal in einer eigenen Landſchaft; ein Theil, der alles in ſich begreift, was innerhalb den Gränzen der Pflanzſtadt liegt und den andern, der die dazu gehörigen Ländereyen außerhalb derſelben in ſich faſſet.

Man

Man kann nicht zuverläßig ſagen, woher dieſe Gegend ihren Namen erhalten habe; ſo viel aber weiß man, daß ſie im Jahr 1675 von dem Statthalter Simon van der Stel, angelegt worden, und durch die proteſtantiſchen franzöſiſchen Flüchtlinge, empor gekommen iſt. Dieſe bekannten, fleißigen, geſchickten und kultivirten Flüchtlinge legten allen Fleiß an, Mühlen, und andere erforderliche Dinge aufzurichten, und in kurzem wurde der ohnedem gute Erdboden noch tragbarer gemacht, und die ganze Gegend von der Aehnlichkeit ihres erſten Zuſtandes immer mehr entfernet. Die ganze Gegend iſt etwas ſteinigt und bergigt, jedoch auch fruchtbar, die Luft rein und geſund, das Waſſer in Menge und gut. Die hieſigen Berge ſind hier, wie meiſt um das Vorgebirge, während des ſtarken Winters, d. h. im Brach und Heumonat, mit Hagel und Schnee bedeckt, der bis mitten in den Auguſt, manchmal auch in den September dauert, alsdann aber aufgeht, und die Kanäle anfüllet. Auf dem Wege vom obigen Berge, nach der erwähnten Kirche geht hier ein Weg nach Stellenboſch, den ſie wegen der Gefahren den Weg der Furcht nennen. Er iſt oft wegen der wilden Thiere, die ſich zuweilen hier ſehen laſſen, unſicher, dabey iſt er tief, enge und ſteinigt, und führt auf Abſtürze an Waſſergraben; und man hat Beyſpiele gefunden, daß, wenn Pferde zur Nachtzeit dieſen Weg gegangen ſind, und die Löwen oder Tyger wahrgenommen haben, ſogleich nebſt ihrem Reuter in den Abgrund geſprungen ſind. So gefährlich er aber auch iſt, ſo liegen doch verſchiedene ſchöne Landgüter an und auf demſelben.

Am weiteſten gegen Oſten von der Kapſtadt liegt die Kolonie Wavern. Ehedem war ſie unter dem Namen, der rothe Sand, bekannt, von einem Berge, welcher 4) Wavern.

rothen

rothen Sand liefert, und zugleich die Gränze von Drakenſtein iſt. Im Jahre 1701 legte der Statthalter von der Stal dieſe Kolonie an, und nannte ſie nach dem Namen eines berühmten Geſchlechtes in Amſterdam, zu dem er gehörte, Waaren. Man muß von den neuen Koloniſten daſſelbe ſagen, was man von den vorigen rühmte. Es ſind arbeitſame und geſchickte Leute und verbeſſern ihre Ländereyen mit jedem Verlaufe der Zeit. Sie ſind der drakenſteiniſchen Kirche einverleibt, und werden in weltlichen Dingen von der ſtellenboſchiſchen Obrigkeit gerichtet. Die Gegend iſt vollkommen mit Waſſer verſehen und hat auch zwey warme Bäder, wie auch das Quartier, das von der Zahl ſeiner Ströme, die vier und zwanzig Flüſſe heißt.

Tierra de Natal.

Tierra de Natal iſt diejenige Gegend, welche, wie oben geſagt worden iſt, die Holländer zu Erweiterung ihrer Bevölkerung ankaufen mußten. Es ſollen ſich hier einige Kolonien Kaffern aufhalten, welche in ihren Gebräuchen und ſelbſt in ihrem Anzuge, ganz verſchieden von den Hottentotten ſind. Sie ſchmieren ihre Leiber nicht, wohnen in viereckigten leimernen Hütten, ſtammeln nicht ſo wie die Hottentotten, beſtellen ihr Feld ganz anders, brauen auch und tragen Kreuße an einem Stricke, der ihnen über den Hals hängt. Sie handeln mit den Seeräubern auf dem rothen Meer, die ihnen ſeidene Zeuge für Elephantenzähne vertauſchen, und ſind in aller Rückſicht faſt eine ganz andere Nation. So weit erſtrecken ſich die Beſitzungen der Holländer auf dem ſogenannten Vorgebirge der guten Hoffnung, die übrigen Gegenden ſind von einzelnen Familien, oder auch von Kraalen bewohnt, die nach ihrer Lebensart keine bleibende Stelle behalten, und die wir unten noch kürzlich anzeigen werden. **Hinterbruyntsjeshöhe** iſt der nördlichſte

ſte Theil der Kolonien, aber auch der ſchönſte, mehr als die andern reich an grünen Wieſen und Saatfeldern. Buſchwerk und Blumen ſchmücken dieſe ſchönen Ebenen, der kleine Fiſchfluß ſchlängelt ſich hindurch, an deſſen Ufern man ebenfalls Ackerland, kleine Häuſer, Heerden Schafe und Kühe, nebſt Einwohnern, welche ſehr gaſtfrey ſind, erblicket. Dieſe Leute lieben ebenfalls ſehr die Ruhe, und ihre einzige, liebſte Arbeit iſt Tabackrauchen. Der Reichſte iſt der Angeſehenſte, und ihr Reichthum beſtehet in der Anzahl fetten Viehes. Ein Kleid, oder Jacke von dem gröbſten Tuch, lederne Beinkleider, wollene Strümpfe, ein geſtreiftes Bruſttuch, ein baumwollen Tuch um den Hals, ein grobes Hemde, ein grober Hut, ſind die Zierrathen der Männer; eben ſo der Weiber, eine Mütze, die unten zugebunden wird, und ſchlechte grobe Kleidung von baumwollenem Zeuge, ſind ihre ganze Zierrathen; kurz hier ſind die Spuren eines unſchuldigen und glücklichen Lebens anzutreffen.

Einzelne Oerter der Hottentotten.

Die Nation der Hottentotten, die innerhalb dieſem Bezirke von Afrika bekannt ſind, wird, den Nachrichten Herrn Kolbens zu Folge, in ſiebenzehn Stämme eingetheilet, welches aber nur eine angenommene Zahl iſt, und diejenigen befaßt, die uns Europäern namentlich bekannt ſind. Ohnſtreitig ſind ihrer tief im Lande noch mehrere, jedoch wir begnügen uns mit der Anzeige dieſer wenigen. 1) Die Gunjemans ſind die, ſo dem Vorgebirge am nächſten ſind; ſie verkaufen ihr Land an die Holländer, und halten ſich beſtändig im freyen Felde unter ihnen auf, und haben nur einen kleinen Theil ihres alten Eigenthums. 2) Die Kohaquas, ſie gränzen nördlich an die erſtern, und bewohnen ein Land voll ſchöner Wieſen. 3) Nordwärts von dieſen wohnen die Saſſiquas, die Gegend

gend iſt zwar ſehr bergigt, doch iſt ſie mit guten Walden beſetzt. An dieſe ſtoßen 4) die **Udiquas**, und dieſe beyden Nationen leben in ſteter Feindſchaft mit ihren folgenden Nachbarn, und helfen einander im Kriege. Dieſe ſind 5) die **Chiriquas**, längſt der Bay St. Helena, und ſind ein zahlreiches geſchicktes Volk, die alle andere an Leibesſtärke und an der Geſchicklichkeit, die Wurfſpieſſe zu führen, übertreffen. Mitten durch ihr Land läuft der Elephantenfluß; und ob ſchon viel Berge darum liegen, ſo iſt doch der Boden in den Thälern mit dem beſten Gras und Blumen geſchmückt. 6) Die **Namaquas** werden in die großen und kleinen eingetheilt, die letztern liegen an der Küſte, und die erſtern öſtlich von ihnen ab. Man ſagt, ſie wären ein munteres Volk und ſo zahlreich, daß ſie gegen zwanzig tauſend ſtreitbare Männer ausmachen. Die Gegend iſt voll ſteiniger und ſandiger Gebirge, und bloß durch den Elephantenfluß erhalten die Thäler einige Bewäſſerung. An dieſe Nation gränzen nördlich 7) die **Ataquas** und nördlich an dieſe 8) die **Chorogauquas**; beyde Nationen beſitzen ein weitläuftiges Stück Land, nebſt ungeheuern großen Wüſten. Ihr Land iſt von mittelmäßiger Beſchaffenheit, daher die Einwohner ziemlich weit von einander wohnen, haben auch meiſt nur ſo viel Vieh, als nebſt dem Wilde, das ſie fangen, grade zu ihrem Unterhalt zureicht. Sie ſind ein zahlreiches, beherztes Volk, und eilen bey eindringenden Gefahren auf die Berge. Südwärts vom Vorgebirge wohnen 8) die **Koopmans**; dieſer Land erſtreckt ſich oſtwärts ſehr weit, aber nicht lang an der Küſte hin; weil ſich die Europäer unter ihnen niedergelaſſen haben. An dieſe ſtoſſen 9) die **Haſſaquas**, und ſind die reichſten an Viehheerden. Die Kraalen ſind größer, zahlreicher und beſſer bewohnt, als bey andern Hottentotten, weil dieſe Gegend alles liefert, was ſie bedürfen. Nächſt an den

Koop-

Koopmans, deren wir oben gedacht haben, wohnen 10) die Sonquas, ein kühnes Volk, das die Waffen ſehr gut zu führen vermag. Ihr Land iſt arm an natürlichen Erzeugniſſen, daher ſich die Einwohner oft in den Dienſt anderer Nachbarn begeben. An dieſe gränzen 11) die Dunquas, in einem ſchönen und ebenen Lande, welches wohl bewäſſert iſt. Ihre Nachbarn ſind 12) die Damaquas, eben ſo glücklich durch guten Boden und Salzgruben. Nächſt bey dieſen liegen 13) die Gauriquas; ihr Boden iſt vortrefflich; und obgleich der Bezirk klein iſt, ſo ſind doch die Einwohner ſehr zahlreich. Nordoſtwärts von ihnen an der Küſte, wohnen 14) die Houteniquas, in deren Lande ſich große Wälder befinden. An dieſe gränzen 15) die Chamtourts, deren Land ganz den vorigen gleich iſt. Nordoſtwärts wohnen 16) die Heykoms, in einem ſehr bergigten Lande, das nur in den Thälern fruchtbar iſt, ſie ſind aber reich am Vieh, das ſich von dem ſalzigten Waſſer ihrer Flüſſe und dem Schilfe der Ufer nähret. Ueber dieſem liegt 17) Tierra de Natal, deren wir ſchon gedacht haben.

Die öſtliche Kaffernküſte.

Endlich folgt die öſtliche Kaffernküſte, welche oben an die Küſte Zanguebar gränzt und von dem vornehmſten Königreiche die Küſte Sofala genannt wird. Das meiſte derſelben iſt ſehr niedrig, und daher Ueberſchwemmungen unterworfen, auch voll unwegſamer, oft undurchdringlicher, Wälder, die ſowohl die Luft ſehr heiß und ungeſund machen, als auch ein Aufenthalt reiſſender Thiere ſind. Korn und Früchte werden hier wenig gebauet, weil die Nahrung der Einwohner bloß Fleiſch der Thiere iſt. In ihren Bergen ſoll ſehr viel Gold verborgen ſeyn, denn auch die Flüſſe führen Goldſand bey ſich, auch findet man an der Küſte viel Ambra. Dieſe Einwohner werden im eigentlichſten Verſtande Kaffern genannt, welches

ſo viel als Ungläubige ausdrückt. Sie ſind ſchwarz, groß, ſtark, aber nachläßig und faul, beherzt im Kriege, oft grauſam, da jedoch die Einwohner von Sofala eine Ausnahme davon machen. Ihre Häuſer ſind von Holz, ihre Kleidung von Baumwolle, darunter die Vornehmen einige Goldfaden gewirkt haben. Sie nehmen ſo viel Weiber, als ſie ernähren können, und ſtehen in großen Ehren. Auch glauben ſie an einen Gott, den ſie Mozimo nennen; und da ſie Umgang mit den Portugieſen haben, ſo ſind auch einige zum Chriſtenthum übergetreten. Sie verehren keine Bilder, auch wird die Zauberey ſehr hart beſtraft, ingleichen der Diebſtahl und Ehebruch. Der König von ihnen herrſcht unumſchränkt über ſeine Unterthanen, und hat gegen tauſend Weiber, zweyhundert Hunde zu ſeiner Leibwache und eine große Armee im Felde. Ihre Waffen ſind kleine Aexte, Pfeile, Dolche und Wurfſpieße. Die übrigen Könige aber auf der Küſte haben nicht viel zu ſagen. Die Portugieſen haben ſich hier niedergelaſſen, und beſitzen ein Fort zu Sofala.

Die weſtliche Kaffernküſte.

Der weſtliche Theil des Kaffernlandes begreift das große Königreich **Mataman**, von dem aber ſehr wenig Nachrichten vorhanden ſind. Die Küſte iſt ein bergigtes und waldigtes Land, das aber fruchtbar an allerley Lebensmitteln iſt. So wohl an guten Fiſchen, als auch an wilden Thieren iſt hier Ueberfluß; die Einwohner aber ſind ein dummes und unwiſſendes Volk, welches den Götzen dienet und den Namen Simbebas führet. Sie haben zwar einen König, der aber, weil er keinen ordentlichen Wohnplatz hat, bald da, bald dort iſt; und weil die Europäer gefunden haben, daß der Umgang mit ihnen nichts nützen würde, ſo ſind ſie bis jetzt ihrem unthätigen Zuſtande überlaſſen worden.

Die

Die Küſte Zanguebar und Ajan.

Da die öſtliche und weſtliche Küſte von Afrika den Europäern noch ſehr wenig bekannt iſt, weil ſonſt niemand als die Portugieſen, und auch dieſe nur an wenig Orten ſich feſtgeſetzt, oder eine gewiſſe Handlung angelegt haben; ſo können wir in der Beſchreibung der längſt ſelbiger gelegenen Länder nur wenig Nachrichten anführen; und ſeit dem die große Macht der Portugieſen hier aufgehört hat, ſeit dem ſind ſelbſt die wenigen Nachrichten ziemlich unzuverläßig worden.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Tierra de Natal iſt die Küſte gefährlich, und wird wenig beſucht; entweder, weil die Hottentotten, die ſie bewohnen, ihrem Charakter zu Folge, unbeſorgt um andere Wohnplätze ſind, ſo lange ihnen der ihrige Unterhalt gewähret; oder auch, welches faſt noch wahrſcheinlicher iſt, weil es keine Waaren giebt, welche einen erheblichen Handel unterhielten. Hingegen macht die Küſte Zanguebar, von der wir hier eigentlich ſprechen, eine Ausnahme: und ob auch die Menge ihrer kleinen Fürſten und Könige eigentlich nichts zu ſagen hat, ob ſchon das Land ſelbſt nur verhältnißmäßig mit Bewohnern und Naturprodukten begabt iſt; ſo ſind doch die Sitten und Gebräuche der erſtern, um einen guten Schritt weiter von der rohen Natur entfernt, ihr Umgang mit Europäern hat ihnen auf alle Weiſe gnützt, und die Bewohner der Hauptſtadt zeigen in ſehr vielen Dingen, daß es ihnen weder an den Willen noch an der Geſchicklichkeit, ſich zu verfeinern, fehlet.

Die Gränzen und Größe dieſer Küſte ſind, (wenn man die Küſte Ajan und Adel, nordoſtwärts von Zanguebar, dazu rechnet,) erſtlich gegen Nor-

den das arabiſche Meer, gegen Oſten und Süden das indiſche Meer, und gegen Weſten Aethiopien und Abyſſinien, in einer Länge von vierhundert und in der Breite von dreyßig Meilen. Das Land iſt größtentheils fruchtbar, und bringt vorzüglich Reis, verſchiedene Arten Baumfrüchte und nutzbare Kräuter hervor. Daſſelbe kann man von der Viehzucht ſagen, die den erſten und einzigen Nahrungsſtand in ſich faßt. Die Gegenden ſind grasreich, die Pferde vorzüglich ſchön, und an wilden Thieren iſt ſogar Ueberfluß, vorzüglich an Elephanten. Gold, Silber, Ebenholz, Ambra findet man, ſowohl an der Küſte, als auch auf den Inſeln, von welchen wir hernach ſprechen werden; nur iſt das Klima, in Anſehung der Hitze, für die Europäer nicht günſtig.

Im nördlichen Theile des Landes ſind die Bewohner der Küſte mehrentheils Araber oder Mohren, und im ſüdlichen theils Mohren, theils Neger. Sie ſind, wie ſchon geſagt, zum Theil geſitteter als andere afrikaniſche Nationen im Innern des Landes, und in vielen Dingen nicht ganz unwiſſend. Die Oberhäupter der verſchiedenen Staaten und Königreiche regieren mit deſpotiſcher Gewalt und nur einigen iſt es geglückt, eine republikaniſche Regierungsform aufzurichten. Doch wir wollen hier etwas länger verweilen, um die Kenntniß und Beſchaffenheit dieſes Landes etwas weiter zu beſtimmen.

Dieſe Küſte wurde von dem portugieſiſchen General Viasquez de Gama, auf ſeiner erſten Reiſe nach Indien, entdeckt. Die Portugieſen bemeiſterten ſich der Stadt Mozambique, ſetzten ſich daſelbſt feſt, nahmen im Jahr 1500 Mombaza ein, machten ſich drey Jahr nachher Quiloa zinsbar, und erhielten den freyen Handel und ein Fort im Königreiche Melinda.

da. Sie fanden bey näherer Unterſuchung ein Land, das faſt durchgängig fruchtbarer und auf eine angenehme Weiſe mit Ebenen, Thälern und Bergen abwechſelte, wo es weder an Getreide, noch an allen andern Arten von Hülſenfrüchten mangelte. An allerley Obſt, beſonders an Zitronen, Pomeranzen, Feigen, Kokosnüſſen u. dergl. iſt Ueberfluß. Alle Arten von Vieh ſind im Menge, und die Zähne der Elephanten ſo ſehr im Ueberfluß und ſo wenig geachtet, daß die Einwohner nicht ſelten ihre Gärten damit verzäunen. Eben ſo reichhaltig ſind die zahmen und wilden Federthiere, unter denn beſonders eine Henne ſeltſam iſt, weil ihr Fleiſch ganz und gar ſchwarz iſt, dabey aber, einen angenehmen Geſchmack hat. Das Innere der Berge iſt zu vielen Mahlen durchſucht worden, nicht ſo wohl von den Eingebohrnen, als von den Portugieſen, und man hat anſehnliche Schätze aus dem Golde, Silber, Kupfer, Ambra und andern nutzbaren Steinen gezogen.

Die eigentlichen Einwohner dieſes Landes ſind Neger, mehrentheils olivenfarbig, groß und ſtark von Figur: und weil ſie dieſe körperliche Eigenſchaften haben, auch dabey nicht ſo faul ſind, als die übrigen Neger; ſo nehmen die Portugieſen dieſe Leute viel lieber in Dienſte, oder handeln ſie als Sklaven ein, um in Indien noch größern Vortheil davon zu ziehen. Die Bewohner der Küſte ſind ſo gar angenehm im Umgange, gegen Fremde gefällig, und billig in ihren Handlungen; dahingegen die Einwohner im Innerſten des Landes den Namen Menſchenfreſſer führen, ob es eigentlich wohl nur ihre wilde Gemüths- und Lebensart anzeigen ſoll, ob ſchon Einige behaupten, ſie verzehrten nicht nur ihre Kriegesgefangenen, ſondern ſogar auch ihre eigenen Landsleute, welche ihnen weit beſſer ſchmeckten, als Fremde; vielleicht

haben die Hirnſchädel der Verſtorbenen, die ihnen zu Trinkgefäßen dienen, Anlaß zu dieſer Meinung gegeben; und übrigens ſind ſie vielleicht nicht grauſamer, als jede andere Nation, die ſo wenig Mittel kennt, ihre Sitten zu verbeſſern.

Wegen der ſehr großen Hitze gehen Männer und Weiber ganz nackend, denn das ganz kleine Tuch, womit ſie die Scham zudecken, verdient doch keine Kleidung genannt zu werden. Ihr ganzer Schmuck beſteht in einigen Reihen Glaskugeln und einigen Ringen von Kupfer oder Zinn, die ſie nach Art der Hottentotten am Arm tragen. Ihre Nahrung iſt einfach und nur aus den einfachſten Geſchenken der Natur bereitet, weswegen man eigentlich ſehr überflüßig die Mäßigkeit dieſer Leute rühmet, die nichts anders kennen und genießen, als was im eigentlichſten Sinne unſchädlich iſt. Reis in Waſſer und mit Honig gekocht, nebſt etwas Fiſchen, ſind ihre Speiſen; reines Waſſer, Palmwein, und ein gewiſſes Getränke, welches ſie Arakka nennen, und worin ſie ſich ſehr oft berauſchen, ſind ihre Getränke. Alles, was das Gepräge erkünſtelter Sitten an ſich trägt, und nicht grade zu dem Stande der Natur angemeſſen iſt, hat weder Werth in ihren Augen, noch mögen ſie darnach handeln. Ein Beyſpiel hiervon ſind ihre Verheurathungen, die ohne Weitläuftigkeiten und faſt ohne alle Ceremonien vollzogen werden. Nur die Einwilligung der beiderſeitigen Eltern entſcheidet die Ehe, wenn anders zuvor das neue Paar ſich gegenſeitig zu lieben gedenkt. Da jedoch wohl kein Ort in der Welt iſt, wo nicht etwas von Ceremonie bey irgend einer Handlung mit eingewebt ſeyn ſollte; ſo verrichten auch hier die Verwandten derſelben eigentlich nur das Ceremoniel mehr, als die Brautleute ſelbſt. Sie gehen nämlich an dem geſetzten Tage unter Singen und

Tanzen vor die Thüre der Braut, und überreichen ihr die Geſchenke, die bloß aus türkiſchem Korn beſtehen. Hiervon nimmt jede Tänzerin zu ihrem Antheil eine Handvoll, von dem Mehl aber ſtreuet man ſich etwas auf das linke Auge und die Backe, und ſo endiget ſich die ganze Feyerlichkeit zuletzt mit einem Schmauſe, der oft den übrigen ganzen Theil des Tages einnimmt, bis nach Sonnenuntergang jedes zu Hauſe kehrt, und der Bräutigam ſeine Braut zu ſich nimmt. Es hat zwar in einigen Gegenden noch eine andere Gewohnheit ſtatt, nämlich, daß die Mädgen, ehe ſie zu der Braut gehen, zuvor auf freyem Felde, eine Zeitlang unter Weinen und Geſchrey, über den Verluſt von ihrer Geſpielin zubringen, und von da zu einer guten Mahlzeit kommen, die ganze Nacht hindurch tanzen, und erſt gegen Morgen von der Braut Abſchied nehmen.

Ganz anders betragen ſie ſich bey ihren Todten, und hier äußern ſie ſo viel natürliche Gefühle und Ceremonien, als andere Völker. Lautes Klagen und Geſchrey erfüllt die Wohnung und die Gruft des Verſtorbenen. Man wickelt ihn in ſchwarzes Tuch, und begräbt, nebſt ſeinen Waffen, ſogar einige Lebensmittel mit ihm. Dieſer Gebrauch verräth nur zu ſehr, wie dunkel und unrichtig die Begriffe ihrer Religion ſind, da ſie für den Todten ſo beſorgt ſind, um ihn auf ſeiner Reiſe nicht hungern zu laſſen. Wie man ſagt, wird die Decke, worauf er geſchlafen hat, ſein Stuhl, ſeine Geräthſchaften, ſogar das Haus, worin er wohnte, verbrannt, und die davon erhaltene Aſche in das Grab des Verſtorbenen geſtreuet. Bey der ſo groß ſcheinenden Liebe gegen ihre Todten, müſſen ſie jedoch auch die Handlung ſelbſt für etwas Unreines anſehen, wenn nicht etwa Religionsbegrif-

ſe die Veranlaſſung dazu geben. Derjenige nämlich, der ſich mit dem Verſtorbenen im Tode beſchäftiget, oder ihm nur angerühret hat, iſt von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen, und erſt nach vielem Waſchen und Reinigen darf er wieder in die Gemeinſchaft der Uebrigen kommen. Gewöhnlich währt die Trauer acht Tage, und in dieſer Zeit kommt man auch täglich zwey Stunden zuſammen, um den Verluſt des Verſtorbenen durch Klagen und Seufzen zu erneuern, wobey man ſich allemal das Geſicht mit Mehl bereibet.

Alle dieſe ſeltſame Gebräuche ſind in ihrem Religionsſyſtem gegründet, denn die eigentliche Religion des Landes iſt die heidniſche, die auch die meiſten Neger angenommen haben. Doch giebt es auch unter dieſen Völkern Secten, denn ob ſchon einige die Götzenbilder anbeten und ihnen Opfer bringen; ſo finden ſich doch auch einige unter ihnen, die das nicht thun, ſondern vielmehr Spuren, obgleich ſchwache, von einem einzigen höchſten Weſen haben, das ſie ſich als den Schöpfer und Regierer der Welt denken. Sie ſind ihrer Unſterblichkeit gewiß, ſo wie ſie überzeugt das Daſeyn eines böſen Geiſtes glauben, und deſſen Gewalt Schaden zu zu fügen, ſie in ihrer Verehrung weit eifriger macht, als in der Verehrung des guten Weſens, von dem ſie ſich kein Uebels befürchten. Man kann alſo nicht ſagen, dieſe Einwohner beteten den Teufel an, ſondern, ſie ſuchen ihn vielmehr nach ihren Begriffen von ſich zu entfernen, damit ſie ihn nie zum Zorn reitzen mögen. Man beſchuldiget ſie zwar eines andern, weit gräßlichern Fehlers, als ſtießen ſie zuweilen Läſterungen gegen ihren Gott aus, und das vorzüglich alsdann, wenn ihnen etwas nicht nach ihren Abſichten von ſtatten gienge.

Allein

Allein auch dieſe Beſchuldigung klingt bey dieſer bloßen Erzählung zu hart, und iſt in der That auch ganz anders. Sie ſetzen zwar ein uneingeſchränktes Zutrauen der ſchnellen Erfüllung ihrer Wünſche und der Bitten, die ſie an den guten Gott ſchicken, und werden alsdann unwillig, wenn der Erfolg ihren Abſichten nicht entſpricht. Doch iſt es keine Läſterung, ſondern vielmehr glauben ſie, die Gottheit verlange noch weit mehr von ihnen, und dieß drücken ſie zuweilen in unwilligen Geberden aus, und ſtellen auch wohl deshalb ſehr lange Faſten an, um ſie dadurch zum Mitleid oder zur Erhörung zu bewegen: können ſie alsdann den Erfolg ihrer Wünſche nach ihrem Gefallen erklären, dann hören dieſe Faſten auf, und ſie ſind eben ſo geneigt, von den ſtrengſten Faſten zum ſchwelgerigſten Gaſtmahlen überzugehen, bis ſie wieder ein neuer Umſtand auffordert, religiös zu handeln. Die Araber hingegen haben die mohämedaniſche Religion eingeführt, der ein großer Theil der Einwohner und ihrer Könige zugethan iſt. Allein auch ſie hat manche abergläubiſche Vorſtellung mehr erhalten, und iſt faſt nichts mehr, als ein Gewebe von Zauberey, Wahrſagungen und verdorbener mohämedaniſchen Lehre. Auf den Inſeln, als zum Beyſpiel, in Mozambique, hat ſogar die chriſtliche Religion einigen Eingang gefunden. Man läßt die Kinder, ſobald ſie reden können, in der portugieſiſchen Sprache und Religion unterrichten. Nachdem ſie getauft ſind, hängt man ihnen ein kleines Krucifix an den Hals, für welches ſie die tiefſte Ehrfurcht hegen; ja es hat einige unter ihnen gegeben, die es in den Wiſſenſchaften etwas weiter gebracht haben, daß man ſie zu Prieſtern hat annehmen können. Dafür haben die Einwohner von Melinda wieder eine andere Art Sitte angenommen. Ihre Kinder tragen ſeit dem

ſiebenten Jahre ein Gewicht von Thon auf dem Kopfe, ſieben bis acht Pfund ſchwer, und von dieſer Laſt werden ſie nicht eher befreyet, als bis ſie auf irgend eine Weiſe ihren Muth geäußert, oder in einem Kriege Proben ihrer Herzhaftigkeit abgelegt haben. Alle dieſe Handlungen ſind mit in ihre Religionsbegriffe verwebt, und haben irgend eine gute oder böſe Folge bey ihrem guten oder böſen Gott zu erwarten. Sie werden wenig unternehmen, ja z. B. der König von Melinda wird ſich nie eher entſchließen auszugehen, bis der Erfolg des Ausganges durch Opfer unterſucht und der Gottheit zuerſt anempfohlen worden ſey. So gehen unter andern allemal, wenn er ſich öffentlich ſehen läßt, ſeine Hofdamen in drey Haufen vor ihm her, deren einer das Lob des Königes beſingt, der andere Gefäße mit Rauchwerk trägt und der dritte Muſik macht, die aber nichts iſt, als daß ſie ununterbrochen mit Klöppeln von Elfenbein auf eherne Gefäße ſchlagen. Ingleichen darf er aus Ehrfurcht und Aberglauben nie die Erde berühren, ſondern wird von ſeinen Bedienten auf den Schultern getragen, man fällt vor ihm nieder, ohne das man es wagen darf, ihm anzuſehen. Weil man alſo zu beſorgt iſt, es möchte ihm unter Wegens etwas Übels wiederfahren, ſo opfert man ſogleich, als er aus dem Schloſſe kommt, ein Reh; das Eingeweide wird von den Prieſtern durchſucht, die Merkmale der Vorbedeutung genau beobachtet: alsdann, wenn nichts Böſes zu befürchten iſt, ſo geht der König dreymal über das geſchlachtete Thier hinweg, und man ſetzt ſeinen Weg fort. Es iſt leicht zu erachten, daß die Auslegung bloß das Werk der Prieſter iſt, daß niemand, außer ſie, dieſe Kunſt verſtehen, und daß ſie dieſen Quell der reichlichen Einnahme durch nichts zu verſtopfen ſuchen. Bey alle dem haben ſie es in der Art und

Weiſe ihres Betruges nicht ſehr weit gebracht, und ihre Kunſt würde weit weniger einträglich ſeyn, wenn ſie dieſelbe nicht Leuten vorſpielten, die zu ſehr von ihrem Anſehen geblendet werden. Ihre ganze Zauberkunſt beſteht in weiter nichts, als daß ſie einen Tanz anſtellen, der ſo lange anhält, bis jemand von ihnen ohnmächtig zur Erde fällt. Wenn er wieder zu ſich gekommen iſt, dann fragt man ihn, was man wiſſen will; und was er in dieſem Zuſtande alsdann antwortet, wird für ein Orakel des böſen Geiſtes gehalten. Man kann ſich leicht vorſtellen, welche Gewalt dieſe Prieſter über die Handlungen und über die Güter ihrer Brüder haben müſſen, da ſie ohnedem den Zorn des böſen Gottes ſo ſehr ſcheuen, und dieſe Leute doch ſogar Umgang mit ihm haben, oder Befehle von ihm zu erhalten vorgeben. Hätten auch die Portugieſen in manchen andern Dingen der kranken Vernunft dieſer Leute eben nicht das helleſte Licht aufgeſteckt; ſo haben ſie ihnen doch in den Orten, die ihrer Herrſchaft unterworfen ſind, manche beſſere Begriffe gelehrt, und einige zum Chriſtenthume bekehret.

Dieſelben Eingriffe haben die Portugieſen auch in ihre weltliche Regierung gethan, und ſo viel bedeutend es immer ſo klingt, daß auf dieſer Küſte ſechs Königreiche anzutreffen ſind; ſo müſſen ſich doch viele von ihnen unter die Obermacht der Portugieſen beugen, und die übrigen fühlen wieder zu ſehr ihre Schwäche, als daß ſie etwas Erhebliches dagegen unternehmen könnten. Wirklich ſind auch die oben ſechs angegebenen Königreiche hier anzutreffen, als namentlich, 1) Anchoe, 2) **Mozambique**, 3) **Mongale**, 4) Quiloa, 5) **Mombaza** und 6) **Melinda**, die zwar alle eine uneingeſchränkte Macht gegen ihre Unterthanen äußern, auch von dem denſelben

ſelben ſklaviſch verehret werden, dabey aber, wie geſagt, durch die Portugieſen ſehr eingeſchränkt ſind. Der Mächtigſte von ihnen iſt der König von Melinda, außer daß die Portugieſen, nahe bey ſeiner Hauptſtadt, eine Feſtung angelegt haben, die ſeiner Herrſchaft das Uebergewichte hält, und von wo aus ſeine Reſidenz mit Kanonen beſtrichen werden kann.

Der Mittelpunkt der portugieſiſchen Beſitzungen auf dieſer Küſte iſt Mozambique. Dieſe Inſel, welche vom feſten Lande nur durch einen kleinen Kanal getrennt iſt, hat zwey Meilen im Umfange. Sie liefert im Ueberfluß Reis, Hirſe, Feigen, Pomeranzen, Palmbaumfrüchte und verſchiedene wohlſchmeckende Gemüſe und Obſtarten. An Vieh iſt derſelbe Ueberfluß, und vorzüglich an Ochſen, Schafen, Ziegen ꝛc. von denen die Schafe beſonders ſehr große Schwänze haben, die zu dreyßig bis vierzig Pfund wiegen. Auch iſt dieſe Inſel ziemlich bevölkert, und ihre Bewohner ſind Leute von einer guten, großen und ſtarken Leibesbeſchaffenheit, etwas ſchwarz von Farbe, und kleiden ſich in baumwollene Zeuge, Calico genannt. Eigentlich bedeutet das diejenigen Zeuge, welche aus der Levante hierher kommen, ſchön von Anſehen und noch nicht bemahlt ſind. Einige tragen die Kleider in Form langer Röcke, die vom Kinn, bis auf die Füße herab reichen, andere bedecken nur die Schultern damit, gleichwie mit einem Mantel, und auf dem Kopfe haben ſie einen leinenen Turban, mit Seide und Gold durchwirkt. An der Seite tragen ſie, gleich den Mohren, einen Dolch, den ſie Sagbuts heiſſen. In Anſehung der Religion ſind ſie, wie zu Sofala, in die natürliche und verdorbene mohämedaniſche Religion getheilt, und leben mit ihren übri-

gen

gen Einwohnern, den Portugieſen, ziemlich friedlich.

Die Stadt **Mozambique** im funfzehnten Grad ſüdlicher Breite, nahe am Ufer des feſten Landes auf einer kleinen Inſel, iſt wohl befeſtiget, und hat einen vortreflichen, weiten und geſicherten Hafen. Der Handel von hier nach Sofala, nach dem rothen Meer und nach Indien macht dieſen Ort für Portugal ſehr erheblich, und es iſt alſo kein Wunder, wenn ſie den Beſitz dieſes Hafens auf alle Weiſe zu behaupten ſuchen. Auch reſidiret hier der portugieſiſche Statthalter, deſſen Anſehen ſich über alles auf der Küſte erſtreckt, was nur immer der Krone Portugals unterthan iſt. Seine Geſchäftsverwaltung iſt eigentlich nur auf drey Jahr beſtimmt, allein es leidet dieſes zuweilen Ausnahme, und er darf dieſes Amt auch länger behalten, welches mit großem Anſehen und mit reichen Einkünften verbunden iſt. Die Schiffahrt der Eingebohrnen iſt eigentlich nicht ſehr erheblich, weil ſie noch ſehr wenig Kenntniſſe von der Schiffsbaukunſt haben, indeſſen vertreten ſie doch die Stelle anderer, und ſind zu ihrem Gebrauche geſchickt. Sie ſind groß, aber ohne Verdeck und ohne Eiſenwerk, ſogar ohne Nägel, indem das Holzwerk mit Cayro oder Seilen, die aus Cocosſchaalen gemacht werden, verbunden wird. Ihre Seegel ſind Matten, von Palmenblättern gemacht, und zu der Kenntniß ihrer Seereiſen haben ſie den Kompaß, der aus einer viereckigten Geſtalt beſtehet, auch dabey noch einige Karten. Allein ſie irren ſehr oft in ihren Berechnungen, und werden auf ihren Reiſen nicht ſelten verſchlagen. Was die Stadt und ihr Inneres betrifft, ſo hat ſie weiter nichts Erhebliches. Die Häuſer ſind von ſchlechten geflochtenen

Mozambique.

nen

nen Hürden, und ſogar die Wohnung des Scheiks, nebſt der Moſchee, ſind von leimernen Wänden erbaut.

Mombaß (oder Mombaſa,) iſt ebenfalls ein Eyland, unweit des feſten Landes, welches durch einen Fluß gebildet wird, der mit zwo Mündungen in die See fällt, und etwa zwey hundert und fünf und zwanzig Meilen von Mozambique liegt. Hier hat die Natur an der Befeſtigung des Hafens mehr Antheil, als die Kunſt. Es befindet ſich hier auch ein großer Vorrath von Lebensmitteln, als Hirſe, Reis, Federvieh, alles ſehr wohlſchmeckend, und als etwas Beſonderes haben die Schafe hier gar keine Schwänze, anſtatt die zu Mozambique ſehr groſſe haben. Das Eyland iſt ſehr angenehm, voll Baumgärten, die mit Granatäpfeln, Feigen, Orangebäumen, Limonen und Zitronen geziert ſind, und vorzüglich befindet ſich hier eine der Fruchtbarkeit zu ſtatten kommende glückliche Bewäſſerung.

Mombaſſa. Die Stadt Mombaſſa, welche von einem König regiert wird, iſt ziemlich groß, liegt an einer felſigten Höhe, woran die See ſchlägt, und alſo nie untergraben werden kann. An der Einfuhrt des Hafens und in der Barre iſt eine kleine niedrige Schanze nahe am Waſſer. Die meiſten Häuſer ſind hier aus Steinen gebauet, inwendig ſogar ausgeziert, die Decken von Gyps, und alle Gaſſen der Stadt ſind reinlich und bequem. Die Einwohner beſtehen aus Mohren und Weißen, und werden beſonders für geſchickte Reuter gehalten. Sie kleiden ſich faſt prächtig, beſonders die Frauen, und man wird ohne die Armen wenige ſehen, deren Kleider nicht, aus Seide, reich mit Gold und Juwelen beſetzt, beſtänden.

den. Der Handel, dem eine günſtige Lage und ein vortrefflicher Hafen zu ſtatten kömmt, verſchafft ihnen dieſe Reichthümer, und man wird an wenig Orten ſo viel Produkte von Elfenbein, Wachs, Honig, u. dergl. beyſammen antreffen. Seit dem Jahr 1729 ſind die Portugieſen zum Beſitz dieſer Hauptſtadt gelanget, und, ob ſie gleich von einem Könige bewohnt wird, ſo bleibt ihm doch wenig von ſeiner Herrſchaft übrig.

Achtzehn Meilen von Mombaſſa liegt **Melinda**. Der Hafen iſt faſt eine offene Rhede, allein es befinden ſich daſelbſt eine Reihe Felſen, daran die See ſchlägt, und welches die Urſache iſt, daß die Schiffe weit vom Ufer wegbleiben müſſen. Die Stadt **Melinda** liegt auf der ebenſten Seite einer felſigten Küſte, mit Wäldern von Palmen und fruchtbaren Bäumen umgeben, die einen angenehmen Geſchmack bey ſich führen. Alle Lebensmittel ſind hier im Ueberfluß, und die Stadt an und für ſich iſt groß, hat ſchöne Straßen, ſteinerne Häuſer, welche verſchiedene Stockwerke hoch ſind, und oben flache Dächer von Leim und Erde haben. Die Eingebohrnen ſind ſchwarz von Farbe, dabey wohlgeſtaltet, ſtark und mit wollichtem Haar. Die Fremden, welche ſich niedergelaſſen haben, ſind Mohren aus Arabien und Indien die ſich hier äußerſt wohl befinden, große Reichthümer häufen, und ſich prächtig kleiden. Die Vornehmſten tragen ſeidene Kleider, andre aber kurze baumwollene Mäntel, und auf dem Kopf, eine Art Turban, der mit Seide und Gold durchwirkt iſt. Ihre Schwerdter und Dolche ſind ſehr artig ausgeziert. Dabey beſitzen ſie eine große Fertigkeit, dieſe Waffen zu führen, ob ſie ſich gleich meiſtens nur der linken Hand bedienen. Die Schönheit des Putzes

Melinda.

ihrer Frauen und ihre natürliche gute Bildung hat längſt der Küſte zu einem Sprüchwort Anlaß gegeben, worin ſie eine Vergleichung mit der Geſchicklichkeit der Reguter von Mombaſſa und der Schönen von Melinda machen. Die meiſten Kaufleute handeln mit Spezereyen, Kupfer, Queckſilber und Baumwolle, welches ſie gegen Gold, Ambra, Elfenbein, Pech und Wachs vertauſchen. Die Oberherrſchaft liegt in der Perſon eines Königes von mohämedaniſcher Religion, doch haben auch hier die Portugieſen ein ſtarkes Waarenlager.

Die Küſte Ajan und Adel, nordoſtwärts von der Küſte Zanguebar, erſtreckt ſich vom Aequator bis an das rothe Meer, und iſt ohngefähr zweyhundert Meilen lang und hundert und zwanzig Meilen breit. Die Luft iſt zwar heiß, aber doch geſünder als auf allen übrigen Küſten. Grund und Boden iſt ſehr fruchtbar an Gerſte, hat die ſchönſten Viehweiden und ſehr viel Obſt. Die Gold- und Silberbergwerke geben reiche Ausbeute, und beſonders iſt in der Republik Brava Ueberfluß daran; auch fehlt es dem Lande nicht an Waſſer, den drey ſehr anſehnliche Flüſſe durchlaufen daſſelbe. Die Einwohner des Landes ſind theils gelb, theils ſchwarz, groß vom Köper, und heftig von Leidenſchaften, unter die ſich oft ein Zug von Grauſamkeit müſcht, den ſie hauptſächlich an ihren Feinden blicken laſſen. Der Religion nach ſind ſie Mohämedaner, jedoch nicht alle.

Magadoxa. Die Stadt **Magadoxa** liegt hundert und dreyzehn Meilen von Melinda, iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königes, iſt eine ſehr große Stadt, drey Meilen von der See entfernt, und giebt von dieſer Seite, mit ihren Moſcheen und Thürmen, einen gefallen.

gefallenden Anblick. Schade, daß der Hafen nicht beſſer genuzt werden kann, theils, weil längſt dem Ufer, etwa eine Meile von dem ſandigen Strande, eine Reihe Klippen ſind, und theils, weil die Schiffe nicht allemal für dem Seewind geſichert ſeyn können.

Quiloa iſt ebenfalls eine Inſel, hundert Meilen von Mozambique gelegen. Die Herrſchaft dieſes Fürſten erſtreckt ſich vom Kap Korientes, bis faſt nach Mombaſſa, beynahe vierhundert Meilen längſt der Küſte, welche ſehr volkreich und voll Städte iſt. Auſſer unzähligen Eylanden an derſelben, die ihm alle Steuern geben, iſt er doch weder mächtig, noch reich, und kann nur eine ſehr geringe Kriegesmacht halten. Das Land iſt ſehr fruchtbar und mit kleinem Vieh wohl verſehen. Das Waſſer iſt vortrefflich. Man treibt ſtarken Handel mit Gold und deßhalb halten ſich auch hier viel Kaufleute aus dem glücklichen Arabien auf. Auch hier kennet man keine andre Art, die Schiffe zu befeſtigen, als dieſelben zuſammen zu binden, und in Ermangelung des Peches, mit wildem Weihrauch auszugießen. J. Quiloa.

Noch müſſen wir der auf der Küſte von Ajan und nahe bey Mozambiqne liegenden kleinen Republik Brava gedenken, des kleinen Staates, wohin im Jahr 1508 Triſtan d'Achunha die Waffen und den Stolz der Portugieſen gebracht hatte. Das Land iſt im eigentlichſten Sinne eine Republik, und vielleicht die einzige in dieſem ungeheuern Lande. Sieben Brüder, welche der Tyranney des Lacah, der einer von den kleinen Königen des glücklichen Arabiens war, entflohen, waren die Stifter derſelben. Sie wird von zwölf Cheiks regieret. Die Portugieſen, denen ſie nicht widerſtehen konnten, plünderten und verwüſteten alles. Um nun ihre Republik wieder herzuſtellen,

ſtimmten dieſe Republikaner mit einander überein, ſich ihren Zerſtörern als Zinnsträger zu ergeben, und lieber den Schatten ihrer Freyheit zu erhalten zu ſuchen, als in Gefahr zu leben, ganz unterdrückt zu werden; und ſeit dieſer Zeit haben die Portugieſen ſie immer als Vaſallen behandelt.

Brava.

Die Hauptſtadt der Republik iſt Brava; ſie liegt fünf und zwanzig Meilen von Magadoxa, und hat für die Seefahrer einen ſehr guten Hafen.

J. Zocatara.

Nordoſtwärts von der Küſte Ajan, liegt endlich noch die Inſel Zocatara. Sie liefert Weihrauch, Gummi, Taback, ſehr guten Aloe, Ambra u. ſ. w. und ſteht unter der Herrſchaft der Araber.

VII.

Guinea.

Unter dem Namen Guinea begreift man den ganzen Theil der Weſt-Küſte von Afrika, welcher von den Gränzen Senegambiens bis an das Kaffernland hinabreicht, und außer dieſen beyden Ländern noch an Nigritien gegen Oſten und Norden gränzt, weſtwärts aber den Ocean hat, der auch hier das äthiopiſche Meer genannt wird. Seine Länge beträgt auf ſechshundert, die Breite aber nicht mehr denn achtzig deutſche Meilen; es iſt wohl gewäſſert, hat hie und da ziemlich beträchtliche Gebirge, und iſt, im Ganzen genommen, kein unfruchtbarer Erdſtrich. Der vornehmſte Fluß fließt in Nieder-Guinea, und heißt Zaire; merkwürdige Vorgebirge aber ſind das **Vorgebirge der Palmen** (Cabo de Palmas) das **Vorgebirge der drey Spitzen** (Cabo de tres Puntas), und das **Vorgebirge des Lope Gonſalva.** Die Witterung kann in einer ſo großen Ausdehnung nicht allenthalben gleich ſeyn, doch iſt faſt überall die Hitze äuſſerſt heftig, und nur die Seewinde nebſt dem zuweilen häufigen Regen mildern dieſelbe. Von dem Lande überhaupt.

Die Eintheilung von Guinea, welche wir auch bey unſrer Beſchreibung befolgen werden, iſt, in **Nord-** oder **Ober-Guinea** und in **Süd-** oder **Nieder-Guinea.** Zu jenem gehört die Küſte **Malaguette** oder die **Pfefferküſte**; die **Zahn-** oder **Elfenbeinküſte**, die **Goldküſte** und die **Sklavenküſte. Nieder-Guinea** beſteht aus den Reichen **Loango, Kakongo, Kongo, Angola, Benguela** und **Matamba.**

Wir machen mit Nord-Guinea, und zwar mit der **Pfefferküſte** den Anfang. Dieſe erſtreckt ſich von Senegambien bis an das Vorgebirge der Palmen, und hat A. Nord-Guinea. 1) Die Pfefferküſte.

a) Land. hat ihren Namen von dem langen Pfeffer, der hier häufig wächſt und einen anſehnlichen Handelszweig, ausmacht. Von dem Löwengebirge (Sierra Leona) herab geht das Land ſehr flach, die ganze Küſte iſt nirgends mit Klippen eingefaßt, und das anſpülende Meer iſt beſtändig ruhig. Die Winde und der Strom der Flüſſe, unter welchen der Sierra Leona oder Mitomba, der Rio de Palmas und der Rio de Galinhas die vorzüglichſten ſind, haben ſechs Monate lang, vom April bis zum November, dieſelbe Richtung. Südwärts von der Linie oder dem Aequator, welcher unſre Erdkugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel theilt, bläßt der Südoſtwind; auf der mitternächtlichen aber herrſcht der Oſtwind. In den ſechs übrigen Monaten nehmen die Winde zuweilen eine andre Richtung; verlieren aber auch ihre Stärke, und werden, ſo zu ſagen, weit ſchlaffer. Jahreszeiten ſind hier nur zwey: vom April bis zum November regnet es nie, aber der Himmel iſt mit einer Art Höhenrauch bedeckt, welcher die Heftigkeit der Sonnenſtrahlen mindert, und alle Nächte fällt ſo viel Thau, daß der Wachsthum der Pflanzen nicht unterbrochen wird. Den übrigen Theil des Jahres iſt die Hitze ziemlich groß, und würde, ohne die ſtarken Regengüſſe, unerträglich ſeyn. Da dieſe Regenſtröme weder natürlichen noch künſtlichen Ablauf finden; ſo bilden ſie Moräſte und ſtehende Waſſer, welche den Fremden durch ihre ſtinkenden Ausdünſtungen beſonders tödtlich werden.

Bey dem allem iſt das Land ſehr fruchtbar an Hirſe und Reis, den beyden vorzüglichſten Nahrungsmitteln der Neger; an Maniok, Ignamen, Pataten, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Obſt, edlen Früchten, und verſchiedenen Holzarten, wie dann ein groſſer Theil des Landes einem ununterbrochenen Walde gleichet. Zu den beſondern Vegetabilien der Küſte

gehöret:

gehöret: der Pfeffer, welcher auf gutem Boden buſchartig wächſt, auf ſchlechtem aber, gleich dem Epheu, ſich an die Bäume ſchlinget. Seine Blätter gleichen den Nußblättern, und die Schoten ſind dreyeckigt und inwendig voll Körner. Dieſe ſehen vor der Reife roth aus, und haben einen angenehmen Geſchmack, werden aber zuletzt ganz ſchwarz und ſo beiſſend, als der hitzigſte oſtindiſche Pfeffer. Ferner gehört dahin der Toglowbaum, welcher die Frucht Kola trägt. Dieſe gleicht der Kaſtanie, und wächſt fünf bis ſechs in einer Schale beyſammen. Sie ſchmeckt ſehr ſtrenge, giebt aber dem Waſſer einen angenehmen Geſchmack, und treibt den Harn. Negern und mehrere Europäer bedienen ſich der Kola, wie, in Oſtindien, der Arekanuß: ſie kauen ſie mit der Rinde eines Baumes, und halten dieß für ein gutes Mittel, das Zahnfleiſch zu bewahren. Ferner der Seifenbaum, welcher die Größe eines welſchen Nußbaums erreicht, und deſſen Frucht gerade die Stelle der Seife erſetzt.

In den meiſten Gegenden fehlt es den Negern nicht an Hornvieh, Ziegen, Schweinen und Schafen, von welchen eine Art keine Wolle, ſondern Ziegenhaare, und eine Mähne am Halſe hat, und mitten unter dieſen Heerden ſieht man nicht ſelten Haufen von Hirſchen und Anteloven weiden. Zahmes Federvieh iſt beſonders in unglaublicher Menge zu finden, und in den waldigten Gebirgen findet man wilde Schweine, Stachelſchweine, Gemſen, Elephanten, Löwen, Tyger, Affen, und alle die Thiere, welche in Afrika zu Hauſe ſind. Die Flüſſe und das Meer haben Fiſche in Menge, und ſo große Auſtern, daß ein Mann ſich von einer einzigen zu ſättigen im Stande iſt, und ein einziger Fiſchzug iſt hinreichend, zweyhundert Menſchen eine reichliche Mahlzeit zu verſchaffen. In dem

Fluſſe von Sierra Leona findet man auch den **Manati** oder **Seelöwen**, welcher ſechszehn bis achtzehn Fuß in der Länge und vier bis fünf im Durchmeſſer hat. Sein Kopf iſt groß, der Rachen breit und die Augen äußerſt klein; er lebt von Kräutern, die auf dem Grunde des Fluſſes wachſen. Die Negern harpuniren ihn, und eſſen ſein Fleiſch, das im Geſchmack dem Kalbfleiſche ähnlich iſt. Schlangen giebt es hier wenigſtens ſo viel, als in Senegambien, und die Arten von anderm Ungeziefer ſind ohngefähr eben dieſelben.

b) Einwohner.

Da dieſe Küſte von mehrern Nationen bewohnt wird, die ſich in verſchiedenen Dingen von einander unterſcheiden; ſo würde eine allgemeine Schilderung hier am unrechten Orte ſeyn, und wir ſehen uns daher genöthigt, jede der bekannten Negernationen für ſich zu beſchreiben, ſollten wir auch eines und das andre der Deutlichkeit wegen wiederholen müſſen.

1) Kapez und Kumbas Manez.

In dem nördlichſten Theile, in und an den Löwengebirgen, wohnen zwey Völkerſchaften, **Kapez** und **Kumbas Manez** von den Reiſenden genannt, und in einem immerwährenden Kriege mit einander verwickelt. Die letztern, ſagt man, kamen zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts aus dem innern Afrika, und ſetzten ſich, weil ſie die ſtärkern waren, neben den Kapez feſt, woher denn die beſtändigen Kriege zwiſchen beyden Völkern ihren Urſprung haben ſollen. Der Farbe nach ſcheinen beyde näher mit einander verwandt zu ſeyn, als die Kapez mit ihren nächſten Nachbarn in Senegambien: denn ſtatt der glänzenden Schwärze der letztern, fällt ihre Farbe ins Braune, und ihre Naſen haben auch nicht das Platte, welches man bey den Negern in Senegambien wahrnimmt.

Die **Kapez** werden übrigens für die gutartigſten und geſittetſten unter allen Negern gehalten, die äuſ-

ſerſt

ſerſt leicht lernen, und ſich zu den Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnen, wenn gleich ihre Herzhaftigkeit dabey außerordentlich ſeyn ſoll. Die Kumbas im Gegentheil ſind wild, unruhig und beſtändig unter ſich oder mit ihren Nachbarn uneins: ſelbſt mit den Europäern zerfallen ſie öfters, die ſich aber durch Abbrennen ihrer Hütten und Verwüſtung der Felder gemeiniglich ſehr empfindlich rächen.

Beyde Geſchlechter gehen bis zum funfzehnten Jahre nackend, worauf ſie einen Schurz von Tuch oder Baumrinden tragen; manche aber haben nichts, als einen ledernen Riemen um die Lenden, worinnen ſie ein Meſſer tragen. Vornehmere kleiden ſich in einen kurzen baumwollnen Rock, und die Weiber umwickeln ſich mit einem baumwollenen Tuche, das bis auf die Knie herabreicht. Beyde Geſchlechter haben Zierrathen in den Ohren, und im Geſicht mehrere kleine Zeichnungen welche mit einem glühenden Eiſen gemacht werden. Sie tragen auch Armbänder und Ringe von Glas, Kupfer und Gold. Die Haare um die Augenlieder ſcheeren ſie ab, und das Haupthaar ſchneiden ſie in Kerben und andre Figuren. Der Bart iſt kurz, kraus und ſchwarz, und wird täglich mit Palmöl oder Zibet geſalbt.

Ihre Wohnungen und Hausgeräthe ſind äußerſt einfach: die erſten beſtehen aus Leimen, und ſind mit Rohr gedeckt, ſo daß, wie öfters geſchieht, ganze Dörfer ihre Wohnungen mit leichter Mühe verändern. Ihre Betten ſind geflochtene Matten, auf über einander gelegte Stücken Holz geworfen und das übrige Hausgeräthn beſteht in irdenen Töpfen und Schüſſeln, etlichen Kürbisflaſchen, einem Korbe für die Frau, Schnecken und Auſtern aufzuleſen und einem Sack für den Mann der aus Baumrinde verfertiget iſt, und in welchem er auf der Reiſe Taback, Pfeiſe und Eſſen ver-

wahrt: denn in einem Lande, wo keine Wirthshäuſer und oft auf viele Meilen keine Wohnungen anzutreffen ſind, muß der Reiſende nothwendig ſeine Speiſe bey ſich führen. Glücklicher Weiſe ſind dieſe Leute in dem Falle, nicht viel zu bedürfen: denn wenn der Sack mit geſtampftem und in Kugeln gebacknen, oder auch nur im Waſſer abgeſpülten Reis oder Hirſe gefüllt iſt; ſo ſind ſie vollkommen gegen allen Hunger geſchützet. Auſſer dem Reis und Hirſe ſind ihre übrigen Nahrungsmittel Wurzeln, Baumfrüchte, Kräuter, Muſcheln, Auſtern, Fiſche und allerley Arten von Thieren, ſelbſt Ungeziefer nicht ausgenommen. Waſſer iſt das gewöhnlichſte Getränk, die Männer aber trinken auch Palmwein, und die Liebe zum Branntweine haben ſie den Europäern zu verdanken.

Beyde Völker (auf welche überhaupt das Weſentlichſte dieſer Schilderung zugleich anwendbar iſt) ſind Ackerleute, Jäger und Fiſcher, aber ihr Ackerbau hat ſehr wenig zu bedeuten, und ſie treiben ihn mit ſo äußerſt wenig Fleiße, daß, ſo gering auch ihre Bedürfniſſe ſind, ſie dennoch ſehr oft Mangel leiden. Dafür ſetzen ſie ſich hin, und flechten aus Binſen und beugſamen Ruthen allerhand Matten, welche ſie bunt zu färben wiſſen, und die von den Europäern ſehr theuer bezahlt werden. Wenn ſie nichts zu thun haben, und das iſt gewöhnlich ihr Fall, ſetzen ſich Männer und Weiber in einem Kreis, und rauchen aus irdenen, ſehr großen Pfeifenköpfen, in welche ein anderthalb Fuß langes Rohr geſteckt wird, Taback, oder ſie tanzen. Eigentlich tanzt nur einer, oder vielmehr, er giebt ſich, nach dem Takt, den etliche Trommeln angeben, alle Mühe, ſeinen Körper ſo ſeltſam und unnatürlich, als er kann, zu verdrehen, während daß die Anweſenden einen Kreis um ihn ſchließen, und durch Händeklatſchen ihren Beyfall bezeigen.

Beyde Nationen bekennen ſich theils zur mohame-danischen Religion, theils ſind ſie fetiſchiſtiſche Heiden, d. h. ſie verehren verſchiedene beſeelte und unbeſeelte Dinge göttlich, und opfern denſelben Fleiſch, Fiſche und Palmwein, ohne daß es ſcheint, als ob ſie dieſe Dinge nur als Zeichen oder Wohnungen eines geiſtigen Weſens anſehen. Jeder wählt ſich einen Fetiſch, wie er ihm gutdünkt, ein Ochſenhorn, einen Fiſch, einen Nagel, einen Stein, eine Muſchelſchaale, eine Wurzel, u. ſ. w. Sie tragen dergleichen Fetiſche in kleinen Säckchen auf der Bruſt oder den Schultern bey ſich, und ſchmücken ſie mit bunten Glaskorallen, welche ſie für die ſchönſte aller möglichen Zierden halten. Hie und da ſtehen übelgeformte Menſchenköpfe aus Thon auf hölzernen Säulen, welche vielleicht Fetiſche vom erſten Range ſeyn mögen. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt dieß die erſte Art von Religion bey dem rohen, ſich ſelbſt überlaſſenen, Menſchen, deſſen Verſtand zu ſchwach iſt, um über den kleinen Zirkel hinauszugehen, der ſeine ganze Thätigkeit erfordert. Man mag auch zurückgehen in die älteſte Geſchichte, welches Volkes man will, ſo wird man finden, daß die erſten Gegenſtände ihrer religiöſen Verehrung nichts mehr waren, als Fetiſche, nicht beſſer als bey den afrikaniſchen Negern. Ehedem waren auch Chriſten vorzüglich unter den Kapez, welche von portugieſiſchen Miſſionarien bekehrt worden waren; allein in der Folge der Zeit giengen dieſe neuen Chriſten wieder zur Religion ihrer Voraltern über, weil dieſe ihren Neigungen keinen Zwang anlegte. Jeder nimmt ſo viel Weiber, als er will, und dieſe Weiber müſſen alle harte Arbeit im Landbau verrichten, Palmöl preſſen, Baumwolle ſpinnen, und, wenn ſie fertig ſind, ihren nichts thuenden Männern das Haar kräuſeln. Dieſe ſklaviſche Behandlung der Weiber iſt um deſto auffallender, da ſie hier gewiſſermaßen eine weit beſſere Erzie-

hung,

hung, als bey andern Negernationen, erhalten. In jedem Dorfe nämlich iſt ein großes Haus, wo die Mädchen ſingen tanzen u. dergl. lernen, ſo daß es ſcheint, als würden ſie mehr zum Vergnügen der Männer, als zu Sklavenarbeiten, erzogen. Bey ihren Heurathen brauchen ſie wenig Ceremonie, deſſen mehr aber bey Begräbniſſen. Stirbt einer, ſo wird eine Strohhütte über ſein Grab geſetzt, und friſches Waſſer nebſt etlichen Speiſen darunter gelegt. Auch werden die beſten Sachen des Verſtorbenen mit in das Grab gethan, und bey den Leichen ſind allezeit Klageweiber, welche nach Maaßgabe ihrer Bezahlung ſchreyen und heulen.

Beyde Nationen ſtehen unter verſchiedenen Oberhäuptern oder Königen, die aber dem Könige von Quoja unterworfen ſeyn ſollen. Dieſe Oberhäupter ſprechen ihren Unterthanen ſelbſt Recht, und dieß geſchieht in einer Art von Gallerie, welche rund um ihre Hütte gebaut, und zugleich das einzige Kennzeichen iſt, wodurch ſich dieſe Hütte von gemeinen Negerhütten unterſcheidet. Der König ſitzt hier auf einer Art Thron oder Erhöhung, welche mit den feinſten Matten bekleidet iſt und um ihn her ſitzen ſeine Räthe oder Solatequis. Die gewöhnliche Strafe überwieſener Verbrecher iſt, daß ſie als Sklaven verkauft werden. Wird jemand des Todtſchlags oder ſonſt eines harten Verbrechens beſchuldigt; ſo muß er einen rothen Trank trinken, welcher von den Richtern zubereitet wird.

Der Handel iſt hier ſehr beträchtlich, weil viele Europäer, wenn auch nicht in der Abſicht zu handeln, doch Erfriſchungen einzunehmen, hier anlanden. Die Ladung, welche ſie hier einnehmen, beſteht in Lebensmitteln, Elfenbein, Sklaven, Sandelholz, etwas Gold, welches aus dem Innern des Landes gebracht wird, Wachs, Kryſtall, Ambra und langem Pfef-

fer. Dafür bringen ſie eiſerne Stäbe, grobe baumwollne rothe und weiße Zeuge, Leinwand, kupferne Keſſel, Beile, Aexte, Meſſer, ſchlechte Flinten, Hemden, rothe Mützen, Glaskorallen und andre Kleinigkeiten, auf welche Waaren alle ſie Hundert vom Hundert verdienen. Da der Sklavenhandel in Guinea der wichtigſte Handelszweig iſt, und wir ſeiner noch öfters gedenken werden; ſo dünkt es uns hier die ſchicklichſte Stelle zu ſeyn, eine kleine Beſchreibung deſſelben zu liefern.

Der Gebrauch, Sklaven zu haben, war ſchon längſt in Guinea eingeführt, ehe die Europäer hierher kamen; aber der Sklave fühlte den Verluſt ſeiner Freyheit nur wenig, und es war ein Geſetz, daß kein Eigenthümer das Recht hatte, einen im Sklavenſtande Gebohrnen zu verkaufen, ſondern nur allein diejenigen, welche im Kriege gefangen, oder wegen Verbrechen mit dem Verluſt ihrer Freyheit beſtraft worden waren.

So wie aber die Europäer, welche in den amerikaniſchen Bergwerken und Pflanzungen Arbeiter nöthig hatten, ſich in den Sklavenhandel zu miſchen anfiengen, erhielt dieſer plötzlich eine andere Geſtalt. Sie bedurften derſelben immer mehrere und ſeit dem Frieden von 1763 rechnet man, daß Guinea durch dieß unſelige Bedürfniß jährlich achtzigtauſend Einwohner verlohren hat, von denen, Dank ſey es der Barbarey der Europäer, der größte Theil entweder durch die Unbequemlichkeit der Ueberfahrt in der See, oder unter den Peitſchenhieben und den Strapazen in Amerika ſein Grab findet. Dadurch daß Sklaven ein ſo geſuchter Handelsartikel worden, und die Europäer den Negern eine Menge eingebildeter Bedürfniſſe gelehrt haben, welche zu befriedigen, ſie zu Unthaten ihre Zuflucht nehmen müſſen; dadurch

hat

hat jenes Geſetz ſeine ganze Wirkſamkeit verlohren. Nun haben ſich die Kriege vervielfältigt; man hat die Verdammung zur Sklaverey als Strafe, nicht allein für ſolche Verbrechen, beſtimmt, welche das Leben und Vermögen ihrer Mitbürger antaſteten, ſondern unvermögende Schuldner, Ehebrecher und noch weit kleinere Verbrecher ſehen ſich jetzt von ihren Fürſten in Feſſeln gelegt, und an die Europäer verkaufet.

Ohngeachtet dieſer Ränke ſind die Neger doch beynahe außer Stand geſetzt, ſo viel Sklaven zu liefern, als bey ihnen geſucht werden, und der ganze Handel würde in der That ſchon aufgehört haben, wenn die Bewohner der Küſte nicht aus dem Innern des Landes mit Sklaven verſehen würden. Diejenigen, welche mit Sklaven handeln, machen in kleinern Kierwanen eine Reiſe, von zwey bis dreyhundert Stunden, tief ins Land hinein, und jeder bringt von ſo einer Reiſe dreyßig bis vierzig Sklaven mit zurück. Um dieſe Unglücklichen ſicher fortzubringen, ohne ſie dabey am Gehen zu hindern, hat man eine Methode erdacht, welche, wenn ſie auch nicht ſehr menſchlich, doch wenigſtens ſcharfſinnig iſt. An dem Halſe jedes Sklaven wird nämlich eine acht Fuß lange, hölzerne Gabel befeſtigt, ſo daß dieſe am hintern Theil des Kopfes mit einem eiſernen Nagel zugeſchloſſen iſt, damit der Kopf ſich nicht frey machen kann. Vorn hängt der Stiel der Gabel tief herab, ſo daß einer allein weder gehen, noch die Gabel tragen kann. Bey dem Marſche nun werden die Sklaven in eine Linie geſtellt: das Ende von jedem Gabelſtiele liegt auf der Achſel ſeines Vormannes, den Stiel des erſten aber trägt der Führer.

Der Sklavenhandel wird nord- und ſüdwärts von der Linie getrieben, und anfänglich wurden die Sklaven überall um leidliche Preiſe verkaufet; allein ihr Werth iſt beſtändig geſtiegen und muß immer höher ſteigen,

ſteigen, da die Impoſte, die Mäklergebühren u. dergl. beſtändig erhöhet werden. Man zahlt kein Geld für die Sklaven, ſondern Säbel, Flinten, Pulver, Eiſen, Branntewein, kurze Waaren, Teppiche, Glas, wollene und oſtindiſche Zeuge, und die Sklaven, welche ſüdwärts der Linie gekauft worden, werden theurer bezahlt, als die aus den nördlichen Gegenden, nicht als ob ſie mehr phyſiſchen oder moraliſchen Werth hätten, ſondern weil an der nördlichen Küſte die Landung gefährlicher, die Zahl der Sklaven geringer, und das Riſiko des Einkäufers in jeder Betrachtung größer iſt.

Auf der Ueberfahrt nach Amerika ſchon, welche zuweilen wohl drey Monate währet, haben die Sklaven alle Unbequemlichkeiten auszuſtehen, welche von ſchlechter und ungewohnter Koſt, Mangel an Raum und Bewegung, und den fürchterlichſten Vorſtellungen von der Zukunft entſtehen können. Dieſe Elenden, eingeſperrt in einen kleinen Raum, auch wohl in Feſſeln geſchlagen, wie wenigſtens auf engliſchen, holländiſchen und däniſchen Schiffen wegen Schwäche der Schiffsmannſchaft der Gebrauch iſt, athmen eine vergiftete Luft, und quälen ſich mit dem Gedanken, daß ſie beſtimmt ſind, den Weißen zur Speiſe zu dienen. Nun entſtehen häufige Krankheiten, und oft ſtirbt der größte Theil dahin, ehe ihre unmenſchlichen Peiniger den geringſten Nutzen von ihnen ziehen können. Glücklich ſind indeſſen diejenigen, welche auf dem Meere ſterben, denn in Amerika wartet ihrer ein Loos, gegen das der Zuſtand der Chriſtenſklaven in der Barbarey goldene Freyheit iſt. Man drückt ihnen mit einem glühenden Eiſen die Namen ihrer Herren auf Aerme und Brüſte; ſie haben eine enge ungeſunde Hütte zur Wohnung; ihre Betten ſind Flechten, die den Körper mehr ermüden, als ihm Ruhe verſchaffen; ihr ganzes Hausgerä-

geräthe beſteht in einigen irdenen Töpfen und hölzernen Schüſſeln; ihre Kleidung iſt ein grobes Tuch, das kaum die Blöße des Körpers bedeckt; und ihre elende Koſt iſt ſo ſparſam, als ſie nur immer eingerichtet werden kann. Sie müſſen unabläßig arbeiten, müſſen beſtändig die Peitſche hartherziger Aufſeher fürchten, und werden, um des kleinſten Verſehens willen, auf die härteſte Weiſe geſtraft. Freylich erwacht oftmals das Gefühl der Menſchheit auf eine ſchreckliche Weiſe in dem Neger, uud er rächt ſich, wie und wo er kann, wär es auch endlich durch Selbſtmord, an einem Gebieter, der zuerſt die Pflichten der Menſchlichkeit hintanſetzte. Es ſey uns erlaubt, ein Beyſpiel anzuführen, wie empfindlich dieſe Unglücklichen zuweilen ihre Rache zu nehmen wiſſen.

Ein Neger war um eines geringen Verſehens willen auf die Folter gebracht worden; er paßte den Augenblick ab, da ſein Tyrann ſich außer dem Hauſe befand, und nun trug er die drey Kinder deſſelben auf das Dach des Hauſes, die Rückkunft des Vaters mit blutdürſtiger Sehnſucht erwartend. So wie dieſer in das Haus hineintreten will, wirft er das Jüngſte der Kinder zu ſeinen Füßen herab; der Vater, erſchrocken über dieſes ſchreckliche Schauſpiel, das er beynahe noch für Zufall hält, blickt in die Höhe, um das zweyte Kind herabſtürzen zu ſehen. Nun wirft er ſich auf die Knie, und fleht, in Thränen gebadet, um das Leben des dritten, aber der Neger bleibt taub bey ſeinen Bitten, er faßt das dritte Kind in die Arme, und folgt mit ihm den beyden Schlachtopfern ſeiner Rache nach.

Dergleichen ſchreckliche Auftritte würden auch weit häufiger ſeyn, wenn es nicht Koloniſten gäbe, welche menſchlicher mit ihren Sklaven verführen. Manche geſtehen ihnen wenigſtens ein Stückchen Erde zu, wo ſie ihre Bedürfniſſe ſelbſt erzeugen können, und andre

ſehen

ſehen ſie als Domeſtiken an, für welche zu ſorgen, ihnen Pflicht und Eigennutz zugleich auferlegen, und dieſe finden bald, daß die Negern gar nicht die rohen vernunftloſen Geſchöpfe ſind, als welche ſie ihre Tyrannen zu Beſchönigung ihres Betragens ſchildern, ſondern daß ſie vielmehr aller der Empfindungen fähig ſind, welche allein den Menſchen erſt dieſes Namens würdig machen. Auch hiervon wollen wir ein Beyſpiel liefern.

Ein Koloniſt auf der Inſel St. Domingo hatte einen vertrauten Sklaven, Namens **Ludwig des Rouleaux** (denn der Name dieſes Tugendhaften iſt würdig, gemerkt zu werden), der durch anhaltenden Fleiß endlich ſo weit kam, daß er die Summe beyſammen hatte, mit welcher er ſich ſeine Freyheit erkaufen konnte. Er bot ſeinem Herrn das Löſegeld, und dieſer, der nach Frankreich zurückkehren wollte, gab ihn frey ohnentgeldlich. In Frankreich feſſelten den Herrn die Wollüſte der Königsſtadt; er verpraßte ſeine Schätze, ward arm, und kam voll Verzweiflung wieder nach Domingo, weil er hier eher verlacht, als in Europa bemitleidet ſeyn wollte. In Kap Français (dem Hauptort der franzöſiſchen Pflanzer auf dieſer Inſel) entfernte ſich jeder von ihm, jeder ſchloß ihm die Thüre zu, keiner wollte dem Manne helfen, der ſich durch eigene Schuld ins Verderben geſtürzt hatte. Nur der großmüthige Neger war ein **wahrer Menſch**: er nahm ihn zu ſich, und ſpeiſete und tränkte und kleidete ihn; und als er ſahe, daß es ſeinem ehemaligen Herrn ſauer ward, ſo zu leben, ließ er ihn nach Frankreich einſchiffen, ihm ein jährliches Einkommen von funfzehnhundert Livres verſichernd, das noch 1774 richtig bezahlt ward. — Warlich, es iſt die höchſte Schande, welche die Europäer auf ſich laden können, daß ſie, die bey erdichtetem Elend in Thrä-

nen zerfließen, ſie, die die Worte Menſchenliebe, Mitleid, Großmuth beſtändig im Munde führen, nicht die Feſſeln zerbrechen, welche jene Unglücklichen drücken, und, wenn ſie ihren Koffee, Zucker, und wie die erkünſtelten Bedürfniſſe des Luxus weiter heißen, nicht ohne Neger liefern können, nicht wenigſtens dahin arbeiten, dieſen armen, von ihrem Vaterlande getrennten Menſchen ihr Loos ſo leidlich als möglich zu machen.

Leider hat es Schriftſteller gegeben, welche dem Sklavenhandel das Wort geredet haben. Sie berufen ſich auf die Allgemeinheit der Sklaverey zu allen Zeiten und unter allen Völkern; ſie behaupten, der Neger ſey gleichſam von der Natur zum Sklavenſtande beſtimmt, er werde von ſeiner Obrigkeit verkauft, er verkaufe ſich wohl gar ſelbſt, oder er ſey Kriegsgefangner, und würde niedergehauen werden, wenn ihn der Sieger nicht an die Europäer zu verhandeln wüßte, und es könne alſo durchaus nicht unrecht ſeyn, ihn zu kaufen und als Sklaven zu behandeln. Sie vergeſſen aber, daß wir aufgeklärter ſeyn und menſchlicher denken wollen, als alle Nationen und Jahrhunderte, welche geweſen ſind; vergeſſen, daß jeder Menſch von der Natur ein gleiches Anrecht auf den Genuß der Freyheit erhalten hat, und daß es die Europäer ſind, welche die Negerfürſten zum Verkauf ihrer Unterthanen reißen, den Neger dadurch, daß ſie ihn neue Bedürfniſſe kennen lehren, zur Dahingebung ſeiner Freyheit bewegen, und daß ſie die Urheber und Stifter der Kriege ſind, welche dieſe durch ſie Irregeführten mit einander führen.

Indeſſen ſcheint die Stimme der unterdrückten Menſchheit noch wenig Eindruck auf die Nationen gemacht zu haben, denen der Sklavenhandel vortheilhaft zu ſeyn ſcheint, und bloß die gutmüthigen Quäcker mit

einigen

einigen Pflanzern, die ihrem Beyſpiele gefolgt ſind, haben ihren Negerſklaven die Freyheit geſchenkt, ohne den mindeſten Schaden dabey zu leiden. Aber in Amerika ſelbſt beſtehen ſchon zwey kleine Freyſtaaten, geſtiftet von flüchtigen Negern, die bis jetzt noch unbezwinglich geweſen ſind — ein warnendes Bild für diejenigen Kolonien, welche zu glauben ſcheinen, daß ſie die Neger aller Energie des Geiſtes beraubt haben, daß dieſe nie auf den Gedanken kommen können, ſich für die Grauſamkeit zu rächen, die ſie, während daß Europa eine allgemeine Aufklärung träumt, von ſeinen Bewohnern erdulden müſſen.

Man verzeihe uns übrigens dieſe Abſchweifung, die gewiß nicht am unrechten Orte ſteht, und an welche unſre Leſer ſich allezeit erinnern werden, wenn wir in der Folge vom Sklavenhandel der Europäer in dieſen Gegenden ſprechen.

Die Bewohner der am Vorgebirge Monte liegenden Gegenden leben ganz iſolirt von allen übrigen Afrikanern, denn rund um ſie her iſt tiefer Sand, der es ſchwer macht, vom Lande her zu ihnen zu kommen. Sie ſind artig, geſellig, uneigennützig und äußerſt fleiſſig. Der Reisbau iſt ihre vornehmſte Beſchäftigung. Bis ins vierzehnte Jahr gehen beyde Geſchlechter nackend, einen Gürtel ausgenommen, der aus zuſammengereihten Stückchen Kryſtall oder Glaskorallen beſtehet; nach der Zeit werfen die Mannsperſonen ein Stück baumwollen Zeug um die Lenden, die Weibsperſonen aber haben Schürzen von geflochtenem Gras oder Palmblättern, welche bis auf die Knie herabhangen, und roth oder gelb gefärbt werden. Beyde Geſchlechter tragen Stückchen Gold und glänzende Steine in den Haaren; an den Armen und Fingern haben ſie Ringe von Metall oder Elfenbein, und den Hals ſchmückt ein Halsband von Affenzähnen. Die Wei-

Einwohner am Vorgebirge Monte.

der aber machen ſich obendrein rothe, gelbe und weiße Streifen ins Geſicht, um die Aerme und um den Leib. Ihre Wohnungen ſind, wie bey den Negern am Senegal, aber ungleich reinlicher; auch rühmt man ihre Reinlichkeit im Eſſen und trinken. Zum Theil ſind ſie Mohämedaner, zum Theil Fetiſchiſten, und ihr Oberhaupt wird von den Europäern, welche des Handels wegen an die Küſte kommen, mit dem Titel, König, beehret. Die Europäer kaufen hier Häute und Sklaven, welche leztern aus den innern Gegenden gebracht werden.

Königreich Quoja.

Ueber dem Vorgebirge, tiefer ins Land hinein, liegt das Königreich Quoja, welchem verſchiedne Negerfürſten auch an der Küſte unterworfen ſind. Die Einwohner dieſes Landes werden als friedliche geſellige Leute geſchildert, die ſich aber Fremde zu beſtehlen, kein Gewiſſen machen ſollen. Sie fröhnen allen Arten von Wolluſt, und ziehen ſich dadurch eine Menge unheilbarer Krankheiten zu. Ihre Häuſer gleichen den Bienenkörben, und alle Dörfer ſind in der Runde gebauet, und überall ſehr dicht mit Bäumen umpflanzet. Zu Kriegszeiten verlaſſen ſie dieſe Wohnungen, und begeben ſich in andre, welche in dieſen Gegenden für befeſtigte Städte gelten können, weil ſie eine Art von Bollwerken haben, und für Neger unüberwindlich ſind. Der Feldbau iſt ihre vornehmſte Beſchäftigung; auch befleißigen ſie ſich der Jagd und des Fiſchfangs.

Ihre Religion und Regierungsform erheben ſie weit über die andern Negervölker dieſer Gegenden, und dieſer höhere Grad von Ausbildung iſt der Grund von der Macht, welche ſie vorzugsweiſe vor andern erlangt haben. Statt Fetiſchen anzubeten, erkennen ſie einen oberſten Schöpfer alles deſſen, was iſt, von dem ſie weder eine Abbildung haben, noch ihn ſonſt unter einem

nem andern ſichtbaren Symbole verehren. Neben dieſem weiſen und guten Geiſte¹, Kanou in ihrer Sprache genannt, verehren, ſie gleich Oſſians Helden, die Geiſter der Verſtorbenen, welche in den Wäldern wohnen, und Jannanin d. i. Beſchützer, genannt werden. Man ruft ſie bey jeder wichtigen Unternehmung an und kein Quojas trinkt, ohne für die Jannanin etwas auf die Erde zu gießen. Eigentliche Prieſter, welche eine Art Mittelsperſonen zwiſchen dem höhern Weſen und dem Menſchen ausmachten, haben ſie nicht, wohl aber Zauberer von verſchiedenen Gattungen. Da ſind die Sovah Munuſin d. i. die Vergifter; die Palli, welche durch ihren Zauber den Wachsthum des Reiſes verhindern, u. a. m. welche, wie noch vor hundert Jahren bey uns, feyerlichſt ums Leben gebracht werden, wenn ſie bey Ausübung ihrer Künſte in die Gewalt der Regierung fallen.

Die Kinder werden beſchnitten, wenn ſie ſechs Monat alt ſind, aber ſchon zehn Tage nach der Geburt wird ihnen mit vielen Cerimonien ein Name gegeben. Iſt einem ein Sohn gebohren, ſo läuft er mit Geſchrey und Geſang herum, und alle Nachbarn begleiten ihn mit Muſik. Dann legt man das Kind auf einen Schild, und giebt ihm einen Bogen in die Hand; ein Mann, aber der dazu beſtellt iſt, hält eine lange Rede, und wünſcht, daß es, wie ſein Vater, arbeitſam, gaſtfrey und ein guter Hauswirth ſeyn möge. Iſt es ein Mädchen, ſo fällt das Herumlaufen und Muſiciren weg und es wird ihm bloß ein kleiner Stab in die Hand gegeben, mit der Ermahnung, keuſch, reinlich und eine gute Hausfrau zu werden.

Den Verſtorbenen wird das Haar in Locken gelegt, und ſie in ihrem beſten Schmuck mit Bogen und Pfeilen in den Händen auf eine Pfoſte geſetzt. Angeſichts des

Todten halten die nächſten Freunde nunmehr eine Art von Scharmützel, worauf ſie einige Weiber und Sklaven des Verſtorbenen umbringen, und dieſe nebſt Matten und andern Hausgeräthe in das Grab werfen, über welches ein Dach aufgerichtet und an einer eiſernen Stange des Verblichenen Waffen aufgehängt werden. Die Glieder einer Familie, ſie mögen noch ſo entfernt von einander wohnen, werden zuſammen an demſelben Orte begraben.

Zwey ſonderbare Geſellſchaften unter den Quojas verdienen hier ebenfalls bemerkt zu werden. Die eine heißt die Geſellſchaft des Belli, und geht das männliche Geſchlecht an, die andre des Neſſoge iſt weiblich, beyde aber ſcheinen einen edlern Urſprung gehabt zu haben. Die Geſellſchaft des Belli iſt eigentlich eine Schule, in welcher Knaben im Tanzen, Fechten, der Ackerarbeit, der Jagd, der Fiſcherey und den Geſängen des Belli unterwieſen werden; Belli aber iſt eine Art Backwerk, welches unter den Augen des Königs gebacken, und von dem Volke für etwas Heiliges gehalten wird. In dieſer Schule muß der Novize vier bis fünf Jahre bleiben; ſie wird mitten in einem Gehölze gehalten, welchem ſich keine Weibsperſon nähern darf, und die Schüler haben, um von den Profanen unterſchieden zu ſeyn, längſt des Halſes bis zum Schulterblatte gewiſſe Figuren eingeſchnitten. Auch gehen ſie völlig nackend, bis der Unterricht geendigt iſt. Hierauf werden ſie vor den König gebracht, von ihm geprüfet, und wenn ſie tüchtig befunden werden, in den Beſitz verſchiedener Vorrechte und Bediengungen geſetzt, von welchen die Ungeweihten völlig ausgeſchloſſen bleiben. Die Mädchenerziehung in der Geſellſchaft des Neſſoge währt nur vier Monat, und iſt ohngefähr folgende, daß auch ſie die Zeit über nackend gehen müſſen, und ſie allerhand Geſänge und Tänze

lehrt,

lehrt, welche an Ueppigkeit alles, was man in dieſer Art hat, übertreffen ſollen.

Der König von Quoja, ob er gleich einem Prinzen tiefer im Innern des Landes unterworfen ſeyn ſoll, iſt dennoch ein mächtiger Fürſt, dem wenige Negerkönige gleich kommen. Seine Unterthanen werden deſpotiſch von ihm regieret, und es koſtet allezeit ein Geſchenk, welches der erſten ſeiner Weiber gemacht werden muß, wenn einer der Großen bey ihm Audienz haben will. Wird ſein Geſchenk in Gnaden angenommen, ſo nähert er ſich dem Sitze des Königs, fällt auf ein Knie, und neigt ſich mit dem Kopfe zur Erde, indem er das Wort Don Dagh (mein Beherrſcher) ausſpricht, worauf der König ihm in einer kleinen Entfernung auf der Erde zu ſitzen erlaubt, und ſein Geſuch anhöret.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit iſt ſtreng. Geräth ein Weib in den Verdacht des Ehebruchs, ſo muß ſie einen Eid thun, mit dem Wunſche, daß der Geiſt ſie tödten möge, wenn ſie falſch geſchworen habe. Wird ſie nachher des Meineids überwieſen, ſo führt ſie der Mann vor die Aelteſten, welche ihr die Augen bedecken, damit ſie die Jannanin nicht ſehe, welche heraufgerufen werden, und dann erhält ſie einen harten Verweis, der mit den ſchwerſten Bedrohungen begleitet wird. Verfällt ſie aber dennoch in das vorige Verbrechen, ſo wird ſie in einen Wald geführt, und vermuthlich in der Stille umgebracht. Unüberwieſene Verbrecher müſſen ſich einer Art von Gottesurtheil unterwerfen.

Uebrigens behaupten die Quojas die Oberherrſchaft über die weit größern Länder, Silm, Bulm u. a. die auch nicht dem Namen nach bekannt ſind.

Einwohner am Vorgebirge Meſurado.

An dem Vorgebirge Meſurado wohnt ein zahlreiches, auch dem Anſcheine nach mächtiges, Volk. Dieſe Leute ſind wohl gewachſen, ſtark, von guter, etwas kriegeriſcher, Bildung, und in ihrem ganzen Betragen verrathen ſie einen, wenigſtens bey Negern nicht gemeinen, Verſtand. Auch bauen ſie das Land mit vielem Fleiße, die ſchwere Ackerarbeit aber müſſen die Weiber verrichten. Ueberhaupt ſind die Weiber Sklavinnen, wie bey allen Negervölkern, die Mädchen aber leben in der größten Freyheit und ſtatt daß die Weiber mit eiferſüchtiger Strenge bewacht werden, dürfen dieſe ungeſcheut ſo viel Ausſchweifungen begehen als ſie wollen, und ihre Freyer ſehen es ſogar gern, wenn ſie vorher eine große Anzahl Liebhaber gehabt haben.

Die Vornehmen unter dieſem Volke kleiden ſich in eine geſtreifte Kutte, den Kopf aber bedecken ſie mit einer Art Sack von demſelben Zeuge, ſie müßten denn von einem Matroſen einen alten Hut bekommen können, welches ſie für den größten Staat halten, den ſie zu machen im Stande ſind. Gemeine Leute winden ein Stück Kattun um den Leib, welches zwiſchen den Beinen bis faſt auf die Erde herabhängt; einige machen nicht einmal ſo viel Umſtände, ſondern ſie bedecken ſich den Untertheil des Leibes bloß mit einem viereckten Stücke Zeuge, welches ohngefähr einen Fuß ins Gevierte hat.

Sie wohnen in Dörfern, welche mit Gräben und Erdwällen umgeben ſind. Mitten im Dorfe iſt der Verſammlungsplatz, Kalde genannt, der etwan drey Ellen über der Erde erhaben iſt, ſo daß man auf einer Leiter hinauf ſteigen muß. Die Einwohner kommen hier zuſammen, ſich über ihre Angelegenheiten zu beſprechen, und Taback zu rauchen.

Die Europäer kaufen von ihnen Reis und andre Lebensmittel, Elfenbein, Färbeholz, feine Matten, in welche bunte Figuren gewirkt ſind, etwas Gold und etwan funfzehnhundert bis zwey tauſend Sklaven, die zum Theil aus dem Innern des Landes geholt, zum Theil im Kriege gefangen werden; denn die Einwohner dieſer Gegend ſind ſehr kriegeriſch, und ihre Waffen ſind Lanzen mit einem ſpitzigen Eiſen beſchlagen, Schilde von dünnen Bretern, etwan vier Fuß lang und zwey breit, und kleine Pfeile, welche mit einer ſchwarzen Materie beſtrichen werden, die ein ſo tödtliches Gift iſt, daß ſogleich das Glied abgeſchnitten werden muß, wenn es verwundet worden iſt. Ihre Religion iſt der Fetiſchiſmus, und der Hauptfetiſch des Landes iſt die Sonne, welcher Palmwein, Früchte und Vögel geopfert werden.

Die Negern, welche am **Rio Sexto oder Seſtro** wohnen, ſind große, ſtarke, wohlgebildete Leute, von kriegeriſcher Bildung und Gemüthsart, daher ſie auch oftmals Einfälle bey den benachbarten Negervölkern thun, um Sklaven zum Verkauf zu bekommen. Sonſt ſind ſie höflich, und ein einziges Glas Branntewein gilt bey ihnen für ein Geſchenk, um welches ſie alle mögliche Dienſte thun. Der Fiſchfang iſt ihr vorzüglichſtes Gewerbe, und alle Morgen fährt eine kleine Flotte von Kähnen aus dem Fluſſe, welche ſich längſt der Küſte vertheilt, und mit einer ungeheuern Menge an Fiſchen zurückkömmt.

Einwohner am Seſtrofluſſe.

Die Seſtroneger ſind unter allen Bewohnern der Pfefferküſte am ſchlechteſten bekleidet; oder ſie gehen vielmehr ganz nackend, und haben höchſtens einen elenden Lappen um die Hüften geſchlagen; den Kopf aber bedecken ſie niemals: ſowohl die brennende Hitze, als der durchdringendſte Regen verurſacht ihnen nicht die mindeſte Unbequemlichkeit, weil ſie von früher

Jugend an, den Kopf der Witterung auszuſetzen gewöhnt, und nicht, wie bey uns, von Kindesbeinen an in dicke Mützen eingehüllt werden. Gegen die Europäer zeigen ſie viel Neigung, und entlehnen auch die Taufnamen derſelben, welche ſie ihren Kindern beylegen. Ihre Religion iſt der Fetiſchiſmus, und die Prieſter deſſelben gelten für gute Aerzte. Die Beſchneidung iſt bey ihnen Sitte, ſie wiſſen aber weiter keinen Grund von dieſem Gebrauche anzugeben, als daß es eine alte Gewohnheit ſey, welche ſie von ihren Urältern geerbt hätten.

Die Heurathen ſind mit eben ſo wenig Ceremonien, als bey andern Negern, verknüpft, und ſobald der Liebhaber ſich mit den Eltern um den Preis, den er für die Tochter geben ſoll, verglichen, und denſelben ausgezahlt hat, wird ſie ihm ohne weitere Umſtände ausgeliefert. Jeder hat übrigens ſo viel Weiber, als ihm gut dünkt; diejenige aber, welche den erſten Sohn bringt, hat den Rang über die andern, muß dieſe Ehre aber damit büßen, daß ſie, wenn der Mann ſtirbt, mit demſelben begraben wird. Bey dem Todesfall eines Mannes laufen die Weiber alle in das Haus zuſammen, ſchreyen und heulen wie Unſinnige, raufen ſich das Haar aus, zerſchlagen und zerkratzen ſich Geſicht und Bruſt, und rühmen dann wieder, mit vielem Wortgepränge den Charakter und die Thaten des Verſtorbenen. Etliche Männer legen indeſſen den Leichnam auf eine Bahre, und laufen ebenfalls unter dem heftigſten Geſchrey in dem ganzen Dorfe mit demſelben herum. Dann bemächtigen ſich einige der Frau, binden und treten ſie zu Tode, und werfen ſie dann zuerſt in das Grab, welches während der Zeit von den Prieſtern gemacht worden iſt. Der Körper des Mannes wird auf ſie gelegt, und das Grab mit Steinen ausgefüllet.

Das Land wird von einem Könige beherrſcht, der aber, der folgenden Erzählungen zu Folge, eine ſehr unbedeutende Figur vorſtellen muß. Der Erzähler iſt ein Engländer, welcher die Ehre hatte eine feyerliche Audienz bey dieſem Monarchen zu erhalten. „Der „Fürſt, heißt es darinnen, welcher Peter hieß, und dem „wir die gewöhnlichen Geſchenke zu überbringen hat„ten, wohnte in einem Dorfe, das aus ohngefähr dreyſ„ſig Hütten beſtand. Wir wurden in eine Art von „Saal geführt, in welchen bald darauf König Peter, „in Begleitung ſeiner Hofleute, und mit Vorange„hung eines Sklaven, der auf einem Horne blies, her„eintrat. Alle dieſe Hofleute waren ſo nackt, wie eine „Hand, nur Sr. Majeſtät hatten einen alten Man„tel um, der ehedem roth geweſen zu ſeyn ſchien, und „wo er zerriſſen war, mit andern Lappen beſetzt war. „Auf dem Kopfe trug er eine völlig abgenutzte ſchwar„ze Perücke, die in zwanzig Jahren vielleicht keinen „Kamm geſehen hatte: der Hut ſtand oben auf dem „Wirbel, und hieng in zierlichen Fetzen auf beyden „Seiten herunter. An ſeinen Beinen hatte er grobe „wollne Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen, im „neueſten Geſchmacke, und vom Halſe hieng ihm ei„ne meſſingne Kette herab, welche gewiß zwanzig und „mehr Pfund ſchwer ſeyn mochte. Wir überreichten „dieſem Prinzen eine Flinte, etliche Pfund Pöckel„fleiſch, einen Käſe, eine Flaſche Branntewein und „ein Dutzend Pfeifen; allein unglücklicher Weiſe fand „der König nichts darunter, was ſeine dermaligen „Bedürfniſſe erheiſchten, und er bat uns alſo, ihm „ſtatt derſelben unſre Beinkleider zu verehren. Da „wir aber wenig Luſt bezeigten, ſein Verlangen zu be„friedigen, ſprach er etliche Augenblicke mit ſeinen „Miniſtern, und entſchloß ſich dann, anzunehmen, was „wir ihm geboten hatten. — Nachher wurden wir „dem Erbprinzen Thomas vorgeſtellt, der uns mit

„vie-

„vieler Gutmüthigkeit empfieng, und uns bis auf das „Schiff begleitete. Wir ſchenkten ihm einen Treſſen„hut, einen Degen und eine Perücke, und obendrein „noch einen großen Bogen Pergament, auf welchem „wir ihn zum Herzog von Seſtre erklärten. Dieſe „Urkunde ward von allen Schiffsleuten unterzeichnet „und, ſtatt des Siegels, ein Butterſtempel darauf ge„drückt, den man zufälliger Weiſe im Schiffe gefunden „hatte. — Ein anderer Pallaſt, in welchem wir dem „Könige aufwarteten, war von weit ſchlechterer Be„ſchaffenheit, als ein Stall in Europa, und dem in Ho„fe deſſelben, ſtanden etliche elende Hütten, welche das „Frauenzimmer des Königs enthielten. Er ſelbſt ſaß „auf einer kleinen hölzernen Erhöhung, und neben „ihm etliche nackende Weiber, welche Taback mit ihm „rauchten."

Ehedem hatten die Portugieſen verſchiedene Beſitzungen in dieſer Gegend, allein ſo wie ſie von den Engländern und Holländern verjagt wurden, flüchteten ſie tiefer ins Land, und vermiſchten ſich mit den Negers, woher denn ein Geſchlecht von Mulatten entſtanden iſt, das man noch häufig in dieſen Gegenden findet. Sey es Eigennutz oder Politik — die europäiſchen Portugieſen erkennen dieſe Halbſchwarze als Landsleute, geben ihnen den Titel als Edelleute; man verwilligt ihnen den Chriſtorden, und vielmals werden ſie zu Kommendanten portugieſiſcher Forts gewählet.

Gegenwärtig haben die Franzoſen Beſitzungen in Groß- und Klein-Seſtre, Seſtrecou und Beſſa. Man kauft hier Reis, Mais, Vieh, Pfeffer und Elfenbein, welches für vorzüglich gut gehalten wird.

Einwohner am Palmenvorgebirge.

Das äußerſte Ende von der Pfefferküſte macht das Palmenvorgebirge. Die Negers, welche an demſelben wohnen, ſind ein wollüſtiges, unmäßiges Volk; übri-

übrigens ſtark, wohl gewachſen und von keiner unangenehmen Bildung. Sie ſtehlen auf den Schiffen, was ſie nur können, und wenn ſie nicht ſtehlen können, betteln ſie mit der größten Unverſchämtheit um alles, was ſie nur ſehen.

Ihre Beſchäftigung iſt der Feldbau; auch giebt es viele unter ihnen, welche das Eiſen auf eine Weiſe zu härten wiſſen, welche die Europäer nicht zu erreichen wiſſen. Die Europäer kaufen hier Lebensmittel und Pfeffer, der Handel aber wird bloß durch Zeichen getrieben, weil, wie man ſagt, der Handel dieſer Negern ganz unverſtändlich iſt. Die beſte Zeit zum Handel iſt im Februar, März und April; denn im May fangen die Südoſtwinde zu wehen an, welche ſtarke Ungewitter mit ſich führen. Die Religion dieſer Negern iſt der Fetiſchen-Dienſt: ſie ſollen auch die Verſtorbenen göttlich verehren, und viel auf Zauberkünſte halten.

Vom Palmenvorgebirge bis zum Vorgebirge Apollonia, gehet die Elfenbeinküſte, welche ihren Namen von der Menge Elfenbein hat, das hier an die Europäer verhandelt wird. Gemeiniglich theilt man ſie wieder in zwey verſchiedene Striche, die Küſte der **Malegentes** d. i. der böſen, und die Küſte der **Quaqua** d. i. der guten Leute. 2) Die Elfenbeinküſte. a) Land.

Die Küſte hat einen guten, an Reis, Erbſen, Bohnen und mehreren Hülſenfrüchten ſehr ergiebigen, Boden. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, vielerley Beeren, Citronen, Pomeranzen wachſen häufig, und Palmbäume findet man im Menge, aus denen gutes Palmöl gepreßt wird. Auf den fetten Weiden gehen Ochſen, Ziegen und Antelopen; man findet zahme ſowohl, als wilde Schweine und Affen, Löwen, Panther, und vielerley Geflügel. Die Anzahl der Elephan-

phanten ſoll ſo groß ſeyn, daß, ohngeachtet der Menge, welche jährlich todt geſchlagen werden, die Neger dennoch der Sicherheit wegen, ſich ihre Wohnungen in die Rücken der Berge eingraben müſſen.

In dieſen Gebirgen ſoll es auch ſehr viel Gold geben, wenigſtens zeigen die Neger mit dem Finger nach denſelben, wenn man ſie fragt, wo ſie ihre goldne Zierrathen hergenommen haben.

An der Küſte giebt es folgende merkwürdige Fiſche: den Seeochſen oder Hornfiſch, welcher, ohne den drey Fuß langen Schwanz, acht Fuß in der Länge hat. Sein Leib iſt viereckigt, durchaus von gleicher Dicke und fünf Fuß im Umfange; die Haut hart, rauh, ohne Schuppen, voll ungleicher Erhöhungen und mit allerhand, als, weißen, violetten, rothen und andern Flecken gezieret. Die Schnauze iſt, wie bey einem Schweine, am Ende gleich dem Rüſſel des Elephanten gebildet, ſo daß das Futter durch eine ſehr kleine Röhre hindurch gehen muß, daher man auch nichts als Gras, Moos und einige kleine Fiſche in ſeinem Magen findet. Der Vordertheil des Kopfs hat zwey knöcherne, runde, ſpitzige, ſechszehn bis achtzehn Zoll lange Hörner; der Rücken hat Erhöhungen, und der Schwanz ſcheint aus zwey Theilen zu beſtehen, von denen der eine fleiſchigt iſt, und eine Fortſetzung des Rückgrads zu ſeyn ſcheint; der andre Theil aber iſt nichts, als eine ſtarke, dicke Floßfeder, von brauner Farbe, welche mit weißen gleichlaufenden Streifen durchzogen iſt. Das Fleiſch dieſes ſonderbaren Fiſches ſoll weiß, fett und ſehr wohlſchmeckend ſeyn. Der Zigana oder Hammer, in Weſtindien Pantouflier genannt, iſt von einer ſehr gefräßigen Art. Sein Kopf iſt platt, und breitet ſich zu beyden Seiten aus, wie ein Hammer. An beyden Seiten liegen große, rothe, funkelnde Augen, und im Maule zwey Reihen

ſehr ſcharfe, platte Zähne. Der Leib iſt rund, und endigt ſich in einem ſtarken, ſchieflaufenden Schwanze. Er hat keine Schuppen, ſondern eine dicke, gefleckte Haut, und große ſtarke Floßfedern. Der Meerteufel iſt eine Art von Rochen, zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß lang, funfzehn bis achtzehn breit und drey Fuß dicke. Seine Seiten enden ſich, an zwey Orten in eine Art von ſtumpfen Armen, an welchen große Haken befindlich ſind, welche gefährliche Wunden verurſachen. Der Schwanz iſt langt in Geſtalt einer Peitſche, und endigt ſich mit einem ähnlichen Haken. Auch auf dem Rücken ſtehen ſcharfe, hakenähnliche Spitzen. Der Kopf iſt groß, hängt ſo grade an dem Leibe, daß man kaum einen Hals ſpüret, und der Rachen iſt mit ſcharfen platten Zähnen verſehen. An jeder Seite des Rachens hat er drey Hörner von einem knöchernen Weſen und ungleicher Länge. Sein Fleiſch iſt hart, grob und übelſchmeckend. Der Seehahn iſt etwan zehn Fuß lang, und hat die Hälfte im Umfange. Auf dem Kopf hat er ein Luftloch, durch welches er einen ſtarken Waſſerſtrahl ausbläſt. Sein Kopf läuft in einen etliche zwanzig Zoll langen Rüſſel aus, und dieſer Rüſſel iſt hart, beinigt, und mit einer rauhen chagrinähnlichen Haut umgeben. Das Fleiſch iſt fett, wie Schweinfleiſch, und ſehr wohlſchmeckend.

b) Einwohner.

Der nordliche Theil der Küſte führt den Namen der **Küſte der Malegentes.** Sie hat dieſe Benennung von den Portugieſen erhalten, weil verſchiedne der Ihrigen, die ſich ans Land gewagt, von den Einwohnern erſchlagen worden waren. Dieſe Malegentes alſo, denn ihr eigentlicher Name iſt unbekannt, ſind große, ſtarke, wohlgebaute Leute, deren Muth und Herzhaftigkeit oft zur Tollkühnheit ausartet. Die Weiber ſind gewöhnlich von guter Bildung, haben feine Geſichtszüge, ſchöne Augen und gute Zähne, wenn

wenn ſie übrigens gleich klein von Statur ſind. Beyde Geſchlechter gehen nicht viel beſſer gekleidet, als die Bewohner der Pfefferküſte, indem ſie nichts als einen dünnen Lappen um die Lenden geſchlagen haben. Die Reichen haben zwey oder drey dergleichen Pagnes, und einen Dolch oder ein großes Meſſer an der Seite. An den Füßen tragen ſie eiſerne oder kupferne Ringe und Schellen, welche die Weiber auch an den Aermen und Händen haben, und deren Geräuſch ſie für die ſchönſte Muſik bey den Tänzen halten, denen ſie ſehr ergeben ſind, und worinnen ſie ſo viel Geſchicklichkeit beſitzen, daß die geſchwindeſten europäiſchen Tänzer ihnen an Behendigkeit nachſtehen würden.

Die Europäer gehen hier nicht ans Land, ſondern der ganze Handel wird mit den Negern auf den Schiffen getrieben. Sobald nämlich ein Schiff gegen ein Dorf kommt, ſo wird eine Kanone gelöſet, um die Einwohner herbey zu locken; die Neger aber machen einen Rauch zum Zeichen, daß ſie mit den Vorbeyſchiffenden zu handeln wünſchen. Hierauf kommen ſie mit den Kähnen heran, ſind aber mißtrauiſch, ſeitdem einige ihrer Landsleute hinterliſtig von den Europäern weggeführt worden ſind. Sie wagen ſich nicht, auf ein Schiff zu kommen, bis der Hauptmann die Ceremonie beobachtet, und ſich etwas Seewaſſer in die Augen geſpritzt hat. Auch gehen ſie nie unter das Verdeck oder in die Kajüte, und wenn ſie nur den geringſten Lärmen auf dem Schiffe hören, ſo ſpringen ſie in die See und ſchwimmen nach ihren Kähnen. Sie verhandeln ſehr gutes Elfenbein, worunter oft Zähne von zweyhundert Pfunden ſind. Es ſind hier auch Sklaven und Gold einzuhandeln, man weiß aber nicht, wo das letztre herkommt, weil die Neger ein großes Geheimniß draus machen.

Die

Die Quaquaſchwarzen, welche ſüdwärts von den Malegentes wohnen, ſind mehrentheils lange, wohlgebildete, muntere Leute; ſieht man ſie aber zuerſt, ſo ſehen ſie äußerſt wild und ungeſittet, daher ſie auch von einigen Schriftſtellern in den Ruf gebracht worden ſind, als wären ſie barbariſch und ſogar Menſchenfreſſer. Sie ſcheinen nur rauh und wild zu ſeyn; in der That aber ſind ſie gute, freundliche und artige Leute, mit welchen unter allen Negern in ganz Guinea der beſte Umgang iſt. Ob ſie gleich Palmenwein in Menge haben, ſo ſind ſie dennoch nüchtern, und verkaufen ihren Wein an ihre, auf ſtarke Getränke begierige, Nachbarn. Ihr Waſſer vermiſchen ſie mit einer Art Bier, welches ſie Pito nennen, welches ſo ſtark iſt, daß man ſich darinnen berauſchen kann. Ueberhaupt haben ſie einen Abſcheu für unmäßigen Trinken, und wenn ſie einen Betrunkenen ſehen, ſo wird er nach den Geſetzen ernſtlich beſtraft.

Einige Schriftſteller ſchildern dieſe Neger von einer ſehr gehäſſigen Seite. Sie wären, heißt es, die gröbſten Diebe, und von der äußerſten Plumpheit, welche ſich denken ließe. Sähen ſie etwas, wenn ſie an Bord kämen, das ihnen gefiele, ſo ſuchten ſie es geſchenkt zu bekommen oder zu ſtehlen. Man giebt ihnen Schuld, daß ſie weiße Menſchen freſſen, dabey aber fürchten ſie ſich mehr vor dem Feuergewehr, als andere Völker in Guinea; allein, nach den Berichten der glaubwürdigſten Reiſenden, ſind dieſe Beſchuldigungen ungegründet, und ſie nehmen, wie ſchon erwähnt worden, den erſten Platz unter den Negern auf der Weſtküſte von Afrika ein.

Ihre Zähne feilen die Quaquaſchwarzen ſo ſpitzig, wie Pfriemen, die Nägel laſſen ſie einen halben Zoll lang wachſen, und das Haar tragen ſie lang geflochten, und ſalben es mit Palmöl, worein rothe Erde ge-

miſcht iſt. Mit eben dieſem Gemengſel ſalben ſie auch täglich den Leib, und kauen beſtändig Betel, mit welchem ſie auch Mund und Kinn reiben.

Die Füße behängen ſie mit großen, eiſernen, dicken Ringen, und zur Bekleidung haben die meiſten nichts, als einen leichten Schurz, die Vornehmern aber tragen eine Art Mantel. Die Weiber ſchmücken ihr Haar mit kleinen Figuren von ſehr reinem Golde, welche zwar ſehr dünn ſind, aber dabey in ſo großer Menge getragen werden, daß ſie einen außerordentlichen Werth zuſammen ausmachen.

Die Sprache iſt ſehr barbariſch, und wegen der ſchnellen Ausſprache zu ſchwer zu verſtehen. Wenn zwey einander begegnen, ſo ſagen ſie beſtändig: Quaqua, daher auch der Küſte, wo ſie wohnen, dieſer Name gegeben worden ſeyn ſoll.

Ihre Art zu eſſen iſt äußerſt unſauber. Sie machen eine Brühe, welche aus Reis, Fiſchen, Vögeln, Ziegen oder Elephantenfleiſch mit etwas Palmöl gekocht wird. Bomini heißen ohne Salz an der Sonne getrocknete Fiſche, die ſie, wenn ſie ſtinkend ſind, in Palmöl braten, und mit gekochtem Reiße eſſen. Die ſogenannte ſchwarze Suppe iſt ſogar für Europäer ein angenehmes Gericht, und wird von ſüß geſottenem Fleiſche, oder von Vögeln gemacht, nebſt einigen Kräutern mit Pfeffer und Palmöl.

Der Gewohnheit zu Folge, ergreift der Sohn allezeit des Vaters Handthierung, und niemand darf etwas treiben, wozu er nicht von Kindheit an erzogen iſt. Sie verſtehen aber nur ſehr wenige mechaniſche Künſte: ein Schloß ſetzte ſie ſo ſehr in Verwunderung, daß das ganze Land zuſammen lief, es zu betrachten. Sie verfertigen aber eine ſchöne Art baumwollne Zeuge, die blaue und weiße Streifen haben, daher die

Küſte

Küſte von den Holländern den Namen von ſechs Streifen erhalten hat. Auch verfertigen ſie Tücher von einer Art Hanf. Mit dieſen Waaren handeln ſie, ſo wohl längs den Küſten mit kleinen Kähnen, als auch mit den Europäern. So oft ſie ein Fahrzeug erblicken, ſo kommen ſie an Bord, aber doch nicht eher, bis der Hauptmann den ſchon erwähnten Gebrauch mit dem Seewaſſer beobachtet hat. Landeinwärts treiben ſie einen wichtigen Salzhandel, welcher ſehr tief ins Land hinein ſich erſtrecken ſoll.

An der Küſte hin liegen folgende Orte: **Druyn** oder **Drewin Petri**, im St. Andreas Fluſſe, auf einer Inſel gelegen, ein nach Gelegenheit der Landſchaft nicht übelgebauter Ort. Der Boden um dieſen Platz iſt ſehr fruchtbar, und bringt Reis, türkiſchen Weizen, Hirſe, Erbſen, Ignames, Pataten u. a. Gewächſe in Menge hervor. Auch wächſt am Geſtade des Fluſſes, viel Zuckerrohr, welches das amerikaniſche an Größe und Güte ſehr übertrifft, dennoch aber den Elephanten Preis gegeben wird. Alle Arten von Vieh ſind überflüßig zu finden, und der fetteſte Ochſe wird niemals theurer, als um ein Dutzend alte Meſſer verkauft. c) Orte. Druyn.

La Hou, am Vorgebirge gleiches Namens, iſt eine große, volkreiche Stadt, welche ſich auf eine ganze Seemeile am Ufer ausdehnet. La Hou.

Ins Land hinein liegt das **Königreich Iſſini**, welches ſich ſüdwärts bis an die See hinab erſtrecket. Dieſes Reich hat ein weit beſſeres und angenehmeres Klima, als man wegen der nahen Nachbarſchaft der Linie vermuthen ſollte. Es iſt kaum ein Land in der Welt, welches reizendere Gegenden hatte, als Iſſini, das durch einen Fluß bewäſſert wird, der, gleich einem breiten Meerarm, ſich in die See ergießt, und land- d) Innre Landſchaften.

einwärts immer ſchiffbar ſich in Gegenden erſtreckt, wo, der Sage der Einwohner zu Folge, Städte aus Stein gebauet ſtehen, und ſeidene Zeuge gemacht werden. Der Boden von Iſſini iſt, wie überall auf dieſer Küſte, ein weißer trockner Sand, der an vielen Stellen bloß einiges Gras trägt, mit welchem man Vieh auferziehen könnte, wenn die Leute nicht zu faul dazu wären. An einigen Orten wird auch Bananas, Reis, Hirſe, und türkiſcher Weizen gebauet. Auf den Inſeln im Fluſſe iſt der Boden beſſer, und man erzeugt Yams, Pataten, Feigen, Kokos, Zuckerrohr und andre Früchte auf denſelben. Eine beſondre Frucht nennt man Aſſabuaye, welche nicht größer iſt, als das letzte Glied vom kleinen Fingern, und für ſich ſehr weichlich ſchmecket, aber die beſondre Eigenſchaft hat, daß, ſobald man eine gegeſſen, alles Saure einen lieblichen Geſchmack erhält. Eine andre Art, Ikaquas genannt, gleicht den europäiſchen Pflaumen, hat aber kein Fleiſch, ſondern die Haut iſt bloß über den Stein gezogen, der Stein ſelbſt aber iſt nicht hart, und enthält einen Kern, welcher geröſtet gut zu eſſen iſt.

Außer den Orangen und Citronen giebt es hier eine Frucht, welche die Franzoſen Aepfel nennen, wiewohl ſie einen ganz andern Geſchmack haben. Jiromonts nennt man eine Art von Kürbiſſen, und eine Art Erbſen wächſt an den Wurzeln einer zwanzig bis dreyßig Fuß hohen Pflanze. Kakos iſt eine Pflanze mit großen, herzförmigen Blättern und ſtarken Wurzeln von beißendem Geſchmacke. Dieſe Wurzel wird ſtatt der Yams gebraucht, ob ſie dieſer gleich nicht im mindeſten beykommt.

Unter den vielen Thieren, von denen die Schwarzen einige nicht einmal zu nennen wiſſen, nimmt der Elephant die erſte Stelle ein. Ferner giebt es wilde

Ochſen

Ochſen, Hirſche, Ziegen und anderes Wildpret in Menge, das auch noch viel zahlreicher ſeyn würde, wenn es nicht von den Löwen, Panthern und andern Raubthieren beſtändig vermindert würde. Zibetkatzen ſind ſehr gemein; man kann ſie auch zähmen, und dann freſſen ſie Mäuſe und Ratten, gleich unſern Hauskatzen; Stachelſchweine giebt es in Menge. Aguti ſind eine Art Haſen, und Aſſomonglie gleichen den Katzen, haben aber Rattenköpfe, und ſind ſchön gefleckt auf dem Leibe. Der Angabe der Neger nach, tödtet dieß Thier den Tyger, wo es ihn antrifft.

Es giebt hier ſchöne Schafe ohne Wolle mit glatten Fellen, deren Fleiſch weit beſſer, als das beſte europäiſche Schöpſenfleiſch, iſt. Die Ziegen ſind kleiner, als die unſrigen. Affen aller Arten ſind überflüßig. Die ſchönſte Art heißen Saguinen, und ſind nicht größer, als eine Mannshand; andre ſind von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, ſchwarz auf dem Rücken, mit weißen Bäuchen und langen Bärten; andre grau, ohne Haare am Geſicht und den Händen, und ſo groß, als ein mittelmäßiger Hund; noch andre endlich haben Mannsgröße, und ſtehen bey den Einwohnern in dem Rufe, als wären es wilde Leute, die, aus Furcht zu reden, nicht arbeiten wollten. Sie bauen Hütten in die Wälder, und gehen ſchaarenweiſe aus, die Neger zu plündern.

Vögel findet man in unglaublicher Menge, aber nicht ſo leicht zu beſchreiben, daher wir uns begnügen, die vorzüglichſten zu nennen. Es gehören dahin Pintados oder guineiſche Hühner, Rebhühner, Faſanen, Turteltauben, ſchwarze und weiße Adler, welche gut zu eſſen ſind, Seelerchen, Enten, Reiher, Falken, graue, ſehr große Papagoien u. ſ. w.

Fiſche enthalten die See und der Fluß ſehr viele, unter welchen die Haye, Meerſchweine, Doraden, Boniten, Sardellen, Schollen, Hechte, Aale, Weißfiſche und Auſtern die vornehmſten ſind. Seeſchildkröten fängt man vom Herbſtmonat bis zum Januar: auch findet man zuweilen Seekälber und Kaymans, eine Art von Krokodillen. Schlangen ſo groß, daß ſie einen Menſchen verſchlingen können, ſollen nicht ſelten ſeyn. Eydechſen, zwanzig bis dreyßig Pfund ſchwer, geben eine gute Speiſe, und Gewürme, nebſt anderm Ungeziefer, gehört nicht unter die Seltenheiten des Landes; dahin vorzüglich Spinnen voll Haare, und ſo groß, als Hühnereyer, und fliegende Skorpione gehören. Bienen endlich ſind allenthalben, und der Honig, den ſie bereiten, iſt vortrefflich.

Iſſini wird von zweyerley Nationen, den Iſſineſen und den Veteres, bewohnt. Die letztern ſind die eigentlichen Eingebohrnen des Landes. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aber ſahen ſich die Eſieps, eine Negernation, die in der Nachbarſchaft des Vorgebirges Appollonia wohnte, durch ein anderes Volk ihr Vaterland zu verlaſſen, genöthigt. Sie flohen nun zu den Veteres, welche ſie als Landsleute aufnahmen, aber ihre Gütigkeit bald bereuten, und da die Flüchtlinge die Eingebohrnen zu unterdrücken anfiengen, ſie aus dem Lande zu treiben beſchloſſen. Da aber die Eſieps durch den Handel mit den Europäern Feuergewehr erhalten hatten, ſo war es nicht ſo leicht, dieſen Vorſatz auszuführen, bis ſich endlich 1670 eine gute Gelegenheit dazu darbot.

In dieſem Jahre hatten die Iſſineſen, die damals auch nicht weit vom Vorgebirge Appollonia wohnten, Krieg mit den Bewohnern dieſes Vorgebirges. Sie verlohren verſchiedene Schlachten, und beſchloſſen endlich, ſich ebenfalls einen andern Wohn-

ort

ort aufzuſuchen. Sie waren mit den Veteres auf gewiſſe Weiſe befreundet, und dieſe nahmen ſie mit Freuden auf, hoffend, durch ihre Hülfe der Eſieps los werden zu können. Die Iſſineſen verſprachen ihnen augenblicklich ihren Beyſtand, und leiſteten denſelben ſo kräftig, daß die Eſieps, ſich in eine andre Gegend zu ziehen, genöthigt wurden. Beyde ſiegende Nationen blieben nun einträchtig beyſammen wohnen; und da die Iſſineſen die ſtärkſten waren, ſo nahm das Land bald von ihnen den Namen an.

Die Veteres leben zwar untermengt mit den Iſſineſen, haben aber ihre beſondre Verfaſſung, und nur eine gemeinſchaftliche Gefahr ſchmelzt beyde Völker in ein Volk zuſammen. Sie ſind alle Fiſcher, und werden von einem Hauptmann beherrſcht. Sie kennen nur das Naturgeſetz, und ihr Charakter iſt der allgemeine Negercharakter. Ihre Waffen ſind Säbel und Aſſagayen, nebſt einer Art von halben Piken; und nur einige haben Feuergewehr. Sie bedienen ſich der Netze, welche von Graſe oder Baumrinden geflochten ſind, wie auch der Angeln und Spieße, welche ſie ſo geſchickt zu brauchen wiſſen, daß ihnen ſelten ein Fiſch entgeht. Ihre Fahrzeuge oder Kanoen ſind aus einem einzigen Baume gemacht, und enthalten drey bis fünf Perſonen. Unterdeſſen, daß die Männer fiſchen, ſieden die Weiber Salz aus Seewaſſer. Sie treiben einen anſehnlichen Fiſchhandel mit den Kompas in den Gebirgen, von welchen ſie dafür Brod von Roggen, Maiz, Reis, Yams, Bananas und andre Lebensmittel erhalten, welche ſie wieder an die Iſſineſen ablaſſen, die ohne dieſe Beyhülfe verhungern würden.

An die Veteres gränzen die **Kompas**, welche eine Art von Republik ausmachen, in welcher die Vornehmſten durch die Mehrheit der Stimmen ge-

meinſchaftliche Angelegenheiten entſcheiden. Ihr Land beſteht aus angenehmen Höhen, welche angebaut ſind, und alles, was darauf gebaut wird, überflüßig hervorbringen; der Boden an der Küſte aber taugt nichts, und iſt ein bloßer, von der Sonne verbrannter, Sand.

Von den Iſſineſen, als dem Hauptvolke dieſer Gegenden, hat man auch gute Nachrichten durch die Franzoſen erhalten, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, verführt durch einen entlaufenen Sklaven, der ſich für den Erbprinzen dieſes Reiches ausgab, ein Etabliſſement zu errichten ſuchten, das in kurzer Zeit aber wieder zu Grunde gieng, als ſich der Betrug entdeckte, und der vorgebliche Prinz wieder in den Sklavenſtand trat.

Die Iſſineſen haben unter allen Negern auf der Küſte von Guinea eine vorzüglich angenehme Geſtalt und Bildung. Sie ſind groß, ſtark und gelenkſam, lebhaft von Augen, und außerordentlich weiß von Zähnen. Für die Erhaltung ihrer Schwärze ſind ſie ſo beſorgt, als es eine Dame bey uns für die Roſen und Lilien ihrer Wangen ſeyn kann, weshalb ſie ſich alle Tage mit Palmoel, in welches geſtoßne Kohlen gemiſcht ſind, reiben, wodurch die Haut ſo glänzend als ein Spiegel wird. Wenn ſie altern, vermindert ſich die Schwärze aber auch mehr, als bey andern Negern, und ihr wolligtes Haar wird endlich ganz grau. So beſorgt ſie für ihre Haut ſind, nicht mindere Sorge tragen ſie für die Haare, welches mit einem hölzernen oder elfenbeinernen, vierzackigten Kamme fleißig durchkämmt, mit eben der Salbe, wie der Leib, beſtrichen, und mit Muſchelſchaalen, Goldflittern und dergl. geziert wird. Auch für den Bart ſind ſie ſehr beſorgt, kämmen und waſchen ihn täglich, und tragen ihn lang, wie die Türken.

Kleider

Kleider haben nur die ganz Vornehmen und Reichen, die übrigen tragen ein Pagne, etwan zwo Ellen lang und drey Viertel breit, rings um den Leib, wovon das eine Ende vorn herunter hängt, das andre aber zwiſchen den Beinen durchgeht und hinten nachgeſchleppt wird. Die Sklaven bedecken ihre Blöße mit nichts, als einem Stück gewebter Baumrinde. Einige tragen Mützen von Ziegenfellen; europäiſche Mützen und Hüte aber ziehen ſie jeder andern Kopfbedeckung vor.

Die Iſſineſen werden als kluge Köpfe gerühmt, zugleich aber als Lügner und Diebe getadelt. Man muß ihnen, ſagen die Reiſenden, nicht bloß auf die Hände, ſondern auch auf die Füßen Achtung geben, denn, wo ſie etwas auf der Erde liegen ſehen, vergraben ſie es, ſo ſchnell ſie können, mit den Zähen in die Erde, und holen es nachher heraus; und da dergleichen Kunſtſtücke bey ihnen niemals beſtraft, ſondern vielmehr als Beweiſe von Scharfſinn gerühmt, und ſie dazu von ihren Königen aufgemuntert werden; ſo machen ſie ſich kein Bedenken, mit dergleichen Heldenthaten zu prahlen. Dabey ſind ſie ſo mißtrauiſch, daß man ihnen, ehe ſie ihre Waaren bringen, vorerſt das Geld dafür zeigen muß, und ſo geizig, daß ſie den Verluſt eines Schafs, das ſie geſchlachtet haben, wohl eine ganze Woche beklagen, wenn ſie gleich gewöhnlich nur dann ſchlachten, wenn ſie einen Europäer bewirthen, von welchem ſie den zehnfachen Werth des Schafes wieder zu bekommen hoffen. Sie ſelbſt begnügen ſich mit einigen Bananas und Fiſchen, oder ein paar Krebſen, wozu ſie ſtinkendes Waſſer trinken, und ein todtes Aas iſt ein herrliches Eſſen für ſie.

Ihr Frauenzimmer iſt ſchlank und wohl gewachſen, liſtig, und noch weit geiziger und bösartiger, als die Männer. Eitel ſind ſie, wie an andern Orten,

und kleine Spiegel ſind ihre beſtändigen Begleiter. Bey ihren Verheurathungen werden wenige Umſtände gemacht. Sieht ein Vater, daß der Sohn ſich in dem Fall befindet, ſelbſt eine Frau erhalten zu können, ſo ſucht er ihm eine aus, und meldet ihm, daß er dieſelbe anſehen ſoll. Hat er ſie beſehen, und ſie haben ſich um den Preis für das Mädchen verglichen; ſo eſſen ſie zum Zeichen der Freundſchaft den Fetiſch zuſammen, verbringen etliche Tage mit Tanzen und andern Luſtbarkeiten, und bringen dann die Neuvermählte in das Haus ihres Mannes, der zuweilen auch noch mehr Weiber hat, keine aber ohne den Willen der erſten Frau nehmen darf. Die Weiber, verheurathete ſowohl als unverheurathete, tragen Pagnes gleich den Männern, aber gern von ſehr abſtechenden Farben zuſammen geſetzt. Hinten werden dieſe Pagnes als dicke Wülſte geformt, um die Kinder darauf zu tragen, an den Seiten und vorn aber tragen ſie Stücken Kupfer Erz, eiſerne Schlüſſel und Beutel mit allerhand Kleinigkeiten gefüllt, alles, um beſonders in den Augen der Europäer als ſehr reich auszuſehen.

Die neugebohrnen Kinder werden im Fluſſe gewaſchen, und nach einem Baume oder Thiere, zuweilen auch nach einem Europäer, der ihr Freund iſt, genennet. Im ſiebenten Monat fangen die Kinder ſchon an, allein zu gehen, und mit dem zehnten oder zwölften Jahre lehrt ſie der Vater ſchon irgend eine Beſchäftigung, und die Mädchen werden von der Mutter eben ſo frühzeitig zu guten Hauswirthinnen gemacht, ſo daß dieſe kunſtloſe Erziehung in mehrern Betrachtungen unſrer europäiſchen Modeerziehung weit vorzuziehen iſt.

Die gewöhnlichen Speiſen der Iſſineſen ſind Feigen, Bananas, Yams, Reis, türkiſcher Weizen

und Hirſe. Die Frau vom Hauſe nimmt jeden Abend ſo viel aus der Vorrathskammer, als ſie für den folgenden Tag hinreichend hält; den Morgen darauf verſammeln ſich die Sklavinnen, das Korn in einem weiten hölzernen Mörſer zu ſtoßen, um es von den Hülſen abzuſondern; darauf ſichten ſie es mit breiten Stücken Holz, und thun es, wenn es gehörig gereinigt iſt, wieder in einen kleinen Mörſer, es klein zu ſtoßen, wobey von Zeit zu Zeit Waſſer, es zu verdicken, hinein gegoſſen wird. Darauf breiten ſie den Teig auf einem breiten flachen Steine aus, und reiben ihn, wie die Mahler ihre Farben, theilen ihn dann in kleine Brode, und kochen ſie mit Waſſer in einem offenen Topfe, nachdem ſie etwas Stroh darüber gelegt haben, um zu verhindern, daß ſie nicht verbrennen. Dieß iſt die tägliche Arbeit der Weiber. Erhalten ſie einen guten Fiſch, ſo machen ſie ein Ragout daraus, welches ſie Toro nennen. Dazu nehmen ſie Koros, eine Frucht, welche an einer Art Dattelbäume wächſt, und unſern Pflaumen nicht unähnlich iſt. Sie kochen dieſe Frucht mit Fiſchen, ſtoßen beydes, wenn es gehörig gekocht iſt, in einem Mörſer, thun es dann wieder mit wenig Salz und viel Pfeffer in einen Topf, und laſſen es zu einem dicken Brey kochen, der ſogar von den Europäern ohne Mißfallen gegeſſen wird. Dieſer Koros wird noch zu mehrern Speiſen von ihnen gebrauchet: ſie laſſen eine Anzahl derſelben aufgehäuſt liegen, bis ſie zu faulen anfangen, ſchütten ſie dann in ein Faß, und rühren ſie, nachdem warmes Waſſer zugegoſſen iſt, beſtändig um, woraus dann ein Oel wird, mit welchem ſie ihre Speiſen zurichten.

Ihre Häuſer ſind nicht ſo ordentlich, wie in andern Gegenden der Küſte gebauet, ſondern bloß elende Hütten von Schilfe mit Palmblättern bedeckt. Im ganzen Lande giebt es keine leimernen Häuſer, als des

Königs

Königs ſeine. Die übrigen alle ſind weit ſchlechter, als die Kohlenbrennerhütten in unſern Gegenden, und ſo niedrig, daß kein Menſch aufrecht darinnen ſtehen kann. Die Thüre iſt ein bloßes Loch, durch welches man auf Händen und Füßen kriechen muß, und ein Riegel von Schilf, inwendig mit Stricken befeſtigt, ſtellt das Schloß vor. Jede Hütte iſt mit einer Palliſadirung von Schilf umgeben, welches eine Art von Hof macht, in welchem ein Thor iſt, das alle Nächte verſchloſſen wird. Der Hausrath iſt ſo elend als die Hütten, etliche Stühle, etwan einen halben Fuß hoch, die ihnen auch ſtatt Kopfküſſen dienen, ſind alles, was man darinnen ſehen kann. Eine Kiſte, die einer etwan von einem Matroſen erhalten hat, macht ihn zum großen Manne. In der Küche haben ſie etliche elende irdene Töpfe und einige hölzerne Schüſſeln. Meſſer, Gabeln und Löffel ſind ihnen unbekannt.

Die Iſſineſen können zwar nicht mehr, als etwan zweytauſend Mann, ins Feld ſtellen, ſind aber unwiderſprechlich die beſten Soldaten in ganz Guinea, und von allen ihren Nachbarn wegen ihrer Liſt und Tapferkeit gefürchtet. Ihre Waffen ſind Säbel, Aſſagayen und Flinten. Die Befehlshaber brauchen viereckte Schilde, etwan drey Fuß lang und zween breit, welche aus Ochſenhäuten gemacht, mit Tygerfellen bedeckt, und an den vier Ecken mit eiſernen Schellen beſetzt ſind. Während des Gefechts gehen Trommeln, Trompeten und andre Inſtrumente. Die Trommeln ſind aus einem Stück Holz gemacht, welches an dem einen Ende hohl, und mit einem Elephantenohre bedeckt iſt. Es wird mit zwey hölzernen, mit Ziegenfell überzogenen Hämmern geſchlagen, und giebt einen rauhen, dumpfen Klang. Die Trompeten ſind ausgehöhlte Elephantenzähne. Zu dieſer ſchönen Muſik kommt noch ein Inſtrument, das wegen

gen ſeiner einfachen Beſchaffenheit ſo merkwürdig, als ſchwer zu beſchreiben iſt. Es iſt von Eiſen, wie zwey hohle Feuerſchaufeln, welche etwan einen Fuß lang zuſammen verbunden ſind, und eine eyförmige Geſtalt haben. Ein Knabe hält es an dem einen ſchmalen Ende, und ſchlägt es mit einem ſchmalen Stecken nach dem Takt der Trommeln und Trompeten.

Die gemeinſte Krankheit bey den Iſſineſen iſt die Fäulniß, welcher alle, mehr oder weniger, unterworfen ſind. Blindheit und böſe Augen ſind wegen des Sandes ſehr gemein; Fleiſchwürmer ſind ebenfalls häufig. Auch ſind die Schwarzen den Fiebern unterworfen, wofür ſie weiter kein Mittel als Baden wiſſen. Zwey oder drey Arzneymittel brauchen ſie bey allen Arten von Krankheiten, und dieſe beſtehen aus Malagettepfeffer und dem Safte gewiſſer ſtarken Kräuter. Bey Wunden bedienen ſie ſich eines Krautes, deſſen Blätter, wenn ſie mit dem ausgepreßten Safte vermiſcht werden, ſo wunderſam heilen, daß ſie ſich aus einer fünf Zoll tiefen Wunde nichts machen.

Die Iſſineſen ſcheinen ſich nicht für dem Tode zu fürchten; wenigſtens ſind ſie ſehr ſorgfältig, noch bey ihrem Leben alles, was zum Begräbniſſe gehört, zuzubereiten, als: eine feine zitzne Pagne, einen Sarg und goldne Zierrathen, weil ſie ſich einbilden, daß ihre Aufnahme in einer andern Welt nach der Güte ihres Putzes eingerichtet ſeyn werde. Wenn einer todt iſt, verſammelt ſich ſogleich eine Menge alte Weiber. Einige gehen mit Grabeſchaufeln umher und rufen den Verſtorbenen bey ſeinem Namen, andre fragen jeden, der ihnen begegnet, ob ſie den Todten geſehen haben; worauf dieſer mit geſenktem Kopfe antwortet: **Awru**, d. i. **Er iſt fort.** Auch der Verſtorbene wird gefragt, warum er geſtorben ſey, da er doch genug zu leben gehabt? Darauf bringen ſie ſeinen Sarg,

und

und legen den Leichnam hinein, ſo daß die Ferſen unter den Hintertheil des Körpers kommen, und der Kopf auf die Knie zu liegen kommt. Zur Seite ſetzen ſie ihm einen Stuhl und einen irdenen Topf. Den einen, ſich darauf zu ſetzen, den andern, um darinnen zu kochen. Hierauf wird der Sarg zugemacht, und vier Sklaven tragen ihn in einen Wald, wo ſie ihn ohne weitere Umſtände einſcharren. Iſt der Verſtorbene vornehm geweſen, ſo legen ſeine Weiber etliche Tage nach der Beerdigung ihren beſten Schmuck an; und ſo gehen ſie ſingend und paarweiſe durch das Dorf, und tanzen vor den Thüren der Vornehmen einen Zirkeltanz.

Ihre Religion ſcheint etwas gebildeter zu ſeyn, als die Religionen der andern Negervölker. Sie erkennen einen Gott als Schöpfer aller Dinge, und auch der Fetiſchen, die er zum Dienſt der Menſchen auf die Erde geſchickt hat. So bald ſie von ihrem Lager aufgeſtanden ſind, gehen ſie an den Fluß, ſich zu waſchen, gießen eine Hand voll Waſſer auf den Kopf, ſchließen die Hände zuſammen, öffnen ſie wieder, und heben die Augen gen Himmel, wobey ſie folgendes Gebet ſprechen: Gott! gieb mir heute Reis und Yams, Sklaven und Reichthum, und daß ich möge hurtig und ſchnell ſeyn. Die Fetiſchen bildet ſich jeder nach eignem Gutdünken, alle aber verehren ſie mit der tiefſten Andacht.

Sie haben mehrere dieſen Fetiſchen geheiligte Tage, von denen der vornehmſte ihr Geburtstag iſt, den ſie damit begehen, daß ſie den Fetiſch, deſſen Altar und ſich ſelbſt mit weißer Farbe beſtreichen, und einen weißen Pagne anlegen. Außer den Fetiſchen der Privatperſonen, giebt es welche, die im ganzen Königreiche gemein ſind, die gewöhnlich in einem merkwürdigen Baume oder Berge beſtehen, und welche zu ver-

verleßen, für ein todeswürdiges Verbrechen gilt. Jedes Dorf hat auch einen Schußfetiſch, der auf gemeine Koſten gepußt wird. Dieſem richten ſie auf öffentlichen Pläßen einen Altar von Schilf auf, der auf vier Säulen ruhet, und mit einem Dache von Palmblättern bedeckt iſt. In den Wäldern findet man viele dergleichen Altäre, welche mit mancherley Arten von Fetiſchen beſeßt ſind, und irdene Krüge, mit Maiz, Reis und Früchten gefüllt, vor ſich ſtehen haben. Wenn ihnen ein Unglück begegnet, und ſie ihren Fetiſch beleidigt halten, ſo laſſen ſie gewiſſe Wahrſager folgende Anſtalten machen. Der Zauberer hat neun Streifen Leder, jeden ohngefähr einen Finger breit, und voll kleiner Fetiſchen. Dieſe ſchüttelt er zuſammen, und murmelt gewiſſe Worte, worauf er zween oder drey Fetiſche auf einmal aus der Hand wirft. So wie ſie nun fallen, macht er ſeine Auslegung, und was er verordnet, muß geſchehen.

Wenn die Iſſineſen bey ihren Fetiſchen ſchwören, ſo kann man ſich vollkommen auf ihr Wort verlaſſen, und, um die Wahrheit von einem herauszubringen, darf man nur etwas in ein wenig Waſſer mengen, und darauf einen Biſſen Brod hinein tunken, und dabey fodern, daß er dieſen Fetiſch als ein Zeichen der Wahrheit eſſen ſoll. Auch haben ſie andre Arten Eidſchwüre, die nicht ſo feyerlich geſchehen: ſo ſchwören ſie z. B. bey den Gliedern eines Menſchen, und glauben feſt, daß, wenn ſie falſch ſchwören, dieſe Glieder an ihrem Leibe verdorren würden. Auch ſchwören ſie bey Gott, indem ſie etwas Sand in die Hand nehmen, in die Höhe ſehen, und zugleich ſprechen: Gott tödte mich durch dieſen Sand, wenn ich unwahr rede.

Tempel, Prieſter, und überhaupt gottesdienſtliche Oerter, die Altäre der Fetiſchen ausgenommen, haben

ſie nicht. Doch ſpricht man von einer Art Hohenprieſter, welcher Oſnon genennt wird, und deſſen Amt darinnen beſteht, daß er Fetiſchen macht, und bey allen Rathsverſammlungen des Königs zugegen iſt.

Dieſer König wohnt auf der Inſel Aſſoko, in einer Stadt gleiches Namens, welche etwan zweyhundert Hütten hat, und von tauſend bis zwölfhundert Menſchen bewohnt wird. Sein Pallaſt iſt von in einander geflochtenen Aeſten gebaut, mit Leimen beworfen, und mit bunten Farben ohne alle Ordnung beſtrichen. Er hat zwey bis drey Zimmer auf der Erde, und eben ſo viele darüber, welche alle mit kleinen Steinen gepflaſtert, und mit Decken von Palmblättern behangen ſind. Dieſer Pallaſt liegt mitten in verſchiedenen großen Umzäunungen von Baumäſten, welche drey Vorhöfe ausmachen. Rund um den Pallaſt ſtehen die Hütten der Weiber, welche nicht beſſer, als die Hütten der gemeinſten Neger, gebaut ſind.

Wenn der König ausgeht, bekleiden ihn ohngefähr funfzig Mann, welche mit Säbeln, Aſſagayen und Musketen bewaffnet ſind, und einige der Aelteſten und Vornehmſten, welche ſeinen Hofſtaat ausmachen, und ſich mit ihm über die öffentlichen Angelegenheiten berathſchlagen. Jeder giebt ſeine Meinung ohne Umſchweife von ſich, dabey aber wird dennoch alles ſo geheim gehalten, daß das geringſte Ausplaudern den Verluſt des Vermögens, oder auch wohl des Lebens nach ſich ziehen würde.

Der König ſoll große Reichthümer beſitzen, welche aber alle vergraben ſind, und die er um ſo weniger braucht, da er mit der größten Sparſamkeit lebet, ſelbſt ſich ſeine Yams, Bananas oder Fiſche einkauft, und, ſich und ſeine Weiber zu beköſtigen und zu bekleiden, jährlich nicht funfzig Thaler braucht.

Seine

Seine Einkünfte beſtehen übrigens bloß in dem, was er durch Handel, eingezogne Güter und dergl. erwirbt, und ſind alſo ſehr zufällig. Zur Saatzeit geht er ſelbſt auf die Felder, welche ſeine Sklaven bearbeiten, bewirthet ſie mit Palmwein, und ſetzt einen Fetiſch zum Hüter des Feldes, der ſie auch ihrer Meinung nach bey der geringſten Untreue tödten würde. Zur Erndtezeit geht er ebenfalls auf die Felder und ſchneidet etliche Hände voll Aehren ab, ſo daß alſo derſelbe Gebrauch, den man an den Sineſen als einen glänzenden Beweis von hoher Lebensphiloſophie gerühmt hat, ſich auch bey den nackten Negern in Guinea findet.

Die Gewalt des Königs iſt unumſchränkt, wenn er mit Armen und Sklaven zu thun hat, aber enge begränzt, wenn von den Reichen des Volks die Rede iſt, welche gleichſam nur hohe Vaſallen des Reichs ſind. Die Krone erben hier nicht die Kinder, denen der König nichts hinterlaſſen kann, daher ſie auch eine Handthierung erlernen müſſen, um nach des Vaters Tode leben zu können, ſondern der nächſte Anverwandte. So lange der König lebt, werden ſeine Kinder von jedermann verehrt; ſobald er aber todt iſt, erhalten ſie aufs höchſte etliche Sklaven, mehr als Geſchenk, denn als einen ſchuldigen Tribut. Die Vornehmen im Volke heißen **Brembis** und **Bahumets**, d. i. **Reiche** und Aelteſte. Dieſe allein dürfen mit den Europäern handeln, daher ſind ſie auch allein reich, und alles Gold kommt bey ihnen zuſammen. Hat einer aus dem Volke ſich etwas erworben, ſo giebt er ſich alle Mühe, zu einem Brembis ernannt zu werden, denn außerdem iſt ſein ganzes Vermögen bey dem mindeſten Zufall verlohren.

Die meiſten Verbrechen können hier mit Gelde gebüßet werden; drey ausgenommen: Entlaufung eines

nes Sklaven, Verrätherey und Zauberey. Der Mord wird mit Gelde beſtraft; können aber die Verwandten des Ermordeten des Mörders habhaft werden so können ſie denſelben wieder tödten; iſt der Verbrecher aber ein Sklave, ſo wird er an die Europäer verkaufet.

Dieß iſt das Merkwürdigſte und Bekannteſte von den im Lande gelegenen Reichen. Die übrigen ſind zum Theil nicht einmal dem Namen nach bekannt; wir übergehen ſie daher alle mit Stillſchweigen, und gehen zu der Goldküſte über, welche uns zu verſchiedenen intereſſanten Nachrichten Gelegenheit geben wird.

3) Die Goldküſte.
a) Land.

Die Küſte, welche die Portugieſen Koſta del Oro, d. i. Goldküſte genannt haben, fängt bey dem Vorgebirge Appollonia an, und erſtreckt ſich bis zum Fluſſe Volta auf hundert und funfzehn Meilen in der Länge, und vierzig Meilen ohngefähr in der Breite.

Ueber die Entdeckung dieſer Küſte ſind die Portugieſen und Franzoſen lange ſtreitig geweſen, indem beyde Nationen ſich die Ehre davon zugerechnet haben. Nach Villault und Robbe, zwey franzöſiſchen Schriftſtellern, waren es ihre Landsleute, und zwar Kaufleute von Dieppe in der Normandie, welche im Jahre 1346 oder 1364 dieſe Entdeckung machten, und auch das Kaſtel zu Mina erbauten, wobey ſie ſich darauf ſtützen, daß eines der dortigen Werke immer noch die Baſtey von Frankreich heiße, und an derſelben Anno 13— zu leſen ſey. Allein dieſes Vorgeben ſcheint dennoch völlig ungegründet zu ſeyn, und es iſt wahrſcheinlicher, daß die Goldküſte 1471 von den portugieſiſchen Seefahrern, Santorem und Eſkobar, entdeckt worden. Die Portugieſen ſetzten ſich nachher auf der Küſte feſt, bis ſeit dem J. 1578 ihre

Macht wieder zu ſinken anfieng, und ihre Beſitzungen andern europäiſchen Nationen, nämlich den Holländern, Engländern, Franzoſen und Dänen zu Theil wurden.

Ehe wir aber von dieſen Beſitzungen handeln, und die einzelnen ſowohl an der Küſte, als tiefer ins Land liegenden Negerſtaaten beſchreiben, wollen wir uns erſt im Allgemeinen mit der Naturgeſchichte der Küſte überhaupt beſchäftigen, und die Produkte einzeln beſchreiben, welche jedes Naturreich liefert.

Da die Goldküſte nahe an der Linie gelegen iſt, ſo iſt die Hitze ziemlich heftig, vorzüglich vom Oktober an bis in den März; in den andern Monaten aber iſt ſie nicht ſtärker, als ſie bey uns in einem heiſſen Sommer zu ſeyn pfleget. Die Nächte ſind gewöhnlich alle ſehr kalt, ſo daß die Einwohner zuweilen ſich am Feuer zu erwärmen genöthigt ſind: und daher kommt es zum Theil auch, daß die dortige Luſt eine ſehr ungeſunde Beſchaffenheit hat. Noch mehr aber kommt die ungeſunde Beſchaffenheit der Luft daher, weil das Land viele Berge hat, und alle Morgen aus den Thälern ein dicker ſtinkender Schwefeldampf oder Nebel aufſteigt, der jedermann auf die Lungen fällt, und beſonders bey neuen Ankömmlingen tödtliche Krankheiten erzeuget. Die Witterung iſt hier auch weit unregelmäßiger, als an einem andern Orte in Guinea. Der Regen, welcher in manchen Gegenden ſechs Monate beynahe ununterbrochen fällt, ſoll ſehr ſchädliche Eigenſchaften haben; nahe an der Linie iſt das Regenwaſſer in gewiſſen Monaten roth von Farbe, und wer ſich in Kleidern, welche von dieſem Regen durchnäßt ſind, niederlegt, hat unvermeidlich ſehr nachtheilige Folgen für ſeine Geſundheit zu befürchten.

Eine andre Beſchwerniß auf der Goldküſte ſind die Tornados von den Portugieſen Travados genannt,

nannt, welches heftige Windſtöße ſind, mit heftigem Donner und ſtarken Blitzen begleitet, wobey ſtarker Regen fällt, und es am hohen Mittag ſtockfinſter iſt. Den Schiffen ſind dieſe ſo ſchnell entſtehenden Winde äußerſt gefährlich, doch hat man einige Vorboten derſelben, bey deren Erſcheinung man ſich darauf vorbereiten kann. Harmattan iſt ein trockner, von Norden kommender, Landwind, der gewaltige Kälte mit ſich bringt, und ſo durchdringend iſt, daß ſelbſt Europäer ſich zu Hauſe halten.

So viel von der natürlichen Beſchaffenheit der Goldküſte überhaupt, ſie iſt, wie wir geſehen haben, nicht die beſte, aber dennoch iſt der Erdboden nichts weniger, als unfruchtbar, ſondern er bringt vielmehr eine Menge ſchöner Erzeugniſſe reichlich hervor. An Hülſenfrüchten ſind hier Bohnen und Erbſen von verſchiedener Farbe, als rothe, ſchwarze, veilchenblaue, graue und roſenfarbne; eine Bohnenart hat eine Hülſe, drey viertel Ellen lang, eine andre wächſt an Sträuchern, und eine dritte wächſt unter der Erde. Maiz oder türkiſcher Weitzen iſt nicht ſelten, und wird auch auf portugieſiſch Milhio grande d. i. großer Hirſe genannt. Der eigentliche Hirſe iſt dem Korianderſaamen ähnlich, und iſt ſehr nahrhaft. Beyde Arten werden auf der ganzen Küſte gebauet, und etliche Gegenden bringen dieſelben in erſtaunlicher Menge hervor. Aus dem Maiz, mit Hirſe vermengt, macht man eine Art Brod, welches ſehr wohlſchmeckend iſt. Der Hirſe allein wird gleichfalls zu Brode gebacken, welches ſehr ſüß im Munde iſt. Reisbau iſt nicht auf der ganzen Küſte gemein, doch wächſt er in einigen Gegenden ſo häufig, daß man ganze Schiffe um äußerſt wohlfeilen Preiß damit beladen kann.

Von Wurzeln hat man Pataten und Ignames, vorzüglich ſehr viel der letztern, welche ſtatt Brod gegeſſen werden.

Von Kräutern, welche auch in Europa wachſen, bringt das Land nichts als Taback. Dieſer wächſt in großer Menge, ſoll aber ſo ſehr ſtinken, daß kein Europäer den Geruch vertragen kann, ob ihn gleich die Neger mit vieler Wolluſt rauchen, die ihn auch ſo ſehr lieben, daß ſie ihn mit ihrem letzten Pfennig erkaufen. Einländiſche eßbare Kräuter giebt es aber auf dreyßig Arten, nebſt mehrern Arzeneykräutern und Wurzeln. Ingwer wächſt hie und da, und gleicht dem europäiſchen Schilfe, und Knoblauch wird von den Negern ſo hoch geſchätzt, daß ſie ihn um jeden Preis bezahlen.

An Bäumen und Baumfrüchten iſt kein Mangel auf der Goldküſte. Der Sage nach giebt es Bäume hier, in deren Schatten zwanzig tauſend Menſchen ſtehen können, und welche ſo hoch ſind, daß den oberſten Gipfel keine Flintenkugel zu erreichen im Stande iſt. Dieſe hohen Bäume ſind die Seidenwollenbäume, die wir ſchon erwähnt haben. Der Papaybaum wächſt längſt der Küſte häufig. Der Stamm deſſelben iſt etliche Fuß dick, und beſteht aus ſo ſchwammichtem Holze, daß er mit einer Axt leicht zu durchhauen iſt. Die Frucht wächſt oben auf dem Gipfel ohne alle Aeſte; wird aber der Baum älter, ſo kommen Aeſte zum Vorſchein, welche jungen Stämmen ähnlich ſind, und ebenfalls Früchte tragen. Manche dieſer Bäume werden dreyßig Fuß hoch. Die Frucht iſt etwan halb ſo groß, als die Kokosnuß, eyförmig, von außen grün und inwendig weiß. An ſich hat ſie keinen Geſchmack, ſie wird aber geſchnitten, gekocht und mit Salz, Pfeffer und Butter zugerichtet. Weiter giebt es Zimmtbäume, die dem ächten

zeilaniſchen Zimmt wenig nachgeben, Orangen und Limonien, Granatäpfelbäume, welche hieher verpflanzt worden, aber nicht recht fortkommen wollen, Weinſtöcke, welche die Portugieſen hergebracht haben, und blaue Träuben tragen, Zuckerrohr von ſieben bis acht Fuß Höhe, Kalabaſch oder Kürbißflaſchenbäume, Palmen, Tamarinden, Mangrovebäume, Pflaumen, Birnen, Feigen, Kormantinäpfel, welche nicht größer ſind, als eine welſche Nuß mit der Schale, und ein angenehmes weinſäuerliches Fleiſch in einer gelbröthlichen Schale haben. Ananas hat man zwey Arten, und Waſſermelonen, die ihr an Geſchmack weit vorgezogen werden, giebt es häufig.

Von **Metallen** hat man bisher auf dieſer Küſte noch nichts entdeckt, als Gold, wahrſcheinlich, weil man nichts weiter geſucht hat, als dieſes. Das feinſte Gold kommt von Axim, und wird im Sande der Flüſſe als Staub gefunden. Das Gold von Akkra kommt von dem Berge Tafu, welcher drey Tagereiſen ins Land hinein liegt; das Gold von Akkanis und Fetu wird aus der Erde gegraben, und muß überflüßig da ſeyn; wenigſtens haben die Weiber in Fetu zuweilen zwey bis drey hundert Unzen Gold, als verſchiedne Zierrathen verarbeitet, an ſich. Das hieſige Gold iſt übrigens dreyerley Fetiſchengold, welches in mancherley Geſtalten gegoſſen iſt; Klumpengold in Stücken von verſchiedenem Gewichte und Staubgold.

Nach dem Golde iſt das vornehmſte Mineral das Salz, welches auf zweyerley Art gewonnen wird. Einige kochen es über Feuer, aus Seewaſſer, andre haben Salzpfannen, in denen die Sonne das Waſſer austrocknet, und auf beyde Arten gewinnt man ein ungemein weißes Salz.

Von

Von zahmen Thieren findet man auf der Goldküſte Rindvieh, welches aber ſehr ſchlecht iſt, ſo daß die beſte Kuh nicht über zwey hundert und funfzig Pfund hat, Pferde von anſehnlicher Größe, aber ſchlecht gebauet und äußerſt trägen Ganges, Eſel, Schafe, welche keine Wolle, ſondern Haare haben, Ziegen, von denen die Neger ein artiges Mährchen erzählen: vor uralten Zeiten ſagen ſie, ſey eine Göttinn geweſen, die ſich mit äußerſt köſtlichen Eſſenzen geſalbet habe. Dieſe Göttinn hätten die Böcke gebeten, ihnen etwas von dieſem Wohlgeruche zukommen zu laſſen: die Göttinn habe ſich geſtellt, als wenn ſie ihre Bitte erfüllen wolle, habe aber eine ſehr ſtinkende Salbe genommen, welche die Böcke, noch bis auf den heutigen Tag, für Wohlgeruch hielten, daher das ganze Geſchlecht auch gewohnt ſey, ſich während des Regens zu verſtecken, damit ihm die köſtliche Salbe nicht abgewaſchen werde. Ferner giebt es Schweine und Hunde, welche weder bellen, noch beißen, und gegeſſen werden, ſo wie auch die Katzen.

An wilden Thieren ſind hier Elephanten, welche aber nicht höher als zwölf Fuß ſind, Tyger in Menge, ſo daß auch in einigen Gegenden derjenige, der einen Tyger geſchoſſen hat, berechtigt iſt, allen Palmwein, welchen zu Markte gebracht wird, acht Tage lang ohne Bezahlung wegzunehmen, Büffel, Hirſche von verſchiedner Größe und Farbe, als rothe mit ſchwarzen Streifen, orangefarben und weiß geſtreift u. ſ. w. Die kleinſte Art, welche von den Negern Könige der Hirſche genennt werden, ſind nicht größer als Kaninchen; ihr Geweih iſt ſchwarzgelb von Farbe, und nicht dicker als eine Tabackspfeiſe, und ihre Füſſe ſind ſo zart, daß ſie von den Europäern in Gold gefaßt, und als Pfeifenſtopfer gebraucht werden. Ferner Haſen, wilde Schweine, Schakals,

kals, wilde und Zibethkatzen, Stachelſchweine, eine Art Igel, die ſich aber nicht, wie unſre Igel, zuſammenrollen kann, eine Art **Faulthier**, **Potto** genannt, welche einen ganzen Tag lang nicht zehn Schritte fortkommen kann. Dieß Thier ſoll ſo abſcheulich häßlich ſeyn, daß ihm an Häßlichkeit kein andres gleich komme; ſein Kopf ſoll unförmlich groß und die Füße wie Hände geſtaltet ſeyn. Es lebt von dem Laube der Bäume. **Berbe** nennt man ein Thier, ſo groß als eine junge Katze, der es auch an Geſtalt ähnlich iſt, außer daß es eine zugeſpitzte Schnautze hat; der **Kokobo** iſt noch einmal ſo groß, roth von Farbe, und ein Feind alles Federviehs; der **Arombo** hat einen langen ſchlanken Leib, und einen ſehr langen Schwanz, an deſſen Ende ein Buſch Haare ſitzt. Er iſt blaßbraun von Farbe, ſo groß als ein mäßiger Jagdhund, und lebt von todten Aeſern. Ratten ſind in den Kornfeldern, größer als eine Katze, und Mäuſe giebt es, deren Fell einen Biſamgeruch hat. Affen ſind in außerordentlicher Menge vorhanden. Die gemeinſte Art ſind bloß mäuſefarben, und werden fünf bis ſechs Fuß lang; eine andre Art hat feines pechſchwarzes Haar, ſind etwan zwo Fuß hoch, und haben einen langen ſchneeweißen Bart. Alle dieſe Affen ſind große Diebe, und die großen fallen auch Menſchen an, beſonders iſt der **Boggo** oder **Mandril** gefährlich, welchen viel Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat, auf zwey Beinen geht, und wie ein kleines Kind ſchreyt, wenn ihm etwas zu Leide gethan wird. Hin und wieder findet man auch den **Orang Utang**, welcher nicht ſo boshaft ſeyn ſoll, als die andern Affenarten.

An allerhand Arten **Vögeln** iſt die Goldküſte ſehr reich. Dahin gehören Hühner, kleiner als die unſrigen, aber ſo fett als Kapaunen, Pintadohennen, Gänſe, Enten, ſo groß als die Gänſe, Tauben, Reb-

hühner, Faſane, deren Federn hellblau mit weiß geſprengt ſind, und welche einen ſchwarzen Federbuſch auf dem Kopfe haben, Whidahfaſane, grau und weiß von Farbe, mit einem federloſen, mit einer harten knotigten Schale bedecktem Kopfe, Krammetsvögel, Kraniche, Reiher, Schwalben, Sperlinge u. dergl. kleinere Vögel mehr. Adler giebt es einige Arten, beſonders aber iſt der gekrönte Adler aus Akkra merkwürdig, der eine Krone wie der türkiſche Hahn hat. Papagoien ſind in unglaublicher Menge zu finden; die blauen ſind die gemeinſten. Ein dem Papagoi ähnlicher Vogel hat einen dunkelgelben Schnabel, ſchöngrüne Bruſt und Unterleib, grau, roth und himmelblau ſchattirten Rücken, nebſt grünem Kopf, Hals und Schwanz. Er iſt ſelten, und eben ſo ſelten iſt ein eben ſo häßlicher Vogel, als dieſer ſchön iſt. Er heißt **Pokko**, hat die Größe einer Gans, lange dunkelbraune Flügel, aſchfarbne Federn, oder vielmehr Haare am Unterleibe, einen langen Hals mit einem unförmlichen Kropfe, der wie rothes Leder ausſieht, einen kahlen Kopf, große ſchwarze Augen und einen ſehr langen und dicken Schnabel. Seine Nahrung ſind Fiſche, Ratten, Mäuſe u. dergl. Ein andrer Vogel, für welchen die Neger keinen Namen wiſſen, iſt von Körper ſo groß wie der Pokko; wenn er aber aufrecht ſtehet, und den Kopf in die Höhe ſtreckt, über Mannshöhe. Seine Federn ſind blau, weiß, roth und himmelblau. Es giebt noch mehrere eben ſo ſchöne und noch ſchönere Vögel, für welche die Neger keine Namen haben.

Den Mangel an gutem Fleiſche erſetzt der Ueberfluß der Fiſche, welche ſo wohl die See als die Flüſſe liefern. In den Flüſſen giebt es vorzüglich drey ſehr wohlſchmeckende Arten: den **Karmon**, welcher dreyviertel Ellen lang und eines Arms dicke iſt, den Har-

deren, welcher etwas kleiner iſt, und den Batavia. Der beſte Seefiſch iſt der Dorado, von vier bis fünf Fuß Länge, ohne Schuppen und Gräten, und unter allen Fiſchen der ſchnellſte. Nach ihm kommen die Boniten, welche etwas kleiner ſind, und ebenfalls keine Schuppen und wenig Gräten haben. Der Albekor iſt ihnen nicht unähnlich. Weiter gehören hieher der Königs- oder Negerfiſch, der ſehr fett iſt, und im Geſchmack dem Aale gleichet, die Mackrelen, Lampreten, Hechte, Braſſen, Sardellen, Flünders, mehrere Arten von Schildkröten, Krebſe, Krabben, Auſtern und Muſcheln.

Beſondre Fiſche ſind der Grampus oder Nordkaper, eine Wallfiſchart, welche das Waſſer aus den Naſelöchern höher, als die beſte Waſſerkunſt, treiben, bey vierzig Fuß lang ſind, und zu tauſenden bey einander liegen, das Meerſchwein, von fünf Fuß Länge, und bloßes Fett, ſo daß nichts als der Kopf zum Eſſen tauget, wenn er vorher etliche Tage im Salzwaſſer gelegen hat; der Hay, der Pilotfiſch, der Sauger, der Schwerdtfiſch, welcher am Ende der Schnauze einen flachen Knochen, etwan einer Elle lang und einer Queerhand breit, hat, der Hornfiſch, welcher auf dem Rücken ein langes ſcharfes Horn hat, deſſen Stich gefährliche Wunden verurſacht; der Mond oder Silberfiſch, vom Kopf bis an den Schwanz zwanzig Zoll lang, dreyzehn Zoll breit und zwey Zoll dicke. Seine Haut iſt überſilbert, das Geſicht flach und der Mund klein und mit zwey Reihen Zähnen bewaffnet. Sein Fleiſch iſt weiß, feſt, zart und nahrhaft. Der Fetiſchfiſch wird wegen der Verehrung ſo genennt, welche ihm die Negern erweiſen. Seine Haut iſt auf dem Rücken ſchwarzbraun; die Schnauze hat an der Spitze eine Art von Horn, etwan drey Spannen lang. Sie ſind fünf Fuß lang.

An Amphibien, Ungeziefer, Gewürmen u. ſ. w. hat die Goldküſte keinen Mangel. Darunter iſt der Quoggelo, ein Thier von Eydechſenart, das mit dem Schwanze auf acht Fuß lang iſt, und vom Halſe an, bis an die Spitze des Schwanzes, mit Schuppen bedeckt iſt, welche ſehr ſpitzig ſind, und, da ſich das Thier beynahe wie der Igel zuſammenrollen kan, ihm zur Vertheidigung wider die Raubthiere, ſeine Feinde, dienen. Es lebt von Ameiſen und wird von den Negern gegeſſen. Ein andres Thier, beynahe gleich dem Krokodill geſtaltet, heißt Guano. Es lebt im Waſſer und auf dem Lande, und iſt ſelten mehr als vier Fuß lang. Menſchen und Thieren iſt es nicht ſchädlich, ausgenommen den Hühnern. Mehrere Europäer eſſen es und verſichern, daß es ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch habe. Eydechſen laufen zu Tauſenden umher, die meiſten ſind über einen Fuß lang und ſehr häßlich, doch giebt es zwey oder drey gut ausſehende Arten, welche auch die Europäer gern auf ihren Zimmern haben, weil ſie alles Ungeziefer wegfangen. Die Schlangen ſind von verſchiedener Größe, und werden meiſt alle von den Negern gegeſſen. Kröten und Fröſche ſind ſo gemein als in Europa; die letztern auch von derſelben Größe, von den erſtern aber ſoll es eine Art geben, welche einen Fuß im Durchmeſſer hat. Skorpionen findet man häufig; manche ſo groß wie Krebſe, ihr Stich iſt tödtlich. Große ſchwarze Spinnen mit Füßen, ſo dick als ein kleiner Finger, ſind nicht ſelten; Tauſendfüſſe und Aſſeln werden in Menge gefunden, und ſind ſo beſchwerlich, als die Mücken, deren Stich Geſchwulſt und ein heftiges Brennen erregt; auch kommen oft große Heere von Heuſchrecken; beſonders merkwürdig aber ſind die ſchwarzen Ameiſen, von denen wir eine kurze Nachricht mittheilen wollen. Dieſe Ameiſen ſind faſt einen halben Zoll lang, und bauen ſich Neſter, welche

von

von dem Erdboden zehn bis zwölf Fuß hoch, pyramidenförmig, ſehr feſt gebauet und voll verſchiedner Abtheilungen ſind. Sie ſind außerordentlich gefräßig, und fallen ſogar Schaafe an, welche in weniger Zeit bis auf die bloßen Knochen abgefreſſen ſind. Auf ihren Zügen gehen gewöhnlich dreyßig bis vierzig der größten, in einer Linie, vor dem großen Haufen her, und wenn ſie an einem Orte alles verwüſtet haben, kehren ſie in der ſchönſten Ordnung wieder dahin zurück, woher ſie gekommen ſind.

b) Einwohner. Die Neger auf der Goldküſte ſind gewöhnlich von mittler Größe, ſtark von Gliedern und überhaupt ſehr vortheilhaft gebauet. Sie haben ein angenehmes länglichtrundes Geſicht, blitzende Augen, große dicke Augenbraunen, einen kleinen Mund, weiße wohlgeordnete Zähne, rothe friſche Lippen, und nicht ſo platte Naſen, als die übrigen Neger. Ihre Haut iſt nicht recht pechſchwarz, aber glatt und weich, und ſie waſchen ſich täglich zweymal, und ſalben ſich mit Palmöle, welches ſie auch für ein Verwahrnngsmittel wider die Würmer halten, die häufig in ihrer Haut zu wachſen pflegen. Die Weibsperſonen ſind wohlgewachſen, nicht größer, aber auch nicht kleiner, als die Männer, ihre Augen haben Feuer, die Naſe iſt etwas römiſch, das Haar lang, und Bruſt und Hals unvergleichlich.

Beyde Geſchlechter haben einen guten natürlichen Verſtand, der leicht begreift, und nicht leicht in Verlegenheit gebracht werden kann. Sie lieben die Ruhe, und nur äußerſter Mangel kann ſie zu ſtrenger anhaltender Arbeit vermögen; ſie ſind geitzig, aber dennoch nicht niedergeſchlagen, wenn ſie Verluſt erlitten haben, ſtolz und betrügeriſch, und dennoch ſchmeichleriſch und wollüſtig. Die Weiber ſorgen auf das beſte für ihr Hausweſen, halten auch ihre Töchter früh-

zeitig

zeitig dazu an, ſind zärtlich gegen ihre Kinder, mäſſig im Eſſen und Trinken, und äußerſt reinlich an ihrem Leibe. Beyde Geſchlechter laſſen ihre Nägel zuweilen ſo lang, als ein Fingerglied, vorwachſen, und dieſe Nägel ſind den Kaufleuten nützlich, welche ſich ihrer dazu bedienen, den Goldſtaub aufzunehmen.

Im Stehlen ſind ſie ſehr geübt, und Europäern etwas zu entwenden, halten ſie auch für kein Verbrechen, ſondern rühmen ſich ihrer That, als eines Beweiſes ihrer Verſchlagenheit. Wenn ſie an Bord eines Schiffes gehen, bringen ſie eine große Geſellſchaft mit ſich, und jeder hat einen Korb, worauf er ſich ſetzet. Wenn nun der Schiffshauptmann ſeine Waaren auslegt, und zum Verkaufe herum zeiget, ſo ſtehlen ſie mit der größten Behendigkeit, was ihnen vorkommt, werfen es unter ſich in dem Korb, und bleiben ganz ruhig ſitzen. Werden ſie ertappet, ſo ſagen ſie ohne Umſtände: die Europäer wären ſo übermäßig reich, daß man ihnen eine Wohlthat erweiſe, wenn man ſie von einem Theile ihres Ueberfluſſes befreye, ſie aber müßten ſich ſelbſt verſorgen, weil ſie arme nothleidende Menſchen wären. Ein noch größerer Fehler (denn der Diebſtahl an Europäern läßt ſich noch einigermaſſen entſchuldigen) iſt der Mangel an Menſchenliebe. Man ſagt, ſie würden einem verwundeten Menſchen kaum einen Tropfen Waſſer geben, und bey Krankheiten verlaſſen die nächſten Verwandten einander, welches auch weiter für kein Unrecht gehalten wird.

Die Kleidung der Negern iſt unterſchiedlich, vorzüglich aber ſuchen ſie ihren Kopfputz auf alle Weiſe herauszukünſteln. Einige tragen das Haar geflochten, oder als eine Krone aufgebunden, andre legen es in kleine Locken, reiben es mit Palmöl und zieren es mit goldnen Zierrathen, Korallen, Aigrisſtein u. dergl. Einige ſcheeren ſich die Haare ab, und laſſen nur

nur einen Theil davon, in irgend eine ſelbſtbeliebige Figur gebildet ſtehen. Auch tragen ſie Kämme von zwey bis vier Zacken in den Haarkronen. Verſchiedne tragen europäiſche Hüte, oder machen ſich ſelbſt welche von Binſen und Fellen. Dieſe Hüte ſchmücken ſie mit Ziegenhörnern und andern Spielereyen. Am Halſe, den Armen und Beinen tragen ſie Schnüre von feinen Glaskorallen, mit Gold und Aigrisſtein, oder elfenbeinene, goldne und ſilberne Ringe.

Die allgemeine männliche Kleidung iſt, eine Pagne von Sammt, Satin, Leinwand u. ſ. w. Kaufleute tragen ein Stück Tafft oder indiſchen Damaſt, zwey bis drey Ellen lang, welches rund um die Hüften geſchlagen iſt, ſo daß die Enden vorn und hinten bis zur Erde herabhängen. Zuweilen ſchlagen ſie noch ein ander Stück von der Bruſt bis auf die Schenkel, oder queer über den Leib, wie einen Mantel. Arme Leute haben gewöhnlich bloß einen Lappen um die Hüften gewunden, und Kinder werder vor dem zehnten Jahre niemals bekleidet. Auch die Weibsperſonen giengen vor Ankunft der Europäer ſo lange nackend, bis ſie einen Mann bekamen. Die Sucht, dieſem zu Gefallen, gab ihnen Schmuck und Kleider, lehrte ſie, ihr Haar in künſtliche Formen winden, es mit Muſchelſchalen und Goldflittern ſchmücken, ſich Figuren auf den Leib und das Geſicht reitzen, ſich mit bunten Farben mahlen, und nach ihrer Art alles das thun, was unſre Damen den ſchönſten Theil des Tages an der Toilette beſchäftigt. Sie tragen Ohrgehänge von allerhand Metallen, Armbänder von Elfenbein und künſtlichgearbeitete eiſerne Ringe um Arme und Beine. Was die Kleidung betrifft, ſo tragen ſie einen langen Schurz von Leinwand, von der Bruſt bis an die Knie, welcher mit einem bunten Gürtel umwunden iſt, an welchem ſie Schlüſſel,

Meſſer,

Meſſer, Beutel, Fetiſche u. dergl. hängen. Wenn ſie ausgehen, ziehen ſie über dieſes noch eine Art engliſch Kleid, von bunter Leinwand und an die Finger ſtecken ſie ſo viel Ringe, daß zuweilen die Finger ganz damit bedeckt ſind. An einigen Orten ſchlagen ſie auch lange Stücken Zeug um den Leib, an dem Hintertheil und den Hüften aber legen ſie eine dicke Wulſt – grade wie ein cul de Paris — von Leinwand oder anderm Zeuge.

Es giebt auch hie und da auf der Goldküſte Mulatten, d. i. ſolche, die von Europäern und Negerinnen erzeugt ſind. Der Charakter dieſer Baſtarde wird äußerſt nachtheilig geſchildert, und alle Laſter ihrer Vättr und Mütter ſollen beynahe, ohne alle guten Eigenſchaften derſelben, in ihnen vereinigt ſeyn.

Die Wohnungen der Neger an dieſer Küſte ſind durchgängig nach demſelben Riſſe erbauet, und ſehen in der Ferne wie Erdhütten aus, welche die Soldaten bey Winterfeldzügen zu errichten gewohnt ſind. In der Nachbarſchaft der europäiſchen Forts aber ſind ſie etwas beſſer gebauet. Die Bauart der gewöhnlichen Hütten, die faſt alle viereckt ſind, iſt folgende: zuerſt werden vier Baumſtämme an den Ecken eingerammt, an dieſe wieder queerüber und horizontal Pfähle befeſtigt, und die Zwiſchenräume mit einem bald verhärtenden Mörtel ausgefüllt. Auf dieſe Wand legen ſie dünne Stangen zum Dache, und bedecken ſie mit mancherley Matten, welche bey ſchönem Wetter abgenommen werden können. Die Thüre iſt gewöhnlich ſo niedrig, daß man, um hineinzukommen, ſich mit dem ganzen Leibe bücken muß, der Boden iſt von rothem harten Thone, und hat in der Mitten ein tiefes Loch, in welchem ſie ihren Palmwein verwahren. Jeder Neger, er mag auch noch ſo arm ſeyn, hat wenigſtens zwey oder drey kleine Hütten neben der

großen

großen für die Weiber, zu Verwahrung der Speiſen u. ſ. w.

Die Häuſer der Reichen ſind, nebſt allen Nebenhütten, durch eine Hecke von geflochtenen Binſen umgeben; die Häuſer der Könige und Vornehmen aber unterſcheiden ſich durch mehr Höhe, viele Thüren, geräumige Plätze. Alle Häuſer in ihren Städten und Dörfern liegen unordentlich durcheinander, und die dazwiſchen durchgehenden Straßen ſind gewöhnlich ſo enge, daß nur eine Perſon durchgehen kann. Ein Haus wird in ſieben bis acht Tagen erbaut, und kommt in allem nicht über ſechs Thaler.

Das Hausgeräthe iſt weder zahlreich, noch zierlich, ſondern alles, was ſie beſitzen, beſteht in einigen hölzernen Schemeln, hölzernen oder irdenen Töpfen, und dergleichen unförmlichen Trögen. Die Stelle der Betten vertreten Matten, von Binſen geflochten, über welche eine feinere Decke nebſt einem Polſter zum Kopfküſſen gelegt wird. Aermere entbehren wohl auch der Decke und des Polſters, und legen den Kopf auf einen kleinen hölzernen Kloß. Von der Urſache dieſer allgemeinen Armuth erzählen die mohämedaniſchen Marbuten folgendes Mährchen. Die drey Söhne Noahs kamen nach ihres Vaters Tode zuſammen, ihres Vaters Verlaſſenſchaft zu theilen; die Nacht überfiel ſie während dieſer Beſchäftigung, und ſie legten ſich alſo, nachdem ſie in Ruhe eine Pfeife zuſammen geraucht hatten, zu Bette. Der weiße Bruder aber (denn jeder hatte eine andre Farbe) ſtand wieder auf, nahm das Gold und die andern koſtbaren Sachen, und floh damit in die Länder der Europäer. Der Mohr erwachte nach ihm, ſah den Betrug des Entflohenen, und, ohne anzuſtehen, nahm er die Tapeten nebſt dem beſten Hausgeräthe, packte alles auf Pferde und Kameele, und wendete ſich nach

einer andern Gegend. Als der Neger nun beym Aufſtehen fand, daß nichts mehr da war, als einige Pagnen, Pfeifen, Taback und Reis, nahm er zum Troſt eine Pfeiſe, und beſchloß während des Rauchens, ſeinen Brüdern Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ſie zu beſtehlen, wo er nur könnte. Dieß that er ſorgfältig, ſo lang er lebte, und ließ es ſeinen Nachkommen zum Beyſpiel, welche dieſem Beyſpiele folgen bis auf den heutigen Tag.

So ſchlecht ihr Hausgeräth iſt, eben ſo ſchlecht ſind ihre Speiſen. Ochſen, Schafe und Federvieh wird nur für Feſttage aufbewahret, ihre gewöhnlichen Gerichte aber ſind, Hülſenfrüchte, Wurzeln und Fiſche. Sie eſſen Hunde und Katzen, und jede Fleiſchart, wenn ſie gleich ſchon eine Speiſe der Maden iſt. Fleiſch wird gekocht oder gebraten, die Fiſche aber werden mehrentheils gebacken, und mit Salz und Pfeffer gewürzt. Andre kochen Fiſche im Waſſer, würzen ſie mit Salz und Pfeffer, und machen ſie nebſt Ignames und Pataten zu einer Art von Muße. Die gemeinſte Koſt iſt ein Topf voll Hirſe oder Ignames und Pataten, worüber etwas Palmöl gegoſſen wird. Sie eſſen alles mit vieler Gierigkeit, die Speiſen werden mit Fingern zerriſſen, und ganze Hände voll in den Mund geworfen, mit einer Geſchwindigkeit, welche den Europäern unbegreiflich iſt. Dennoch ſind ſie immer hungrig, und man hat bemerkt, daß einer mehr eſſen konnte, als ſechs Matroſen, welche doch eben nicht wegen der Genügſamkeit in großem Anſehen ſtehen.

Das gewöhnliche Getränk iſt Waſſer, oder aus türkiſchem Weitzen gebrautes Bier, oder Palmwein; Branntewein aber achten ſie über alles, und man muß auf den europäiſchen Schiffen Wache zu den Branntweinsfäſſern ſtellen, wenn man ſie nicht ausgeleert haben will.

Die ganze Sorge für das Hausweſen ruht auf den Weibern, und die Männer thun auf's Höchſte nichts weiter, als Fiſchen oder Palmwein zapfen. Auch ſtehen die Weiber in dem Rufe, daß ſie vortreffliche Wirthinnen ſind, ob ihnen gleich alles dasjenige abgeht, was bey uns unumgänglich zu einer Wirthſchaft erfoderlich geachtet wird. Die Weiber backen auch Brod, wozu ſie das Korn in einem Mörſer ſtoßen, es ſieben, auf einem Stein reiben, und dann in kleine Brode formen. Auch machen ſie aus demſelben Teige eine Art Zwieback und gedrehte Kuchen gleich unſern Bretzeln.

Handwerke werden auf der Goldküſte wenig getrieben; ſondern die ganze Handarbeit der Neger ſchränkt ſich auf Verfertigung hölzerner oder irrdener Gefäße, Matten, kupferner Büchſen, Fetiſche und Armringe ein. Schmiedearbeit iſt noch das einzige, mit dem ſie beſonders gut umzugehen wiſſen. Ihre Grobſchmiede verfertigen mit ſehr elenden Werkzeugen alle Arten von Waffen, Feuergewehr ausgenommen. Werkzeuge ſind ein Stein ſtatt des Amboßes, etliche Zangen, ein paar Blaſebälge mit drey und vier Röhren, ein paar Feilen und Hämmer, die ſie von den Holländern kaufen. Die Goldſchmiede machen von dem feinſten Golde Bruſtſchilder, Helme, Armbänder, Fetiſche, Ringe, Hutſchnuren u. dergl. Auch gießen ſie allerhand Thierfiguren, welche den Originalen nicht unähnlich und zum Theil ſehr ſauber ſind. Einige machen Mützen und Hüte aus Thierfellen, oder von Stroh und Binſen, andre ſind Weber, welche auf kleinen Stühlen aus Baumrinde allerley Zeuge ſpinnen, und dieſelben mit allerhand Farben färben.

Eine Hauptbeſchäftigung der hieſigen Neger iſt die Fiſcherey, wozu die Knaben ſchon mit dem neunten Jahre gewöhnt werden. Alle Morgen, den Dienſtag ausgenommen, welches ihr Sonntag iſt, gehen

von den vorzüglichſten Orten ſechs bis achthundert Kähne, jeder mit zwey Mann, auf den Fiſchfang. Jeder Fiſcher hat in ſeinem Kahn einen Säbel, Brod, Waſſer und die gehörigen Haken und Netze. Oft fiſchen ſie auch in der Nacht, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Gabel haltend, mit welcher ſie den Fiſch, wenn er aufwärts nach dem Lichte ſteigt, ſehr geſchickt zu fangen wiſſen. Die Fackeln ſind von leichtem dürrem Holz, welches geſplittert, mit Palmöl gerieben und in Bündel von Arms Dicke und ſechs Fuß lang gebunden wird. In den erſten drey Monaten des Jahrs fangen ſie eine Art von Fiſchen, welche durchaus unſern Börſchen gleich ſind. Sie fangen ſie mit Leinen, aus Baumrinde verfertigt, an welchen drey oder vier Haken mit Aaſe zum Köder befeſtigt ſind. Im April und May, fangen ſie mit Haken eine Art Fiſche, welche den Rochen nicht unähnlich ſind. Der Brachmonat und Auguſt giebt eine Art Sardellen, welche ſich dicht an der Oberfläche des Waſſers aufhalten, nebſt Krebſen und Hummern. Im Herbſtmond haben ſie vielerley Fiſcharten; im Wein- und Wintermond fiſchen ſie mit Netzen aus Baumrinde, im Chriſtmond holen ſie Muſcheln, Auſtern und andre Schalenfiſche, ſo daß ſie das ganze Jahr beſchäftigt ſind. Ihre Schiffe oder Kanoes, ſind von verſchiedener Größe: die größten vierzig Fuß lang, ſechs breit und drey tief: die kleinſten vierzehn Fuß lang und drey bis vier breit. Ihre Segel ſind gewöhnlich von Binſenmatten, oder aus Zeuge, das aus Baumrinde geſponnen, und das Tauwerk iſt von Palmbaumgarne. Die Kanoes ſind gemeiniglich ſo wohl in- als auswendig bemalt, und hinten und vorn mit Fetiſchen gezieret. So groß aber auch die größten dieſer Kanoes ſind, ſo werden ſie dennoch aus einem einzigen Baume verfertigt, und es würde bey den ſchlechten Werkzeugen der Neger eine, menſchliche Kräfte weit über-

ſteigende Arbeit ſeyn, ein ſolches Kanoe zu machen, wenn das Holz woraus ſie verfertigt werden, nicht von leichter ſchwummigter Natur wäre. Wenn ſie den Stamm abgehauen haben, höhlen ſie ihn mit dem Meſſer ſo tief, als ſie können, und brennen ihn nachher vollends aus, und ſchaben und glätten ihn dann, bis er die gehörige Geſtalt erhalten hat. Ein ſolches Kanoe hat einen flachen Boden, etwas bauchigt an den Seiten, und vorn und hinten zugeſpitzt.

Was den Ackerbau betrifft, ſo ſäen ſie ihr Korn in der Regenzeit, wozu ſie erſt den Boden von dem Graſe und Geſtrüppe reinigen, welches gleich verbrannt, und ſo mit der Aſche gedüngt wird. Nun graben ſie die Erde mit einer Schaufel auf, und ſäen ein. Wenn das Korn ohngefähr Mannshöhe erreicht hat, richten ſie mitten im Felde eine Hütte auf, in welcher ihre Kinder das Getreide vor den Vögeln bewachen müſſen. Nach der Erndte, welche drey Monat nach der Einſaat iſt, verkaufen ſie einen Theil des Getreides an diejenigen, welche nicht geſäet haben, und mit dem Einkommen bezahlen ſie dem König ſeine Steuern.

Ueberhaupt giebt es an der ganzen Küſte viele Märkte, wo Lebensmittel und andre Waaren in Menge zu haben ſind. Die Wagſchalen, deren man ſich hier bedient, ſind zwey flache Stücken Kupfer, welche mit einem Drat an das Ende eines kurzen Stocks gehangen werden. Statt der Gewichte haben ſie eine Art rothe Körner, mit welchen ſie ſehr genau zu wiegen wiſſen. Das gangbare Geld auf dieſen Märkten ſind kleine Stückchen Gold oder eiſerne Nadeln, welche letztern beſonders im Königreich Akkra gebräuchlich ſind. Den Vormittag werden die meiſten Sachen gehandelt, der Nachmittag aber iſt gewöhnlich der lauteſten Freude gewidmet; denn wie wir ſchon meh-

mehreremal angeführt haben, ſo ſind die Neger bey aller ihrer Armuth unſtreitig das froheſte Volk unter der Sonne.

Muſik und Tanz iſt ihr Alles: ſelbſt mitten in der härteſten Arbeit fangen ſie an zu tanzen, wenn ſie durch den Schall eines Inſtruments dazu gereizt werden, und es vergeht faſt kein Abend, daß nicht die Einwohner eines Orts auf dem Marktplatz zuſammen kämen, um zu ſingen und zu tanzen.

Alle ihre Tänze ſind voll Ausdruck, meiſt komiſch, doch haben ſie auch ſehr ernſthafte, welche zu Ehren der Fetiſche getanzt werden. Einige ihrer Tänze ſtellen Gefechte vor, wo beyde Partheyen auf einander losgehen, allerhand künſtliche Bewegungen durch einander machen, und ſich mit vieler Richtigkeit wieder zurückziehen. Bey einem dieſer Tänze, ſind die Neger auf eine ſeltſame Art mit Mützen von Krokodill und Elephantenhäuten geſchmückt, haben ſchwere Ketten an ſich, ihre Leiber ſind weiß gemahlt, ſie machen ein verwirrtes Geräuſch, ſchlagen einander an die Schilder, feuern ihre Flinten auf einander, und fallen zur Erde.

Die Muſik, deren ſie ſich bey dieſer Gelegenheit bedienen, beſteht aus kupfernen Becken, welche mit Stöcken geſchlagen werden, aus Trommeln von der Art, wie auf der Pfefferküſte, aus Blaſehörnern, welche aus kleinen Elephantenzähnen gemacht werden, einer Art Zittern u. dergl. Inſtrumenten mehr, welche zu einfach ſind, als daß ſie eine angenehme Muſik damit machen können.

Soll unſre Beſchreibung der auf der Goldküſte wohnenden Negern vollſtändig ſeyn, ſo müſſen wir noch einige Nachrichten von den Verheurathungen, der Erziehung der Kinder, den Krankheiten, Begräbniß-

ceremonien, der Religion, Regierung und Kriegsverfaſſung der Neger hinzufügen.

Ihre Hochzeiten erfordern nur wenig Zubereitungen, und wenn die Parrheyen einig ſind, und der Preis für die Braut feſtgeſetzt iſt, wird ein Prieſter geholt, welcher die Braut und den Bräutigam den Eidſchwur, ſich zu lieben, ablegen läßt, ſodann folgt eine Schmauſerey, und den Abend geht die neue Frau mit ihrem Manne in ſeine Hütte. Jeder Neger darf ſo viel Weiber nehmen, als ihm gut dünket, und es giebt Neger, die deren zwanzig haben, denn je mehr Weiber und Kinder einer hat, in deſto größerm Anſehen ſteht er. Alle dieſe Weiber müſſen, wie ſchon erwähnt, die ſchwere Arbeit verrichten, zwey ausgenommen: die große Frau, welche die Aufſicht über die andern hat, und die Boſſumfrau, welche einem Fetiſch geheiligt iſt. Die Weiber kommen gewöhnlich öffentlich, von jungen Leuten beyderley Geſchlechts umgeben, nieder: ein Gebrauch, der dem europäiſchen Gefühl unanſtändig vorkommen wird, der aber eine ſehr weiſe moraliſche Abſicht zu haben ſcheint. Wenn eine Frau entbunden iſt, giebt man ihr ein Bier, Wein und Branntewein mit Pfeffer vermiſcht, zu trinken, und läßt ſie etliche Stunden ſchlafen, worauf ſie, wie vorher ihre Arbeit verrichtet.

Gleich nach der Geburt des Kindes wird ein Prieſter geholt, der geweihte Schnuren, Korallen u. dergl. um den Leib, Kopf, Arme und Beine des Kindes bindet, wodurch es wider alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten geſchützt gehalten wird. Nachher wird ihm ein Name gegeben, und zu einer geſetzten Zeit wird es mit großen Luſtbarkeiten beſchnitten.

Dieſe Negerkinder ſind gewöhnlich ſo ſtark, daß die Mütter nur wenig Sorge für dieſelben zu tragen haben.

haben. Sobald ſie nur in der See oder in einem nahen Fluſſe gewaſchen worden, wickelt man ſie in einen Lappen und legt ſie auf eine Matte, wo ſie etliche Wochen liegen bleiben. Nachher tragen ſie die Mütter in einem Tuche auf dem Rücken, jeden Morgen und Abend aber werden ſie gewaſchen und mit Palmöl gerieben, wodurch die Gelenke beugſam gemacht, und die Schweislöcher offen erhalten werden. Haben ſie ſo etliche Monate fortgelebt, ſo läßt man ſie frey auf allen vieren herumkriechen, und giebt ihnen trocken Brod zu eſſen, wobey ſie ſo ſtark zunehmen, daß ſie noch vor Ablauf eines Jahres ſprechen und laufen können. Sind ſie aber einmal ſoweit, ſo haben ſie weiter keine Aufſicht, ſondern man läßt ſie laufen, wohin ſie wollen, und dennoch — was unſre zärtlichen Mütter nicht glauben werden — dennoch hört man nicht, daß dieſe Kinder zu Schaden kommen. Die erſten Kinderjahre hindurch lernen ſie nichts als Schwimmen, und wachſen in einer unbeſchränkten Freyheit heran, bis die Knaben zehn oder zwölf Jahr alt ſind, da ſie denn von den Vätern mit zu ihrer Handthierung angehalten werden.

Die Neger ſchätzen die eheliche Treue, wenn gleich die Verletzung derſelben nur mit Gelde beſtraft wird. Doch ſind die tiefer im Lande wohnenden Neger weit ſtrenger, denn es giebt hier Fälle, wo der Ehebrecher nicht bloß mit Gelde, ſondern mit ſeinem Blute bezahlen muß. Dennoch aber iſt die Lüderlichkeit allenthalben ſehr groß, und veneriſche Krankheiten ſind daher auch ein ſehr gemeines Uebel, das ſie denn ſo gut ſie können, mit einem Trank von Saſſaparilleholz zu heilen ſuchen.

Bey Kopfweh, welches ebenfalls ſehr gemein iſt, machen ſie über das Geſicht des Kranken, einen Umſchlag von Kräutern, wodurch kleine Blaſen entſtehen,

welche ſie mit ſcharfen Meſſern aufritzen, worauf ſie die Wunden mit einer weißen Erde wieder zuheilen. Würmer im Fleiſche ſind eine gewöhnliche Plage, welcher auch die Europäer nicht entgehen. Man ſchreibt die wahrſcheinlichſte Urſache dieſer Krankheit dem Abendthaue zu, der auf der Küſte fällt, und von den Seewinden verurſacht wird. Im Brachmond und Heumond erzeugen ſie ſich am ſchnellſten, und wenn ein Stück Fleiſch, welches im Regen oder Abendthaue gelegen, den folgenden Tag von der Sonne beſchienen wird, iſt es überall voller Würme. Da dieſe Würmer zum Theil eine halbe Elle lang ſind, ſo kann man denken, welche unſägliche Schmerzen ſie verurſachen. Einige der Patienten können weder ſitzen noch ſtehen, andre nicht ſitzen und liegen, und noch andre werden ſo toll, daß man ſie binden muß. Die Symptomen ſind, kaltes fiebermäßiges Schütteln, kleine Bläſen, rothe Flecken, oder gar Geſchwüre und Beulen. Sobald der Wurm ſo weit außerhalb der Geſchwulſt iſt, daß man ihn erreichen kann, werden ſie an einem Stock befeſtigt, damit ſie nicht wieder hineinkriechen, und ſo allmählig herausgewunden. Zerreißt der Wurm aber, ſo wird die Geſchwulſt gefährlich, ja oft ſogar tödtlich.

Der Arzt und Prieſter ſind bey den Negern ein und dieſelbe Perſon, und findet alſo gute Gelegenheit, ſo wohl für geiſt- als leibliche Mittel ſich bezahlen zu laſſen. Außer den Amuleten und andern geweihten Dingen, welche man als Verwahrungs- und Heilmittel um den Leib trägt, braucht man auch als Arzneymittel, Limonienſaft, Pfeffer, Gummi und allerley Kräuter, denen große mediciniſche Kräfte zugeſchrieben werden. So ſchlecht übrigens auch die Negerärzte ſind, ſo werden doch die Neger ſehr alt; und wenn ſie dieß werden, verliert ihre Haut die glänzende

de Schwärze, bekommt Runzeln und die Haare werden grau.

Wenn einer ſtirbt, verſammeln ſich die Verwandten um die Leiche, und thun allerley Fragen an ſie. Sehen ſie nun, daß ihre Fragen unerwiedert bleiben, ſo legen ſie den Körper auf eine Matte, und wickeln ihn in ein Stück baumwollen Zeug von rother, blauer, ſchwarzer oder weißer Farbe. Unter den Kopf legen ſie einen Klotz, bedecken das Geſicht mit Ziegenfellen, und beſtreuen den ganzen Leib mit Aſche von Baumrinden. So legen ſie ihn einen halben Tag an die freye Luft, und die liebſte Frau, oder, wenn es eine Frau iſt, der Mann ſitzt dabey, und weint und reibt ſich das Geſicht mit einem Strohwiſch. Mittlerweile verſammeln ſich die Nachbarn, und die nächſten Verwandtinnen fangen an, traurig zu ſingen, metallne Becken zu ſchlagen, und nachher um den Todten herum zu tanzen, welches ſie drey oder viermal wiederholen, bis die Leichenträger kommen, den Körper wegzutragen. Indeſſen geht eine alte Frau von Haus zu Haus, und ſammelt Geld zu den Leichenkoſten, wofür ſie eine Kuh kaufen, welche der Prieſter ſchlachtet und mit dem Blute den Fetiſch des Verſtorbenen beſprengt. Alsdann ſtellt er drey in einen Kreis, tritt in die Mitte, und ſetzt eine Menge Erbſen, Bohnen, Reis, Mais und Palmöl herum, wobey er die drey Männer mit Hühnerblut beſprengt. Dann ſagt er einige Gebete her, nimmt Waſſer in den Mund und ſpritzt es auf den Fetiſch. Etwas Fett vermengt er endlich mit gewiſſen Blättern, knetet die Maſſe zu einem Teig, wovon er kleine Stückchen austheilt, das übrige aber mit dem Leichnam begraben läßt.

Dieſen bringen ſie, auf ein Bret gebunden, ſingend und tanzend heraus. Er wird von Männern getragen, aber nur von Weibern begleitet, welche eine hinter der

andern, auf einen Stock gelehnt, und einen Strohwiſch auf dem Kopfe, gehen.

Kommen ſie an den Begräbnißplatz, ſo legen ſie den Körper in ein etwan vier Fuß tiefes Grab, über welches ein hölzernes Dach gemacht wird. Auf den Erdhügel über dem Grabe legen ſie die Werkzeuge, welche der Verſtorbene im Leben gebraucht, nebſt ſeiner Kleidung, die Waffen aber hängen ſie unter das Dach. Iſt der Leichnam nun beerdigt, ſo gehen die Leichenbegleiterinnen an das nächſte Waſſer, baden ſich darinnen, und kehren nach der Hütte des Verſtorbenen zurück, wo ſie ihren Schmerz durch Eſſen und Trinken zu verſcheuchen ſuchen.

An einigen Orten ſind die Leichenceremonien in einzelnen Stücken etwas anders beſchaffen, als wir hier angeführt haben.

Zu Akkra werden, wenn einer geſtorben iſt, von ſeinen Bekannten Musketenſchüſſe gethan, und die Weiber ſcheeren ſich die Köpfe ganz glatt, legen ein altes Kleid an, und laufen mit ſchrecklichem Geheul auf alleb Gaſſen herum. Am Vorgebirge der drey Spitzen legen ſie die Todten in eine Kiſte, welche nur vier und einen halben Fuß lang, alſo für einen menſchlichen Körper viel zu klein iſt. Sie beugen alſo den Leichnam zuſammen und ſchneiden ihm dem Kopf ab, welchen ſie an die Seite legen. Auf das Grab pflanzen ſie gewöhnlich Reis. Auf Kap Korſe tragen ſie den Leichnam unter Abfeurung der Musketen allenthalben herum, auch vergraben ſie Speiſen, Getränke und Pfeifen mit dem Körper.

Wenn ein Großer, z. B. ein König, ſtirbt, ſind die Leichengebräuche wenig von den gewöhnlichen verſchieden, nur werden ihm Sklaven zur Aufwartung in jener Welt mit gegeben, die man vorher mit Spießen niederſtößt.

verſtößt. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht mit begraben, ſondern rings um das Grab auf Stangen geſteckt. Ein König wird manchmal Jahre lang unbegraben gelaſſen; und um die Fäulniß zu verhüten, leget man den Körper über ein gelindes Feuer auf einem hölzernen Roſt, wo er allmählig vertrocknet. Bey einer ſolchen Beerdigung werden auch die Boſſumfrauen mit nieder gehauen, und man hat Beyſpiele, daß einigen Königen, welche bey ihrem Leben ſehr geliebt wurden, wohl vier bis fünfhundert Perſonen nachgeopfert worden ſind, von denen viele ſich freywillig dazu dargeboten hatten, weil ſie in dem Wahne ſtehen, eine ſolche Treue werde ihnen in einer andern Welt ſehr hoch angerechnet werden.

Die Negern dieſer Küſte ſind Fetiſchiſten, wie ſchon mehrere der bisher gelieferten Nachrichten bewieſen haben, aber ſie ſcheinen noch einen höhern Gott anzunehmen, von welchem ſie aber weiter keinen deutlichen Begriff zu geben wiſſen. Ein Leben nach dem Tode glauben alle, welches ſie für eine Fortſetzung des jetzigen halten, ſo daß man dort gerade das zu thun fortfahre, womit man in dieſem Leben beſchäftigt geweſen ſey. Von zukünftigen Belohnungen und Strafen haben ſie gar keine Begriffe, doch ſollen einige glauben, daß der Todt an einem großen Fluſſe befragt werde, wie er gelebt habe? Beſtehe er nun mit ſeinen Antworten, ſo werde er ganz ſanft von dem Waſſer an das andre Ufer geſchwemmt, habe er aber geſündigt, ſo werde er erſäuft und auf immer vernichtet. Noch andre glauben, ſie kämen nach dem Tode in das Land der Weiſen, und würden in Weiße verwandelt.

Ueber die Schöpfung des Menſchen haben ſie verſchiedne Sagen unter ſich: die meiſten glauben, der Menſch ſey von einer Spinne, Ananſie genannt, hervorge-

vorgebracht; andre nehmen Gott als Schöpfer an, und noch andre endlich behaupten, die erſten Menſchen wären aus Felslöchern hervorgekrochen gekommen.

Ihre Fetiſche ſind von verſchiednen Arten, wie bey andern Negern in Guinea, ſie haben aber auch allgemeine Landesfetiſche, wohin unter andern ein kleiner ſchwarz und weiß gefiederter Vogel, der Schwerdtfiſch und Bonite, eine Art Palmbäume, gewiſſe Felſen u. dergl. gehören.

Für alle Fetiſche hegen die Neger die abergläubiſchſte Hochachtung, und trauen ihnen wundervolle Kräfte zu. Vorzüglich ſind ihnen die Eidſchwüre heilig, welche ſie bey einem Fetiſch gethan haben, und ſie glauben, nicht anders als augenblicklich zu ſterben, wenn ſie falſch bey dem Fetiſch geſchworen hätten. Ueberhaupt gehen viele Arten von Aberglauben bey ihnen im Schwange, welche alle anzuführen, zu weitläuftig ſeyn würde. Auch haben ſie einen ordentlichen Gottesdienſt, zu deſſen Feyer jeder Flecken einen kleinen Wald hat, in welchem für die allgemeine Wohlfahrt geopfert, und der ſo heilig geachtet wird, daß ſich niemand unterſtehen darf, die Bäume deſſelben nur im geringſten zu beſchädigen. Gewöhnlich haben ſie zwey gottesdienſtliche Tage in der Woche: einer iſt ihr Geburtstag, an welchem ſie ſich weiß kleiden, die Haut mit weißer Farbe mahlen, und vor Untergang der Sonne keinen Palmwein trinken. Der andre iſt der eigentliche Fetiſch- oder Sonntag, welcher durch Enthaltung von allen Geſchäften gefeyert wird. An dieſem Tage wird mitten auf dem Marktplatz eine viereckte, auf vier Pfoſten ruhende, Tafel geſetzt, welche von Stroh oder Schilf feſt ineinander gepflochten iſt, und auf welche Korn, nebſt etlichen Gefäßen mit Palmwein gelegt werden, welches, ihrer Meinung nach, von dem Fetiſch verzehrt wird. An dieſen Fetiſchtagen

hält

hält auch der Prieſter eine Art Predigt, nach deren Endigung er das Volk und die Tafel mit Weihwaſſer beſprengt. Bey dieſer Gelegenheit trägt der Prieſter eine Kleidung, gleich einem Heroldsrock, mit einem Gürtel, welcher aus den Gebeinen gebratener Hühner beſteht. Daß die Prieſter in großem Anſehen ſtehen, läßt ſich leicht erachten, und iſt beynahe kein Geſchäft des menſchlichen Lebens, bey welchem er nicht um Rath gefragt, und theuer für ſeinen Rath bezahlt wird. Gewöhnlich werden die Fragen, auf eine von den beyden folgenden Arten, dem Fetiſch vorgelegt. Entweder der Prieſter nimmt ein Bündel von etwan zwanzig kleinen Streifen Leder, in deren Mitte er Knochen, Federn, Haare u. dergl. bindet, von denen jedes eine gute oder ſchlimme Bedeutung hat. Dieſes Bündel ſchüttelt er etlichemal, und ertheilt eine Antwort, je nachdem die guten oder böſen Anzeigen heraus fallen; nur iſt zu merken, daß er das Bündel ſo zu drehen weiß, daß herausfallen muß, was er will, und daß er gewöhnlich Böſes herausfallen läßt, um unter dem Vorwand, den Fetiſch zu beſänftigen, mehrere Opfer von dem Neger zu erhalten. Die andre Art zu fragen iſt dieſe, daß ſie eine gewiſſe Art Nüſſe aufheben, und wieder fallen laſſen, und nach der geraden oder ungeraden Anzahl derſelben, die Antwort ertheilen. Trifft ihre Vorherſagung nicht ein, ſo ſagen ſie, die Gebräuche wären nicht gehörig verrichtet, und der Fetiſch ſey darüber zornig, oder ſie geben dem Fragenden ein Verbrechen ſchuldig, welches den guten Erfolg vereitelt habe.

Wenn jemand ſtirbt, macht man ihm an einigen Orten einen neuen Fetiſch, welcher ihn in die andre Welt begleiten ſoll. Dazu verſammeln ſich die Freunde und Verwandten, tödten eine Henne, und beſprengen die Fetiſche des Verſtorbnen mit dem Blute derſelben;

ſelben; der Prieſter nimmt etliche Blätter, drückt den Saft auf die Fetiſche, ballet die Blätter in Kugeln zuſammen, und dieſe ſind nun der neue Fetiſch.

Die königliche Würde iſt meiſt überall erblich, obwohl zuweilen Reichthum und Anſehen den Preis über Erbrecht davon trägt. Die Vornehmſten, Kaboſchiren genannt, ſind gewöhnlich in beſtimmter Anzahl, und es gehören gewiſſe Feyerlichkeiten dazu, um in die Zahl derſelben aufgenommen zu werden. Nach den Kaboſchiren kommen diejenigen, welche ſich durch den Handel Vermögen erworben haben; dieſe kaufen ſich ſieben oder acht kleine Elephantenzähne, aus denen ſie Hörner machen, und die Glieder ihrer Familie blaſen lehren. Sie erſcheinen dann an einem dazu feſtgeſetzten Tage, mit Weibern und Sklaven, alle ſo prächtig als möglich gekleidet, und zeigen öffentlich, was ſie gelernt haben. Iſt das Einweihungsfeſt vorüber, ſo haben ſie die Freyheit nach Belieben auf dieſen Hörnern zu blaſen, welches keinem andern Neger verſtattet wird. Dieß iſt gewiſſermaßen eine Art des Adels, den man auch durch Verdienſte ſowohl, als durch Geld, gerade wie in Europa, erlangen kann. Iſt es wegen geleiſteter Verdienſte, daß einer zum Edelmann gemacht wird, ſo wird er vor den König geführt, dem er ſich zu Füßen wirft, und, indem er Staub auf Kopf und Rücken ſtreuet, ſeine Dankſagung machet. Der König beſchenkt ihn hierauf mit einer Trommel und etlichen Trompeten, und der neue Edelmann wird nunmehr nach Hauſe getragen, wo er ein Gaſtmahl giebt, das, nebſt den andern Ausgaben, oftmals auf zweyhundert Mark Goldes koſtet.

Wenn jemand den Adel kauft, ſo muß er vorläufig drey Geſchenke geben, einen Hund, ein Schaf oder eine Ziege, und eine Kuh. Wenn der Tag ſeiner Erhebung gekommen iſt, verſammelt ſich das Volk auf

dem

dem Marktplatze, die Vornehmſten aber ſitzen an einem beſondern Ort, und haben muſikaliſche Inſtrumente bey ſich. Hierauf wird der zu adelnde Neger im beſten Putze eingeführt, dem ſeine Verwandte und Freunde als einen Beweis der Achtung, Stroh vor die Füße ſtreuen. Alsdann wird er in Proceſſion durch die Stadt geführt, und ein dreytägiges Feſt macht den Beſchluß der Feyerlichkeit.

Hie und da hat dieſer Adel wirklich Antheil an der Regierung, wie in Axim, Anta und einigen andern, welche Ariſtokratien ſind; die übrigen Länder aber werden monarchiſch beherrſcht, und der Adel hat dort wenig wirkliche Vorrechte vor dem niedrigſten Sklaven. Die Könige ſelbſt aber müſſen reich ſeyn, wenn ſie mit wirklichem Anſehen herrſchen wollen; außerdem kümmert ſich niemand ſehr um ihre Befehle. Freygebigkeit, ſagt ein Reiſender, iſt das einzige Mittel, wodurch ſich die Könige auf der Goldküſte Anſehen verſchaffen können. Wenn der neue König ſich bey dem Volke in Gunſt erhalten will, ſo muß er es mit Ochſen und Palmwein bewirthen, denn ſie lieben einen freygebigen Herrn, und haſſen ihn, wenn er geizig iſt. Daher kommt es nun, daß der König, wenn die Einwohner ihm ſeine Einkünfte bringen, oft eine Gaſterey ausrichtet, deren Koſten die ganze Einnahme bey weitem überwiegen.

An ihrem Hofe zeigen dieſe Könige wenig Pracht; wenn ſie ausgehen, haben ſie gewöhnlich nur zwey Sklaven zur Begleitung; reiſen ſie aber nach einer andern Stadt, ſo werden ſie von Bewaffneten begleitet, und ihre Weiber ſind mit goldnen und andern Zierrathen behangen. Einigermaßen mächtige Könige haben folgende hohe Bedienten: den Di, den man gewiſſermaſſen Statthalter oder Vicekönig nennen könnte, den Viador, welcher die Einnahmen und Ausgaben beſorgt,

den

den Braffo, der in Schlachten den erſten Angriff thun muß, den Fetayra oder Hauptmann der Leibwache. Die vier Schwertträger, die Aufwärter bey des Königs Weibern, die Herolde, welche auch als Geſandten gebraucht werden, nebſt den Trommelſchlägern und Trompetern.

Die Einkünfte der Könige beſtehen gewöhnlich in Korn, Fiſchen, Palmwein, Oel und andern Lebensmitteln. Andre Einnahmen ſind äußerſt geringe, ſo daß der König oftmals, ſeiner und ſeiner Sklaven Handarbeit zu Hülfe zu nehmen, genöthigt iſt. Auch ſind ihre Küchen nicht beſſer verſehen, als die der gemeinſten Neger. Brod, Oel und ſtinkende Fiſche ſind ihre gewöhnlichen Gerichte, und Waſſer ihr vornehmſtes Getränke, und mancher iſt ſo arm, daß er zuweilen weder Geld noch Kredit hat, ſich eine Flaſche Palmwein zu verſchaffen.

Die vornehmſten Richter werden, der Regel nach, aus den Reichſten und Angeſehenſten im Lande gewählt. Sie urtheilen über Civil- und Criminalſachen, und ohngeachtet man ſich von ihrem Urtheile an den König wenden kann, ſo geſchieht dieß dennoch nur ſehr ſelten. Auch ſchicken die Könige, ſich die Mühe zu erſparen, gewiſſe obrigkeitliche Perſonen herum, von deren Entſcheidung weiter keine Appellation gilt. Wenn eine bürgerliche oder peinliche Sache vor den Richter kommt, ſo läßt er den Beklagten fodern, und hört an, was dieſer, ſich zu entſchuldigen, vorzubringen hat. Dann fragt er wieder den Kläger aus; und wenn er gehörig unterrichtet iſt, ſpricht er auf der Stelle das Urtheil. Iſt die Sache ſo ſchwer, daß der Richter ſie nicht aus einanderſetzen kann, ſo folgt gewöhnlich ein Zweykampf, wobey die meiſtenmale einer umkommt: doch eräugen ſich dieſe Zweykämpfe ſelten, weil jedermann, eine

Verſöh-

Verſöhnung zu bewirken, und dem Blutvergießen zuvorzukommen, ſucht.

Wer des Königs Befehle übertritt, muß entweder eine Geldbuße bezahlen, oder das Land meiden; iſt er aber im Stande zu bezahlen, und verläßt doch das Land nicht, ſo wird er für des Königs Sklaven erklärt und verkauft.

Ueberall verfährt man indeſſen nicht ſo ganz nach den Regeln des Naturrechts, und die Schikane ſcheint hier ſo gut ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben, als in Europa. Es geſchieht nicht ſelten, daß der Kläger oder der Beklagte die Richter mit Gold und Branntewein beſticht, und dieſe dann gerade der Gerechtigkeit zuwider entſcheiden, oder, wenn das Recht zu deutlich auf Seiten der Gegenpart iſt, den Proceß ſo ſehr in die Länge zu ſpielen wiſſen, als man es von Leuten, die keine geſchriebne Geſetze, und keine Auslegungen derſelben haben, kaum erwarten ſollte. Es geſchieht auch wohl, daß derjenige, wider welchen ein ungerechtes Urtheil geſprochen worden, bey erſter beſter Gelegenheit, ſich ſo viel Goldes oder anderer Waaren zu bemächtigen ſucht, als, ihm ohngefähr ſeinen Schaden zu erſetzen, im Stande iſt; und dieß nimmt er nicht etwan ſeinem Gegner, ſondern dem erſten, der ihm in den Weg kommt. Nun entſteht alſo ein neuer Proceß; und wenn der Beklagte Freunde und Anſehen hat, ſo kommt es endlich zu Blutvergießen, ja wohl gar zu einem Kriege.

Sie haben einen Reinigungseid, welcher darinnen beſteht, daß der Beklagte, zum Beweiſe ſeiner Unſchuld, ein Getränk, Enchion benon genannt, trinken muß, deſſen Beſtandtheile unbekannt ſind. An andern Orten richtet der Prieſter von kleinen Stöcken eine Art von Altar auf, über den er ein Stück

Leinwand legt, der mit Menſchenblut beſprengt iſt, und einige Menſchenknochen enthält. Dazu thut er etliche Stückchen Brod und eine Flaſche bittres Waſſer, deſſen ſie ſich bey ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen bedienen. Auf dieſem allem muß der Schwörende ſodann ſeinen Eid ablegen. Schwört aber einer bey den Europäern, ſo geſchieht dieß auf die Bibel. Manche legen auch die Finger kreuzweis, und heben ſolche zum Munde mit den portugieſiſchen Worten: Par eſta crus de Deos (durch dieſes Kreuz Gottes).

Die ordentlichen Strafen auf der Goldküſte ſind entweder der Tod, oder Geldbußen: der erſte ſteht gewöhnlich auf Mordthaten; hat aber jemand eigenes Vermögen oder Freunde, welche das Geld für ihn bezahlen, ſo kann er allemal ſicher wegen ſeines Lebens ſeyn. Kann aber der Mörder ſich nicht loskaufen, ſo wird er auf eine ſchreckliche und grauſame Art hingerichtet; denn ſie tödten ihn ſo zu ſagen, tauſendfach, indem ſie ihn ſchneiden, hauen, ſtechen, ſchießen, bis endlich der König, ihn den Kopf abzuhauen, befiehlt. Nach vollendeter Hinrichtung verſammeln ſich ſeine Freunde, ihn zu betrauern.

Raub wird ordentlich mit Wiedererſetzung des Geraubten, und obendrein mit einer Geldſtrafe geahndet. Wird ein Mann im Ehebruch ertappt, ſo zieht in einigen Gegenden der König alle ſeine Güter ein, und eine Frau muß dem Manne zwey bis drey Unzen Gold geben, wenn ſie nicht von ihm gejagt ſeyn will. Anderwärts ſchneiden ſie dem Ehebrecher ein Ohr ab, und ſtrafen ihn um ſo viel Gold, als die Frau zu ihrem Leibgedinge hat, und noch um vier Schafe oder Ziegen. Kann er das nicht bezahlen, ſo wird er zum Sklaven verkauft. Menſchenraub wird mit vieler Strenge und zuweilen auch am Leben geſtraft, ſo wie

auch

auch Raub des Viehes: denn, ſagen ſie, das Vieh kann ſich weder vertheidigen noch um Hülfe rufen; und wo ſie vor den Europäern Freyheit haben, ſtrafen ſie einen weit eher am Leben, wenn er ein Schaf geſtohlen, als wenn er ſeinen Nachbar umgebracht hat.

Geht das Verbrechen den König an, ſo wird dieſem die Strafe ausgezahlt, und je reicher und mächtiger er iſt, deſto höher beläuft ſich alsdann die Strafe, welche er ſeinen Unterthanen auflegt. Kann der Verbrecher aber die Strafe nicht bezahlen, ſo werden ſeine Freunde zur Bezahlung angehalten, oder ſie müſſen, ſo lange bis der König befriedigt iſt, das Land räumen. Mit dem Reichen wird allemal ſtrenger verfahren, als mit dem Armen: denn erſtlich, ſagen die Richter, werde der Reiche von keiner Noth gedrungen, und zweytens, wäre er auch eher im Stande, eine tüchtige Geldſtrafe zu bezahlen.

Sehr oft geben bürgerliche Streitigkeiten Anlaß zu den blutigſten Kriegen: und es iſt kein ſeltner Fall, daß eine eben nicht große Schuldforderung zwey Nationen wider einander bewaffnet, wenn der Schuldner von der einen, und der Gläubigen von der andern Nation iſt. Der Krieg wird allezeit mit vieler Feyerlichkeit bekannt gemacht, und ein Tag angeſetzt, an welchem ſich die Unterthanen gewaffnet verſammeln müſſen. Wenn dieß geſchehen iſt, ſendet der König einen Herold, auch den Feinden den Krieg anzukündigen, wobey zugleich der Tag, die Stunde und der Ort der Schlacht feſtgeſetzt wird. Hat der Krieg wichtige Urſache, und ſcheint ſein Ausgang zweydeutig, ſo werden vorher alle Wohnungen völlig zerſtöret, damit der Feind durch den Sieg weiter keinen Vortheil erhalten, außerdem aber ſchaffen ſie ihre Familien nur an einen nicht mit in den Krieg verwickelten Ort, und laſſen ihre Häuſer leer ſtehen. Im Felde haben

die Könige allezeit eine Leibwache, welche ſich ein ſo fürchterliches Anſehen, als nur möglich iſt, zu geben ſuchet. Den Tag der Schlacht mahlen ſie ſich das Geſicht mit rothen und gelben Streifen, die Bruſt und den übrigen Körper mit allerhand Figuren von eben den Farben. Auf dem Kopf tragen ſie einen Helm von der Haut eines Leoparden oder Krokodillen, und eine Binde von dergleichen Haut um den Leib, die zwiſchen den Schenkeln durchgeht; im Gürtel führen ſie einen Dolch, in der linken Hand ein langes breites Schild, und in der rechten drey oder vier Wurfſpieße. Die geringern Soldaten ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, der Köcher dazu iſt aus Thierhäuten gemacht, und die Sklaven machen die kriegeriſche Muſik. Die Gemeinen tragen den Säbel an der linken Hüfte, in einem Wehrgehänge oder in der Binde, welche ſie um den Leib haben, und, um ſchneller laufen zu können, zwiſchen den Beinen durchſtecken.

Ihre Waffen ſind Muſketen, Karabiner, mit welchen ſie ſehr geſchickt umzugehen wiſſen, und welche ſie ſitzend, liegend, auf den Ferſen hockend, mit vieler Geſchwindigkeit abzufeuern wiſſen. Die Schwerdter, welche ſie führen, ſind wie Hackemeſſer geſtaltet, am Ende zwey bis drey Hände, am Gefäße aber etwan eine Hand breit, und an der Spitze gekrümmet. Der Griff oder das Gefäß iſt hölzern, und mit einer Art Haut überzogen. Sie haben auch zweyſchneidige Dolche, einer Ellen lang, vier Finger breit, die Griffe mit Goldblättern oder Fiſchhaut überzogen, oder eine Art Axt, welche oben ſehr ſchmal zuläuft. Aſſagayen giebt es zweyerley Arten, kleinere, einer Ellen lang und ſehr dünne, welche gleich Pfeilen geworfen werden, und größere, von doppelter Länge und Stärke, oben mit Eiſen, wie ein Spieß, beſchlagen. Bogen und Pfeile brauchen ſie ſelten, Schilder aber haben

ben die meiſten, und dieſe ſind entweder aus Weidenruthen geflochten und mit Thierhäuten bedeckt, oder von Baumrinden und mit Eiſen oder Kupfer überzogen. Kanonen haben nur etliche wenige Völkerſchaften, und keine derſelben weiß den gehörigen Gebrauch davon zu machen.

In den Schlachten werden diejenigen, welche Feuergewehr haben, in das erſte Glied geſtellt, denn ſie haben nie mehr als zwey Glieder. Jeder Befehlshaber ſteht in der Mitten ſeines Trupps, und ſo greifen ſie einander ohne weitere Ordnung an. Wenn ihre Kriegsheere einander ins Geſicht bekommen, erheben ſie ein ſchreckliches Geſchrey, worauf ſie ihre Spieße werfen, welche gewöhnlich, ohngeachtet der Schilder, eine fürchterliche Niederlage anrichten. Darauf laufen ſie mit gebücktem Körper auf den Feind los; und da jene ihnen begegnen, ſo gerathen ſie bald ins Handgemenge, das immer mit einem entſetzlichen Gemetzel begleitet iſt. Die gemeinen Gefangenen, welche ihr Löſegeld nicht bezahlen können, werden zu Sklaven gemacht, und ſelbſt der König muß ſich dieſem Schickſale unterwerfen, und alle ſeine Schätze würden ihn ſogar nicht loskaufen, ſondern er wird entweder hingerichtet, oder als Sklave an die Europäer verkauft. Einige eſſen auch das Fleiſch ihrer Feinde, und ſchmücken ihre Trommeln und Hausthüren mit den Kinnbacken und Hirnſchädeln derſelben.

Der Krieg wird aber nicht beſtändig im freyen Felde geführt, ſondern ſie überfallen einander auch die Städte, brennen dieſelben ab, und vertreiben, oder hauen die Einwohner nieder. Der Krieg macht hier nicht ſo viel Unkoſten, als in Europa, und mit viertauſend Mann kann der angreifende Theil leichtlich Krieg führen. Auch bleiben nicht viele in den Treffen, und es muß ſehr blutig zugegangen ſeyn, wenn

ihrer tauſend geblieben ſind. Wenn der Krieg, welcher gemeiniglich nicht über einen Monat währet, vorbey iſt, geben ſich beyde Partheyen Geißeln, die Prieſter laſſen eine völlige Vergeſſenheit des Vergangenen ſchwören, und beyde Heere umarmen einander als Brüder.

So viel von den Bewohnern der Goldküſte überhaupt. Ergänzungen zu den bisherigen Nachrichten werden wir noch bey Beſchreibung der einzelnen Staaten auf derſelben liefern, zu welcher wir nunmehr übergehen.

c) Einzelne Staaten. 1) Axim.

Das Land **Axim** iſt das erſte, wenn man von dem Vorgebirge Appollonia auf die Goldküſte kommt. Es iſt von kleinem Umfange, der Boden aber trägt Reis, Waſſermelonen, Ananas, Bananas, Pomeranzen, Limonien und andre Früchte mehr. Der hieſige Maiz iſt ſchlecht und geringhaltig, weil das Erdreich vom allzuhäufigen Regen zu naß iſt. Von Thieren giebt es Rind- und Schafvieh, Ziegen, Federvieh und mancherley Wildpret, auch Affen und reiſſende Thiere.

Die Einwohner beſchäftigen ſich mit der Handlung, dem Fiſchfang und dem Reisbau, der ſo einträglich iſt, daß ſie beynahe die ganze Goldküſte mit Reiße verſehen. Dagegen holen ſie Hirſe, Yams, Ignames, Pataten und Palmöl von andern Orten.

Das Land hat keinen König, ſondern wird von den Kaboſchiren und den Manſeros oder jungen Leuten regiert. Die öffentlichen Angelegenheiten gehören für die erſten; was aber andre Geſchäfte ſind, darüber haben beyde Verſammlungen zu ſprechen.

Axim.

Die vorzüglichſten Orte darinnen ſind Axim, ein angenehm gelegener Flecken, deſſen Einwohner meiſt Fiſcher ſind. Nicht weit davon liegt das holländiſche

Fort

Fort St. Anton auf einem hohen ſteilen Felſen, der gleich einer ſchmalen Halbinſel ſich in das Meer ſtreckt, und überhaupt ſo ſehr von Felſen umgeben iſt, daß es auf der Landſeite gar keinen Zugang hat. Da der Felſen, auf welchem das Fort gebaut iſt, nur einen kleinen Umfang hat, ſo iſt auch der Ort verhältnißmäßig ſehr klein, ſo daß er in einiger Entfernung, vom Meere her, wie ein großes, hohes, weißes Haus ausſieht. Das Fort, welches die Portugieſen, die dieſes Fort erbaut haben, hier anlegten, ſtand erſt auf einer kleinen Erdzunge am Ufer, ward aber nachher wegen häufiger Anfälle der Einwohner eingeriſſen, und auf die gegenwärtige Stelle verlegt. Im J. 1642 wurden ſie von den Holländern daraus vertrieben, und in dem Münſterſchen Frieden ward es der Republik förmlich abgetreten. Das Fort iſt zwar nicht groß, aber ſchön gebaut. Es iſt ein Dreyeck, und hat feſte Werke, welche alle von einem ſchwarzen dauerhaften Geſtein aufgeführt ſind. Sie waren im Anfange dieſes Jahrhunderts mit vier und zwanzig Kanonen beſetzt, und die Beſatzung beſtand aus fünf und zwanzig Weißen, und eben ſo viel Schwarzen; eine kleine Anzahl, die aber, wenn ſie gehörige Lebensmittel hat, im Stande iſt, einem Heere von Negern Widerſtand zu leiſten. St. Anton. Holländ.

Der kleine Fluß, Axim, Rio Manco von den Portugieſen genannt, enthält in ſeinem Sande ſehr viel Gold, welches von den Einwohnern durch Untertauchen geſucht wird. Ihre Verfahrungsart dabey iſt, daß ſie mit dem Kopfe voraus eintauchen, einen Kalabaſch in der Hand haltend, welchen ſie mit dem im Grunde befindlichen Sande anfüllen. Dann ſetzen ſie ſich an dem Geſtade des Fluſſes nieder, und legen etliche Hände voll von dieſem Sande in eine hölzerne Schale, halten ſie unter Waſſer, und ſchütteln ſie

mit der Hand. Wenn dieß geſchehen iſt, ſieben ſie es allezeit mit ein wenig Waſſer bedeckt, damit das Waſſer die leichten Theilchen abſpüle, da denn das Gold als ein gelber Staub, zuweilen auch mit größern Körnern vermengt, auf dem Boden der Schale liegen bleibt. Da man nach den großen Wäſſern in der Regenzeit das Gold in größerer Menge und in größern Körnern als zu andrer Zeit findet, ſo muß nothwendig der Fluß auf goldhaltenden Gebirgen ſeinen Urſprung nehmen.

Der holländiſche Oberkaufmann hat den erſten Rang nach dem Statthalter zu Mina, und ſein Poſten iſt mit einer Art Oberherrſchaft durch das ganze Land verbunden, indem er alle Streitigkeiten unter den Negern entſcheidet, und ihm auch alle Geldſtrafen eingehändigt werden, die er nach Gutdünken unter diejenigen austheilt, welchen ſie wegen erwieſener Beleidigungen zukommen.

Oſtwärts von dem Fort St. Anton liegt der Berg Manfro, und dicht an demſelben ein großer volkreicher Flecken, Pokqueſo genannt, welcher eben ſo zierlich gebaut ſeyn ſoll, als die meiſten kleinen Flecken in England. Dieſer Berg ſtößt unmittelbar an die erſte Spitze des Vorgebirges Tres Puntas, welches von den Portugieſen wegen der drey kleinen Berge ſo genannt ward, aus denen es beſtehet, und die ganz nahe bey einander liegen. An dieſem Vorgebirge liegt das holländiſche Fort Friedrichsburg, welches 1682 von Matthäus von Vos und Peter Blanko, Hauptleuten im Dienſte des großen Kurfürſten von Brandenburg, erbaut ward. Es wurden nachher noch mehrere brandenburgiſche Faktoreyen auf der Küſte errichtet; allein, theils die Ungeſchicklichkeit einiger Direktoren, theils die Ränke der andern handelnden europäiſchen Nationen, machten, daß die brandenburgi-

Pokqueſo.

Friedrichsburg. Holl.

ſche

ſche Handlung wenig Gedeihen hatte, und der König von Preußen das Fort 1720 an die Holländer verkaufte, die es auch den Negern abnahmen, welche ſich nach Abzug der Preußen in Beſitz deſſelben geſetzt hatten. Das Fort iſt ſchön und ziemlich groß, und mit vier großen Batterien befeſtigt. Die Lage des Forts ſoll eine der beſten auf der ganzen Küſte ſeyn: denn die Landung iſt leicht, die Luft geſund, und das Land angenehm und wohl angebauet. Ein ander brandenburgiſches Fort war zu Takrama, und noch eines, Dorothea genannt, zu Akoda, welches letztre, ſeit die Holländer im Beſitz deſſelben ſind, weit mehr befeſtigt worden iſt.

Dickscove iſt ein engliſches Fort, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut ward. Es iſt ein großes Viereck mit einigen Außenwerken, die aber nicht viel zu bedeuten haben. Dickscove. Engl.

Das zweyte Land auf der Goldküſte iſt das Königreich Anta oder Hante, welches ſehr gebirgigt und waldigt iſt. 2) Anta Erzeugniſſe dieſes Landes ſind: vortrefflicher Reis, Mais, Zuckerrohr, Ignames und Pataten, alles im Ueberfluſſe und von beſonderer Güte. An Früchten findet man Ananas, Pomeranzen, Limonien, Kokos, u. ſ. w. Horn- und Schafvieh, und Hühner halten die Einwohner in Menge, und die Waldungen ſind voll Rehen, wilde Schweine, Elephanten, Tyger, wilde Katzen, Affen und Schlangen, unter denen es welche von vier und zwanzig Fuß in der Länge giebt.

Vorzügliche Orte darinnen ſind: das Fort Badenſtein, den Holländern gehörig, ein längliches Viereck, welches von zwey Batterien beſchützt wird, und einen Negerflecken beſtreicht, der ziemlich volkreich iſt, und von einem gutartigen Volke bewohnt wird. Badenſtein. Holländ.

Takorari. wird. Ferner Takorari oder Tokkorado, der Hauptort im Lande, und gewiſſermaßen auf der Küſte, auf der Spitze eines Berges gelegen, welcher gegen Südoſt in das Meer hinabreicht. Die hieſigen Einwohner verfertigen die größten und ſchönſten Kähne in Guinea. Manche derſelben ſind aus einem einzigen Stücke, dreyßig Fuß lang und ſieben bis acht Fuß breit. Das Land da herum iſt ſehr angenehm, mit kleinen Gebüſche beſetzt, und voll Wieſen, die man ſich nicht ſchöner denken kann. Sama oder Zama, ein Ort von ohngefähr zweyhundert Hütten, deſſen Einwohner Fiſcher ſind. Die Holländer haben hier ein Fort, St. Sebaſtian genannt, welches ehedem den Portugieſen gehörte, und ziemlich klein iſt.

Sama.

St. Sebaſtian. Holl.

3) Jabs.

Nicht weit davon iſt das Land Jabs oder Rabbah, welches einen eignen König hat, der aber ſo wenig Macht beſitzt, daß ihm die Holländer nicht gern für zehn Thaler Kredit geben. Abrobi heißt der vorzüglichſte Flecken, wo ſehr viel Hirſe und Federvieh, nebſt etwas Gold, zu bekommen iſt, das aber verfälſcht ſeyn ſoll.

Abrobi.

4) Kommendo.

Weiter oſtwärts liegt das Königreich Kommendo, Kommani, Aguaffo oder Guaffo. Man nennt es auch Groß Kommendo, zum Unterſchied von Klein Kommendo oder Ekki Tekki, welches in der Mitten dicht am Strande liegt.

Das Land iſt anmuthig und fruchtbar, wird auch für reich an Golde gehalten. Die hieſigen Neger ſind von unruhiger Gemüthsart, liſtig, betrüglich und zum Diebſtahle geneigt. Das Fort der Engländer zu Kommendo liegt auf einer Ebene, hat eine Beſatzung von ohngefähr ſechszig Mann Europäern und Negern, und ſoll, nach Kap Koaſt Kaſtle, das ſtärkſte auf der ganzen Küſte ſeyn. Einen Büchſenſchuß

Engliſch Fort.

ſchuß davon liegt das holländiſche Fort **Vredenburg**, ein viereckes, durch gute Batterien vertheidigtes Gebäude. Die vorzüglichſten Waaren, welche die Holländer hier abſetzen, ſind bunte Glaskorallen, kleine meſſingene Becken, blaue Tücher und dergl. wofür ſie Gold, das aber öfters verfälſcht iſt, und Sklaven einhandeln. Im vorigen Jahrhundert befand ſich die Handlung der Holländer in dieſen Gegenden in ſehr blühendem Zuſtand, allein zu Ende deſſelben kam es zwiſchen ihnen und den Landeseinwohnern zu einem Kriege, der ihrem Handel großen Schaden zufügte. Die Sache war dieſe: im J. 1694 wurden einige europäiſche Bergleute beordert, einen Berg ohnweit des Forts zu unterſuchen; da dieſer Berg aber ein Fetiſch der Neger war, überfielen dieſe die Bergleute, nahmen ihnen, was ſie hatten, und machten einen Theil derſelben zu Gefangenen. Die Holländer beſchwerten ſich nunmehr bey dem Könige, der ſich ganz fremd ſtellte, und alle Schuld auf einen nahe beym Fort wohnenden vornehmen Neger ſchob. Der holländiſche General zu Elmina gieng ſogleich mit einiger Mannſchaft, dieſen Neger zu züchtigen; und da dieſer ſeine Freunde ebenfalls verſammelte, und niemand ſeinen Gegenvorſtellungen Glauben beymeſſen wollte, ſo kam es zu blutigen Thätlichkeiten. Der Neger rief auch die Engländer zu Hülfe, und nun ward ein förmlicher Krieg daraus, in welchem außer den Einwohnern von Kommendo auch die von Fantin und Sabu auf dem Schauplatz erſchienen. Die Holländer verlohren zwey Treffen, und würden gänzlich unterdrückt worden ſeyn, wenn nicht eine Revolution in Kommendo das Reich zerrüttet, und ihnen Raum gegeben hätte, ſich einigermaßen wieder zu erholen, wiewohl ihre Handlung ſeitdem niemals wieder die vorige Höhe erreicht hat.

Vredenburg. Holländ.

5) Fetu. Fetu, Afuto oder Fetow iſt eines der größten Länder auf der Goldküſte, war auch ehedem ſo mächtig, daß es bey allen benachbarten Nationen in dem größten Anſehen ſtand, und auch Kommani oder Kommendo ſeine Oberherrſchaft erkennen mußte. Eine Reihe von Kriegen aber brachte es äußerſt herunter, und ſtatt daß ihm ehedem Kommani unterworfen war, ſteht es ſelbſt jetzt gewiſſermaßen in einer gewiſſen Abhängigkeit von demſelben.

Das Land hat viel Mais, Reis, Hirse, Palmbäume und andre Früchte, zähmes Vieh, Wildpret und Fiſche. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit dem Landbau, Oelpreſſen, dem Fiſchfang, Salzſieden und der Handlung. Hier liegt el Mina, von den Eingebohrnen Oddena genannt, ein langer ſchmaler Flecken, in welchem die Häuſer von Felſenſteinen gebaut ſind. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieſer Ort weit mehr bevölkert und befeſtigt, allein die Blattern, welche viele Leute hinrafften, die häufigen Kriege und die Tyranney einiger Generale brachten den Ort über alle Beſchreibung herunter. Indeſſen iſt el Mina gegen Kommani zu mit einer ſtarken Mauer befeſtigt; ſie enthält noch auf zwölfhundert Häuſer, die Straßen aber ſind unregelmäßig, winklicht, und bey dem geringſten Regen ſehr kothig. Die Stadt wird in drey Abtheilungen, oder gleichſam in drey zuſammenhängende Dörfer abgetheilt, von denen jedes durch einen eignen Braffo oder Aufſeher regiert wird, dem ein Kaboſchir nebſt andern Unterbedienten an die Seite geſetzt iſt. In den Händen dieſer Obrigkeit iſt die Regierung der kleinen Republik Mina, ſeit die Portugieſen die Stadt der Gewalt der Könige von Fetu und Kommani entzogen haben.

El Mina. Holländ.

Das holländiſche Kaſtell zu Mina iſt ſchon durch ſeine natürliche Lage feſt, indem es auf einem in die

See

See hineinreichenden Felſen liegt. Gegen die Landſeite zu hat es einige ſtarke Befeſtigungen. Ehedem und noch im Anfange dieſes Jahrhunderts gaben ihm Reiſende das Lob, daß es das feſteſte und ſchönſte auf der ganzen Küſte ſey. Der Beſchreibung nach, welche damals davon geliefert wurde, iſt es viereckt, mit ſehr hohen Wällen von dunkelbraunen Steinen, die ſo feſt ſind, daß ſie eine Kanonenkugel aushalten; es hat vierzehn Rheiniſche Ruthen in der Breite, und zwey und dreyßig in der Länge, die Außenwerke nicht mitgerechnet, welche ſich von dem kleinen Fluß Benja bis an das Meer erſtrecken, und reichlich mit Kanonen beſetzt ſind. Die Beſatzung beſteht gewöhnlich aus hundert Weißen, nebſt einer gleichen Anzahl von Schwarzen. Auf der Landſeite hat das Kaſtell zwey Kanäle, welche von den Portugieſen in den Felſen gehauen wurden, und beſtändig mit Waſſer angefüllt ſind und über welche noch drey Ciſternen voll Waſſer da ſind.

Die Wohnung des Generals iſt oben auf dem Kaſtell, und wird durch eine Treppe erſtiegen. Dabey iſt die Hauptwache und ein Saal voll Gewehr; die Wohnung ſelbſt aber iſt gut gebaut, und neben bey iſt eine artige Kapelle, in welcher täglich eine Betſtunde gehalten wird, in welcher ſich damals alle Officiers, bey Strafe von fünf und zwanzig Stüber, einfinden mußten. Das Invalidenhaus kann hundert Kranke aufnehmen, und die Niederlagen, ſowohl zu Verwahrung der Kaufmannsgüter, als der Lebensmittel, ſind groß, und gut unterhalten.

Der Stadt Mina gegen über haben die Holländer das kleine Fort Konradsburg auf dem Berge St. Jago angeleget, welches ein regelmäßiges Viereck iſt, und durch vier große Batterien geſchützt wird. Die Beſatzung von fünf und zwanzig Mann und einem Fähndrich

Fähndrich wird täglich von Mina aus abgelöſet. Nahe an dieſem Berge hat der holländiſche General einen ſchönen Garten, mit angenehmen Alleen, welche aus Pomeranzen- Limonien- Kokos- und andern Arten von Bäumen beſtehen.

Da das Kaſtell, welches eigentlich St. Georg d'el Mina genannt wird, der wichtigſte holländiſche Platz auf der ganzen Küſte von Guinea iſt, ſo halten ſich auch die erſten Bedienten der Kompagnie hier auf, und alle europäiſche, in dieſe Gegenden handelnden, Schiffe laden bey dem Kaſtell aus, von welchem alsdann die andern Forts und Faktoreyen mit Waaren verſehen werden.

Unter portugieſiſcher Herrſchaft war eine Geſellſchaft Kaufleute gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinſes im Beſitze von Mina und der daſigen Handlung. Sie zu ſchützen, ließ der König von Portugall das Kaſtell gut befeſtigen, und ernannte auch einen eignen Statthalter, welcher alle drey Jahre abgelöſt wurde. Nach dem Statthalter waren die vornehmſten Perſonen im Kaſtell, der Pater oder Kaplan, der Viador oder oberſte Faktor, der Prokurator des Königs, welcher die Juſtiz verwaltete, der Hauptmann von der Beſatzung und der Oberſekretär. Die Beſatzung beſtand aus Miſſethätern, welche auf Lebenslang hieher verbannt waren, und wurde von dem Könige beſoldet. Mit dem Verfalle der portugieſiſchen Handlung aber nahm auch die Stärke der Beſatzung ab, und das Fort ward immer mehr vernachläßigt, bis es endlich gänzlich in die Hände der Holländer kam, die ſchon geraume Zeit vorher den ganzen daſigen Handel an ſich gezogen hatten.

Portugieſiſchen Berichten nach, gieng es mit der holländiſchen Eroberung ſo zu: ein holländiſcher Seefahrer,

fahrer, der durch das Ohngefähr nach Mina gekommen, und den ganzen Platz genau kennen gelernt hatte, machte den Staaten eine ſo vortheilhafte Beſchreibung davon, daß die Eroberung deſſelben beſchloſſen wurde. Es wurden dazu leichte Kanonen gegoſſen, und nebſt kleinem Gewehr und Munition, gleich Kaufmannsgütern, in Fäſſern und Ballen gepackt; doch führte das Schiff auch wirkliche Waaren, ſtatt der gewöhnlichen Beſatzung aber dreyhundert erleſene Leute. Das Schiff kam nach Mina, gab Mangel an Erfriſchnngen und Krankheit des Schiffsvolks vor, und bekam die Erlaubniß, Gezelte am Lande aufzuſchlagen. Statt der Gezelte wurden unter einem andern ſcheinbaren Vorwande Baraken, und zwar auf einer Anhöhe, erbauet, welche leicht in eine Batterie verwandelt werden konnten, die Kanonen wurden hineingebracht, und ſobald alles in gehörigem Stande war, näherte ſich auch das Schiff der Feſtung, und der Gouverneur wurde zur Uebergabe aufgefodert. Die Portugieſen, unvermögend Widerſtand zu leiſten, kapitulirten, und wurden nach der Inſel St. Thomas gebracht.

Als die Portugieſen noch Mina beſaßen, kamen ihre Schiffe, welche aus vier bis fünf Fahrzeugen beſtanden, jährlich zweymal hieher, und die Hin- und Herreiſe war in acht bis neun Monaten verrichtet, da die Holländer zuweilen noch einmal ſo viel Zeit dazu nöthig haben, weil ſie oft ſo viel Monate an der Küſte liegen müſſen, die Ladung einzuſchiffen, als die Portugieſen zur Reiſe nöthig hatten. Dagegen war die Handlung der letztern, gegen das Ende ihrer Herrſchaft, ſo unbedeutend, und durch die holländiſchen Schleichhändler ſo zu Grunde gerichtet, daß ſie kaum ihre Koſten wieder bekamen.

Nach

Oegwa. Nach Mina verdient bemerkt zu werden Oegwa, ein Flecken, welcher durch die Nachbarſchaft von Kap Koaſt Kaſtle, dem Hauptort der Engländer in Guinea, merkwürdig worden iſt. Dieſer Flecken oder Stadt beſteht aus fünfhundert Häuſern, hat enge winklichte Gaſſen, und hat in der Mitten einen groſſen freyen Platz, wo täglich ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Oegwa war ehedem ſtark bevölkert, allein häufige Kriege haben es heruntergebracht. Die Einwohner werden übrigens für geſchickte und gutmüthige Leute geſchildert. Nicht weit davon liegt Kapo Korſo, oder, wie es die Engländer nennen, Kap Koaſt Kaſtle. Engl. Kap Koaſt Kaſtle, welches 1610 von den Portugieſen erbaut, und nachher von den Holländern, welche ſie daraus vertrieben, zu einer für dieſe Gegenden wichtigen Feſtung gemacht worden iſt. Die Engländer nahmen es ihnen 1664, und durch den Traktat von Breda ward es ihnen abgetreten, und nun in den guten Zuſtand geſetzt, in welchem es ſich noch befindet. Die Wälle dieſes Kaſtells ſind, beſonders nach der Landſeite zu, hoch und dick, und dieſes macht die Feſtigkeit des Orts aus, welcher auch ſonſt regelmäßige Werke, und eine gute Artillerie in denſelben hat. Die Beſatzung beſteht aus hundert Weißen und eben ſo viel Schwarzen, und hat einen Lieutenant zum Anführer.

Bey dem allen, und ohngeachtet das Kaſtell auch eine natürlich feſte Lage hat, kann es doch von drey großen Bergen ſehr gut beſtrichen werden, daher auch die Engländer von je her darauf bedacht geweſen ſind, die Negern zu Freunden zu haben, damit dieſe ſich nicht mit einer andern europäiſchen Nation verbinden, und derſelben zur Eroberung des Kaſtells behülflich ſeyn möge.

Das Innere das Kaſtells iſt wirklich ſchön: die Wohnungen ſind ſo gut eingerichtet, als möglich; man findet hier verſchiedene geräumige Vorrathshäuſer, ein Gewölbe, im welchem die Sklaven wohnen, eine große Küche, ein Gefängniß und ein großes Waſſerbehältniß. An das Kaſtell ſtoßen ſchöne Gärten, in welchen Pomeranzen, Limonien, Citronen, Palmen, Guavas, Bananas und viele europäiſche Gewächſe erzeugt werden.

Die hieſige Handlung iſt von jeher beträchtlich gewesen, und noch wird ſehr viel Gold tief aus dem Lande von Negerkaufleuten hergebracht, welche ſich dafür mit europäiſchen Waaern verſehen.

Die umliegende Gegend iſt bergigt, von kleiner Thäler, die mit kleinem dichten Geſtrüppe angefüllt ſind, aber ſehr guten Boden haben, welcher, wenn man ihn anbaute, die darauf verwendete Mühe reichlich belohnen würde. Die Lebensmittel ſind wohlfeil, und Kap Korſe wird auch in Anſehung der Luft für einen der geſundeſten Orte in Guinea gehalten.

Noch keine Meile davon liegt das **Fort Royal** oder **Fort der Königin Anna**, welches ehedem unter dem Namen **Friedrichsburg** den Dänen gehörte. Friedrichsburg oder vielmehr Fort Royal, denn ſeit 1685, da es an die Engländer verkauft ward, führt es den letztern Namen, liegt auf einem Berge, von welchem ſelbſt Kap Koaſt Kaſtle beſtrichen werden kann, ſo wie dieſes Fort derſelben Unbequemlichkeit, in Abſicht des Berges zu Manfrow, unterworfen iſt. Die Engländer haben es ſeit Anfange dieſes Jahrhunderts neu gebaut, und zu einer ſehr guten Feſtung gemacht, ſo daß es nur an einer einzigen Stelle zu erſteigen iſt. Der Geſtalt nach iſt es viereckt und die Beſatzung beſteht gewöhnlich aus ſechs Weißen und achtzehn Schwarzen.

Fort Royal. Engl.

Manfrow. Am Fuße des Berges liegt eine Negerſtadt, Namens **Manfrow**, welche übrigens aber von keiner Wichtigkeit iſt. Tiefer ins Land hinein iſt Abramboe, wo jährlich zu einer gewiſſen Zeit aus allen Gegenden des Reiches eine Menge Volk zum öffentlichen Tanzen zuſammen kömmt, welches Feſt die Tanzzeit heißt und acht Tage dauert. Zu gleicher Zeit werden alle Klagen hier abgethan, welche die Unterrichter in ihren Bezirken nicht haben entſcheiden können, wobey der König von Fetu, etliche ſeiner Miniſter und zwey engliſche Faktoren das Richteramt verwalten.

Abramboe.

5) Sabu. Sabu oder **Saboe** iſt ein ſo kleines Ländchen, daß es in Europa kaum den Titel einer Grafſchaft haben würde, wenn es gleich in Guinea als Königreich figurirt, und als ſolches auch von den Reiſenden angeführt wird. Es bringt viel Maiz, Ignames, Pataten, Bananas, Pomeranzen, Limonien u. ſ. w. vorzüglich aber Palmöl, welches von hieraus in Menge nach Akkra und Axim geführt wird. Die Bewohner des Landes werden für das fleißigſte Volk auf der Küſte gehalten, ſowohl in Anſehung des Ackerbaues und Fiſchfangs, als des Handels mit den Europäern und den Negern Akanez genannt, welche viel Gold herbringen, um es gegen europäiſche Waaren, Fiſche und Salz zu vertauſchen.

K. Annen Spitze. Engl. Wir bemerken darinnen: **Königin Annen Spitze**, ein in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts erbauetes Fort, den Engländern gehörig. Ferner **Mowri**, ein unregelmäßig gebauter, kothiger Ort, den aber die Holländer zu einem der beſten Handelsplätze auf der Küſte gemacht haben. Die meiſten Einwohner ſind Fiſcher, und der Häuſer ſind etwan zweyhundert. In der Mitte dieſes Orts liegt das holländiſche **Fort Naſſau**, welches, ſo lange noch die

Mowri.

Fort Naſſau. Holl.

die Portugieſen Herren von Mina waren, für den wichtigſten Platz der Holländer in Guinea galt. Es iſt auch noch ein gut befeſtigtes Fort, und nach Mina das beſte holländiſche. Die Beſatzung beſteht aus vierzig Weiſſen, und etwan eben ſo viel Schwarzen, und die Wohnungen darinnen ſind ſehr gut angelegt. Es ward 1664 erbauet, und in demſelben Jahre durch die Engländer erobert, denen es das Jahr darauf der berühmte Admiral Ruyter wieder wegnahm.

Das Land Fantin gränzt weſtwärts an Sabu, dem es an Größe doch einigemal überlegen iſt. Der Boden iſt ſehr fruchtbar, und bringt eine Menge Mais, Palmwein und andre Bedürfniſſe des Lebens. Selbſt Gold ſoll hier gefunden werden, und der Reichthum ihres Landes die Einwohner ſo ſtolz gemacht haben, daß jeder Europäer, welcher Handelsgeſchäfte mit ihnen machen will, im bloßen Kopfe mit ihnen ſprechen müſſe. Ueberhaupt werden die hieſigen Neger als ein heimtückiſches, betrügreiſches Volk geſchildert, und die Europäer ſollen ſo viel Scheu für ihnen haben, daß ſie ihnen ungeſtört mit allen Schleichhändlern Handel zu treiben, erlauben. 6) Fantin.

Merkwürdige Orte ſind: Annamabo oder Jamiſſia, die wichtigſte Stadt auf der Küſte, welche eben ſo viel Krieger ſtellen kann, als das ganze Land Kommani. Hier haben die Engländer ein kleines Fort, ſie werden aber ſo ſehr von den Fantinianern beunruhigt, daß ſie ſich zuweilen nicht aus dem Fort heraus wagen. Dieſes Fort ward im vorigen Jahrhundert an die Stelle eines alten Hauſes erbauet, und hat für die daſigen Gegenden ſehr gute Feſtungswerke. Die Gegend um Annamabo iſt ſehr angenehm und fruchtbar an Palmen, Mais und einer Art ſehr wohlſchmeckenden Kohls. Klein-Kormantin, ein ziemlich großer Flecken, iſt übrigens bloß wegen der Fruchtbarkeit Annamabo. Kl. Kormantin.

barkeit des daſigen Bodens, und wegen des holländiſchen Forts Amſterdam zu merken. Dieſes Fort war ehedem engliſch, allein Admiral Ruyter unterwarf es den Holländern, die es nachher vergrößert und verſtärkt haben. Außer den nicht ſchlechten Werken iſt dieß Fort auch ſchon von Natur feſt, indem es auf einem hohen Felſen liegt, und nur einen einzigen Zugang hat. Der Flecken Groß-Kormantin liegt unweit des Forts auf einem hohen Berge, und iſt ein ſehr weitläuftiger, volkreicher Ort, in deſſen Nachbarſchaft viele Früchte, Mais u. dergl. erzeugt werden.

F. Amſterdam Holl.

Gr. Kormantin.

7)8)Akron und Agonna.

Akron iſt ein kleines fruchtbares Ländchen, das an Früchten, Getreide, einer ſchönen gelben Holzart, welche zu Tiſchlerarbeiten ſehr geſchickt iſt, wie auch an Wildpret Ueberfluß hat. Der bemerkungswürdigſte Ort iſt der Flecken Apam, Apom oder Apong, welcher zur Handlung ſehr gelegen iſt, und neben welchem die Holländer ein befeſtigtes Haus haben.

Apam.

An Akron ſtößt das Land Agonna oder Augwina, welches meiſt bergigt, waldigt und dürr iſt. Der einzige Vorzug deſſelben beſteht darinnen, daß es von einem breiten, ſehr fiſchreichen Fluß durchſtrömt wird. Die Einwohner ſind kühne, kriegeriſche, und dabey ſehr arbeitſame Leute, die auch zuweilen von Weibern beherrſcht werden.

In dieſem Lande liegt ein Berg, Mango oder Teufelsberg genannt, welchen letztern Namen er nach Einigen deswegen haben ſoll, weil die Neger auf demſelben ihren Götzen Opfer brächten: nach Andern haben ihn die Matroſen ſo genennt, weil ſie ihn wegen ſeiner Höhe lange vorher ſehen, ehe ſie an denſelben gelangen können. Dieſer Berg ſoll auch reichhaltig

an

an Golde ſeyn, welches die Neger nach großen Regengüßen, wenn es mit dem Sande abgeſpült worden, im Menge aufſammeln. Die Holländer hatten auch einmal die Abſicht, den Mango bergmänniſch unterſuchen zu laſſen, allein die Furcht für den Negern machte das ganze Unternehmen rückgängig. Winniba, Simpa, Wiamba oder Wimba liegt etwas landeinwärts, und treibt gute Handlung mit Sklaven. Die Einwohner treiben Landbau, und ziehen Hühner auf, und die Holländer haben hier ein Fort, das gewöhnlich vierzig Mann Beſatzung, ſonſt aber ſchlechte Werke hat. Barraku oder Barraku liegt auf der Küſte, auf dem Gipſel eines Berges. Die Einwohner haben viel Kunſtfleiß, und wiſſen das Gold, welches ſie ſchmelzen, auf mancherley künſtliche Art zu verarbeiten. Das Federvieh iſt hier häufiger und wohlfeiler, als ſonſt auf der ganzen Küſte. Auch hier haben die Holländer ein Fort. Winniba. Barraku.

Akkra oder Akkara iſt dem Könige von Aquamba, deſſen Gebiet weiter ins Land hinein liegt, unterworfen. Ehedem war es ein eigenes Reich, allein in den Jahren 1680 und 1681 ward es von den Aquambos bezwungen, und zu einer Provinz gemacht. Der hieſige Boden iſt ein fetter blaßrother Mergel, auf welchem, außer Ignames, Bohnen und Erbſen, wenig Bäume und faſt gar keine Früchte wachſen. Das Land vom Ufer an, etliche Meilen ins Land hinein, iſt eben, und liefert eine gute Jagd von Haſen, Kaninchen, Bären, Gazellen, wilden Ziegen, Pintadohühnern und andern Vögeln, und in den Gebirgen ſind mehr Löwen, Tyger, Zibetkatzen, Leoparden und andre wilde Thiere, als in irgend einem Theile von Guinea. Akkra iſt auch das Land, in welchem man die meiſten der kleinen Rehe findet, die wir ſchon oben in den allgemeinen Nachrichten von der 9) Akkra.

Goldküſte beſchrieben haben. Die Einwohner von Akkra beſchäftigen ſich mit dem Handel, dem Ackerbau und dem Kriege; allein, obgleich ihr Boden ſehr ergiebig iſt, ſo ſind ſie doch gewöhnlich zu Ende des Jahrs mit dem Lebensmitteln fertig, und genöthigt, dieſelben von ihren Nachbarn zu kaufen. Sie ſind ſo träge, daß ſie ſich weder die Mühe geben, zu fiſchen, noch Salz zu ſieden, obgleich das Land einen großen Ueberfluß davon hat. Die hieſige Handlung beſteht vorzüglich in Gold und Sklaven, und das Gold ſoll ſo gemein ſeyn, daß eine Unze Schießpulver für zwo Drachmen Goldſtaub verkauft werden; und in Kriegszeiten, heißt es, bringe es eben ſo viel Sklaven ein, als das ganze übrige Guinea. Handelswaaren, welche am beſten in Akkra Abſatz finden, ſind, weſtphäliſche und ſchleſiſche Leinwand, Tuch, Soy, Flintenſchlöſſer, Schießpulver, Branntewein, Glas, Meſſer u. ſ. w.

Soko. Hier iſt **Soko**, ein Flecken von etwan hundert Häuſern, die ziemlich regelmäßig gebaut ſind. Die

F. James. Engl. Engländer beſitzen hier das Fort James, ein reguläres Viereck, mit vier Batterien und hohen dicken Mauern, mit einer Beſatzung von funfzig Mann. Es liegt auf einer felſigten Erdzunge, an welchen das Anländen faſt unmöglich iſt.

F. Krevekoeur. Holl. Bey Klein-Akkra, einem kleinen Flecken, liegt das holländiſche Fort Krevekoeur nur einen halben Kanonenſchuß vom Fort James, ebenfalls auf einer felſigten Erdzunge. Es iſt viereckt, und hat vier Batterien, die aber weder dick noch feſt gebaut ſind, und durch eine Kanonade vom Fort James leicht ruinirt werden könnten. Die innern Gebäude ſind bequem und reinlich, und die Beſatzung beſteht aus vierzig Mann.

F. Chriſtiansburg. **Chriſtiansburg** liegt eine Stunde von Krevekoeur, und gehört den Dänen, welche es auch erbaut haben. Es

iſt

iſt groß und feſt, hat aber mancherley widrige Schickſale erfahren. Im Jahr 1679 wurde der Befehlshaber auf Anſtiften eines Böſewichts, Namens Greek, ermordet, und das Fort von dieſem an die Portugieſen verkauft, welche es St. Francis Xavier nannten. Die Dänen löſeten es 1682 wieder ein, allein da ſie den König von Akkra ſich zum Feinde gemacht hatte, ſo bemächtigten ſich die Schwarzen durch List, mit Hülfe eines gewiſſen Aſſemi, des Forts, welcher auch von dem König im Beſitze deſſelben gelaſſen wurde. Dieſer Neger blieb ſo lange Herr davon, bis zwey däniſche Schiffe auf die Küſte kamen, welche es abermals wieder einlößten, und ſeitdem auch Herren deſſelben geblieben ſind.

An Akkra gränzt **Labadde**, ein äußerſt kleines Ländchen, in welchem zwey Flecken, Labadde und Orſow, liegen. Das erſte iſt groß, volkreich, mit einer ſteinernen Mauer umgeben. Die Einwohner beyder Flecken ſind Ackerleute, die Handlung aber iſt ſchwach, weil wenig Gold da iſt. 10)—12) Labadde, Ningo und Soko.

Ningo von den Franzoſen **Lempi** oder **Lampi** genannt, iſt mittelmäßig bevölkert und fruchtbar, hat auch ſehr ſtarke Viehzucht von Kühen, Schweinen, Schafen und Hühnern. Sonſt handeln die Einwohner mit Sklaven, die aber nur in Kriegszeiten gefunden werden. Außer der Handlung beſchäftigt man ſich hier noch mit Landbau und Fiſchfang.

In Ningo iſt **Lay** oder **Alampi** ein großer, auf dem Rücken eines Hügels gelegener Flecken, deſſen Einwohner gute geſittete Leute ſind. Der hieſige Handel, iſt beträchtlich. Lay.

Das Land **Soko** fängt gleich unterhalb Lay an, und iſt ſehr fruchtbar an Getraide. Die Einwohner ſind Ackerleute, das Land aber iſt überhaupt wenig be-

kannt, weil die Europäer keine Handlung hieher treiben. Die Gränze von Soko und der ganzen Goldküſte macht der Rio da Volta oder der ſchnelle Fluß, deſſen Waſſer ſich mit ſolcher Heftigkeit in die See ſtürzet, daß es noch drey bis vier kleine Meilen vom Ufer zu unterſcheiden iſt. Dieſer Fluß ſoll an den Gränzen von Nubien entſpringen, und die Holländer ſollen von daher ſogar einige Waaren ziehen.

13) Innere Landſchaften.

Von den innern, hinter der Küſte gelegnen, Landſchaften ſind die Nachrichten äußerſt mangelhaft, und man weiß von den meiſten beynahe nichts weiter, als die Namen, weil ſich das meiſte auf unvollſtändige Nachrichten der Neger gründet.

1) Awina. 2) Igwira. 3) Inkaſſau. 4) Inkaſſia. Iggina. 5) Tabeu. 6) Adom. 7) 8) Mompa und Waſſahs.

Wir wollen ſie wenigſtens nennen, und bey jedem, was davon bekannt iſt, anführen: 1) Awina, deſſen Einwohner eine Menge reines Gold nach Iſſini bringen, und welche in dem Ruf ſtehen, daß ſie die beſten Kaufleute auf der Küſte ſind. 2) Igwira wird ebenfalls für ſehr reich an Golde gehalten, welches theils gegraben, theils in den Flüſſen gefunden werden ſoll. 3) Inkaſſau iſt ganz unbekannt, ſo wie auch 4) Inkaſſia Iggina. 5) Tabeu treibt Handlung mit den Holländern, und verkauft Korn, Federvieh, Früchte und andre Bedürfniſſe des Lebens an ſie. 6) Adom iſt eine Art Republik, welche von fünf oder ſechs Kaboſchiren beherrſcht wird, und deren Bewohner als grauſame Menſchen geſchildert werden. Ihr Land iſt gut und fruchtbar an Korn, Wurzeln, Früchten, zahmen und wilden Vieh, Fiſchen, und allem, was zum Lebensunterhalte nöthig iſt; auch haben ſie verſchiedne Goldadern entdeckt, mit deren Ertrag ſie aber weiter keine Handlung treiben. 7) Mompa oder Mampa iſt gänzlich unbekannt. 8) Waſſahs oder Warſhahs aber iſt wegen der Menge Goldes berühmt, das von daher kommt.

kommt. Der Boden iſt ſehr unfruchtbar, daher ſich die Einwohner bloß mit dem Zwiſchenhandel ernähren müſſen, indem ſie für ihr Gold Waaren kaufen, und davon ihren Nachbarn gegen Lebensbedürfniſſe überlaſſen. 9) Wanki, Vanqui oder Wanqui hat Einwohner, welche die Kunſt verſtehen, feine Zeuge mit Gold zu wirken, mit welchen ſie anſehnliche Handlung treiben. 9) Wanki.

10) Aquambo iſt ein volkreiches Land, deſſen Einwohner ſtolz und kriegeriſch ſind, und welchem mehrere Negerſtaaten unterworfen ſind. Viele Aquambos gehen jährlich nach Mowri, ihr Gold daſelbſt gegen Leinen und Eiſen zu vertauſchen. 11) Ouy Foro oder Juffer iſt ein unfruchtbares Land, deſſen Einwohner vom Handel faſt gar keine Kenntniß haben, ſondern ſparſam, von den geringen Erzeugniſſen ihres Bodens, leben. 12) Bono iſt unbekannt, 13) Atti aber trieb ehedem einen wichtigen Handel mit den Holländern. Die Kriege mit Sabu brachten es nachher im Verfall, und ſeitdem beſchäftigen ſich die Einwohner mit dem Landbau. 14) Akkani oder Akkanez iſt ein fruchtbares Land, und die Akkanezen ſind durch den Handel bekannt, welchen ſie an den Küſten ſowohl, als im Lande, treiben. Der Charakter dieſes Volks iſt dabey ſehr kriegeriſch, und dieß iſt die Urſache, daß es von allen ſeinen Nachbarn gefürchtet wird. 10) Aquambo. 11) Ouy Foro. 12) 13) Bono und Atti. 14) Akkani.

15) Dinkira war ehedem weit kleiner als gegenwärtig, da es durch die Tapferkeit der Einwohner vergrößert worden iſt. Die Einwohner haben viel Gold, welches ſie theils ſelbſt graben, theils durch Raub und Handel erhalten. 16) Inta oder Aſſienta ſoll ſehr reich an Golde ſeyn, iſt aber ſonſt durchaus unbekannt. 17) Akam, Akim oder Groß-Akkani, ein Freyſtaat, der faſt beſtändig durch innre Unruhen zer- 15) Dinkira. 16) Inta. 17) Akim.

 rüttet

18) Aqua. rüttet wird. 18) Aqua oder Aka iſt ein kleines Länd- chen, das auf gewiſſe Weiſe dem König von Fantin

19) Son. quay. unterwürfig iſt. 19) Sonquay bezahlt dem König von Augwina etwas Tribut. Seine Bewohner kom- men nach dem Teufelsberge, um Seefiſche zu kaufen, mit denen ſie einen anſehnlichen Handel treiben, wenn die Fiſche gleich halb verfault ſind.

20)—30) Aboni, Qua- bu, u. ſ. w. 20 — 30 Aboni iſt ſehr klein, und bloß durch ſeine reichen Märkte merkwürdig; Quabu iſt gar nicht bekannt; Tafu iſt reich am Golde, welches die Einwohner an die Küſte zum Verkauf bringen, ſo wie auch Aborra und Quaku. Kammanach hat kein Gold, die Einwohner aber ſind gute Ackerleute, und verhandeln ihren Mais an die benachbarten Neger. Eben ſo iſt es in Bonu und Equea. Latabi iſt wegen ſeiner Märkte bekannt, und Akkaradi durch das feine Gold, welches die Einwohner nach Aboni bringen. Inſoko endlich hat gute Weber, welche ſchöne Stoffe verfertigen, und einen wichtigen Handel damit treiben.

4) Sklaven- küſte. Wir kommen nunmehr zu dem vierten Theile von Nord- oder Oberguinea, der unter dem Namen der Sklavenküſte bekannt iſt. Dieſe Küſte hat einen niedrigen Boden, welcher ſandig, trocken und unfrucht- bar iſt, daher auch nur in einigen Gegenden Getrei- de, Reis, Pataten und andre Früchte erzeugt, auch verhältnißmäßig nur wenig Vieh gezogen wird. Die Einwohner ſind große, dunkelſchwarze, arbeitſame und tapfre Leute, und die Europäer beſuchen dieſe Gegenden des Sklavenhandels wegen ſehr häufig. Da die Ver- ſchiedenheit der Produkte ſo wohl, als des phyſiſchen und geiſtigen Charakters der Einwohner, der Regie- rungsform u. ſ. w. hier weit größer iſt, als auf der Goldküſte, ſo liefern wir hier eine Beſchreibung der einzelnen Staaten auf dieſer Küſte, ohne im Allge- mei-

meinen, wie bey der Goldküſte, das Land und die Einwohner zu ſchildern, von den einzelnen Staaten aber nur kurze Nachrichten.

Das erſte Land jenſeit des Rio da Volta iſt das kleine Königreich Koto, welches ſogleich durch die Beſchaffenheit des Bodens zeigt, daß man ſich nicht mehr auf der Golodküſte befindet; denn ſtatt daß dort der Boden voll Hügel iſt, findet man hier auch nicht einen, ſondern das Erdreich iſt allenthalben trocken, ſandig, unfruchtbar und leer von allen Bäumen, etliche niedrige Sträucher und Palmbäume ausgenommen. Vieh ziehen die Einwohner ſo viel, als ſie brauchen, an Flußfiſchen leiden ſie auch keinen Mangel, Seefiſche aber, können ſie wegen der hohen Wellen nicht fangen. a) Koto.

Die Einwohner werden als gutartige, gefällige Leute geſchildert. Sie gleichen übrigens ihren Nachbarn auf der Goldküſte, nur ſind ſie noch religiöſer wie dieſe, denn der muß ganz arm ſeyn, der nicht wenigſtens ein Dutzend Fetiſchen hat, und ihr ganzes Land iſt überall auf allen Wegen voll davon. Ihr Handel iſt mit Sklaven, die ſie in den innern Landſchaften ſtehlen, und an die Europäer verkaufen, welche das Land aber ziemlich ſelten beſuchen.

Koto iſt übrigens nicht ſonderlich mächtig, und würde längſt Popo unterlegen haben, wenn es nicht immer von Aquambo aus unterſtützt würde. Koto oder Verhu und Beko ſind, ſo viel man weiß, die Hauptorte darinnen.

Klein-Popo hat denſelben Boden wie Koto, es iſt flach, ohne alle Hügel und Waldung, und dabey ſo außerordentlich ſandig, daß ſogar die Speiſen, welche hier zubereitet werden, für Sand nicht zu eſſen ſeyn ſollen. Wenigſtens erzählt dieß Boſmann, ein hollän- b) Klein-Popo.

holländiſcher Reiſender, welcher die Speiſen des Sandes wegen nicht eſſen konnte, die ihm vom Könige geſchickt wurden. Dieſer Sand macht auch das Land ſo unfruchtbar, daß die Einwohner ihre Lebensmittel von Whidah holen müſſen.

Die hieſigen Einwohner ſtammen meiſt von denen her, welche aus Akkra flüchteten, als dieſes Land von den Aquambos erobert ward. Sie ſind nicht zahlreich, aber ſehr tapfer, und leben meiſt vom Raube und Sklavenhandel. Auch übertreffen ſie die meiſten Neger in der Geſchicklichkeit, zu betrügen und zu ſtehlen.

c) Groß-Popo.

Groß-Popo ſtößt gegen Oſten an das vorige, mit dem es übrigens weiter nichts, als den Namen, gemein hat, denn am Ufer iſt der Boden ſehr moraſtig, die innern Gegenden aber haben Ueberfluß an Wurzeln, Kräutern, Baumfrüchten, Schaf- und Federvieh.

Die Einwohner handeln zum Theil mit Sklaven, welche ſie, wenn ihre Küſte von keinen europäiſchen Schiffen beſucht wird, nach Klein-Popo verkaufen; zum Theil aber leben ſie von dem Handel mit Fiſchen, die ſie in ihrem Fluſſe fangen, und an ihre Nachbarn verkaufen. Als ſie noch Ardrah unterworfen waren, war die Handlung mit den Europäern ſehr unbedeutend, weil ſie der König von Ardrah nöthigte, alle Sklaven nach Ardrah zu bringen, damit der Ertrag ſeiner Zölle dadurch erhöht würde. Dieß war auch ein Hauptgrund, weshalb ſich die Popos empörten und des Joches entledigten. Da ſie aber bey den Europäern in dem übeln Kredit als Diebe und Betrüger ſtanden, ſo waren es bloß die Holländer, welche ſich bewegen ließen, eine Faktorey in Popo anzulegen, die ſie aber nachher wieder verließen, worauf die Franzoſen ihnen folgten, die auch noch zween Agenten und

einige

einige Neger hier haben, welche unter dem Generaldirector zu Whidah ſtehen, von dem ſie die Waaren empfangen, und welchem ſie die Sklaven zuführen. Dieſer Handel wird zu Lande mit aller möglichen Fürſicht geführt, damit ſie nicht unterweges beſtohlen werden, ſo daß die gewöhnliche Handelsart dieſe iſt, die Verkäufer zu nöthigen, daß ſie die Käufer und ihre Waaren von Popo bis nach den Gränzplätzen von Whidah zu begleiten, wo ſie und ihre Güter in vollkommner Sicherheit ſind.

Die Popos haben, gleich allen Negern, ein großes Vertrauen zu ihren Prieſtern, welche ſie mit einem, von den Holländern entlehnten Namen, **Domine** nennen. Dieſe Prieſter gehen gewöhnlich in einer langen weißen Kutte, und tragen ſtets einen, an jedem Ende gekrümmten, Stab. Jeder Kaufmann muß dem Domine einen gewiſſen Zoll als Geſchenk geben.

Dieſes kleine Königreich war, wie ſchon erwähnt worden, ehemals Ardrah unterworfen, gegenwärtig aber hat es einen eigenen König, welcher ſehr unumſchränkt über ſeine Unterthanen herrſchet.

Die Stadt **Popo** ſteht auf einer Inſel, nahe an der Mündung des Fluſſes Tari, welche von Sümpfen gebildet wird, daher es die Portugieſen Terra anegada, d. i. das überſchwemmte Land nennen. Die Stadt wird in drey Theile getheilet, von denen jeder von dem andern abgeſondert wird. Popo.

Dieſes Popo iſt der einzige Ort in dem Königreiche, der den Namen eines Flecken verdient, indem die übrigen bloß kleine Dörfer von zehn bis zwölf Häuſern ſind. Der Pallaſt oder das Haus des Königs iſt ſehr groß und beſteht aus einer Menge Hütten rund um ſeine Wohnung, welche auf ſolche Art liegt, daß man drey Höfe durchgehen muß, deren jeder eine

Wache

Wache von Soldaten hat. In dem entfernteſten ſind des Königs Zimmer mit einem Gezelte geziert, welches dem Könige dient, ſich mit den Vornehmſten der Nation darunter zu unterreden. Dieſer Fürſt hat viele Weiber, von denen ihm ſtets zwey mit Fächern Luft zuwehen müſſen. Er bringt die beſte Zeit des Tages, mit Tabakrauchen, oder Geſprächen zu.

d) Whidah. Das Königreich Whidah, Quidah, Fida, Juida oder wohl gar Juda, denn ſo verſchieden ſind die Namen, welche dieſem Lande von den Reiſenden beygelegt werden, iſt den Europäern beynahe am beſten unter allen Staaten auf dieſer Küſte bekannt, und wir ſind alſo auch im Stande, eine weit genauere Beſchreibung von demſelben zu liefern, als von den drey Reichen, die wir auf der Sklavenküſte ſchon gefunden haben.

Ueber die Größe deſſelben ſind die Nachrichten ſehr uneins, denn nach einigen erſtreckt es ſich neun bis zehn Seemeilen (von denen zwanzig auf einen Grad des Aequators gehen) längs dem Ufer, und hie und da eben ſo tief ins Land hinein, nach andern ſechszehn dergleichen Meilen an der Küſte hin, in der Tiefe aber acht bis neun, und wieder nach andern endlich hat es kaum ſechszehn Seemeilen im Umfange. Dieſes Land wird nur von zwey Flüſſen durchſtrömet, welche beyde aus dem Königreich Ardra kommen, und von denen der eine, Jakin genannt, gelbes Waſſer hat, und bloß für Boote fahrbar iſt, der andre aber, Namens Eufrates, ſchiffbar ſeyn würde, wenn es nicht Sandbänke und Untiefen verhinderten.

Nach der See hin iſt Whidah ſehr moraſtig und eben, alsdann erhebt es ſich bis zu einer Reihe hoher Gebirge, welche das Reich gegen Nordoſt begränzen. Dem einſtimmigen Zeugniſſe der Reiſenden zu Folge,

ge, ſoll Whidah eines der angenehmſten Länder auf der bekannten Erde ſeyn. Hier, ſagen ſie, wechſeln beſtändig hohe, dichtbelaubte Bäume, welche die Hand der Kunſt gepflanzt zu haben ſcheint, mit herrlichen Feldern und kleinen Wohnörtern, welche der ganzen Landſchaft Reize unendlich erhöhen. Von allen Seiten genießt man der ſchönſten An- und Ausſicht von und nach dieſem Amphitheater, das von der See her vorzüglich ſich dem Auge unter der herrlichſten Geſtalt zeigen ſoll.

Die Landung an dieſes ſo ſchöne Reich iſt indeſſen ſehr gefährlich, wegen der hohen Wellen, welche am Ufer gehen, und welche die Europäer nur mit Hülfe der Neger überſchiffen. Sobald nämlich ein Schiff auf der Rhede von Whidah geankert iſt, kommen die Neger mit ihren Kanoes, und auf dieſen werden die Reiſenden und die Güter, wenn ſie auch noch ſo ſchwer ſind, ſicher ans Land gebracht. Dieſe Kanoes ſind alle aus einem Stücke, funfzehn bis achtzehn Fuß lang, drey bis vier breit, und von gleicher Tiefe. Gewöhnlich haben ſie zehn Ruderer, welche zween und zween mit dem Geſichte nach dem Orte, wo ſie hin wollen, neben einander ſitzen. Führen ſie Europäer ans Ufer, ſo laſſen ſie dieſelben in dem Boden des Kanoe im Vordertheil einen hinter dem andern niederſetzen; geht aber der Weg vom Lande an Bord, ſo ſitzen ſie im Hintertheil, und beydes iſt ſehr vorſichtig, weil die Welle den Kanoe auf dem Wege ans Land von hinten, und bey der Rückkehr von vorn faßt. Die Neger ſorgen bey dieſer Gelegenheit ſehr für ihre Reiſenden, und es wird ſich ſelten ein Unglück eräugen, wenn ihnen freye Hand gelaſſen wird. In Anſehung der Güter aber ſind ſie bey weitem nicht ſo zart von Gewiſſen, denn es iſt faſt unmöglich, ihren Dieberey en vorzubeugen, welche ſo weit gehen, daß

ſie, wenn kein andrer Weg, etwas zu erhaſchen, da iſt, die Kanoes an ſolchen Orten umſchlagen laſſen, wo die Güter zu Boden ſinken, dieſe in der Nacht wieder herausfiſchen.

Die Fruchtbarkeit und die Güte des hieſigen Bodens wird als außerordentlich geſchildert, und die Whidahneger ſollen ſo unermüdet in Bebauung deſſelben ſeyn, daß ſie kein Fleckchen Land, das nur einigermaßen tragbar zu ſeyn ſcheint, unbearbeitet laſſen, und, ſo wie ſie die Erndte vollendet haben, die Einſaat wieder aufangen. Die Hitze iſt hier aber auch außerordentlich heftig: der Regen, welcher von der Mitte des Maymonats, bis zu Ende Auguſts, zu fallen pflegt, ſcheint, wenn er auf die Haut fällt, kochend zu ſeyn, und die in einem engen Orte eingeſchloſſene Luft dünkt einem Europäer gewöhnlich ſo heiß, als ob ſie aus einem glühenden Ofen käme.

Produkte des Landes ſind, aus dem Pflanzenreiche, der große Milhio, welcher zwar nicht die Größe des auf der Goldküſte wachſenden hat, im Geſchmacke aber eben ſo gut iſt, und aus welchem kein Brod gebacken, ſondern bloß Bier gebraut wird. Ferner Mais, auf deſſen Anbau ſich die Whidahſchwarzen am meiſten legen. Dieſer wird des Jahrs zweymal, einmal ſtärker als das andre, geſäet, und in der beſten Saatzeit iſt das Land ſo dicht damit bewachſen, daß kaum ein ſchmaler Fußſteig zwiſchen durch geht. Die Erndte iſt auch außerordentlich ergiebig, aber dennoch haben die Einwohner am Ende des Jahrs weit eher Mangel als Ueberſchuß, theils wegen der ſtarken Bevölkerung, theils weil ſie zu viel an die Popos und andere Neger verkaufen. Ein dürres Jahr verurſacht daher auch eine ſehr große Hungersnoth, die zuweilen ſo heftig wird, daß freye Leute, um nicht zu verhungern, ſich ſelbſt zu Sklaven verkaufen. Noch giebt es eine

Art

Art Hirſe, welche wie der Hafer wächſt, ein röthliches Korn hat, und ſieben bis acht Monat im Lande ſtehen muß, ehe ſie zur Reife gelangt. Sie wird nicht gegeſſen, ſondern mit dem großen Milhio zum Bierbrauen gebraucht.

Bohnen von verſchiedenen Arten giebt es in Menge; merkwürdig aber iſt eine Art Erbſen, aus welchen kleine Sträucher wachſen, wie diejenigen, welche den Piment tragen, denen ſie auch an Geſtalt der Rinde und des Laubes ſo ähnlich ſind, daß ein ſehr botaniſches Auge ſie kaum zu unterſcheiden vermag. Doch trägt der Strauch keine Blüten, ſondern die Erbſen wachſen in einer Haut, welche ſo dick als Pergament iſt, und zwiſchen den Wurzeln hervorwächſt. Sie enthält bis hundert und funfzig zarte verdauliche Erbſen, welche eine vortreffliche Speiſe geben. Wenn das Laub gelb zu werden anfängt, reißt man die Pflanze mit den Wurzeln aus der Erde; will man aber Saamen haben, ſo wartet man, bis die Pflanze völlig vertrocknet iſt.

Pataten dienen ſtatt des Brodes, die Ignames aber wachſen in ſo großer Menge noch von ſolcher Güte, wie auf der Goldküſte, werden daher auch wenig geachtet. Alle andre Wurzeln, welche die Goldküſte hat, findet man überflüßig, Zwiebeln und Ingwer jedoch ausgenommen, welche nur ſparſam fortkommen. Ein Holländer ſäete hier Kohl, Rüben, Meerrettig, Rettig, und Petrrſilie, welches alles ſo gut gedieh und reifte, als in Europa. Eben dieſer glaubt auch, das Land ſey zum Bau des Zuckerrohrs und Indigo ſo geſchickt, als eins in der Welt; dieſe Farbe findet ſich auch ſchon häufig, und alle Tücher der Einwohner ſind damit gefärbt.

Von Bäumen giebt es hier alle die Arten, welche wir bey Beſchreibung der Goldküſte angeführt haben,

 beſon-

beſonders aber viele Palmbäume, die aber nicht des Weins, ſondern allein des Oels wegen geachtet werden. Beſondre Bäume ſind die Pelons, welche eine feine kurze Wolle tragen, aus der ſich manches arbeiten läßt. Eine andre Frucht iſt die Kaila, welche mit Salz und Malagettepfeffer gegeſſen wird.

Da Whidah ſo ſtark bevölkert iſt, ſo iſt auch die Anzahl der wilden Thiere ſehr geringe. Elephanten, Löwen u. dergl. giebt es gar nicht, ſondern bloß einige Rehe, Haſen und eine Menge der verſchiedenartigſten Meerkatzen, welche auch ſehr vielen Schaden thun. Die zahmen vierfüßigen Thiere ſind von denen auf der Goldküſte nicht verſchieden, aber weit beſſer, und von ungleich angenehmern Geſchmacke, weil die Wieſen hier das trefflichſte Gras hervorbringen. Die hieſigen Schweine ſind groß, fett, und geben ein zartes wohlſchmeckendes Fleiſch, daher auch die ärmſten Neger weit eher für ihre Schweine als für ſich ſelbſt beſorgt ſind.

Von zahmem Federvieh hat Whidah nichts, als etliche Arten Hühner und Enten, wilde Vögel aber ſind häufig zu finden. Dahin gehört der Kronenvogel. Füße und Leib ſind wie bey dem Storche; auf dem Kopf hat er einen ſchönen Federbuſch, die Farbe der meiſten Federn iſt ſchwarz, doch ſind auf den Flügeln auch bunte untermengt. Ferner verſchiedne Arten Papogoien, welche alle grau ſind, und nur hie und da einige rothe Federn haben, Rebhühner, Faſane, Pintados, wilde Enten, Gänſe, Schnepfen, Krammetsvögel, Turtel und Ringeltauben und verſchiedene Arten Raubvögel. Als fliegende Thiere gehören auch die Fledermäuſe hieher, welche ziemlich groß ſind, und Abends in ſolchen Schaaren fliegen, daß ſie den Himmel verdunkeln.

Fiſche ſind an der Küſte häufig, und werden, ohngeachtet der damit verknüpften Gefahr, von den Negern gefangen. Darunter iſt der Affen- oder Meerkatzenfiſch, welcher zehn Fuß lang und drey bis vier Fuß breit iſt. Der Kopf iſt rund, hat kleine Augen, ein kurzes Kinn und auf der Oberlippe Haare, gleich einem Knebelbart, und oben auf dem Kopfe eine kleine Erhöhung. Seine vier Floßfedern ſind dem Barte des Wallfiſches gleich, und die zwey vorderſten könnten Hände genannt werden, weil ſie der Fiſch ober- und unterwärts zuſammenfügen und alles damit zum Munde führen kann. Dieſer Fiſch hat keine Schuppen, ſondern eine mit kleinen Flecken beſprengte Haut von ſchwarzer Farbe. Er lebt von Fiſchen und Seegraſe, und ſein Fleiſch ſchmeckt wie magres Rindfleiſch.

In den Flüſſen ſind fette Aale, Schollen, Rochen, Meeräſche, eine Art, Hechte, Krabben, Hummern und andre Muſchelfiſche. Im Eufrates giebt es auch Krokodille, Seekühe und Flußpferde, welche letztern häufig geſchoſſen und gegeſſen werden.

Schlangen giebt es zweyerley Arten, die eine iſt ſchwarz und giftig, die andre völlig unſchädlich und der Hauptfetiſch des Landes. Dieſe letztern ſollen die ſchwarzen Schlangen ſowohl, als andre Arten Ungeziefer, vertilgen, woher auch die gottesdienſtliche Verehrung kommen mag, welche ihnen die Neger erweiſen.

So klein Whidah übrigens iſt, ſo viele Einwohner hat es, ſo daß das ganze Land nur eine einzige Stadt zu ſeyn ſcheint, in welcher die grünenden angebauten Felder dem Auge wie Gärten vorkommen. Die Einwohner des Landes ſind ſtark, wohlgewachſen, gut gebaut von Gliedmaßen, nicht ſo glänzend ſchwarz, als die Neger in dem nördlichern Guinea, aber weit

arbeitſamer und thätiger als dieſe. Dennoch ſind dieſe Leute ſo unwiſſend, deß ſie keinen Unterſchied der Zeit zu machen wiſſen. Dabey ſind ſie wieder höflicher als andre Schwarzen, denen ſie nach Angabe einiger Reiſenden an guten und böſen Eigenſchaften überlegen ſind. Ihre Höflichkeit gränzt wirklich an die Komplimentirſucht der Sineſen, ſo daß, wenn ſie einem von ihren Obern begegnen, ſie ſogleich auf die Knie fallen, dreimal die Erde küſſen, und ihre Hände zuſammenſchlagen. Der Vornehme beantwortet ſolches bloß dadurch, daß er ganz gelinde in die Hände klopft, und dem andern einen guten Tag wünſcht. Die ganze Zeit über bleibt der andre auf der Erde liegen denn es würde das gröſste Verbrechen ſeyn, wenn man vor einem Vornehmen auf einem Stuhle oder einer Bank ſäße. Eben dergleichen Ehrerbietung wird von dem jüngern dem ältern Bruder, von den Kindern dem Vater, von den Weibern dem Manne erwieſen, und es geht ſoweit, daß ſie die Hände vor den Mund halten, damit den andern ihr Athem nicht beſchwerlich fallen möge. Wenn aber zwey Perſonen von gleichem Range ſich begegnen, fallen beyde auf die Knie, ſchlagen die Hände zuſammen, und grüßen einander mit vieler Höflichkeit. Empfängt jemand ein Geſchenk von einem Vornehmen, ſo klopft er in die Hände, und küßt die Erde. Alle dieſe Ceremonien müſſen ſorgfältig wiederholet werden, und wenn es zwanzigmal des Tages wäre, daß ſie einander anträfen, und die Verabſäumung derſelben wird mit einer Geldbuße beleget.

Bey Beſuchen iſt das Ceremoniel eben ſo läſtig. Beſucht jemand einen Vornehmern, ſo läßt er ſich vorher allezeit feyerlichſt melden; hat der andre eine Stunde beſtimmt, in welcher er ſeinen Beſuch erwartet, ſo geht er in Begleitung aller ſeiner Hausgenoſſen mit

mit muſikaliſchen Inſtrumenten aus. Vor dem Hauſe des zu Beſuchenden ſteigt er einige Schritte ab, und geht bis an die erſte Thüre, wo ihn die Bedienten erwarten. Hier läßt er die Muſik aufhören, und wirft ſich mit ſeinem ganzen Gefolge zur Erde, welches die Hausgenoſſen, die ihn erwarten, ebenfalls thun, und nach vielen Komplimenten, wer zuerſt aufſtehen ſoll, geht er in den erſten Hof, und von da in den Beſuchſaal, wo der Herr des Hauſes, ohne eine Bewegung zu machen, ſeines Beſuches erwartet. Die Ceremonien des Niederkniens, Erdeküſſens und Händeklatſchens werden hier abermals wiederholet, bis der Herr des Hauſes den Gaſt niederzuſitzen nöthigt. Nach einem kurzen Geſpräch wird Getränke gebracht, welches ein Zeichen zum Fortgehen iſt, wie bey den Türken Koffee und Räucherwerk. Hierauf folgen wieder dieſelben Ceremonien, wie bey der Ankunft; der Gaſt wird bis an die Thüre begleitet, wo ihn die Bedienten in ſeinen Hamack zu ſteigen bitten, welches er ſo lange ablehnt, bis ſie ihn auf den Knien dazu antreiben.

Die Europäer und Vornehmen werden in Hangematten oder Hamacks auf den Köpfen der Sklaven getragen. Die ſchönſten Hamacks werden von Baumwolle gemacht, und aus Braſilien gebracht; einige ſind ſo dicht gearbeitet, als ein Stück Zeug, andre ſind ſo offen, als ein Netzwerk. Die gewöhnliche Länge iſt ſieben, die Breite zehn, zwölf bis vierzehn Fuß. Jedes Ende hat funfzig bis ſechszig Knoten, an welchen kleine Stricke von Seide und Baumwolle hängen, deren jeder drey Fuß lang iſt. Alle dieſe Bänder von jedem Ende zuſammen, machen einen Ring, wodurch ein Strick geht, der an dem Ende eines Bambusrohrs von funfzehn bis ſechszehn Fuß lang befeſtigt iſt, an deſſen andern Ende das andre

Ende von dem Hamack befeſtigt iſt, ſo daß er in Geſtalt eines halben Zirkels hängt. Die beyden Träger haben das Ende von dem Hamack auf ihrem Kopfe. Die Perſon, welche darinnen getragen wird, liegt oder ſitzt in dem Hamack, und viele haben ein Küſſen, auf welches ſie ihren Kopf legen. Auch bedienen ſie ſich eines Sonnenſchirms, und des Nachts ziehen ſie gemeine oder Wachsleinwand über die Stange her. Einige bedienen ſich auch der Serpentinen, welche von den Hamacken in nichts unterſchieden ſind, als daß ſie einen Himmel haben. Er wird von Pappe oder dünnen Bretern gemacht, und mit einem ſeidnen Zeuge oder Wachsleinwand überzogen, und hat taffte Vorhänge, welche auf beyden Seiten können zugezogen werden. Wenn ein europäiſcher Direktor, entweder zur Luſt oder einer Reiſe wegen, aus der Stadt gehet, gehen zuweilen wohl zweyhundert Negers vor der Serpentine her; diejenigen, welche Flinten haben, ſchießen, andre ſchlagen die Trommel, oder blaſen auf Trompeten, die übrigen tanzen und ſingen. Wenn ein Kaboſchir reiſet, ſo hat er zehn oder zwölf Schwarze mit Flinten zur Begleitung, welche unaufhörlich ſchreyen und ſchießen.

So wie die Whidahneger allen andrn Negern, in Anſehung der Höflichkeit, überlegen ſind, ſo übertreffen ſie dieſelben auch im Fleiße. Außer dem Ackerbaue, mit dem ſich alle, den König und etliche wenige Vornehme ausgenommen, beſchäftigen, ſpinnen ſie Baumwolle, weben ſchöne Zeuge, machen Kalabaſchen, hölzern Hausgeräthe, Schmiedearbeit und viele andre Sachen, welche alle weit vollkommner ſind, als ſie von andern Negernationen verfertigt werden. Dieß ſind die Verrichtungen der Männer: die Weiber brauen Bier, flechten Körbe, verkaufen Eßwaaren u. dergl. Leider! beſchuldigt man

aber

aber auch beyde Geſchlechter einer vorzüglichen Neigung zu Dieberenen, und man verſichert, daß es beynahe ganz unmöglich ſey, ihrer Liſt die gehörige Aufmerkſamkeit entgegen zu ſtellen. Die Engländer nähten z. B. ihre Fäſſer ehedem in Säcke ein, allein die Neger ſchnitten die Säcke ab, gruben Löcher in die Fäſſer, und holten heraus, was ihnen anſtändig war.

Die Neger hier ſind reicher gekleidet, als auf der Goldküſte, indem ſie fünf bis ſechs Kleider von verſchiedner Art über einander tragen. Alle gehen mit glattgeſchorenen Köpfen; junge Leute beyderley Geſchlechts aber ſind meiſt bis zu ihrer Verheurathung nackend. Der König nebſt den Großen des Landes tragen ein Stück weiße Leinwand, ohngefähr ſechs Ellen lang, das ſie um die Hüften ſchlagen, und gleich einem Weiberrocke auf die Ferſen herabfallen laſſen. Darüber legen ſie ein Stück Seidenzeug von derſelben Größe, welches auf gleiche Art herabfällt, und über dieſes noch ein weit längeres Stück Brokat, welches ſie queer über die Lenden ziehen, ſo daß das eine Ende eine Wulſt auf der rechten Seite macht, das andre aber eine lange Schleppe bildet. Ihre Arm- und Halsbänder ſind von Gold, Perlen, Korallen u. ſ. w.; einige tragen auch franzöſiſche Federhüte. Die Weiber vom Stande tragen mitten um den Leib fünf Pagnen, ſo daß der oberſte immer etwas kürzer als der untere iſt, und oben eine Wulſt wird, wie bey unſern Damen gegenwärtig der Brauch iſt. An den Armen, Händen und um die Knöchel haben ſie allerley künſtliche Ringe, und auf dem Kopfe einen geflochtenen Korb, der ohngefähr wie ein Bienenkorb ausſieht.

In Anſehung ihrer Speiſen und Getränke ſind ſie ſehr mäßig; denn ohngeachtet es in Whidah mehr Lebensmittel giebt, als auf der übrigen Küſte, ſo ſind

ſie doch nicht wohlfeil und auch nicht vorzüglich. Eine Kuh, welche dreyhundert Pfund wiegt, iſt ſchon etwas Seltenes, und die Anzahl der Thiere iſt überhaupt nur geringe, daher Maiz, Reis, Früchte, und dann und wann Fiſche oder Vögel, ihre gewöhnliche Speiſen ſind. Wenn ſie Brod machen wollen, ſo legen ſie einen glatten und breiten Stein abhäugig in einen Rahmen, thun dreyßig bis vierzig im Waſſer aufgequollene Körner darauf, zerquetſchen ſie mit dem Reiber, und reiben ſie ſo lange, bis Mehl daraus worden iſt. Aus dieſem mit Waſſer vermengten Mehl, machen ſie runde Klöſe, welche ſie dann in einem Topfe kochen, oder über dem Feuer auf einem Steine backen. Das Bier, welches ihre Weiber brauen, iſt ſehr gut, und wird von jedermann, ſelbſt von den Sklaven getrunken, denn da das Waſſer aus Brunnen kommt, welche zwanzig bis dreyßig Klaftern tief ſind, ſo iſt es wie Eis ſo kalt, und daher auch der Geſundheit nicht zuträglich.

Dieſes Bier nebſt Brod, Reis, Palm- und Branntewein und Fleiſch wird in kleinen Buden, welche um die Märkte her ſtehen, verkaufet. Ueberhaupt ſind dieſe Märkte, welche zweymal in der Woche gehalten werden, ſehr gut eingerichtet, ſo daß ſelten einige Unordnung da vorfällt. Jede Art Kaufleute hat ihren beſtimmten Platz, und man findet hier Sklaven, Ochſen, Schafe, Ziegen, Hunde, (welche gegeſſen werden) Federvieh, Affen und andre Thiere, europäiſche Zeuge, ſineſiſche und Specereywaaren, Gold, Eiſen und verarbeitet Eiſen, Whidahzeuge, Matten, Körbe, Kalabaſchen, hölzerne Gefäße, Pfeffer, Salz u. ſ. w. um ziemlich billige Preiſe. Der Sklavenhandel wird von den Männern betrieben, alle andre Waaren aber gehen durch Weiberhände, und man ſagt, daß dieſe ſo viel Geſchicklichkeit im Kauf und

Verkauf beſitzen, als ob ſie die Handlung regelmäßig in Europa gelernt hätten.

Die Zahlungen geſchehen im Golde oder in Bujis, welches eben die Muſcheln ſind, welche unter dem Namen Koris oder Kauris in Oſtindien bekannt ſind. Hier und in Ardrah dienen ſie ſo wohl ſtatt des Goldes als zum Putze, und es geht ein Großer des Reichs auf den Märkten herum, welcher die Schnüren unterſucht, an welche die Bujis aufgereiht ſind, nebſt noch einem, der mit vier Bewaffneten da iſt, Klagen anzuhören und Zwiſtigkeiten auf der Stelle zu ſchlichten.

Uebertreffen ſie übrigens gleich alle Neger an Arbeitſamkeit und Fleiße, ſo haben ſie doch mit allen den Hang zum Vergnügen gemein, der mit dem Negercharakter ſo genau verbunden iſt. Leider! aber iſt ihr vornehmſtes Vergnügen Spiel, und die Liebe dazu iſt ſo heftig, daß ſie, wenn alles verloren iſt, ſich ſelbſt aufs Spiel ſetzen, und von dem Gewinnenden an die Europäer verkaufen laſſen. Ihre Glücksſpiele ſind drey: Erſtens Attropoe, wobey ſich zwölf bis funfzehn in einen Kreis ſetzen, und mit Bujis eine Art Würfelſpiel treiben; das zweyte iſt auf dieſelbe Art, und vielleicht gar das nämliche, und das dritte geſchieht mit runden Steinen oder Palmkernen, welche von den Spielern auf einer Matte herumgedreht werden, ſo daß der Stein, welcher den oder die Steine der andern heruntertreibt den Gewinn bringt. Außer dieſen Glücksſpielen haben ſie auch ſolche, welche bloß in Uebung der Geſchicklichkeit beſtehen, als: ſie ſtecken einen Pfahl in die Erde, befeſtigen auf demſelben einen kleinen Knopf von etwan anderthalb Zoll im Durchſchnitt, und wetten dann darauf, wer dieſen Knopf in etlichen Schüſſen, bey vierzig, funfzig Schritte Weite, herunter zu ſchießen im Stande ſey. Auch lieben ſie den

Tanz und die Muſik, welches beydes ohngefähr von derſelben Beſchaffenheit, wie auf der Goldküſte, iſt. Doch ſind ihre muſikaliſchen Inſtrumente einigermaſſen von andrer Beſchaffenheit: die Trommeln ſind bloß ein Baumkloß, der an dem einen Ende mit einem Schaf oder Ziegenfelle bedeckt iſt, und nur mit einem Klöppel geſchlagen wird. Europäiſche Trommen haben ſie noch lieber, bedienen ſich aber auch bey dieſen nur eines Stockes. Ihre Trompeten ſind von Elfenbein, und können, der Geſtalt wegen, eher Hörner genannt werden. Die Flöten beſtehen aus zuſammengelötheten eiſernen Blechen, und haben nur ein Loch auf der ganzen Seite. Der Ton, den ſie angeben, iſt ſo ſcharf und knarrend, daß ihn nur ein Negerohr vertragen kann. Ein andres muſikaliſches Inſtrument iſt ein Korb von Weidenruthen geflochten, in Geſtalt einer gläſernen Flaſche, ſechs bis acht Zoll im Durchſchnitt, und funfzehn Zoll in der Höhe. Dieſer Korb iſt mit kleinen Muſcheln gefüllt, welche nach dem Takte geſchüttelt werden. Ferner haben ſie einen hohlen eiſernen Zylinder, der ſchraubenweiſe um einen Stock geflochten, dabey hohl iſt, und wie eine Flöte geblaſen wird. Endlich gehört zu dieſer Muſik noch eine Art Trommel, deren Körper ein irdener Topf iſt, welcher mit Pergament bedeckt, und von den Weibern geſchlagen wird.

Die übrigen Gebräuche und Sitten der Whidahneger haben viele Aehnlichkeit mit denen, die wir bey Beſchreibung der Goldküſte angeführt haben; doch giebt es verſchiedene Abweichungen, welche der Aufmerkſamkeit unſrer Leſer nicht unwürdig ſind, und die wir alſo, ehe wir von ihrer Religion und Regierungsform Nachricht ertheilen, noch anzeigen wollen.

Zuerſt alſo bemerken wir, daß die Vielweiberey hier noch weit ſtärker iſt, als auf der Goldküſte, ſo daß, wenn dort die Neger, wenn ſie auch noch ſo vornehm ſind, ſich mit zehn bis zwölf Weibern begnügen, hier ſchon ein gemeiner Mann deren bis vierzig, und der König drey bis vier tauſend hat. Auch ſind gewiß wenig Länder in der Welt, wo die Ehe mit weniger Aufwand und Ceremoniel verknüpft iſt, als in Whidah; denn hier iſt weder Eheſtiftung, noch Heurathsgut, noch Kaufpreis, noch irgend eine Art Geſchenk von beyden Seiten, ſondern alle Heurathen geſchehen ohngefähr auf folgende Weiſe.

Wenn einer Neigung zu einem Mädchen hat, geht er ohne weitere Umſtände zu dem Vater derſelben, der ihm ſelten die Einwilligung verſagt, ſondern ſie nach dem Hauſe des Freyers führt, wo ſie einen neuen Pagne geſchenkt erhält. Der Bräutigam ſchlachtet hierauf ein Schaf; und wenn dieſes verzehrt iſt, und etliche Flaſchen Branntewein getrunken ſind, ſo gehen Vater und Mutter der Braut wieder heim, und laſſen ſie bey ihrem neuen Manne. Da auch die Weiber hier alle den Männern verdienen helfen, ſo ſieht man leicht, daß bey ſo wenigen Ausgaben ein Mann weit leichter dreyßig und vierzig Weiber zur Ehe nehmen, und erhalten kann, als bey uns einer dieß mit einer einzigen Frau zu thun im Stande iſt.

Eiferſüchtig ſind die Männer hier außerordentlich, und die Weiber des Königs darf niemand bey ſchwerer Strafe auch nur anſehen. Auch iſt das Loos der Weiber durchaus ſehr traurig, und nicht viel beſſer, als ob ſie wirkliche Sklavinnen wären; denn ſie müſſen unaufhörlich für ihre Männer arbeiten, und wenn nur ein etwas wahrſcheinlicher Verdacht, daß ſie die eheliche Treue gebrochen haben, auf ſie fällt, werden ſie ohne Barmherzigkeit an die Europäer verkauft.

Auch

Auch iſt es dem Manne erlaubt, ſich nach Gutdünken von ſeiner Frau zu ſcheiden; doch muß er dann den Eltern derſelben den doppelten Werth von dem gegeben, als es ihm bey ſeiner Verheurathung gekoſtet hat.

So hart aber das Schickſal der verheuratheten Weiber iſt, ſo viel Freyheit haben die Mädchen, denn wenn auch eine mit ihrem Liebhaber ertappet wird, ſo unterfängt ſich doch niemand, ſie darüber zu ſchelten, weil ſie ein völliges Eigenthum über ihre Perſon hat; daher es auch kommt, daß viele Mädchen durchaus lüderlich werden, und die Anzahl der öffentlichen Weibsperſonen in Whidah ſo groß iſt.

Kinder haben die meiſten Neger ſehr viele; manche hundert und mehr; und man erzählt von einem Unterkönig, daß er bloß mit Hülfe ſeiner Söhne und Enkel und deren Sklaven einen mächtigen Feind aus dem Lande getrieben. Einige behaupten auch, daß die Neger ihre Kinder zu Sklaven verkaufen; andre aber verſichern, es ſey kein Volk auf der Welt, welches ſeine Kinder zärtlicher liebe; und wenn ſie die Weiber verkauften, ſo ſey dieß daher, weil ſie dieſelben als eine Art Sklavinnen anſähen, welches aber gar nicht auf die Kinder angewendet werden könne. Die Kinder werden übrigens im dritten oder vierten Jahre beſchnitten, und der älteſte Sohn iſt alleiniger Erbe aller Güter und Weiber ſeines Vaters.

Krankheiten ſind in Whidah nicht ſelten, welches mit eine Folge der Luft iſt, die hier eine ſehr ungeſunde Beſchaffenheit hat. Der Erzählung einiger Reiſenden zu Folge, erzeugt der Thau, wenn er auf die Verdecke der Schiffe fällt, ſogleich allerhand kleines Ungeziefer, und die Sonnenhitze am Tage iſt wieder ſo heftig, daß die ſtärkſten Europäer hitzige Fieber,

welche mit dem ſtärkſten Wahnſinn begleitet ſind, davon bekommen. Dieſe hitzigen Fieber zeigen ſich vorzüglich im Junius, Julius und Auguſt, und entdecken ſich durch große Schmerzen im Kopf und den Nieren, durch Erbrechen, Naſenbluten und ſolche Trockenheit der Zunge, daß dieſelbe ganz ſchwarz wird. Außer dieſen hitzigen und den Wechſelfiebern iſt auch der Durchfall eine ſehr gewöhnliche Krankheit. Er iſt entweder eine Folge vom übermäßigen Genuß der Landesfrüchte, oder vom Trinken des Waſſers, und wird nicht leicht geheilt, weil er die Fremden zu allen Jahrszeiten angreift, und mehreremal mit verdoppelter Wuth zurückkömmt.

Die Whidahneger bedienen ſich überhaupt bey ihren Krankheiten keiner Arzneymittel, ſondern, wenn ſie krank ſind, nehmen ſie ihre Zuflucht zu einer Menge von Opferungen, welche ſie ihren Fetiſchen bringen, und in deren Anzahl und Werthe ihnen die Bewohner der Goldküſte weit nachſtehen. Vielleicht kommt dieß auch daher, weil ſie ſich ſo außerordentlich für dem Tode fürchten, daß ſie ſeiner auch nicht gern auf eine entfernte Weiſe erwähnen hören, ſo daß es auch ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät iſt, wenn jemand in Gegenwart des Königs des Todes erwähnet.

Die Begräbniſſe des gemeinen Volks ſind, wie auf der Goldküſte; die Großen des Landes aber begraben ihre Väter in einer dazu erbauten Gallerie, legen Schild, Bogen, Pfeile und Säbel auf das Grab, und umgeben daſſelbe mit allen Fetiſchen, welche ſie habhaft werden können.

Die Religion der Whidahneger iſt der Fetiſchiſmus, allein er unterſcheidet ſich in ſo manchen Stücken von dem Fediſchendienſt der übrigen Neger, und verräth gewiſſermaßen ſo viel von Prieſterraffinerie, daß

er

er wohl eine etwas genauere Beſchreibung verdient. Sie nehmen, gleich andern Negern, ein höchſtes Weſen an, allein dieſes Weſen, ſagen ſie, ſey ſo hoch über die Menſchen erhaben, als daß es ſich um ſie kümmern, oder von ihnen verehrt werden könne; es habe alſo die Regierung der Welt den Fetiſchen, überlaſſen und dieſer Fetiſchen ſollen ſie über hunderttauſend verehren. Die Klügſten unter ihnen, wahrſcheinlich durch den Umgang mit Europäern etwas mehr aufgeklärt, ſollen indeſſen doch dem höchſten Weſen die Regierung der Welt zugeſtehen, und ſogar im öffentlichen Landesnöthen ihre Zuflucht zu demſelben nehmen, wie von einem ihrer Hauptleute erzählt wird, der dem Gott des Himmels Sklaven und Kinder geopfert, um die Geneſung ſeines Vaters dadurch zu erlangen.

Ihre Fetiſche können in zwey Klaſſen getheilt werden, in die obern und in die untern. Zu der erſten gehören: die Schlange, die Bäume und das Meer. Die Schlange iſt die vornehmſte unter allen, und von dieſer werden wir nachher noch eine umſtändlichere Nachricht ertheilen. Die Bäume müſſen um Fetiſche zu ſeyn, von der Natur beſonders gebildet ſeyn, und zu dieſen Bäumen wird nur zur Zeit der Krankheit beſonders bey Fiebern und bey der Wiedergeneſung, gebetet. Die Opfer, welche die Bäume von den Kranken bekommen, beſtehen in Blättern von Hirſe, türkiſchem Weitzen und Reis. Dieſe legt der Prieſter an die Wurzel des Baums, und nimmt ſie nachher mit nach Hauſe, wenn ihm der Kranke nicht Geld giebt, daß er ſie ſo lange liegen laſſe, bis ſie von den Hunden, Schweinen und Vögeln gefreſſen werden.

Der dritte allgemeine Fetiſch iſt das Meer, welchem die Einwohner, wenn es ſtürmiſch iſt, große Opfer in feyerlicher Proceſſion bringen. Auch wird ein jährlicher Umgang an dem Eufrates, dem Hauptfluß

fluß von Whidah gehalten, und etliche Hände voll Reis, türkiſchen Weizen und Hirſe in demſelben geworfen. Als allgemeinen Fetiſch führen einige noch ein häßliches Bild an, welches von Thone gemacht iſt, und Agoye genannt wird. Dieſe Geſtalt welche, das Geſicht ausgenommen, einem Froſche ſehr ähnlich ſieht, hockt auf einem Fußgeſtelle von rothem Thone, an welchem ein Stückchen rothes, mit Bujis behängtes, Tuch hängt. Um den Hals iſt ein Band von Scharlachtuche, eines Fingers breit, an welchem vier Bujis hängen Der Kopf iſt mit Schlangen und Eydechſen gekrönt, zwiſchen welchen rothe Federn untermiſcht ſind, und aus den Schädel geht die Spitze von einer einer Aſſagay hervor. Dieſes ſonderbare Bild ſteht in dem Hauſe des Oberprieſters, und vor demſelben ſtehen drey hölzerne Schalen oder halbe Kalabaſchen, in deren jeder funfzehn bis zwanzig kleine Kügelchen ſind. Es iſt der Gott des guten Raths, der gewöhnlich vor jeder Unternehmung als ein Orakel befragt wird. Diejenigen, welche das thun, wenden ſich an den Oberprieſter, zeigen ihr Verlangen an, geben dem Agoye ſein Opfer, und dem Prieſter, als Dollmetſcher des Orakelſpruchs, das Honorarium. Iſt der Prieſter damit zufrieden, ſo nimmt er die Schalen in die Hand, und nach verſchiednen Verdrehungen der Geberden, wirft er die Kügelchen auf Gerathewohl aus einer Schale in die andre, bis in jeder eine ungleiche Zahl zum Vorſchein kommt. Dieſes wiederholt er mehreremahle und wenn die ungleiche Zahl allezeit zum Vorſchein kommt, ſo wird das Unternehmen für glücklich gehalten.

Außer dieſen allgemeinen Fetiſchen haben die Neger hier, wie auf der Goldküſte, jeder ſo viel und ſo mancherley Fetiſche, als ihm einfällt. Dieſe ſind unförmliche, irdene, kleine Figuren und andre Dinge, die

wir

wir ſchon anderwärts als Fetiſche angeführt haben. Auch wählt mancher das erſte Thier, das ihm begegnet, den erſten Stein, den er ſieht, u. ſ. w. zu ſeinem Fetiſch.

Die Schlange, welche der vornehmſte Fetiſch im ganzen Lande iſt, hat einen runden, dicken Kopf, groſſe ſchöne Augen, eine kurze, gleich einem Spieße zugeſpitzte, Zunge, eine weißgraue Haut mit wellenweiſe laufenden gelben, blauen und braunen Streifen von einer angenehmen Miſchung. Dieſe Thiere verfolgen die giftigen Schlangen und Ratten als unverſöhnliche Feinde, den Menſchen aber thun ſie keinen Schaden, ſondern ſind vielmehr ſo zahm, daß ſie ſich mit der Hand angreifen laſſen, daher auch Europäer ſogar ohne alle Furcht mit ihnen ſpielen.

Die Whidahneger erzählen, ſie hätten dieſe Schlangen vor vielen Jahren gefunden, da ſolche ihren ehemaligen Wohnſitz wegen Bosheit der daſigen Einwohner verlaſſen, und zu ihnen gekommen wären. Als das Heer von Whidah, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, denen von Ardrah ein Treffen liefern wollte, ſo kam eine große Schlange aus der Armee von Ardrah, und kroch zu der gegenſeitigen. Da dieſe Schlange ſo zahm war, daß ſie ſich von jedermann angreifen ließ, ſo hob ſie der Opferprieſter in die Höhe, und zeigte ſie dem ganzen Heere, welches durch dieſes Wunderzeichen Muth faßte, und mit ſolcher Herzhaftigkeit auf die Feinde losgieng, daß es einen ſchnellen Sieg erlangte. Die Whidahneger ſchrieben dieſes Glück der Schlange zu, führten ſie nach Hauſe, und wieſen ihr ein jährlichen Unterhalt an, ſo daß in kurzer Zeit dieſer Fetiſch weit mehr Verehrung genoß, als alle bisher vergötterte Fetiſche. Auch glauben ſie, daß die Schlange, welche bis jetzt noch in dem Schlangenhauſe bey Sabi verehrt wird, noch eben

diejenige ſey, welche ihre Voreltern damals nach Hauſe gebracht, und daß alle Schlangen dieſer Art Nachkommen jener großen Schlange ſind.

Wenn gleich auch die andern Schlangen nicht ſo ſehr geehrt werden, als die zu Sabi, ſo werden ſie doch von den Einwohnern ſehr hoch geachtet, welche ſich allezeit glücklich ſchätzen, wenn eine derſelben ihren Wohnſitz bey ihnen aufſchlägt. Es gilt auch für das größte Verbrechen, eine zu tödten; und wenn der Verbrecher ein Neger wäre, ſo würde ihm der Kopf eingeſchlagen, und ſein ganzes Vermögen eingezogen werden: ja man hat Beyſpiele, daß ſelbſt Europäer kaum von der Wuth der Neger zu befreyen geweſen ſind, wenn ſie ſich eine ſolche Gottloſigkeit haben zu Schulden kommen laſſen. Eine ſolche Schlange ſetzte ſich einmal über den Tiſch, an welchem ein holländiſcher Faktor ſpeiſte; er durfte es nicht wagen, ſie zu vertreiben, und keiner der Neger wollte ſich dazu verſtehen, ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen. Der Faktor zeigte ſie endlich einmal etlichen Kaboſchiren, die bey ihm äßen, und ſagte ihnen, wenn die Schlange hier länger ohne Nahrung zubringen ſollte, würde ſie endlich Hungers ſterben müſſen. Die Kaboſchiren verſicherten ihn dagegen, daß die Schlange ohnſtreitig den Weg zu den Schüſſeln finden könne, und er gar nicht glauben dürfe, daß ſie ohne Nahrung bleibe. Der Faktor machte ſich dieſe Verſicherung zu Nutze, und ſagte Tags darauf zu dem Könige: da einer ſeiner Fetiſche nun vierzehn Tage ungebeten mit ihm gegeſſen, ſo wäre es billig, daß ihm ein Koſtgeld für denſelben entrichtet werde, widrigenfalls er ſeine Wohnung von dieſem ungebetnen Gaſte befreyen müſſe. Der König fand dieß ſehr billig, und ſchickte dem Fakor noch denſelben Abend einen fetten Ochſen.

Auch die Thiere ſogar ſind von der Strafe nicht ausgenommen, welche die Menſchen trifft. So fras 1697 ein Schwein eine ſolche Schlange, und die Prieſter brachten nun einen Befehl zu wege, vermöge deſſen alle Schweine in ganz Whidah umgebracht werden ſollten; ein Befehl, der gewiß auch nach aller Strenge vollſtreckt worden wäre, wenn nicht der König, durch die Europäer bewogen, der Maſſaker ein Ende gemacht hätte. Wenn der Maiz einen Fuß hoch gewachſen iſt, muß jeder auch ſeine Schweine in genauer Verwahrung halten, weil die Schlangen um dieſe Zeit in den grünen Feldern hecken, die Schweine alſo auch ſehr großen Schaden unter dieſen heiligen Thieren verurſachen würden. Ueberhaupt haben die Schwarzen auch große Verehrung für die Schlangen; und wenn bey einer Feuersbrunſt etwan eine verbrannt iſt, ſo halten alle, die es hören, ihre Ohren zu, und geben Geld zur Verſöhnung des umgekommenen Fetiſches, mit dem ſie ſo nachläßig umgegangen ſind.

Im ganzen Lande ſind für dieſe Schlangen Erdhütten aufgerichtet, in welchen ſie ernährt werden, und niemand geht vor einer vorbey, ohne der inwohnenden Schlange ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Jedes dieſer Häuſer hat eine Prieſterinn, welche mit von den Speiſen lebt, die der Schlange gebracht werden, und auf die Fragen der Andächtigen antwortet. Das vornehmſte Schlangenhaus aber liegt eine Meile von der Hauptſtadt Sabi, wo, wie ſchon erwähnt, die erſte und älteſte aller dieſer Schlangen ihre Wohnung haben ſoll. Dieſe große Schlange wird bey allen Gelegenheiten angerufen, die das gemeine Weſen angehen, und deswegen werden ihr auch ſehr reiche Opfer gebracht, welche in Gelde, europäiſchen Waaren, Schlachtvieh, andern Lebensmitteln, Wein, Branntewein und Bier beſtehen, und natürlicher Weiſe denen, die am Altar

dienen

dienen, zu Gute kommen. Dieſer Schlange zu Ehren werden auch feyerliche Proceſſionen angeſtellt, als nach der Krönung eines Königs, und bey großen Landplagen, von deren einer, die 1725 nach der Krönung gehalten wurde, wir eine Beſchreibung mittheilen wollen.

Sobald dieſer Umgang angekündigt war, ward der Zulauf von allen Theilen des Königreichs ſo groß, daß eine ſtarke Anzahl Leute mit großen Stöcken voraus gehen mußten, um Ordnung zu erhalten. Den Anfang des Zugs machten vierzig Musketiers, unter Anführuug eines Hauptmanns; dann zwanzig Trompeter, zwanzig Trommelſchläger, zwanzig Flötenſpieler; zwölf Weiber des Königs von der dritten Ordnung, die Geſchenke des Königs an die Schlange tragend, welche im Bujis, Branntewein, Leinwand, Kaliko und Seide beſtanden; dann der königliche Kammerdiener mit einem Rohr in der Hand, mit bloßem Kopfe, die Pagne hinter ſich nachſchleppend; wieder zwanzig Trompeter; vierzig Soldaten; zwanzig Flötenſpieler: zwölf Weiber des Königs mit geflochtenen Körben, welche Speiſen enthielten; drey königliche reich bekleidete Zwerge, die lange Pagnes nach ſich ſchleppen; der Oberceremonienmeiſter; vierzig Soldaten; zwanzig Trommelſchläger; zwanzig Trompeter; zwanzig Flötenſpieler; zwölf Weiber des Königs, welche Geſchenke von der königlichen Mutter trugen; drey Bediente der königlichen Mutter; drey Zwerge; die Königinn Mutter; drey von ihrem Hausfrauenzimmer; die Muſik des Harems; der hohe Opferprieſter und wieder vierzig Soldaten.

Als dieſer Zug vor der Wohnung der Schlange anlangte; warfen ſich alle, ohne in den Hof hinein zu gehen, mit dem Geſicht auf die Erde, ſtreuten Staub auf ihr Haupt, und erhuben ein Freudengeſchrey. Un-

terdeſſen ſtellten ſich die Muſikanten auf die Seiten, und machten ein entſetzliches Getöſe, wobey die Soldaten ihrer Gewehre abfeuerten. Die Königinn Mutter gieng dann mit den Weibern, welche die Geſchenke trugen, an die Thüre des Schlangenhauſes, wo der Oberprieſter die Geſchenke in Empfang nahm, ohne daß ſie oder jemand anders die Schlange zu ſehen bekam, worauf der Zug mit eben den Ceremonien wieder zurückgieng.

Die Prieſter und Prieſterinnen (denn der Gottesdienſt wird hier von beyden Geſchlechtern verrichtet) haben hier gewaltig große Vorrechte, ſo daß ſie auch ehedem, ſelbſt um des größten Verbrechens willen, nicht am Leben geſtraft werden durften. Das Oberhaupt dieſer Prieſter wird ſo hoch als der König geachtet, ja, zuweilen noch mehr, weil das Volk in dem Wahne ſteht, daß er durch die Unterredungen mit der Schlange im Stande ſey, Anfälle abzuwenden oder doch zu vermindern, wodurch er denn auch im Stande iſt, den König und das Volk ſo ſehr zu ängſten und zu quälen als er Luſt dazu hat. Kein Prieſter hat indeſſen eine beſondre Beſoldung, ſondern ſie treiben Handthierungen und Gewerbe, wie andre Neger; allein die Leichtgläubigkeit des Volks und das Anſehen, welches ſie ſich als Mittler zwiſchen den Göttern und Menſchen zu geben wiſſen, eröffnet ihnen eine immer fließende ergiebige Quelle des Reichthums. Die Weiber, welche zum Prieſterthume gelangen, werden eben ſo ſehr als die Prieſter in Ehren gehalten, wenn ſie gleich vorher Sklavinnen geweſen ſind; und ſtatt daß andre Weiber ihren Männern in allem unterwürfig ſeyn müſſen, behaupten dieſe die Herrſchaft über die Männer, welche ihnen nicht anders, als mit vieler Ehrfurcht, begegnen dürfen. Zur Erhaltung des Prieſterinnenordens wird jährlich eine gewiſſe Anzahl junge

ge Mädchen ausgeſucht, und zwar um die Zeit, wenn der Maiz grün iſt, da die alten Prieſterinnen der Schlange mit tüchtigen Keulen durch die Stadt laufen und greifen alle Mädchen von acht bis zwölf Jahren, welche ſie auf den Gaſſen finden, denn in die Häuſer zu gehen wird ihnen nicht verſtattet. Wenn dieſe Mädchen eingeſchloſſen ſind, begegnen ſie ihnen etliche Tage ſehr freundlich, und lehren ſie die Geſänge und Tänze, welche zum Gottesdienſte erforderlich ſind, und hierauf graben ſie ihnen die Haut voll mancherley Figuren, wodurch dieſe wie geblümter Atlas ausſiehet. Ihre Lehrerinnen tragen ſie alsdann, in einer finſtern Nacht, in ihre vormaligen Häuſer zurück, wo ſie ihre Eltern rufen laſſen, welche ſie gewöhnlich freundlich empfangen, und der Schlange für die Ehre danken, welche ſie ihrer Familie erwieſen hat. Haben die Prieſterinnen nun die Koſten erhalten, welche ſie für den Aufenthalt der Kinder verlangen, ſo bleiben die Mädchen bey den Eltern, und gehen nur von Zeit zu Zeit in das Schlangenhaus, wo ſie eingeweiht worden ſind, ſich in denerlernten Geſängen und Tänzen zu üben. Sind ſie aber mannbar, ſo werden ſie ſo prächtig als möglich geputzt, in den Tempel der großen Schlange geführt, wo ſie in eine Grube hinabſteigen müſſen, in welcher ſie eine Stunde bleiben, und ſodann als Weiber der großen Schlange bewillkommt werden.

Dieß iſt die Geſtalt der Religion von Whidah: ſie iſt zuſammengeſetzter, als irgend eine in Guinea, und die Prieſter haben zu viel Intereſſe bey ihrer Aufrechterhaltung und zu viel Anſehen unter der großen Menge, als daß die Miſſionen, welche Portugieſen und Franzoſen hieher veranſtaltet haben, einen glücklichen Erfolg gehabt haben könnten. Die erſte dieſer Miſſionen fällt ins J. 1667, wo zwey Kapuziner hieher kamen, wel-

che ſo gewaltig predigten, daß ſelbſt der König ſich taufen laſſen wollte; allein das Volk erregte einen Aufſtand, und der König, dem die irdiſche Krone lieber zu ſeyn ſchien, als die himmliſche, verſprach nun bey der Religion ſeiner Väter zu verbleiben.

Daß Whidah von einem Könige beherrſcht wird, haben wir ſchon bey mehrern Gelegenheiten angeführt; und folgt man den Berichten europäiſcher Reiſenden, ſo darf man ſich wirklich keine ganz geringe Idee von dieſem Fürſten machen und, ihn gar nicht in die Reihe der Negerprinzen ſetzen, die wir in den nördlichern Gegenden von Guinea gefunden haben. Ob aber die Begriffe, welche ſie uns von dem Könige Whidahs mittheilen, nicht übertrieben ſind, ob ſie nicht verſchönert und vergrößert haben, bleibt eine andre Frage, deren Beantwortung, wir erſt noch von einem philoſophiſchen Reiſenden zu erwarten haben.

Das Wichtigſte jener Erzählungen alſo, deren Werth und Unwerth man übrigens dahin geſtellt ſeyn laſſen muß, iſt folgendes: Whidah iſt ein Erbreich, welches vom Vater auf den älteſten Sohn kommt, es müßten denn die Großen des Reichs beſondre Urſachen haben, ihn zu übergehen, und die Krone einem ſeiner Brüder zu geben. Der Thronfolger wird, gleich nach ſeiner Geburt, in die Provinz Zinghe an die weſtlichen Grenzen von Whidah gebracht, wo er wie der Sohn eines Privatmanns erzogen wird, ohne daß man ihm den Rang, wozu er in Zukunft beſtimmt iſt, zu erkennen giebt. Niemand darf ihn hier beſuchen, oder einen Beſuch von ihm annehmen, und derjenige, welcher die Aufſicht über ihn hat, muß bey Lebensſtrafe das Geheimniß ſeiner Geburt auf das ſorgfältigſte verbergen. Es iſt leicht, ſagt man, die Abſicht dieſes ſonderbaren Gebrauches zu finden; denn da der auf dieſe Weiſe erzogene Fürſt nichts weniger

niger verſteht, als die Grundſätze der Regierung, ſo ſieht er ſich genöthigt, die Großen beſtändig als Rathgeber bey ſich zu behalten, und ſo bleibt er immer eine bloße Puppe, die einige Familien nach ihrem Intereſſe zu lenken wiſſen. Wenn der neue König aus Zinghe abgeholt worden iſt, und man ſich über den Tag ſeiner Krönung, die oft mehrere Jahre verſchoben wird, verglichen hat, ſo muß der Schlange ein Opfer gebracht werden, deſſen Beſchaffenheit der hohe Oberprieſter allezeit anzugeben hat. Gewöhnlich beſteht es in etlichen Thieren, welche auf dem Markte getödtet, und da von den Vögeln verzehrt werden. Sobald dieſes Opfer vorbey iſt, gehen achtzehn Weiber des Königs von der dritten Ordnung, ſolche nämlich, die der König nicht mehr behalten will, aus dem Harem; vor ihnen her die Muſik, und hinter ihnen zwanzig Musketiers. Die vornehmſte der Weiber geht zuletzt, und trägt ein thönernes Bild, welches ſie neben den Opferthieren niederlegt, worauf ſie alle unter Muſik und Geſang wieder zurückkehren. Nunmehr gehen die ſämmtlichen Kaboſchiren, reichlich mit Juwelen geſchmückt, mit einem zahlreichen Gefolge von Muſikanten und Sklaven zu dem leeren Throne des Königs, und fallen vor demſelben aufs Antlitz, welches vierzehn Tage hinter einander unter beſtändigem Jauchzen des Volkes, Flinten- und Kanonenſchüſſen fortdauert.

Haben die Großen dieſe Art von Huldigung geleiſtet, ſo ſchicken ſie eine Geſandtſchaft nach Ardrah, um einen von den Großen dieſes Landes zu holen, deſſen Familie ſeit undenklichen Jahren das Recht hat, die Könige von Whidah zu krönen — vielleicht aber auch, weil Whidah gegen Ardrah in einer uns unbekannten Art von Lehnsverbindlichkeit ſtehet. Dieſer Herr bleibt eine Meile von Sabi, vierzig Tage lang,

liegen, ohne daß weder er noch jemand aus ſeinem Gefolge in die Stadt kommen darf. Die ganze Zeit über wird er von den Großen des Reichs beſucht und bewirthet, und der König ſchickt ihm täglich zweymal überflüßig zu eſſen. Nach Verlauf der vierzig Tage läßt ihn der König endlich mit vielen Ceremonien nach Sabi einladen, worauf er die Antwort erhält, daß er der Ardreſe erſt Nachricht aus Ardrah haben müſſe, daß der König von Whidah das Hauptthor von Aſſem (der Hauptſtadt von Ardrah) zu Folge der alten Verträge habe erneuern laſſen. Hat er denn davon die Beſtätigung erhalten, ſo kommt er in einem feyerlichen Aufzuge nach Sabi, wo er wieder fünf Tage zu Hauſe bleibt, ehe er dem König ſeine Aufwartung macht.

Am fünften Tage des Abends endlich wird die Krönung, die den folgenden Tag für ſich gehen ſoll, dem Volke durch neun Kanonenſchüſſe bekannt gemacht, und zu gleicher Zeit werden die Direktoren der europäiſchen Faktoreyen zu der Ceremonie eingeladen, welche Abends um fünf Uhr ihren Anfang nimmt. Um dieſe Stunde begiebt ſich der König in Begleitung vierzig ſeiner liebſten Weiber, welche mit den feinſten ſeidenen Zeugen bekleidet, und mit goldenen Armbändern, Halsketten und Juwelen mehr beſchwert als geſchmückt ſind, mit Vorantretung eines Haufens Soldaten, über den Hof ſeines Pallaſtes auf den Thron, der in einem Winkel des Hofes befindlich iſt. Der Thron iſt ein großer gutvergoldeter Lehnſtuhl mit dem franzöſiſchen Wappen, auf dem Sitze und zu den Füßen liegen Sammtküſſen, mit goldnen Treſſen eingefaßt.

Zur linken Hand ſitzen die vierzig Weiber des Königs; zur rechten die franzöſiſchen, engliſchen, holländiſchen und portugieſiſchen Direktoren und Faktoren, und hinter ihnen die Hausgenoſſen derſelben. Rechts ſteht auch

auch ein Groſer des Reichs mit einem Sonnenſchirme vom reichſten Goldſtoff, und obendrein noch mit goldnen Franzen und Treſſen eingefaßt; ein andrer knieet vor dem Könige, und weht ihm mit einem ſeidnen Tuche friſche Luft zu, und neben dieſem ſtehen zwey Zwerge, von denen einer nach dem andern eine glückwünſchende Rede an den König hält.

Hierauf nähert ſich der Geſandte von Ardrah, unter Abfeurung der Kanonen und Musketen und dem Schalle von Trommeln, Trompeten und Flöten, und begrüßt den König, ohne vor ihm niederzufallen. Er hält eine kurze Rede an den König, nimmt den Helm, den dieſer trägt, ihm vom Kopfe, und ſaget, ſich gegen das Volk wendend, dreymal mit lauter Stimme: Seht Euern König; ſeyd ihm treu, und Euer Flehen ſoll von dem Könige von Ardrah, meinem Herrn, erwerden. Er ſetzt dem Könige nunmehr den Helm wieder auf, und die Krönung iſt vorüber.

So lautet die Beſchreibung, welche die Reiſenden von der Krönung des Königs von Whidah liefern; iſt ſie richtig, ſo kann man nicht leugnen, daß hier weit mehr Pracht und Anſtand zu finden iſt, als in allen andern bisher beſchriebenen weſtafrikaniſchen Staaten. Auch der ganze Hofſtaat des Königs, ſeine Lebensart und alles übrige ſoll von einer Beſchaffenheit ſeyn, die eigentlich hier niemand erwarten würde. Der Hofbedienten iſt eine ſehr große Anzahl, denn es iſt beynahe keine Sache zu finden, welche nicht einen Titel gäbe, und ſonderbar iſt es, daß dieſe leeren nichtsnutzigen Wörter, eben ſo wie unter unſern aufgeklärten Nationen, mit gutem Gelde bezahlt werden. Der König ſelbſt wird, ohngeachtet er von ſeinen Groſſen nach Gutbefinden gelenkt wird, als eine Gottheit angeſehen, der ſich niemand anders als mit der tiefſten Ehrfurcht nähern darf. Kein Unterthan, der

hohe Opferprieſter ausgenommen, hat die Erlaubniß, zu ihm zu kommen, als wenn er gerufen wird, und dann darf er nicht anders kommen, als knieend oder auf dem Bauche liegend, und in dieſer Stellung bleiben ſie bis ihnen der König, durch eine gelinde Bewegung der Hände, die Erlaubniß zu ſprechen ertheilt. Erhält ein Großer des Reichs bey dem König Gehör, ſo geht er in den Pallaſt, in Begleitung vieler Bewaffneten, Trommelſchläger, Trompeter und Flötenblaſer. So wie er an das Vorderthor kommt, geben diejenigen, welche Feuergewehr haben, eine Salve, die Muſik erſchallet, und das übrige Gefolge erhebt ein Jubelgeſchrey. Im erſten Hofe des Pallaſtes legt er ſeinen ganzen prächtigen Anzug ab, und zieht dafür ein grobes Pagne an, das aus Schilfgraſe geflochten iſt, und in dieſer Kleidung wird er von den königlichen Bedienten in den Audienzſaal geführt, wo er auf die Erde niederfällt. Dieſes ſklaviſche Ceremoniel iſt auch die Urſache, daß die Großen dem Könige ſelten anders, als bey dringenden Angelegenheiten, die Aufwartung machen, wiewohl übrigens, dieſes Ceremoniel ausgenommen, vielleicht kein Land in der Welt iſt in welchem die Großen mehr wahre Freyheit haben als hier. Dieß geht ſo weit, daß ſie eben deswegen fünf bis ſechshundert Mann zur Audienz mitbringen, damit dieſe, wenn der König ihnen etwan übel begegnete, ſie befreyen oder wenigſtens rächen könnten. Auch führen ſie oftmals, ohne Erlaubniß des Königs, Krieg mit einander, und ſie würden ſich alle wider ihn vereinigen, wenn der König, ihren Vorrechten zu nahe zu treten, ſich einfallen laſſen ſollte.

Von dem läſtigen Ceremoniel, welches alle Unterthanen drückt, ſind aber alle Europäer völlig befreyet. Dieſe begrüßen den König, wie Herrn von Stande in Europa begrüßt werden. Er nimmt ſie bey der Hand,

Hand, läßt ſie niederſetzen und trinkt ihnen zu. In dieſem Audienzgemache ſind mit Tuche überzogene Bänke, zween Fuß hoch und einen Fuß breit, und dabey ein länglichrunder Seſſel. Dieſer iſt für den König, und die andern für die Europäer, welche neben dem Könige ſitzen.

Niemand trinkt aus eben dem Becher, aus welchem der König trinkt; und wenn von ohngefähr jemand anders ihn mit den Lippen berührt hat, ſo bedient er ſich deſſelben niemals wieder. Niemand darf ihn eſſen ſehen, als ſeine Weiber; es iſt niemand erlaubt; die eigentliche Wohnung des Königs zu wiſſen, und als einmal ein Europäer einen der vornehmſten Günſtlinge des Königs fragte: wo der König ſchlafe? antwortete ihm dieſer, dieß ſey eben ſo unmöglich zu wiſſen, als wo Gott ſchlafe.

Die Könige ſind in ihrem Pallaſte ziemlich müſſig, und bringen die meiſte Zeit bey ihren Weibern zu. Dieſe Weiber ſind in drey Klaſſen getheilt: die erſte beſtehet aus den allerſchönſten jungen Weibern, und hat keine beſtimmte Zahl; die andre beſteht aus denen, welche Kinder von dem König gehabt haben, oder die Alter und Krankheit zum Vergnügen des Königs untüchtig gemacht haben; die dritte endlich beſteht aus denen, welche als Sklavinnen dienen, übrigens aber als königliche Weiber betrachtet werden. Wenn jemand vorſetzlich, oder durch Ungefähr nur eine Hand einer königlichen Frau berührt, ſo hat er dadurch den Kopf oder wenigſtens die Freyheit verlohren. Bey dem allem hat doch der König keine Achtung gegen ſie: ſie müſſen ihm beſtändig bedienen, und richten alle ſeine Befehle aus; und wenn es ihm einfällt, oder ein europäiſches Schiff nicht Sklaven genug hat, ſo verkauft er zwanzig bis dreyßig ohne Umſtände zu Sklavinnen.

Wenn

Wenn der König geſtorben iſt, ſo wird fürs erſte ſein Pallaſt eingeriſſen, und ein neuer zur Reſidenz des Thronfolgers erbauet, welcher binnen drey Monaten fertig wird. Sobald der neue König den Pallaſt in Beſitz genommen hat, giebt er Befehl zu ſeines Vaters Leichenbegängniſſe. Dieſes wird dem Volke durch Kanonenſchüſſe kund gethan. Der groſſe Opferprieſter läßt ein Grab, funfzehn Fuß ins Gevierte und fünf Fuß tief, machen. In der Mitte deſſelben wird eine neue Vertiefung, acht Fuß ins Gevierte, ausgegraben, die über und über zugedeckt, und in welche der Leichnam mit großen Ceremonien gelegt wird. Darauf werden acht der liebſten Weiber, aufs ſchönſte geputzt, und mit Viktualien beladen, in die Gruft geführt, und mit der Erde bedecket. Nach dieſen Weibern kommt die Reihe an die Männer, welche gleiche Beſtimmung haben; die Anzahl derſelben iſt nicht beſtimmt; und da niemand weiß, wen das Loos treffen möchte, ſo ſuchen ſich die Bedienten des Verſtorbenen zu entfernen, und kommen nicht eher zum Vorſchein, bis das Leichenbegängniß vorüber iſt. Nur ein einziger von den Bedienten iſt ſchlechterdings verbunden, ihm aus der Welt zu begleiten, und zwar derjenige, welcher den Namen des Günſtlings führet. Dieſer Menſch darf nie ohne beſondere Vergünſtigung den Pallaſt verlaſſen, dafür hat er das Recht auf dem Markte wegzunehmen, was ihm beliebt, iſt von allen Abgaben frey, genießt die größte Ehre, und hat ein glückliches Leben, das aber beſtändig durch den Gedanken des Todes verbittert ſeyn muß, denn ſobald der König ſtirbt, wird er ſcharf bewacht, nnd ihm der Kopf abgehauen.

Der König von Whidah, hat beträchtliche Einkünfte, welche aus den Ländereyen, den Zöllen, den Abgaben und Geſchenken der Europäer, und den Geldbußen

bußen und Einziehungen der Güter beſtehen. Die königlichen Ländereyen liegen in ganz Whidah zerſtreuet, und ſind ſo einträglich, daß er nicht alles braucht, ſondern den Ueberſchuß mit großem Vortheile verkaufen kann, daher dieß eine der beſten Einkünfte iſt. Dieſe Ländereyen werden, ohne des Königs Unkoſten, gepflügt und die Frohndienſte gehen ſo weit, daß er ſeinen Fröhnern nicht einmal Waſſer zu geben verbunden iſt; auch dürfen ſie ihre eignen Lande nicht eher beſäen, als bis die königlichen Aecker beſtellt ſind. Dieſen Dienſt müſſen ſie des Jahrs dreymal leiſten, und das Zeichen ſind drey Kanonenſchüſſe, worauf die Edelleute ihre Leute den folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, vor den königlichen Pallaſt führen, wo ſie eine Viertelſtunde lang ſingen und tanzen. Die Hälfte von ihnen iſt bewaffnet, als ob ſie ins Gefecht gehen wollten, die andre Hälfte hat Spaten, welches ihr einziges Inſtrument zum Pflügen iſt. Das Eiſen an dieſem Spaten iſt eine Hand breit und von ihnen ſelbſt geſchmiedet. Es iſt dünne und mit einer Röhre verſehen, wo man den Stiel hinein ſteckt, welcher nicht wie bey uns gerade, ſondern in einen Winkel gebogen iſt. Wenn dieſe Leute eine Zeitlang vor dem Thore des Pallaſts getanzt und geſungen haben, ſo laufen ſie eiligſt an die ihnen beſtimmten Oerter; und während daß die Bewaffneten nach der Muſik ſingen und tanzen, ſo arbeiten die Ackerleute nach dem Schalle der Inſtrumente, ſo daß es eher ein Vergnügen, als eine Arbeit zu ſeyn ſcheint. Zween Tage darauf, nachdem ſie tiefe Furchen gezogen haben, pflanzen oder ſäen ſie, und des Abends kehren ſie mit Muſik wieder zurück.

Die Zölle und Abgaben ſind nach dem Verhältniſſe des Landes ſehr groß; der König hat den Zehnten von allem, was auf die Märkte gebracht wird; es

ſey

ſey, von welcher Art es wolle. Die ſechs Zollhäuſer, welcher an den Päſſen des Landes hat, tragen gleichfalls etwas Beträchtliches ein, und man verſichert, daß ihn allein der Fiſchzoll reich machen würde, wenn nicht — gerade wie unter den polizirten Nationen — ſoviel in den Händen der Einnehmere behangen bliebe. Die Hälfte von allen Geldbußen gehört ihm gleichfalls, und die Sklavenzölle ſind ſo beträchtlich, daß dadurch allein der König einer der reichſten in ganz Guinea wird. Endlich gehören zu den wichtigen Einkünften auch noch die Zölle und Geſchenke, welche die Europäer zu entrichten haben. Seine Ausgaben ſind aber auch nicht geringe, denn außer den nothwendigen Haushaltungsausgaben, den anſehnlichen Opfern, welche er ſeinen Fetiſchen darbringen muß; hält er beſtändig viertauſend Mann, welchen er alle Nahrungsmittel geben muß. Ferner koſten ihm die Europäer viel, deren Tiſch täglich mit Fleiſch, Brod, Früchten, Bier u. ſ. w. verſehen wird.

Die ganze Regierung des Landes iſt in den Händen des Königs und ſeiner Großen; in einigen Fällen aber verſammelt der König einen Rath, nach deſſen Ausſprüchen gewöhnlich entſchieden wird. Es werden überhaupt aber wenig Verbrechen mit dem Tode beſtraft, Mord und Ehebruch mit einem Weibe des Königs ausgenommen. Mörder werden gewöhnlich aufgeſchnitten, das Eingeweide herausgenommen und verbrannt, die Körper aber mit Salze gefüllt und auf Pfähle geſteckt. Solche aber, die mit des Königs Weibern Ehebruch getrieben haben, werden mit den Ehebrecherinnen auf das freye Feld gebracht, wo ſie den Aſſagayen der Vornehmen zum Ziel dienen. Hierauf werden beyde an Händen und Füßen gebunden, und in eine tiefe Grube geworfen, wo der Henker aus einem Topf mit ſiedendem Waſſer auf ſie gießt,

dann die Grube mit Erde ausgefüllt, und ſie lebendig begraben werden. Eine andre Strafe dieſes Verbrechens iſt auch folgende: es werden zwo Gruben gemacht, ſechs bis ſieben Fuß lang, viere breit und fünfe tief, und zwar ſo nahe, daß die Verbrecher ſich ſehen und ſprechen können. In der Mitte der einen wird ein Pfahl eingerammt, an dem ſie das Weib bey den Aermen, Knieen und Knöcheln anbinden. An dem Ende der andern Grube legen die Weiber des Königs von der dritten Ordnung ſchwache Reißbündel an; darauf werden von dem Bedienten zwey hölzerne Gabeln an beyden Enden eingeſchlagen, und der Mann wird ganz nackend, mit eiſernen Ketten an einen eiſernen Spies gebunden, und queer über die beyden Gabeln, als über einen Roſt, gelegt. Nun zünden ſie das Holz an, ſo daß der Körper bey gelindem Feuer gebraten wird. Iſt der Mann todt, ſo gehen die Weiber von der dritten Ordnung mit Muſik zu der Ehebrecherinn, und jede gießt ihr einen Topf ſiedend Waſſer auf den Kopf.

Wird die Frau eines Großen im Ehebruch ergriffen, ſo hat der beleidigte Ehemann das Recht, ſie zu tödten, oder an die Europäer zu verkaufen. Andre Vergehungen werden meiſtens mit Geldſtrafen gebüßet; leugnet aber der Angeklagte das Vergehen, ſo muß er ſich durch Fetiſche reinigen, oder er wird in ein Waſſer geworfen, welches die Eigenſchaft haben ſoll, daß alle Schuldige, die hineingeworfen werden, erſaufen ſollen. Da aber die Whidahneger ſehr gut ſchwimmen können, ſo hat man niemals gehört, daß einer erſoffen wäre, ſondern ſie kommen friſch und gerechtfertigt wieder heraus, und bezahlen dem König etwas Gewiſſes, weshalb auch wohl die ganze Einrichtung getroffen ſeyn mag.

Der

Der König von Whidah, heißt es, kann mit leichter Mühe und ohne große Unkoſten zweymalhunderttauſend Mann aufbringen, welches aber unſtreitig übertrieben iſt. Zahlreich mag das Kriegsheer immer ſeyn, allein Whidah iſt deswegen nicht furchtbar, weil die Einwohner auch nicht den mindeſten Muth beſitzen. Ackerbau und Handel rauben ihnen allen kriegeriſchen Geiſt; ſie haben keine geſchickten Anführer, und ihre Furcht für dem Tode iſt ſo groß, daß ſie gewöhnlich weglaufen, ehe ſie noch den Feind zu ſehen bekommen. Sie haben auch gar keine Begriffe von Taktik, führen nie Geſchütz mit in ihre Schlachten, und ihre Art zu fechten iſt folgende: Jeder führt ſeine Sklaven an, welche ſich ohne alle Ordnung in dichte Haufen ſtellen; ſind ſie ſtärker als der Feind, ſo ſuchen ſie denſelben zu umzingeln; iſt die Anzahl auf beyden Seiten gleich, ſo ziehen ſie ſich entweder alle beyde zurück, oder ſie gehen mit vieler Wuth auf einander los, ſchreyen und lärmen, feuern mit dem kleinen Gewehr, und rücken dann unter einem großen Pfeilregen immer näher, bis ſie, nachdem auch Aſſagayen und Wurfſpieße verbraucht ſind, mit Säbel und Meſſer zum Handgemenge kommen. Endlich ergreift der ſchwächſte Theil die Flucht, die Ueberwinder ſetzen ihm nach, kehren auf das Schlachtfeld zurück, binden den Todten das Pagne los, hauen ihnen die Köpfe ab, und nehmen dieſe nebſt dem Gewehr derſelben mit nach Hauſe.

Die gewöhnlichen Waffen der Whidahneger ſind, Flinten, welche ſie nebſt Pulver und Bley von den Europäern empfangen, und mit denen ſie recht gut umzugehen wiſſen; ferner Bogen und Pfeile: die erſten ſind groß und ſtark, gewöhnlich fünf Fuß lang und die Pfeile von Rohr mit einer ſelbſt geſchmiedeten, oder auch einer hölzernen im Feuer gehärteten

Spitze.

Spitze. Säbel bekommen ſie theils von den Europäern, theils verfertigen ſie dieſelben ſelbſt, auch von Holz, mit denen ſie Aerme und Beine zerſchmettern. Manche führen auch fünf bis ſechs hölzerne Keulen einer Ellen lang, und fünf bis ſechs Zoll dick, und zuweilen auch mit Nägeln beſchlagen, welche ſie in einer ziemlichen Ferne mit vielem Geſchicke zu werfen wiſſen. Die Spieße ſind ordentlich vier Fuß lang und haben zackigte eiſerne Spitzen, die Aſſagayen und die Spieße werden geworfen. Endlich haben ſie noch Schilde, vier Fuß lang und zween breit, theils mit Ochſen-, theils mit Elephantenhaut überzogen, theils auch von Binſen, und ſo dicht, daß kein Pfeil durchdringen kann.

Um unſre Nachrichten von Whidah ſo vollſtändig als möglich zu machen, geben wir hier noch — eine Beſchreibung der Hauptſtadt des Landes, und der europäiſchen Forts. Die Hauptſtadt heißt:

Sabi, Sabie, Xavier oder Xabier, und liegt etliche Meilen von der See, in einer großen Ebene. Jede Familie hat hier ein mit einer Mauer eingeſchloßnes Stück Land; alle dieſe Ringmauern aber ſind von einander abgeſondert, ſo daß die dazwiſchen liegenden Plätze als Gaſſen angeſehen werden können, ohngeachtet die Stadt eigentlich keine hat. Dieſe Art Gaſſen ſind meiſt ſo enge, daß kaum zwey Perſonen neben einander gehen können; und wo ſie breiter ſind, haben ſie ſo viel Löcher, daß es gefährlich da zu gehen iſt. Denn weil die Neger mit Erde bauen, die ſie ſo nahe als möglich bey ihren Wohnungen ausgraben, ſo ſind dieſe um und um mit tiefen Gruben umgeben, in welchen ſich Koth ſammelt, der, nebſt dem Unrath der Einwohner, einen beynahe unerträglichen Geſtank verurſachet. Die Häuſer ſind von Thon, ein Stockwerk hoch, und mit Stroh gedeckt, etliche Sabi.

wenige ausgenommen, welche zwey Stockwerke haben.

Der Pallaſt des Königs hat einen ſehr großen Bezirk, und beſteht aus einem acht bis zehn Fuß hohen Erdwalle, mit einem ſtrohernen Wetterdache. An den Ecken ſtehen Thürme, welche zu Schildwachen dienen. Er wird in den großen und kleinen Pallaſt getheilt, wovon dieſer dem erſten zum Vorhof dient. Der erſte beſteht aus einem großen Hofe, welcher auf drey Seiten mit Gebäuden umgeben iſt. Auf der vierten iſt eine Mauer mit einem großen Thore, wo allezeit zwey Schildwachen ſtehen. Vor dieſem Thore ſtehen zwölf Kanonen auf Schiffslavetten, und in der Ecke dem Thurme gegenüber, noch neun andre auf einer Batterie. Die Wohnung des erſten königlichen Kammerdieners nimmt die ganze linke Seite des Hofes ein. Aus dieſem Hofe kommt man in die Küche des Königs, und von da in einen dritten Hof, welcher der Hof der Zölle genannt wird, weil hier die königlichen Einkünfte entrichtet werden. Am Ende des Hofes iſt ein geräumiges Zimmer, wo der Thron — ein groſſer Lehnſtuhl mit einem türkiſchen Teppich bedeckt — iſt. Alle dieſe Gebäude ſtehen auf einem gleichen Boden, welcher über die Erde geht, und aus rothem Thone beſteht. Die Dächer ſind von Stroh oder Palmblättern, welche ſo dicht in einander gewebt ſind, daß ſie das Gebäude ſowohl für Wind und Regen, als für der Hitze, ſchützen.

Inwendig iſt der Pallaſt des Königs ſehr gut eingerichtet; die Zimmer haben ſchöne Lehnſtühle, Kanapees, Sophas, Spiegel u. ſ. w. Auf ſeinen Tafeln findet man franzöſiſche, ſpaniſche und andre Weine: er trinkt Kaffee, Thee und Schokolate: er hat Silber- und Porzellan-Geſchirr, und Tafelzeug, das von großer Feine iſt.

Die

Die königlichen Weiber wohnen nicht in dem Pallaſte, ſondern nahe dabey in einer Ringmauer in welcher vierzig Häuſer ſtehen. Nahe bey dem Pallaſte ſteht auch ein altes eingefallnes Gebäude, worinnen ſechs alte eiſerne Kanonen befindlich ſind, jede zu fünfhundert Pfund ſchwer.

Die Faktoreyen der europäiſchen Nationen, wo die Direktoren ihre Wohnung haben, ſind zur linken Seite des Pallaſtes. Die franzöſiſche Faktorey iſt die größte und wohlgebauteſte, und beſteht aus einem großen Hofe, um welchen alles übrige gebauet iſt. In der Mitten iſt ein Küchengarten mit einigen großen Pomeranzenbäumen. Ueber dem Thore ſteht ein Gebäude, und an jeder Seite iſt eine Wachſtube, an welcher die franzöſiſche Flagge aufgeſteckt iſt. In dem inwendigen Hofe iſt hinter den Hauptgebäuden ein andrer kleiner Garten, eine Schmiede, eine Küche und andre Werkſtätte, die zu einer Faktorey gehören. An die franzöſiſche Faktorey ſtößt die engliſche, nur daß eine ſchwache Mauer dazwiſchen iſt. Die portugieſiſche Faktorey wird durch eine ſchmale Gaſſe von der franzöſiſchen geſchieden, und ihr gegenüber iſt die holländiſche.

Whidah wird übrigens, ſo klein es iſt, in ſechs und zwanzig Provinzen getheilt, welche von den Großen des Reichs verwaltet werden, bey deren Familien auch die Regierung bleibt. In einer dieſer Provinzen iſt der erſte Kammerdiener, und in einer andern der Scharfrichter Statthalter.

Merkwürdige Orte ſind ſonſt weiter nicht im Lande, die europäiſchen Forts ausgenommen, von denen wir noch etwas ſagen müſſen. Das franzöſiſche Fort hat vier Baſteyen mit einem breiten und tiefen Graben, ſonſt aber weiter keine ſtarke Befeſtigung. Franz. Fort.

Inwendig ſind Magazine, Baraken für die Soldaten, ein Haus für die Officiers, ein Sklavenhaus und eine Kapelle. Einen Flintenſchuß davon iſt das

Engl. Fort. engliſche Fort, gewöhnlich Fort William genannt. Dieſes letztere liegt ganz im Moraſte, und iſt daher ein völlig ungeſunder Ort, der vielen Europäern das Leben koſtet. Die Feſtungswerke ſind nicht von Bedeutung, und inwendig ſind etliche Wohngebäude. Andre europäiſche Nationen haben kein Fort hier, und die angeführten ſelbſt dienen nicht zur Sicherheit ihrer Beſitzer, ſondern bloß dazu, um die Waaren gegen die diebiſche Neigung der Neger zu ſchützen. Die wahre Sicherheit der Europäer iſt der eigene Nutzen der Whidahneger, welche ſo viel Einſicht haben, einzuſehen, daß ſie durch den Handel mehr gewinnen, als wenn ſie die Europäer plünderten und aus dem Lande jagten, denn außerdem würden dieſe Forts, welche nicht leicht von der See her entſetzt werden können, und alſo gänzlich in der Willkühr der Landeseingebohrnen ſind, längſt zu Grunde gegangen ſeyn.

Gregwa. Nicht weit von den Forts iſt Gregwa oder Gregoue, ein ziemlich großer Flecken mit wohlhabenden Einwohnern, welche theils Bootsleute, theils Fiſcher ſind.

5) Ardrah. Das Königreich Ardrah iſt ein großes ſtarkbevölkertes Land, wenn die Länder, welche ihm unterworfen ſind, mit dazu gerechnet werden. An der Küſte hin iſt es ſchmal, ins Land hinein aber erhält es eine anſehnliche Breite, wiewohl es von den Europäern nicht hinlänglich beſucht iſt, daß man ſeine Gränzen genau und mit Gewißheit angeben könnte.

Das Klima von Ardrah wird als äußerſt ungeſund geſchildert, obgleich die Einwohner gewöhnlich ein hohes Alter erreichen, ſo daß man glauben möchte,

te, die Europäer, welche ihre Unmäßigkeit durch Krankheit und Tod büßen müſſen, ſuchten die Schuld bloß durch dieſe Beſchuldigung von ſich ab, und auf das Klima zu wälzen, welches vielleicht bey weitem nicht ſo ſchädlich iſt, als es von den Reiſenden beſchrieben wird. Das ganze Land iſt übrigens ganz flach und eben, der Boden fruchtbar, und hie und da mit angenehmen Holzungen und ſanften Hügeln, zwiſchen denen ſich kleine Thäler bilden, gezieret. Maiz, Hirſe, Ignames, Pataten, Orangen, Limonien, Kokosnüſſe und andre Früchte, die wir ſchon bey Whidah angezeigt haben, werden hier ebenfalls in Menge erzeuget. Von Thieren findet man hier alle zahme Arten, wie in Whidah, nebſt ſehr viel Pferden, welche man aber nur für die königliche Reuterey braucht, und ungleich mehr wilde, ſowohl eßbare als reiſſenden Thiere, zahmes und wildes Geflügel, als Hühner, Enten, Pintados, Tauben, Papagoien u. ſ. w. viel Fiſche, aber mehr in der Küſte als in den tiefen Flüſſen des Landes, Schlangen, Skorpione, Ameiſen und andres Ungezieſer dieſer Art mehr. Gold oder andre Metalle hat man noch nicht entdeckt, Salz aber wird in ſumpfigen Tiefen gemacht, und von benachbarten Negervölkern geholet. Ueberhaupt aber iſt dieß Land, wie ſchon erwähnt, nur wenig bekannt, und die Europäer, die ja noch herkommen, müſſen entweder nur des Nachts reiſen, oder ſich große Umwege, auf welchen ſie nie eine Stadt berühren, gefallen laſſen.

Die Ardrahneger ſind nur wenig von denen in Whidah unterſchieden, ſo daß das meiſte von dem, was wir dort angeführt haben, auch auf ſie paßt. Die gewöhnliche Kleidung, beſteht in fünf oder ſechs koſtbaren Pagnes, welche mit Goldfäden geziert ſind, und ein gut ins Auge fallendes Anſehen haben. Manns-

perſonen vom Stande tragen zween Pagnes von Tafft oder andrem ſeidenen Zenge, und haben auch ſeidene Binden, in Geſtalt der Schultergehänge; ganz Vornehme tragen einen kurzen Mantel über die Schultern, und darunter indianiſche ſeidne oder baumwollne Zeuge, welche ſie, gleich Binden, um den Leib wickeln. Der König endlich hat nach perſiſcher Mode zween Unterröcke, nebſt einer Art von verbrämter Haube, und unter ſelbiger eine kleine Krone von ſchwarzem Holze, welches einen angenehmen Geruch hat.

Gemeine Leute ſind von den Lenden an, bis auf die Kniee, mit einem Stücke wollenen Zeug bedeckt, welches zwey Falten macht, und deren Enden kreuzweis über den Nabel gehen; ganz Arme endlich haben nur einen Zipfel von baumwollnem Tuche, oder eine Decke, welche ihre Blöße bedeckt, und das übrige iſt nackend.

Frauensperſonen von Stande tragen gewöhnlich feine gemahlte indianiſche baumwollne Hemden, weiße ſineſiſche Taffente, nebſt koſtbaren ſeidnen und leinwandnen Umſchlägen; arme Weiber aber tragen nun kurze Pagnen. Beyde Geſchlechter ſind ſehr ſorgfältig, ihre Leiber täglich mehreremal im Flußwaſſer zu waſchen und mit Wohlgerüchen zu ſalben.

Die gewöhnlichen Speiſen der Ardrahneger ſind Maiskuchen, gebratene oder mit Butter gekochte Ignames, Reis, andre Hülſenfrüchte, Kräuter, Wurzeln, Rind- Schöpſen- und Hundefleiſch und allerley Geflügel. Ihr beſtändiges Getränke iſt Pitow, wie in Whidah und auf der Goldküſte, auch trinken ſie Palm- und Branntewein.

Im Lande beſchäftigen ſich die Einwohner mit dem Ackerbau, welcher auf eben die Art, wie in Whidah, getrie-

getrieben wird, an der Küſte aber iſt Fiſchfang, Salzſieden und Handlung ihre vornehmſte Handthierung. Der Handel iſt hier ziemlich beträchtlich: und man bekommt Erfriſchungen im Ueberfluß um ſehr billige Preiſe, als ein Faß friſch Waſſer und eine Ladung Brennholz für zween kupferne Ringe. Sklaven erhält man hier wenig, wohl aber baumwollne Tücher und blaue Steine, die wir ſchon unter dem Namen Aigris aufgeführt haben, und die auf der Goldküſte in großen Werthe ſind. Die beſte Waare, welche die Europäer hierher bringen können, ſind Bujis, ferner breite eiſerne Stangen, feine lange Korallen, ſineſiſche Taffte, vergoldet Leder, weißer und rother Damaſt, rothe Leinwand, kupferne Trinkgeſchirre, eiſerne und andre Ringe, gläſerne Armbänder und Korallen, Agtſteine, vergoldete Spiegel, wollene Zeuge, Leinwand, Zitze, Zwirnbänder, Franzbranntewein, Kanarienſekt, Malvaſier, Hüte, italieniſche Tafte, Gold und Silberbrokad, Flinten, Schiespulver, damaſtne Servietten, Säbel, ſeidne Binden, breite Sonnenſchirme, Glöckchen u. ſ. w. Der Handel iſt hier eben wie in Whidah eingerichtet. So wie ein Schiff ankommt, muß der Befehlshaber oder Aufſeher dem Statthalter zu Praya aufwarten, damit er zu dem Könige geführt werde, für welchen er die gewöhnlichen Geſchenke mitnimmt, die gemeiniglich in einem Packt feiner Korallen, sechs ſeidenen Tüchern und einem Stück Damaſt beſtehen; dazu kommt noch für die Königinn ein ander Pack Korallen, und ſo nach Verhältniß für alle Prinzen, Prinzeſſinnen, und Hofbediente. Auch pflegen die Europäer dem König den Werth für funfzig Sklaven für die Erlaubniß zu handeln, dem Prinzen den Werth von zwey Sklaven für die Freyheit, Waſſer einzunehmen, und von vier Sklaven für das Holz, wenn ſie einen Mangel daran haben, zu geben.

Der Hauptmann an dem Eingange des Hafens bekommt gewöhnlich für zwölf Reiſen von oder nach dem Schiffe den Werth eines Sklavens, wofür er verbunden iſt, die ganze Zeit über mit ſeinen Leuten an dem Ufer zu warten, die Ruderer auf den Kanoen anzutreiben und allen nöthigen Beyſtand zu leiſten, wenn die Güter an Land gebracht werden. Kein Europäer kann hier Sklaven oder Aigris handeln, ehe die Freyheit des Kaufs wie in Whidah ausgerufen iſt, da denn der Ausrufer für ſeine Bemühung von dem Faktor vierzig kupferne Ringe, zwanzig Hühner und ein Stück baumwollen Zeug erhält. Iſt der Faktor fertig mit Verkaufen, ſo muß er dem Könige wieder zwey Muſketen, fünf und zwanzig Pfund Schießpulver, und für neun Sklaven Werth an andern Gütern ſchenken, andre Geſchenke ausgenommen, ſo daß ſich alle Gebühren und Zölle zuſammen, auf den Werth von ſiebzig bis achtzig Sklaven belaufen.

Die Männer nehmen ſo viel Weiber, als ſie wollen. Des Königs vornehmſte Frau hat den Titel als Königinn, nebſt dem Vorzuge, daß ſie, im Fall ihr der König etwas abſchlägt, einige von ſeinen Weibern verkaufen kann. Die Heurathen werden, ſo wie in Whidah, außer der gemeinſchaftlichen Einwilligung der Eltern, ohne alle weitere Ceremonien geſchloſſen. Der Bräutigam beſchenkt ſeine Braut mit zwey oder drey Kleidern, und bewirthet ihre Eltern mit acht oder zehn Kannen Bier, worauf er erklärt, daß er dieß Mädchen als ſeine erſte und vornehmſte Frau aufnehme. Die Weiber ſind hier nicht mehr frey, als auf der Goldküſte oder in Whidah, allein weder der Druck, unter welchem ſie leben, noch die Furcht, an die Europäer verkauft zu werden, iſt im Stande, ſie von den Ausſchweifungen der Wolluſt abzuhalten, denen die meiſten ſich auf eine ausgelaſſene Weiſe überlaſſen.

Die

Die Begräbnißceremonien in Ardrah ſind von den ſchon mehrmals angeführten wenig unterſchieden, ausgenommen, daß die Todten hier gleich gewöhnlich in dem Hauſe, wo ſie gewohnt haben, begraben werden. Alle Begräbniſſe werden ohne vieles Gepränge vollbracht, und nur bey des Königs Ableben, einige Sklaven getödtet und mit ihm eingeſcharret.

Sie haben den Fetiſchendienſt, wie in ganz Guinea; doch erkennen, wie man ſagt, die meiſten ein höchſtes Weſen, welches die Zeit unſers Daſeyns beſtimmt. Sie glauben auch, daß mit dieſem Leben alles aus ſey; nur diejenigen meinen, ſie hätten Fortdauer nach dem Tode zu erwarten, welche in einem Treffen geblieben ſind, und dieſe ſollen nicht länger als zwey Tage todt bleiben, worauf ſie, aber mit veränderten Geſichtszügen, wieder unter die Lebendigen kämen. Jeder hat ſeinen eigenen Fetiſch, ſo wie in Whidah, welchem alle ſechs Monate ein öffentliches Opfer gebracht wird. Hält der Prieſter das Opfer zu gering, ſo erklärt er, daß der Fetiſch kein Wohlgefallen daran habe, und auf alle ihm vorgelegte Fragen nicht eher antworten werde, bis er eins bekäme, das ihm angenehm ſey. Iſt das Opfer dann reichlich genug gebracht, ſo wird das Orakel mit leiſer Stimme ertheilet.

Der allgemeine Landesfetiſch iſt ein großer ſchwarzer Vogel, der beynahe das Anſehen einer Krähe hat. Der Pallaſt und die Gärten ſind voll von dieſen Vögeln, die zwar gut gefüttert, aber nicht ſo ſehr verehrt werden, als die Schlangen in Whidah.

Die Prieſter ſtehen, wie bey allen abergläubiſchen Nationen, in großem Anſehen, und das Oberhaupt derſelben wird von dem Volke beynahe angebetet, das ihn für einen göttlichen Mann hält, der das Zukünftige

vorherſagen könne, indem er ſich mit einem Bilde unterrede, das auf ſeinem Hofe ſteht.

Der König führt den Titel von Ardrah und Alghemi, herrſcht durchaus unbeſchränkt, und wird nicht minder ſklaviſch verehrt, als der zu Whidah. Seine Unterthanen ſowohl, als die Fremden, welche ſich einige Zeit in ſeinem Gebiete aufhalten, müſſen ihm ſchwere Abgaben entrichten. Weder er, noch der Thronfolger erſcheinen jemals öffentlich ohne ein groſſes Gefolge von Soldaten welche mit Schießgewehr bewaffnet ſind. Auch kann der König von Ardrah eine zahlreiche Armee aufbringen, indem jeder ſeiner Unterthanen auf den erſten Befehl bewaffnet, da wo der Befehl hinlautet, erſcheinen muß. Seine Truppen ſind mit Musketen, Säbeln, Bogen und Pfeilen, Wurfſpießen und hölzernen Keulen bewaffnet, allein es fehlt ihnen an Muth, und eine Kompagnie gute europäiſche Soldaten würde die ganze Armee in die Flucht jagen.

Zum Beſchluß dieſer Nachrichten von Ardrah, und ehe wir noch das Wenige, was man von dem Lande ſelbſt weiß, anführen, wollen wir einen kleinen Auszug aus der Reiſe des Herrn d'Elbee nach Ardrah mittheilen, weil wir hier die beſte Gelegenheit haben werden, noch ein und andres Merkwürdige von dieſem Lande mitzutheilen, was aber vielleicht nur damals war, und ſeitdem ſich ſehr geändert haben kann.

D'Elbee gieng 1669 mit zwey Schiffen nach Ardrah, um zu ſehen, ob ſich hier ein guter Sklavenhandel errichten ließe. Unter den Geſchenken für den König war auch eine vergoldete Kutſche, nebſt zwey prächtigen Pferdegeſchirren. Die Franzoſen, welche einen Mann bey ſich hatten, der in holländiſchen Dienſten ſchon zu Ardrah geweſen war, wurden recht wohl

aufge-

aufgenommen, und der König ſchickte ihnen ſeinen Prinzen entgegen, der ſie nach Hofe begleiten ſollte. Der Aufzug des Prinzen war folgender. An der Spitze des Zugs gieng ein Haufen Neger, welche Stäbe trugen, die in Geſtalt eines S gekrümmt, und an deren einem Ende Fahnen befeſtigt waren. Nach dieſen kamen Trommelſchläger mit buntgemahlten, an dem einen Ende ſpitzig zulaufenden Trommeln; dann wieder welche mit Inſtrumenten von polirtem Elfenbein, wie kleine Glocken geſtaltet, auf welche ſie mit Stecken ſchlugen; dann ein großer Trupp Gaukler, unter denen etliche auf Hörnern von Elfenbein blieſen. In einer kleinen Entfernung von ihnen folgte die Leibwache mit Musketen auf den Schultern, und Säbeln mit vergoldeten Griffen an der Seite. Ihnen nach gieng der Oberſtallmeiſter in prächtiger Kleidung, den Säbel des Prinzen tragend, der unter einem großen Sonnenſchirm, gleich hinter ihm her kam, und ſich auf zwey Kaboſchiren lehnte. Hinten nach giengen andre Kaboſchiren und der ganze Zug ward von etlichen tauſend Negers beſchloſſen.

Es war ein Zelt aufgeſchlagen worden, unter welchem der Prinz mit den franzöſiſchen Officieren ſpeiſete. Die Bewirthung beſtand in verſchiednen Arten von Gekochtem und Gebratenem mit aus Palmöl gemachten Brühen. Schüſſeln oder Teller waren nicht da, aber halbe Kalabaſchen, die mit einem ſo ſchönen Firniß überzogen waren, daß ſie wie Schildpatt ausſahen. Während der Mahlzeit wehten zwey Bedienten dem Prinzen, mit Fächern von wohlriechendem Leder, kühle Luft zu. Auf der einen Seite ſtanden drey Perſonen, denen er Stücken Brod und Fleiſch in den Mund ſtopfte. Nachdem der letzte Gang vorbey war, wurde in kryſtallnen Gläſern Waſſer zum Waſchen herumgegeben, den Gäſten feine

baum-

baumwollne Tücher gereichet, und von den Bedienten mit Palmwein, Sekt und franzöſiſchen Weinen ſervirt. Die Kleidung des Prinzen bey dieſem Gaſtmahle beſtand in zwey Pagnen, einer von Atlas, der andre von Taft, nebſt einer breiten taften Binde. Auf dem Kopfe trug er einen Hut mit rothen und weißen Federn, und an den Füßen rothe einſöhligte Schuhe.

Wie d' Elbee nach Aſſem kam, erhielt er Audienz bey dem Könige, der ihm die Hand reichte, auch den Franzoſen die Handlung frey gab, auf das Geſuch, ein Fort erbauen zu dürfen, aber eine Antwort ertheilte, die ihm Ehre bringt. „Ihr wollt, ſagte er, ein Haus bauen, und darein werdet ihr anfangs nur zwey kleine Kanonen ſetzen, aus den zwey werden bald vier werden, und in kurzer Zeit werdet ihr ſolche Einrichtungen gemacht haben, daß ihr mir in meiner Wohnung Geſetze vorſchreiben könnt.“ D' Elbee ward auch bey dem Oberprieſter mit vieler Höflichkeit aufgenommen, und mit einem nach Landesart prächtigen Gaſtmahle bewirthet; allein aller dieſer Höflichkeiten ungeachtet, und obgleich der König von Ardrah 1670 ſelbſt einen Geſandten nach Frankreich ſchickte, gieng der franzöſiſche Handel dennoch zu Grunde.

Wir haben ſchon angeführt, daß die Europäer nur eine geringe Kenntniß von dem Innern des Landes haben, und wir ſind alſo nicht im Stande, etwas mehr, als einige kleine Nachrichten von den in Ardrah gelegenen Orten, zu geben. Praya liegt an der Küſte, und iſt deswegen merkwürdig, weil hier die Rhede iſt, wo die Schiffe vor Anker gehen. Aſſem oder Azem iſt die Hauptſtadt des Landes, und ſoll wegen der Breite der Gaſſen neun engliſche Meilen im Umfange haben. Sie hat hohe Erdwälle, um welche breite tiefe Graben, aber wider europäiſche Art, in

Praya.

Aſſem.

in der Stadt gezogen ſind. Ueber dieſe Graben gehen fliegende Brücken, die bey der kleinſten Gefahr weggeriſſen werden können. Die Stadt hat viel Thore, deren Seitenpfoſten große, wohl in einander gefügte, Pfähle ſind. Ueber jedem Thor iſt eine Wohnung für den Thorhüter, und an den Seiten eine Gallerie, in welcher Soldaten ſind. Dieß gilt von der einen Seite der Stadt, denn auf der andern fließt der Eufrates, welcher ihr ſtatt des Grabens dient. Hier ſind die Mauern einfach, und weder ſo hoch, noch ſo dick als die übrigen. Die Häuſer beſtehen alle aus einem fetten Thon, ſind mit Stroh gedeckt, und nicht beſſer mit Hausgeräthe verſehen, als in den übrigen Theilen von Guinea.

Der Pallaſt iſt von großem Umfange, aus vielen Höfen, um welche bedeckte Gänge laufen, beſtehend. In einigen Zimmern iſt der Fußboden mit türkiſchen Tapeten bedeckt; in allen aber findet man einen Armſtuhl, ſeidne und brokadne Küſſen, Tiſche, indianiſche Schreibkäſtchen, Porcellan und dergl. Die daran ſtoßenden Gärten ſind groß, und alleenweiſe mit Bäumen beſetzt, zwiſchen denen angenehme Blumenbeete angelegt ſind.

Dieß iſt alles, was man von den Städten in Ardrah ſagen kann: tiefer ins Land hinein ſind mehrere Reiche, die man noch weniger kennet. Darunter iſt Dahome, deſſen Bewohner ein ſehr kriegeriſches und grauſames Volk ſind.

Das Königreich Benin, Binnin, Binni oder Benni iſt ein ſehr großes Land, deſſen Länge ſich auf hundert und neunzig, die Breite aber auf hundert und vierzig Meilen erſtrecken ſoll, denn genau läßt ſich nichts angeben, da die Gränzen den Reiſenden gar nicht gehörig bekannt ſind. Der Hauptfluß des Landes (denn 6) Benin.

es

es wird von mehrern Flüſſen bewäſſert,) iſt der Rio Formoſo, ein ſchöner breiter Fluß, der ſich in eine Menge Aerme zertheilet, von denen einige ſo breit ſind, daß man ſie Flüſſe nennen könnte. Etliche Seemeilen von der Mündung hinauf iſt das Land niedrig und moraſtig; die Ufer ſind voll hoher Bäume, und auf dem Fluſſe ſind viele Inſeln, zum Theil auch ſolche, die mit Riedgras bedeckt ſind, und von den Winden und Strömen hin und her getrieben werden. Der Fluß iſt ſehr angenehm, aber ungeſund, und eine Menge Mücken ſcheinen hier ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben.

Das Land iſt eben und fruchtbar, und liefert Mais, Hirſe, Ignames, Pataten, Orangen, Limonien, Bananas und andre Früchte in Menge. Es hat Rindvieh, Schafe, auch einige Ziegen und viele Hühner; Löwen, Tyger, Büffel, Wölfe, Affen, Meerkatzen, Papogoien und viele andre Vögel. Fiſche ſind im Ueberfluſſe da, aber auch Ungeziefer in Menge, welches den häufigen Moräſten ſein Daſeyn zu danken hat.

Die Einwohner ſind gutartige Leute, welche man durch gute Worte zu allem möglichen bringen kann. Giebt man ihnen Geſchenke, ſo kann man verſichert ſeyn, den doppelten Werth dafür zu erhalten; und verlangt man etwas von ihnen, ſo ſchlagen ſie es ſelten ab, wenn ſie es gleich ſelbſt nicht überflüßig haben ſollten. Unter ſich ſelbſt leben ſie ſehr ordentlich, ſind aber mißtrauiſch gegen einander, ſo daß ſie im Handel ſich gar nicht auf einander verlaſſen. Fremden erweiſen ſie alle mögliche Ehrerbietung; und wer einen Fremden beleidigt, begeht ein Verbrechen, das durch nichts als den Tod gebüßt werden kann.

Ihre Kleidung iſt ſauber, zierlich, und viel beſſer als auf der Goldküſte. Die Reichen tragen erſtlich ein

ein Stück weißen Kaliko oder Zitz, ohngefähr eine Elle lang und eine halbe breit, ſtatt der Beinkleider. Darüber haben ſie ein feineres Stück Zitz, ſechszehn bis achtzehn Ellen lang, welches in der Mitten zierlich gefaltet wird, und worüber eine Binde, zwey Spannen breit, gewunden wird. Der Oberleib iſt meiſt nackend. Zu Hauſe haben ſie nur ein grobes Pagne, und ein Stück gefärbtes Zeug von eigner Arbeit, welches ſie wie einen Mantel tragen. Die Weiber der Großen tragen Pagnes von Kaliko, die im Lande gemacht werden, und ſehr fein und buntfarbig ſind. Dieſe Art von Kleidung iſt nicht lang, und wird zugeknöpft. Der Oberleib iſt mit einem ſchönen Stück Zeug, einer Ellen lang, ſtatt eines Schleyers bedeckt, wie die Weiber auf der Goldküſte tragen. Am Halſe haben ſie korallne Bänder, und Aerme und Füße ſind mit glänzenden Ringen von Kupfer oder Eiſen geziert, und ihre Finger ſo voll Kupferringe, als ſie nur ſchleppen können. Faſt alle Kinder gehen nackend, etliche Korallenſchnüre um den Unterleib ausgenommen. Die Männer laſſen das Haar wachſen, wie es von Natur iſt, nur legen ſie es hie und da in Locken, um eine große Koralle daran zu hängen. Das Haar der Weiber aber wird ſehr künſtlich in große und kleine Locken aufgewickelt und mit Palmoele geſalbet, wodurch ſich die ſchwarze Farbe in grün oder gelb verwandelt, welches ſie für ſehr ſchön halten.

In Anſehung der Speiſen leben ſie weit beſſer, als die Neger in Whidah. Das ordentliche Eſſen der Reichen iſt Rindfleiſch, Schöpſenfleiſch und Hühner, nebſt Ignameswurzeln ſtatt des Brodes. Die Aermern begnügen ſich mit geräucherten oder getrockneten Fiſchen, Hundefleiſch, getrockneten Eydechſen, Wurzeln und Bohnen. Das Getränk iſt Waſſer, Palmwein und Branntewein.

Arbeit-

Arbeitſamkeit herrſcht wenig unter ihnen, und nur die Armen arbeiten. Andre legen die ganze Laſt der Arbeit auf die Weiber und Sklaven, welche das Feld bauen, die Baumwolle ſpinnen, Zeuge weben und alle andre Handarbeit verrichten, wiewohl ſie außer dem Weben, dem Lederbereiten, Schmiede- und Zimmerarbeit weiter keine Handthierungen kennen, und ihre Arbeit durchaus ſo ungeſchickt iſt, daß ein europäiſcher Lehrjunge ſie übertreffen würde. Andre Bürger gehen müßig, bis ſie hören, daß Schiffe in dem Fluſſe ſind, da ſie denn ihre Güter hinſchicken; kommen aber keine Schiffe, ſo ſenden ſie ihre Sklaven nach einigen Plätzen, um Fiſche zu kaufen, mit denen ſie tiefer ins Land hinein einen vortheilhaften Handel treiben. Zwey Beſchwerlichkeiten ſind indeſſen bey ihrem Handel: die eine, daß ſie äußerſt langwierig dabey zu Werke gehen; die andre, daß die Europäer ihnen ſo lange borgen müſſen, daß ſie zuweilen genöthigt ſind, ohne ihr Geld erhalten zu haben, fortzureiſen, das ſie aber allezeit bey ihrer Rückkunft erhalten.

Die muſikaliſchen Inſtrumente der Neger in Benin ſind große und kleine Trommeln, welche denen auf der Goldküſte ähnlich ſind. Ferner eiſerne Glocken, Kalaboſchen rund herum mit Bujis behangen, und ein Inſtrument, welches mit ſechs bis ſieben Saiten von Schilf beſpannt iſt, auf dem ſie ſpielen, und dabey ſehr angenehm ſingen.

Sie nehmen ſo viel Weiber, als ſie ernähren können; Heurathsceremonien aber giebt es hier ſo wenig als in Whidah und Ardrah. Gefällt jemand ein Mädchen, ſo entdeckt er ſolches einen Anverwandten, und dieſer wirbt bey ihren Freunden um ſie. Nach erhaltner Einwilligung ſchenkt der Bräutigam ſeiner Braut ſchöne Kleider, Hals- und Armbänder, worauf weiter

weiter nichts übrig iſt, als daß die Verwandten beyder Theile gut bewirthet werden. Gegen ihre Landsleute ſind ſie ſehr eiferſüchtig, den Europäern aber verſtatten ſie ſo viele Freyheit, als nur einigermaßen mit dem Wohlſtand beſtehen kann. Uebrigens werden die Weiber hier ſo ſklaviſch gehalten, als in dem übrigen Guinea, und während die Männer ſich beluſtigen, müſſen ſie alle mögliche Arbeit verrichten.

Je fruchtbarer eine Frau iſt, deſto mehr wird ſie geſchätzt; Knaben werden dem Könige gewidmet, denn alle Mannsperſonen im Lande heißen des Königs Sklaven; Mädchen aber gehören dem Vater. Acht oder vierzehn Tage nach der Geburt werden die Kinder beſchnitten, auch zerritzen ſie ihnen den Leib, daß allerley Figuren dadurch gebildet werden. Wenn eine Frau Zwillinge hat, wird ſolches als eine gute Vorbedeutung angeſehen; zu Arebo aber opfern ſie die Mutter nebſt den Zwillingen einem gewiſſen Geiſte, der in einem Walde dicht bey dem Flecken wohnen ſoll. Gewöhnlich kauft der Mann die Frau durch eine Sklavinn los, die Kinder aber werden ohne Erbarmen hingerichtet; und der Wald wird ſo heilig gehalten, daß ſie keinem fremden Neger hinein zu gehen verſtatten.

Krankheiten ſind nicht ſo gemein in Benin, als die ſchädlichen Ausdünſtungen der Moräſte ſollten vermuthen laſſen; auch ſcheinen ſich die hieſigen Neger nicht ſo ſehr für dem Tode zu fürchten, als in andern Gegenden von Guinea, ob ſie gleich alle Mittel hervorſuchen, durch deren Hülfe ſie ihr Leben verlängern zu können glauben. Bey Krankheiten iſt ihre erſte Zuflucht zum Prieſter, der hier, wie bey andern Negern, zugleich den Arzt macht. Dieſer giebt ihnen erſtlich gewiſſe Kräuter, welche ſie eſſen müſſen; erhalten ſie aber dadurch ihre Geſundheit nicht wieder,

ſo muß geopfert werden; und hilft auch dieß nicht, ſo ſchickt man den Prieſter fort, und wählt einen andern, der aber, wenn auch die Kur gut ausſchlägt, faſt nichts mehr, als die Ehre, ſie gethan zu haben, davon hat.

Ihre Trauer beſteht darinnen, daß ſie ſich die Haare abſcheeren, und dieſe Trauer dauert vierzehn Tage. Bey Beerdigung vornehmer Perſonen richten ſie dreyßig oder vierzig Sklaven hin; und man weiß, daß bey dem Begräbniſſe einer Vornehmen acht und ſiebzig Sklaven umgebracht wurden. Wenn der König ſtirbt, machen ſie eine Grube, ſo tief als ſie des Waſſers wegen nur kommen können. In dieſe Grube legen ſie ganz unten den Leichnam des Königs, und darauf ſeine Hausgenoſſen beyderley Geſchlechts. Nachher wird die Grube mit einem großen Steine zugeſchloſſen, den Tag darauf der Stein weggenommen, und die Eingeſperrten gefragt, ob ſie den König gefunden haben. Dieß wird ſo oft wiederholt, bis keiner der Eingeſperrten mehr antwortet.

Die hieſige Religion iſt, wie überall in Guinea, der Fetiſchismus. Sie bringen aber ihren Fetiſchen nur geringe Opfer, die gewöhnlich aus einigen Ignames mit Palmoele vermengt beſtehen. Manchmal opfern ſie einen Hahn, alsdann aber bekommt der Fetiſch nur das Blut, das Fleiſch eſſen ſie ſelbſt. Die See iſt ihrer Einbildung nach der Sitz des zukünftigen Glückes und Elends, und von dem Schatten, den der Menſch in der Sonne macht, glauben ſie, er ſey eine Art Geiſt, welcher nach dem Tode des Menſchen Zeugniß über deſſen Lebenswandel ablegen werde. Ueberhaupt iſt ihr Aberglaube außerordentlich; ſie haben gegen die Prieſter eine übertriebene Ehrfurcht; ſie fürchten ſich für einer gewiſſen Art Vögel, denen niemand

niemand bey Lebensſtrafe etwas zu Leide thun darf u. ſ. w.

Alle fünf Tage haben ſie einen Feſttag, den die Großen mit Schlachten einiger Kühe, Schafe und Ziegen feyern; die Aermern ſchlachten Hunde, Katzen, Hühner, oder was ſie ſonſt kaufen können, von allem aber wird unter die ganz Armen ausgetheilt, damit auch ſie das Feſt begehen können. An einem gewiſſen Tage im Jahre begehen ſie das Andenken ihrer verſtorbenen Freunde mit großen Unkoſten. Sie opfern dabey Thiere ſowohl als Menſchen, welches gewöhnlich zum Tode verurtheilte Miſſethäter ſind.

Das vorzüglichſte ihrer Feſte aber hat den Namen Korallenfeſt, und wird im May gefeyert, welches zugleich das einzigemal im ganzen Jahre iſt, da ſich der König öffentlich zeiget. Ein Reiſender, der dem Feſte beygewohnet, ſagt, der König ſey prächtig gekleidet in den zweyten Hof des Pallaſtes gekommen, und habe ſich da unter einem reichen Thronhimmel geſetzt, worauf er den Fetiſchen geopfert. Das Volk habe bey dem Opfer ein lautes Geſchrey erhoben, und der ganze Tag ſey mit Eſſen und Trinken hingebracht worden. Die Abſicht des Feſtes aber konnte er, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nicht erfahren.

Der König von Benin iſt ein Deſpot wie der zu Ardrah; außer ihm giebt es aber noch drey Klaſſen, welche Antheil an der Regierung haben. Die erſte dieſer Klaſſen beſteht aus drey Großen, welche beſtändig um den König ſind, alle Geſuche vor ihn bringen, in ſeinem Namen alle Antworten ertheilen, und alſo im Grunde Mitregenten ſind. Dann kommen die Are de Roes oder Straßenkönige, aus welchen die Statthalter der Provinzen genommen werden, und dieſen folgen die Viadors oder Aufſeher.

 Man

Man ſpricht auch von einem Orden, der aus einer Schnure Thonkügelchen beſteht, um den Hals getragen, und von dem König ertheilt wird. Wer dieſen Orden verliere, habe dadurch auch unwiderruflich das Leben verwirkt.

Dem Könige folgt jederzeit der älteſte Sohn, und ſo iſt es auch bey den Würden der Großen, welche alle erblich ſind. Die Verbrecher werden hier alſo beſtraft: Diebe müſſen das Geſtohlne wieder erſetzen, und noch obendrein eine Geldbuße erlegen. Sind ſie dazu unvermögend, ſo erhalten ſie eine Leibesſtrafe, oder werden auch wohl hingerichtet, wenn der Beſtohlne ein Großer des Reichs iſt. Mörder werden wieder getödtet. Iſt aber der Mörder von Stande, ſo wird er an die Gränzen des Reichs geſchickt, und nie hört oder ſieht man wieder etwas von ihm. Tödtet einer den andern nicht mit Vorſatz, und ſo, daß der Getödtete nicht blutet, ſo kann er ſein Leben erhalten, wenn er erſtlich den Leichnam begraben läßt, und für ſeine eigne Perſon einen Sklaven ſtellt, der an ſeiner Statt hingerichtet wird. Alle andre Verbrechen werden mit Gelde gebüßet, oder durch Leibesſtrafen geahndet, der Ehebruch aber hat verſchiedene Strafen. Ergreift der Mann ſeine Frau auf friſcher That, ſo iſt er berechtigt, alle Sachen des Ehebrechers ſich zuzueignen, und die Frau aus dem Hauſe zu jagen; auch kann der Mann mit einer Summe Geldes zufrieden geſtellt werden; iſt aber der beleidigte Theil ein Großer, ſo werden auch wohl beyde Verbrecher umgebracht, und ihre Leichname den wilden Thieren vorgeworfen.

Iſt einer angeklagt, und die Beſchuldigung nicht ſattſam bewieſen, ſo muß er ſeine Unſchuld durch eine der folgenden fünf Proben beweiſen, von denen viere für leichte Verbrechen, die fünfte aber bey ſolchen, die das Leben verwirken, gebraucht wird. Die erſte

Art

Art iſt folgende. Der Angeklagte wird vor den Prieſter gebracht, der eine Hahnenfeder, mit einer gewiſſen Fettigkeit beſtreicht und ihm damit in die Zunge ſticht. Geht ſolche ohne Mühe hinein, ſo iſt es ein Zeichen der Unſchuld; will aber die Feder nicht vorwärts, ſo iſt es ein böſes Zeichen, uud der Angeklagte wird für ſchuldig erkannt. Bey der zweyten Prüfung nimmt der Prieſter einen länglichten Erdklumpen, und ſteckt ſieben oder neun Hahnenfedern hinein, welche der Beklagte herausziehen muß. Iſt ihm das leicht, ſo iſt er losgeſprochen; wo nicht, ſo wird er verurtheilt: bey der dritten Probe wird dem Angeklagten der Saft gewiſſer Kräuter in die Augen geſpien; thut ihm das keinen Schaden, ſo gilt er für unſchuldig; bekommt er aber rothe entzündete Augen, ſo muß er büßen. In der vierten Probe fährt der Prieſter dem Angeklagten mit einem glühenden kupfernen Armringe dreymal über die Zunge, welche ganz unbeſchädigt bleiben muß, wenn ein Zeichen der Unſchuld da ſeyn ſoll. Bey allen dieſen Proben ſieht man wohl, daß es auf den guten Willen des Prieſters ankommt, und daß diejenigen, welche Prieſterhaß wider ſich haben, nothwendig allezeit ſchuldig ſeyn werden. Der Ausgang der fünften Probe aber, welche jedoch äußerſt ſelten vorkommt, hängt mehr von eigner Geſchicklichkeit ab: denn da der Beklagte in einen Fluß geworfen wird, ſo kommt es bloß darauf an, ob er gut ſchwimmen kann oder nicht.

Wenn der Thronfolger zum Könige ausgerufen iſt, welches mit vielem Gepränge geſchiehet, und ihm die Großen nebſt dem ganzen Volke auf den Knien gehuldigt haben, ſo läßt er gewöhnlich alle ſeine Brüder umbringen, um ſich dadurch völlig ſicher gegen jede ihm nachtheilige Unternehmung derſelben zu ſtellen. Der Hofſtaat des Königs ſoll nicht klein ſeyn,

und man erzählt von vieler Pracht, welche bey den Aufzügen deſſelben zu ſehen ſeyn ſoll. Seine Einkünfte ſind auch ſehr beträchtlich: denn da er nicht allein alles erhält, was er in ſeiner Haushaltung nöthig hat, ſondern noch obendrein ganze Säcke voll Bujis aus den Provinzen bekommt, ſo kann er die letztern unangetaſtet in den Schatz legen.

Der Sage nach, ſoll Benin eine Armee von achtzig bis neunzig tauſend Mann ins Feld ſtellen können, ſo daß es allen ſeinen Nachbarn furchtbar iſt, wenn ſeine Truppen gleich weder mehr perſönlichen Muth, noch mehr Kriegszucht beſitzen, als ſonſt in Guinea. Ihre Waffen ſind kurze Säbel, kleine Dolche, Wurfſpieße, Bogen und Pfeile, welche vergiftet ſind, und Bambusſchilder. Die Großen kleiden ſich, wenn ſie zu Felde ziehen, in Scharlach, und tragen Halsbänder von Elephanten- und Leopardenzähnen, nebſt hohen rothen Kappen, an denen hinten ein Pferdeſchweif zur Zierde hängt.

Arebo. Vorzügliche Orte in Benin ſind: Arebo oder Arbon am Rio Formoſo, eine ſchöne große lange und volkreiche Stadt, welche auch der gewöhnliche Handelsplatz iſt. Agatton. Agatton oder Gatton hatte ehedem gleichfalls anſehnlichen Handel, bis es durch kriegeriſche Anfälle beynahe eine Wüſte worden iſt.

Oedo oder Benin. Die vornehmſte Stadt des ganzen Landes heißt Oedo, von den Europäern Benin, wie das Land ſelbſt, genannt. Dieſe Stadt, ſagt ein Reiſender, ſieht bey dem erſten Anblick ſehr groß aus, denn gleich am Eingange kommt man in eine ſehr breite, offne Straße, welche durch den ganzen Ort in gerader Linie fortgehet und ziemlich eine halbe Stunde lang ſeyn mag. Queer durch gehen viele gerade und ebenfalls ſehr lange Gaſſen, und vor der eigentlichen Stadt iſt noch eine weit-

läufti-

läufige Vorſtadt. Vor dem Stadtthore iſt ein groſſes Bollwerk von Erde aufgeworfen, mit einem tiefen, aber trockenen, und mit Bäumen bewachſenen Graben. Auf den andern Seiten iſt eine doppelte Einfaſſung von Baumſtämmen, zehn Fuß hoch, und inwendig mit Erde ausgefüllt. Die Thore ſind zwanzig Fuß hoch, fünfe breit und mit einer Soldatenwache beſetzet.

Die Stadt beſteht aus mehrern Quartieren, und hat auf dreyßig Gaſſen, welche alle ſehr reinlich gehalten werden. Die Häuſer ſind in guter Ordnung neben einander gebauet, und ſo, daß die Häuſer der Vornehmen höher ſind, als die der gemeinen Leute. Im Eingange der erſtern iſt ein Vorhaus, welches alle Morgen von den Sklaven gereinigt wird, und mit Strohmatten bedeckt iſt. Das innre Zimmer iſt viereckt und das Dach oben offen, ſo daß das Licht hineinfallen kann. Gemeiner Leute Häuſer haben nur eine Wand mit einer hölzernen niedrigen Thüre in der Mitten. Alle Gebäude ſind von rother Erde, mit Waſſer geknetet und die Wände zwey Fuß dick.

Ehedem war Benin weit ſtärker bevölkert als jetzo, welches um deſto mehr zu beklagen iſt, da der Ort in einer ſehr herrlichen Gegend lieget.

Der Pallaſt des Königs iſt ſehr weitläuftig, und befaßt viele große viereckte Plätze, die mit Gallerien umgeben ſind, deren jeder ein Thor und eine Wache hat. Zuerſt ſieht man eine lange Gallerie, die auf acht und funfzig ſtarken Pfoſten, deren jeder zwölf Fuß hoch iſt, ruhet; dann kommt man zu dem Erdwalle, durch welchen drey Thore gehen. Darauf folgen dann noch mehrere Höfe, Gallerien u. ſ. w. das Innre des Pallaſtes aber iſt gar nicht bekannt.

Es ſind hier zwey Marktplätze, auf denen lebendig Vieh, gebratene Affen, Fledermäuſe und Ratten, Hühner, an der Sonne gedörrte Eydechſen, Früchte, Wein, Hausgeräthe, kattunene Zeuge, eiſerne Werkzeuge zum Fiſchfang und Ackerbau, Waffen, europäiſche Waaren, u. ſ. w. verkauft werden.

An der Mündung des Rio Formoſo wohnen die Uſaneger, welche durch ihre beſtändigen Räubereyen ſich den Namen Seeräuber erworben haben. Sie ſind äußerſt arm, weil ihr Erdreich faſt gar nichts hervorbringt, und fahren daher mit ihren Kanoen überall auf dem Fluſſe umher, und nehmen alles, was ſie an Menſchen, Vieh und Waaren finden, das ſie denn nachher wieder gegen Lebensmittel umſetzen.

Achtzehn Seemeilen weiter Südoſt iſt **Rio Forcado**, welcher tief im Lande entſpringt. Die Anwohner deſſelben gehen völlig nackend, und treiben Handlung mit den Portugieſen.

7) Awerry. Längs dieſes Fluſſes liegt auch das Königreich **Awerry, Ouwerri** oder **Oveiro**. Dieſes eben nicht große Ländchen hat wegen der durch den Fluß gebildeten ſtehenden Wäſſer, ein ſehr ungeſundes Klima, deſſen ſchädliche Einflüſſe beſonders die Europäer empfinden, welche, wenn ſie nur einigermaßen wider die Diät fehlen, oder ſich nicht für dem Abendthau hüten, von ſehr gefährlichen Krankheiten befallen werden.

Ueberhaupt iſt Awerry auch nicht ſehr fruchtbar, wenigſtens an Getreidearten und grünen Kräutern nicht, daher die Einwohner auch nur wenig großes Vieh halten können. Sonſt aber findet man Palmen, Orangen, Limonien, Malaghettepfeffer, Bananas und Maniok, aus welchem letztern Brod gebacken wird, viele und ſehr große Hühner, einiges Wildpret und Fiſche im Menge.

Die Einwohner, beſonders die Weiber, ſind von ſehr guter Geſtalt und Geſichtsbildung. Mannsperſonen ſowohl, als Weibsperſonen, machen ſich Schnitte in das Geſicht, einen auf die Stirne, gleich über der Naſe, und die andern beyden unter die Augen, wodurch ſie ſich ſehr entſtellen. Sie ſind ſo reinlich und geſittet, als die Neger in Benin, aber ungleich arbeitſamer als dieſe. Die Pagnes, in welche ſie ſich kleiden, verfertigen ſie ſelbſt, theils aus Baumwolle, theils aus Baumrinde, Flachs und Schilf, welche ſo fein als Seide geſponnen werden. Ihre Beſchäftigungen ſind außer der Bereitung dieſer Zeuge und den unumgänglich nöthigen Handwerken, Fiſchfang und Handel, den vorzüglich die Portugieſen und Holländer hieher treiben. Die Waaren, welche hier abgeſetzt werden, ſind dieſelben, wie in Benin, und dafür erhält man Sklaven, zwar nicht in ſtarker Anzahl, aber von ſehr guter Leibesbeſchaffenheit, nebſt Jaſpis und Aigris die aber klein und theuer ſind.

Die hieſige Religion weicht nur wenig von der in Benin ab, allein ſie opfern nie und bey keiner Gelegenheit Menſchen, und die Anzahl der Fetiſche iſt weit geringer, als bey allen benachbarten Negern. Man ſagt, daß dieß noch daher komme, weil das Chriſtenthum ehedem einmal, als der König ſich mit einer Portugieſin verheurathet hatte, großen Eingang in Awerry gefunden haben ſoll. Noch vor funfzig Jahren war auch in der Hauptſtadt des Landes eine Kapelle mit einem Altar und einem Kruzifix auf demſelben, neben welchem noch die Bildſäule der heil. Jungfrau und der zwölf Apoſtel ſtanden, und wohin die Neger aus allen Gegenden des Landes, mit Roſenkränzen in der Hand, wallfahrteten.

Der König des Landes ſoll dem König von Benin unterwürfig ſeyn, herrſchet aber über ſeine Unter-

thanen unumſchränkt. Der, welcher 1644 regierte, hieß Don Antonio Mingo, und war beſtändig portugieſiſch gekleidet.

Die Hauptſtadt des Landes liegt ebenfalls an dem Fluſſe Forcado, etwan ſechs und dreyßig Seemeilen von der Mündung. Sie hat ohngefähr zwo Meilen im Umfange, ſaubere artig gebaute Häuſer, deren Wände von Thon, roth oder grau gemahlt, und die Dächer mit Palmblättern gedeckt ſind.

8) Küſte Neu-Kalabar.

Die Küſte vom Fluſſe Forcado bis zum Vorgebirge Formoſa iſt ein flaches und waldigtes Land, das übrigens nicht ſehr bekannt iſt. Sie hat verſchiedene Flüſſe, als den Lamas und Dodo, aber keiner wird von den Europäern beſucht, weil der ganze Handel ſich an den Forcado gezogen hat. Das Vorgebirge Formoſa hat ſeinen Namen von den Portugieſen, der ſchönen Ausſicht wegen, erhalten. Von dieſem Vorgebirge geht die Küſte oſtwärts nach dem Fluſſe Neu-Kalabar, der auch Rio Real genannt wird. Die ganze Küſte iſt niedrig und von ſieben Flüſſen durchſchnitten, als dem Rio Non, dem Oddi, Jnau, Diaz, St. Nikolas, St. Barbara, St. Bartholomeo und Rio Sombreiro.

Jnſel Foko.

Am Eingange des Fluſſes Neu-Kalabar liegt die Jnſel Foko, wo die meiſten Schiffe vor Anker gehen. Die Stadt gleiches Namens wird von den Holländern Wyndorp genannt, wegen der großen Menge von Palmenwein, die das anliegende Land liefert. Die Stadt liefert Holz und Waſſer, und weiter hinauf kann man Sklaven, Elfenbein und Lebensmittel erhalten, vorzüglich Jgnames und Bananas.

Neu Kalabar.

Die Stadt Neu-Kalabar liegt gleichfalls auf einer Jnſel, dicht am feſten Lande, und iſt der vornehm-

nehmſte Platz der holländiſchen Handlung. Sie hat über dreyhundert Häuſer, von denen jedes mit einem Pahlwerk umgeben iſt, die aber übrigens ſehr unordentlich durch einander gebaut ſind. Das Haus des Königs iſt hoch und luftig; und weil das Land um die Stadt her trocken und unfruchtbar iſt, ſo ſuchen die Leute meiſt aus einer nordlichen Gegend, die von einer Nation, Hakbous genennt, bewohnt wird. In den Ländern dieſer Neger, welche ſehr kriegeriſch ſind und vom Raube leben, werden wöchentlich zwey Markttage mit Sklaven und Lebensmitteln gehalten, und von den Kalabarnegern, die auch Palmöl und Palmwein hier einkaufen, fleißig beſucht.

Die Einwohner von Kalabar haben einen König, und ſind gute umgängliche Leute, die ſich alle Abend bey einem nach dem andern, die Reihe herum, verſammeln und Palmwein trinken. Jede Perſon von beyden Geſchlechtern bringt zu dieſen Verſammlungen einen Stuhl mit, auf welchem ſie ſich in einen Kreis ſetzen, aus einem Ochſenhorn trinken und dabey ſingen und lärmen, bis der letzte Tropfen hinunter iſt. Die gewöhnliche Speiſe dieſer Neger iſt Ignames, mit Fiſchen und Palmöl gekocht, welches ſie für das köſtlichſte Gericht, das ſie haben können, halten. Auch ſie verehren die Fetiſchen, und jedes Haus ſowohl, als alle Gaſſen, ſind voll Götzenbilder, von denen manche getrocknete Thierköpfe, andre aus Thon und Erde gemacht und übermahlt ſind.

Die Kalabarneger ſind grauſam und diebiſch, und bey allen Verſprechungen, welche ſie thun, treulos. In der Gegend der Stadt findet man viele Affen, deren drey bis vier für einen alten Hut gegeben werden, nebſt blauen Papogoien.

West-

Weſtwärts von Neu-Kalabar zehn Seemeilen weiter, liegt die Stadt Belli, ein großer, weitläuftiger Ort, wo die Handlung aber ſehr gering iſt.

Belli.

Das Land von Kriffe liegt etliche Seemeilen Nordnordweſt vom Kalabarfluſſe, und gränzet ſüdwärts an Moko und Belli.

Die Spitze von Bandi, oder das öſtliche Vorgebirge an dem Rio Real, iſt ſehr waldig; hinter demſelben liegt die Stadt Groß Bandi, die aus ohngefähr dreyhundert Häuſern beſteht, und auf einem moraſtigen Eylande liegt. Die Stadt iſt ſtark von Negern bewohnt, welche Handel treiben und Fiſcher ſind. Sie haben große Kanoen, deren manche ſechszig Fuß lang und ſieben Fuß breit ſind, und achtzehn bis zwanzig Mann Ruderer haben. Auf dieſen Kanoen führen ſie Fiſche und europäiſche Waaren in das höher gelegene Land, und bringen dagegen Sklaven nebſt Elfenbein für die europäiſchen Schiffe mit. Die Holländer, Engländer und Portugieſen handeln hieher.

Groß-Bandi.

Oſtwärts von der Spitze Bandi iſt Rio Laitomba oder St. Domingo, der auch Doni, Doni und Adoni genannt wird. An dieſem Fluſſe liegt die Stadt Doni, ein großer und volkreicher Ort, aus welchem die Europäer Sklaven und Elephantenzähne ziehen. Die Einwohner von Doni haben viel groſſes ſchwarzes Hornvieh, Schweine und Ziegen, welche aber klein ſind, nebſt vielem Palmwein, der ihr gewöhnliches Getränk iſt. Es ſind gutherzige, höfliche Leute, aber im höchſten Grade abergläubiſch. Sie verehren Thier- und Menſchenknochen, nebſt Ochſen und einer Art Eydechſen, die ſo heilig geachtet werden, daß, wer eine derſelben umbringt, am Leben geſtraft wird.

Doni.

Vom Domingofluſſe nach dem Fluſſe von Alt Kalabar, dehnt ſich die Küſte öſtlich, und iſt allenthalben

eben

eben und waldigt. An der Oſtſeite des Altkalabarfluſſes liegt die Papagoininſel. Das anliegende Land iſt voll von Dörfern und ergiebig an Ignames, Bananas, Pataten, Maiz, Hirſe und andern Gewächſen. Die Einwohner ſind geſittet und zum Handel geneigt, aber das Klima iſt den Europäern äußerſt ſchädlich, welche deswegen auch ſehr ſelten hieher handeln.

Von der Oſtſpitze von Alt-Kalabar bis zum weſtlichen Vorgebirge der Küſte von Rio del Rey ſtreckt ſich die Küſte öſtlich. Der eben genannte Fluß ſieht wie eine tiefe große Bay aus, und ſein Ufer iſt beyden Seiten niedrig und moraſtig. Der Handelsplatz an der Weſtſeite des Fluſſes iſt ein Flecken, nach welchem die Holländer ſtarke Handlung treiben, und zwar in Jachten, die ſie von el Mina mit Eiſenſtangen, Korallen, Kupſerbecken u. dergl. abſenden, dagegen ſie Sklaven, Elfenbein, Aigris und Meſſer, welche an der Goldküſte abgeſetzt werden, mitnehmen. 9) Küſte von Alt-Kalabar.

Zwiſchen Rio del Rey und Rio Kamarones liegt die Landſchaft der Amboʒes, welche voll von Bergen iſt, deren einige ſo hoch als der Pik auf Teneriffa geſchätzt werden. Dieſes Land wird von mehreren Flüſſen gewäſſett, welche eigentlich Aerme des Kamarones ſind. Es enthält auch verſchiedene Dörfer, weſtwärts von dem Vorgebirge Kamarones, von denen etliche Handel mit Sklaven und Aigris treiben. Das Land trägt alle Arten von guineiſchen Pflanzen, nur Palmbäume ausgenommen; daher die Neger, um den Mangel des Palmweins zu erſetzen, aus einer Wurzel Gajanlas genannt, ein Getränk bereiten, welches einen angenehmen Geſchmack hat.

Ohnweit der Mündung dieſes Fluſſes liegen drey runde Inſeln, die Amboʒesinſeln benannt, welche ſehr hoch ſind, und in der Ferne wie öde Felſen ausſehen, ohngeachtet ſie nicht nur volkreich, ſondern auch fruchtbar Amboʒesinſeln.

bar ſind. Beſonders tragen ſie ſehr viele Palmen, da doch auf dem gegen über liegenden feſten Lande gar keine wachſen. Dieſe Inſeln machen einen eigenen Staat aus, deſſen Bewohner faſt ganz allein von Räubereyen leben.

Rio del Rey wird von einer Nation bewohnt, welche **Kalbongos** heißen. Sie werden als ſtarke, robuſte, dabey aber treuloſe, diebiſche und grauſame Leute geſchildert. Der Vater ſoll hier die Kinder und die Kinder wieder den Vater verkaufen, und ihre Unreinlichkeit über alle Beſchreibung gehen. Kleider tragen ſie gar nicht, ſelbſt nicht einmal kleine Schürzen, ſondern ſie ſind ganz nackend, und mahlen ſich den Leib mit rother Farbe, und im Geſicht haben ſie Narben, welche mit glühenden Eiſen gemacht werden. Ihre vorzüglichſte Handthierung iſt der Fiſchfang in ihren ſehr fiſchreichen Flüſſen.

Höher dem Fluß hinauf, wohnen die **Kamarones** in einer ſehr fruchtbaren Landſchaft, welche Getreide, Palmen; Bananas, Ignames und andre Früchte hervorbringt. Dieſe Neger, welche ein eignes Oberhaupt, **Moneba** genannt, haben, treiben einen ſtarken Handel mit den Europäern, welche Elfenbein, Aigris und Sklaven bey ihnen holen, dagegen aber Eiſen und Kupfer in Stangen, kupferne Geſchirre, buntes Glaswerk, Ochſenhörner und Stahlfeilen an ſie abſetzen.

Inſ. Branka. Am **Rio de Borra** zehn Seemeilen weiter Südoſt, iſt die **Inſel Branka** oder **Barakombo** nicht mehr, als dritthalb Seemeilen, vom feſten Lande, welche Ueberfluß an allerley Früchten und Gevögel hat. Die Europäer kommen hier ſelten an das Land, die Einwohner der Inſel aber zuweilen an die europäiſchen Schiffe. Einmal kam ein Kanoe mit acht und

zwan-

zwanzig Negern von dieſer Inſel an Bord eines holländiſchen Schiffes. Einer von ihnen hatte eine Trommel und einen hohlen Stock, gleich einer Flöte; ein andrer, der ſich Geſicht, Aerme und Bruſt weiß angeſtrichen hatte, hielt in der einen Hand einen grünen Zweig nebſt einer Glocke, und in der andern einen kleinen Vogel von Sperlingsart. Einige Holländer ſtiegen mit an das Ufer und giengen in ein Dorf, wo ſie eine Hütte drey Fuß hoch und in derſelben einen irdenen Krug, vor welchem ein hölzernes ungeſtaltetes Bild, mit Fiſchgräten rund um die Augen beſteckt, ſtand, fanden.

Von hier an, am Rio de Kampo, R. de St. Benito, der Bay von Angra und die ganze Küſte hinab bis nach Rio Gabon iſt das Land den Europäern nur wenig bekannt. Man kennt nur die Coriſkoinſeln in der Mündung des Fluſſes Angra. Die größte derſelben iſt durchaus mit Holzung bewachſen; die meiſten Bäume ſind groß und einige derſelben geben ein rothes Holz, welches beſſer als das Kampeſcheholz färbet. Dreyßig bis vierzig Neger bewohnen die ganze Inſel, welche ſehr kümmerlich leben, da ſie nicht allein gegen das ungeſunde Klima zu kämpfen, ſondern auch weiter keiner Nahrung als wilde Gurken und Vögel, auf ihrem Eylande haben. In der Bey von Angra liegen auch drey kleine Eylande, welche die Holländer zu Ehren des Balthaſar de Moucheron, der 1600 hier ein Fort bauen ließ, die Moucheroninſeln genannt, haben.

Nordwärts vom Rio Gabon iſt das Vorgebirge St. Klara, an welchem die Pongoinſeln liegen. Dieſe Eylande haben einen eigenen Herrn, welcher auch wohl zuweilen König genannt wird, dun ſind fruchtbar an Früchten aller Art.

Im Fluſſe ſelbſt wird beträchtlicher Handel mit Elfenbein, Wachs und Honig getrieben, ohngeachtet die

die Einwohner übrigens nicht leicht zum Abſchluß eines Handels kommen. Sie ſind dabey ein wildes, grauſames Volk, die daher auch ſelten oder nie im vollkommnen Frieden mit ihren Nachbarn leben, und diejenigen, welche ſie in ihre Gewalt bekommen, unbarmherzig behandeln. Dabey ſind die Männer ſehr diebiſch und die Weiber äußerſt wollüſtig. Sie bedecken ſich mit einem aus Baumrinde geflochtenen und roth gemahlten Schurze, in deſſen Mitte ſie auch wohl als eine beſondre Zierrath ein kleines Glöckchen hängen. Eine Kopfbedeckung haben ſie gar nicht, das Haar aber verſchneiden ſie ſich auf allerley ſeltſame Weiſen, und ſtecken Federbüſche in daſſelbe. Den Leib mahlen ſie roth; in Ohren, Naſen und der Unterlippe tragen ſie kupferne oder Glasringe, oder ſtecken kleine Stücken Elfenbein hinein, und manche ihrer Ohrringe ſind wohl ein Pfund ſchwer. Die meiſten haben auch einen Gürtel von raucher Büffelshaut um die Lenden, in welchem ſie ihre kurzen und breiten Meſſer ſtecken. Die Weiber ſind gleichfalls mit dicken Armbändern von Zinn oder Kupfer geſchmückt, und um den Unterleib haben ſie eine aus Schilf gemachte Matte geſchlagen. Beyde Geſchlechter ritzen ſich allerley ſeltſame Figuren in die Haut.

Ihre Lebensart iſt völlig wild, ſelbſt von den gemeinſten Gemächlichkeiten des Lebens entfernet. So ſchlafen ſie z. B. auf der bloßen Erde, und nur ſehr wenige legen eine Strohmatte unter ſich. Sie leben von Ignames, Pataten und Bananas, welche ſie getrocknet ſtatt des Brods eſſen, von anderm Wurzelwerk, dem Marke des Zuckerrohrs und getrockneten Fiſchen, alles aber verzehren ſie, mit dem ganzen Leibe auf der Erde liegend, und mit vieler Unreinlichkeit. Während der Mahlzeit trinken ſie nicht, nach derſelben aber trinken ſie Palmwein, Melaſſo, ein Miſchmaſch von Honig

nig und Waſſer, und vorzüglich Branntwein, den ſie in reichlichen Portionen zu ſich nehmen. Gewöhnlich endigt ſich ihr Trinken mit Betrunken ſeyn, und dieſes giebt das Signal zu heftigen Balgereyen, in welchen der Unterſchied der Stände ſo ſehr aus den Augen geſetzt wird, daß Hauptleute und Prieſter Stöße empfangen und austheilen. Jagd und Fiſchfang ſind übrigens ihre Beſchäftigungen, wenigſtens hat man keine Spur von Ackerbau bey ihnen gefunden. Ihre Wohnungen ſind aus Rohr und Strauchwerk künſtlich geflochten und mit Bananasblättern gedeckt, die Wohnung ihres Hauptmanns (denn hier möchte der Name König wohl im höchſten Grade gemisbraucht ſeyn) iſt aber größer, als die andern Gebäude, und er ſelbſt in ſeiner Kleidung von den andern unterſchieden. Dieſe beſteht meiſt in Schnüren von Knochen und Muſcheln, welche roth gefärbt und wie an einem Roſenkranze an einander gereiht ſiud. Im Geſichte iſt er weiß gemalt.

Die Religion der hieſigen Neger hat nichts Merkwürdiges; ſie verehren die Sonne und den Mond; einige verehren Bäume, andre die Erde, und ſo bildet ſich jeder einen Götzen nach Gutdünken. Ob ſie nur eines oder mehrere Oberhäupter über ſich haben, weiß man nicht genau, wahrſcheinlicher Weiſe aber iſt es veränderlich, denn zu Anfange des vorigen Jahrhunderts waren drey, zu Anfang des gegenwärtigen aber nur ein Mani (ſo heißen dieſe Oberhäupter) am Fluſſe Gabon.

Dieſe Neger wohnen in einer nicht allzufruchtbaren Gegend; doch haben ſie Baumfrüchte in Menge. Es giebt hier viele wilde Schweine, Büffel und Elephanten. Die hieſigen Büffel ſind roth, mit grade hinterwärts geſtreckten Hörnern; es iſt große Gefahr dabey, ſie zu jagen, denn wenn ſie verwundet ſind, keh-

ren ſie ſich gegen die Jäger, und treten dieſelben zu Tode. In dem Fluße giebt es viele Fiſche, welche die Neger mit Wurfſpießen tödten, auch ſind Flußpferde und Krokodille häufig darinnen.

Weiter hinunter iſt der Nazarethfluß und der Olibato, bey welchen auch die Bay gleiches Namens, und endlich das Vorgebirge, Lopez Gonſalvo, die äußerſte Gränze des nördlichen Guinea. Am Fluſſe Olibato liegt eine Stadt gleiches Namens, welche aus ohngefähr dreyhundert Häuſern beſteht, die aus Geſträuche, das mit Palmblättern vermiſcht und bedeckt iſt, gebaut ſind. In dieſer Stadt iſt wieder eine Art von König. Die Einwohner gleichen denen am Fluſſe Gabon; nur ſind ſie weit mehr geſellig und höflich als dieſe.

Olibato.

Das umliegende Land iſt voll wilder Thiere, als Elephanten, Büffel, Affen, Meerkatzen, Schlangen, u. dergl. Fiſche ſind in ſo großer Menge, daß man mit einem Netze, an einem Morgen, für zehn Schiffe fangen kann. Die Lebensmittel, welche die Schiffe hier einnehmen, und von denen man auf die Produkte des Landes ſchließen kann, ſind Büffel, Schweine, Federvieh, Bananas, Ignames, Pataten, Guineapfeffer und Fiſche. Wenn ein Schiff hier ankömmt, giebt es ſeine Ankunft durch vier Kanonenſchüſſe zu erkennen, worauf ſich die Neger aus der ganzen Gegend mit Lebensmitteln, Brennholz und Waſſer an den Strand begeben. Eigentliche Handelsartikel ſind Elfenbein, Wachs und Honig, wofür Meſſer, Eiſenſtangen, Glaskorallen, alte Hemden, Branntewein, Aexte, Kowris, Pulve, Kugeln und Muſketen abgeſetzt werden.

B) Süd-Guinea.

Der untere Theil von Guinea, welcher unter dem Namen **Süd- oder Nieder-Guinea** bekannt iſt, nimmt

nimmt bey dem Vorgebirge, Lopez Gonſalvo, ſeinen Anfang, und erſtreckt ſich bis an das ſchwarze Vorgebirge (Capo Negro), wo die Kaffernküſte anfängt. Gegen Norden hat es alſo die Sklavenküſte, gegen Oſten die Lande der Anzikos und Nigritien, gegen Süden Kaffernland, und gegen Weſten den Ocean. Die Länge von Mitternacht gegen Mittag wird auf zweyhundert und die größte Breite im Lande Benguela auf hundert fünf und ſiebzig deutſche Meilen geſchätzet.

Man rechnet dazu das Königreich Loango, das Königreich Kongo, nebſt Kakongo und Angola, welche Kongo, wenn auch nicht völlig unterworfen, doch wenigſtens tributbar ſind, und das Königreich Benguela.

Das Königreich Loango, welches das nördlichſte von den genannten Ländern iſt, hat den Fluß Zaire zur ſüdlichen, Nord-Guinea zur nördlichen, das Meer zur weſtlichen und die Länder der Anzikos und Jaggas zur öſtlichen Gränze, und erſtreckt ſich längs der Küſte bis an Kongo, auf funfzig deutſche Meilen hinab. 1) K. Loango a) Land.

Das Land iſt ſehr fruchtbar, und ohngeachtet es nur ſehr ſchlecht, bloß mit einem Inſtrumente, das einer Maurerkelle ähnlicher als einem Ackerwerkzeuge iſt, bearbeitet wird, ſo liefert es doch drey ſehr ergiebige Erndten. Es giebt hier vier Arten Getraide, welche folgende ſind: die Maſſanga; ſie wächſt auf einem zwey und mehr Ellen hohen Stengel, die Aehre wird einen Fuß lang, und gleicht dem Hanfſaamen; die Maſſamballa eine äußerſt einträgliche Getreideart, indem aus jedem Korne vier bis fünf Halme wachſen, von denen jedes zehn Fuß hoch iſt, und ſehr mehlreiche Körner trägt; der Name der dritten Art iſt unbekannt;

ſie wächſt wie Gras, und die Körner ſehen gerade wie Senfkörner aus; endlich haben ſie auch Milhio Grande, der hier zu Lande Maſinpota genennt, aber nur wenig geachtet wird. Die hieſigen Erbſen, Gabbas genannt, ſind größer und wohlſchmeckender als die unſrigen, die Schoten hängen aber an den Wurzeln unter der Erde. Noch eine Art Erbſen, Wandos genannt, wächſt auf einem kleinen Strauche, der das erſte Jahr gar nicht, nachher aber drey Jahr hinter einander trägt, worauf der Strauch abgehauen wird. Noch eine Hülſenfrucht iſt wie eine kleine Bohne geſtaltet, liegt in einer weißen Hülſe, und windet ſich rankenweiſe auf der Erde.

Ferner wachſen hier Pataten, Jgnames, Gurken, Melandowurzel, deren Laub ſich wie Hopfen an den Bäumen hinauf windet, und einen würzhaften Geſchmack hat, Maniok, Tabak, Bananas, eine ſehr ſaftige pflaumenähnliche Frucht, Milenga genannt, Baumwolle, Pfeffer, Orangen, Limonien, Kokosnüſſe, Kola, Zuckerrohr, Kaſſia, u. ſ. w. Beſondre, einer nähern Anzeige würdige, Gewächſe ſind: Der Matombebaum, eine Art Palme, die einen guten, aber nicht ſehr ſtarken Wein giebt; die Aeſte dienen zu Sparren an den Dächern, die Blätter ſtatt der Ziegel, und faſt aller Zeug, deſſen ſich die Einwohner bedienen, wird aus denſelben bereitet. Der Alekondibaum iſt ſehr dick und gewaltig hoch, ſo daß manche von zwölf Mann nicht können umklaftert werden. Manche derſelben ſind auch inwendig hohl, und halten, wie einige verſichern, auf vierzig Tonnen Waſſers in ſich. Ein Reiſender hat gefunden, daß drey bis vierhundert Schwarze aus einem Baume vier und zwanzig Stunden lang getrunken, und doch den Stamm nicht ausgeleert haben. In der ſehr weiten Hohlung des Stammes halten ſich gewöhnlich Schwei-

Schweine für der Sonnenhitze verborgen. Die Frucht hat einen langen Stiel, und iſt einer Gurke ſehr gleich. Die Schalen werden zu Gefäßen und Flaſchen gebraucht, und die innere Rinde wird im Waſſer durchweicht und geklopft, da ſie ein ſehr feines und dauerhaftes Zeug giebt. Der Bibbybaum iſt gerade und ſo dick als ein Mannsſchenkel, ſiebzig Fuß hoch, ohne Blätter und Zweige, bis an den Gipfel mit Stacheln bewachſen. Die Frucht ſteht rund um den Stamm herum als ein Kranz, ſieht einer Muſkatennuß ähnlich, und iſt weiß von Farbe. Das Holz iſt ſchwer und ſo ſchwarz als Dinte. Der Papahbaum iſt etwan zehn Fuß hoch, und dreyviertel Ellen dicke. Er hat keine Aeſte, ſondern nur große, breite, zackigte Blätter, zwiſchen denen die Frucht von Größe, Farbe und Geſtalt einer Biſammelone wächſt. Inwendig iſt ſie weich, voll glänzender Kerne, und von ſehr angenehmem Geſchmacke. Der Gojavesbaum iſt ein ſchwaches Bäumchen, etwan ſieben Zoll dicke. Die Rinde iſt grau, und hängt feſt an dem Holze, ſo lange der Baum ſteht; wenn er aber umgehauen wird, geht ſie ab und rollt ſich. Sein Blatt iſt an beyden Seiten eingeſchnitten, dreymal ſo lang als breit, blaßgrün und voll rauher Zaſerne. Er blüht des Jahres zweymal, die Blüte iſt weiß, gleicht einer aufgeblühten Orange, und hat einen durchdringend angenehmen Geruch. Die Frucht kommt der Renette bey, nur daß ſie eine Krone, gleich dem Granatapfel, hat. Inwendig iſt eine Menge harter unförmlicher Kerne. Guavas, ein Strauch mit langen, geſchmeidigen Aeſten, weißer, glatter Rinde, hellgrünen, wie am Haſelſtrauch geſtalteten, Blättern, einer handlangen, wie eine Birne geſtalteten Frucht, welche gelb und voll angenehmen Saftes iſt.

Zahmes Vieh ſoll man in Loango gar nicht haben, ausgenommen Ziegen, Schafe und Federvieh, das letztere aber in ſo ungeheurer Menge, daß man dreyßig Stück um ſechs Pfennig Werth Glaskorallen kaufen kann. Von wilden Thieren giebt es Elephanten in großer Anzahl, Tyger, Löwen, Affen, wilde Schweine, Gazellen, das ſchöngeſtreifte Zebra, von welchem wir ſchon an einem andern Orte eine kleine Beſchreibung geliefert haben. Ferner viele Faſanen, Rebhühner, Pelikane, gelbe Adler, Reiher, Tauben, u. ſ. w. Ein beſondrer Landesvogel iſt der Alkatrazi, eine Mövenart mit ſehr langem Schnabel und braun von Farbe. Fiſche ſind ſeine gewöhnliche Nahrung: des Nachts, wenn er Luſt zum Schlafen hat, fliegt er ſo hoch als möglich, und ſteckt den Kopf unter den einen Flügel, während daß er ſich mit dem andern in der Schwebe erhält.

Fiſche findet man häufig in allen Gewäſſern und von allen Arten, die ſonſt in Guinea getroffen werden. Darunter iſt auch der Spritzfiſch, der von mittler Größe iſt, einen runden, breiten, platten Leib, kleine Schuppen, einen ungetheilten Schwanz und eine breite, fleiſchige Rückenfloßfeder hat. Sein Kopf iſt mit einem langen röhrförmigen Schnabel verſehen. Er hält ſich meiſt am Ufer auf, und weiß die Inſekten, welche auf den über dem Waſſer hervorwachſenden Pflanzen ſitzen, ſehr künſtlich zu fangen, indem er ſich der Pflanze nähert, und dann aus ſeinem Schnabel einen Waſſertropfen mit ſo viel Heftigkeit abſchießt, daß es ihm ſelten fehl ſchlägt, das Inſekt ins Waſſer zu werfen.

Endlich fehlt es Loango auch nicht an Schlangen, Eydechſen, Skorpionen, Moskiten und andern Ungezieſer; es hat aber auch Bienen, welche einen ſehr wohlſchmeckenden Honig bereiten. Nähere Kenntniſſe

niſſe von den Erzeugniſſen dieſes Landes beſitzen wir nicht, ohngeachtet es gewiß noch viele Dinge enthält, welche die Naturgeſchichte ſehr bereichern würden.

Die Einwohner von Loango werden Bramas genannt. Es ſind ſtarke, wohlgeſtaltete Leute, die übrigens den Einwohnern von Kongo in allem ähnlich ſind. Ehedem waren ſie, der Sage nach, Menſchenfreſſer, gegenwärtig aber haben ſie ſchon viel Kultur, ſind aber dabey geil, goldgierig, große Liebhaber des Palmweins, und abergläubiſch im höchſten Grade, ohngeachtet ſie auf der andern Seite wieder eiferſüchtig, großmüthig, Verächter des ordentlichen Weins und halbe Freygeiſter ſind, ſo daß ſie alſo, wie viele Leute in Europa, die äußerſten entgegengeſetzten Extreme mit einander zu vereinigen wiſſen. b) Einwohner.

Die Männer tragen lange Röcke, welche ihnen von der Mitte des Leibes bis zu den Füßen herabreichen, und unten mit Franzen beſetzt ſind. Die Kleidung des gemeinen Volkes iſt ſchlecht, und beſteht in einem bloßen Schurze, der die Blöße kaum zu bedecken im Stande iſt. Jedermann muß ein Stück Rauchwerk über ſeinen Kleidern tragen, welches bey den Reichen von der Haut eines übrigens unbekannten Thieres, Enkini genannt, deſſen Farbe ſchwarz und weiß geſprengt iſt, genommen wird. In die Mitte deſſelben, ſetzen ſie gewöhnlich einen Buſch Papogoienfedern, und die Enden werden mit Elephantenhaaren eingefaßt. Alle tragen ſie eine Schnur um den Leib, welche aus den Faſern der Matombeblätter gewebt iſt, über dieſes auch noch zwey Gürtel, jeden drey bis vier Zoll breit, einen von ſchöner rothen und ſchwarzen Farbe, den andern vom Garne, mit Blumen gewirkt, und vorn mit doppelten Schnüren befeſtigt. Manche haben auch Gürtel von Binſen und

jungen Palmzweigen. Der Hang, zu gefallen, hat hier ſo gut wie überall, wo Menſchen ſind, eine Menge Zierrathen erfunden, welche, wenn auch in europäiſchen Augen ſehr häßlich, doch in den Augen der Bramas außerordentlich ſchön erſcheinen. Dahin gehören die Schnüre von weißen und ſchwarzen Korallen, welche ſie an den Hals hängen, die dreyeckigten meßingnen Bruſtketten, welche ihnen aus Europa gebracht werden, oder die Stückchen Elfenbein, mit Muſchelſchalen vermengt, welche fein polirt und wie Halsbänder angereiht werden. An die Aerme und Füße legen ſie metallne, kupferne oder eiſerne Ringe, von der Dicke einer Federſpule, oder ſie binden Armbänder von ſchwarzen und weißen Glaskorallen darum. Auf der Schulter haben ſie einen Sack, etwan drey Viertel Ellen lang, mit einer Oeffnung; auf dem Kopfe eine Mütze; und in den Händen ein großes Meſſer, Bogen, Pfeile, oder ein Schwerdt, denn unbewaffnet ſieht man ſie niemals.

Die Kleidung der Weiber geht nicht weiter, als etwas unterhalb der Knie, über dieſen Schurz aber ziehen ſie zuweilen eine Art Schlafrock, von feinem europäiſchen Zeuge oder Leinwand an. Bruſt und Kopf ſind dabey immer ohne alle Bedeckung, und Aerme und Füße mit Ringen, Armbändern, Korallenſchnüren u. dergl. geſchmückt. Einſchnitte in die Haut machen ſich die Bramas nicht, beyde Geſchlechter aber färben ſich den Leib mit Takoelholze roth.

Ihre gewöhnlichen Speiſen ſind Fiſche, theils friſch, theils geräuchert, beſonders Sardellen, welche mit gewiſſen Gemüsarten und Pfeffer gekocht werden. Auch machen ſie einen Teig aus kleiner Hirſe und Fiſchen, der dann gekocht wird. Aus den Blättern eines Krautes wird mit geräucherten Fiſchen, Palmöl, Salz und Pfeffer ein wohlſchmeckendes Gerichte gemacht.

gemacht. Arme Leute begnügen ſich die meiſte Zeit mit Mehlbrey.

Die Bramas treiben einen ſtarken Ackerbau, und erzeugen mehr Getreide, als ſie nöthig haben; ſie fiſchen mit Matten, aus Binſen gemacht, und wohl hundert Fuß lang, und es giebt auch vielerley und mehr Handwerker unter ihnen, als in dem nördlichern Theile von Guinea: als Weber, Schmiede, Töpfer, Zimmerleute, Kanoenmacher, u. dergl. Wir wollen von einigen ihrer Handthierungen nähere Nachricht geben: aus den zerfaſerten Blättern des Matombebaums, welche etwan drey Viertel Ellen ins Gevierte halten, machen ſie zwo Arten Hanf, Poeſana zu groben, und Poeſampana zu feinern Zeugen. Aus den Fäden des Enſandabaums (den wir bey Kongo beſchreiben werden), werden verſchiedene Arten von Zeugen, theils zur Kleidung, theils zu anderm Behufe gemacht. Diejenigen, welche zur Kleidung gebraucht werden, kann man in vier Gattungen abtheilen. Eine iſt bloß für den König beſtimmt, der zuweilen dem und jenem ein Geſchenk damit macht; dieſe Art Zeug heißt Libondo. Die andre Gattung hat zwey Arten: Kimbos, das artig geblümt, mit Figuren durchwirkt iſt, und nur von dem Adel getragen werden darf. Jedes Stück dieſes Zeuges hat nicht mehr, als zwey und eine halbe Spanne ins Gevierte, und gleichwohl iſt der allerfleiſſigſte Weber nicht im Stande, ein Stück unter ſechszehn Tagen zu verfertigen; woraus man auf die auſſerordentliche Feinheit deſſelben ſchließen kann; die zweyte Art heißt Sokka, iſt halb ſo groß und etwas weniger fein. Die beyden letzten Gattungen ſind grob, glatt, aber doch eine dauerhafter als die andre, und bloß für den Pöbel beſtimmt. Die Portugieſen führen dieſe Zeuge nach Loanda, wo ſie ſtatt der gangbaren Münze gelten.

Ihre Schmiede machen alles Eiſenwerk nach, was ſie von den Europäern erhalten, Feuergewehr ausgenommen, und man muß ſich verwundern, wie ſie mit ſo elenden Werkzeugen, als ſie haben, ihre Arbeit zu einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit bringen können, daß ſie oft von der europäiſchen nicht unterſchieden werden kann. Die Töpfer machen die Wände der Häuſer und auch allerley Geſchirre, u. ſ. w.

Ihre Häuſer werden länglicht mit zwey Giebeln gebauet, und haben ein abhängiges Dach, das auf langen, dicken Pfoſten ruhet, die wieder auf Stützen liegen. Die Wände ſind von Thon, und einige haben rund umher einen Zaun von Palmzweigen, Binſen oder Weidenruthen, innerhalb deſſen auch wohl ſechs und mehrere Häuſern eingeſchloſſen ſind. Inwendig in den Häuſern ſind zwey oder drey Behältniſſe, in welchen man Töpfe, Kalabaſchen, Körbe u. dergl. findet.

Die Europäer führen aus Loango: Elfenbein, Kupfer, Bley, Zinn, Eiſen, welche Metalle zu erhalten, aber viele Mühe koſtet, da ſie tief aus dem Innern des Landes herausgebracht werden; ferner Elephantenſchwänze, welche in Loanda guten Abſatz finden, weil die daſigen Neger dieß Haar ſehr ſchön aufputzen, und es theils um Hals, theils an dem Unterleibe tragen. Dafür wird denn wieder eingeführt: Salz, Palmöl, Meſſer, grobe ſchleſiſche Leinwand, Spiegel, u. dergl.

Die Sitten und Gebräuche der Einwohner von Loango ſind nur Stückweiſe bekannt; was man aber davon weiß, iſt ohngefähr Folgendes: ihre Heurathen werden mit eben ſo wenig Ceremonien vollzogen, als in Ardrah: ſie bekümmern ſich auch nicht einmal um die Einwilligung der Freunde. Manche wählen ſich Mädchen von ſieben bis neun Jahren, welche ſie im

zehn-

zehnten Jahre zu ſich nehmen. Manche haben zehn bis zwölf Weiber; wo die gewöhnliche Zahl aber iſt zwey oder drey. Dieſe Weiber ſind nicht viel beſſer als Sklavinnen, und thun alle knechtiſche Arbeit, ſo wohl in als außer dem Hauſe. Wenn der Mann ißt, ſetzt ſich die Frau in einer großen Entfernung von ihm, und nimmt dasjenige, was übrig bleibt, ſo wie überhaupt die Unterwürfigkeit der Weiber ſo weit geht, daß ſie ſich nicht unterſtehen, die Männer anders anzureden, als auf den Knien, und auf allen Vieren zu ihnen hinkriechen.

Eine ſonderbare Gewohnheit iſt dieſe, daß nicht die Kinder, ſondern der älteſte Bruder, oder die älteſte Schweſter erben; doch müſſen ſie die Kinder auferziehen, bis dieſe im Stande ſind, ſich ſelbſt verſorgen zu können.

Wenn jemand ſtirbt, treiben ſie einen großen Lerm mit Schreyen und Heulen. Darauf bringen die Freunde den Leichnam auf die Straße, waſchen und reinigen ihn, fragen ihn, warum er geſtorben? u. ſ. w. Indeſſen bringen die Verwandten Verſchiedenes von ihren Sachen, um es mit allem ſeinem Hausgeräthe ins Grab zu werfen, und dann heben ſie den Leichnam auf, und laufen damit fort, als ob ſie ihn geſtohlen hätten. Des Abends verſammeln ſich die Freunde wieder, und auf dieſe Art betrauern ſie ihre Todten ſechs Wochen lang, Morgens und Abends.

Wenn jemand von Stande ſtirbt, ſo verſammeln ſich Freunde und Fremde, machen noch einen weit größern Lermen, und begeben ſich mit über dem Kopf zuſammengeſchlagenen Händen in die Wohnung des Verſtorbenen. Hier ſitzt der Leichnam mitten im Zimmer auf einer Matte, und iſt hinten mit Holze geſtützt. Man ſchneidet ihm nunmehr die Nägel und Haare ab, und

und reibet ihn über und über mit Takoelholze. Indeſſen laufen die Weiber allenthalben herum, rühmen ſeinen vornehmen Stand, die großen Thaten, die er begangen, und erzählen, wer ſeine Feinde und Freunde geweſen. Da nun die Hernennung der erſtern bey den Verwandten den Argwohn eines gewaltſamen Todes erzeugt, ſo fängt man die Urſache des Todes zu unterſuchen an. Können die Verwandten, wie gewöhnlich, keine Gewißheit erhalten, ſo beſchließen ſie, zu den Mokiſſos zu gehen und da Nachricht einzuholen, da dann jedermann den nächſten Freunden einige Zeuge giebt, die Unkoſten der Unterſuchung gut zu thun. Die Unterſuchung ſelbſt geſchieht auf folgende Art: ſie gehen zum Ganga d. i. Zauberer, und legen ein großes Meſſer vor ihn hin, das er zu mehrernmalen berührt, und dann ſeine Hände, eine mit der andern, reibt. Darauf ſagen ſie, der und der iſt geſtorben; ſage uns, ob dieß durch böſe Leute geſchehen iſt, oder ob ihn ſeine Mokiſſos getödtet haben? wenn nun die Hände des Kongo ohne weiteres Reiben hart zuſammen ſchlagen, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Verſtorbene eines natürlichen Todes geſtorben iſt; ſchlagen aber die Hände während dem Reiben an einander, ſo gilt dieß für einen Beweis eines unnatürlichen Todes, und nun laufen ſie zwey bis drey Monate herum, bis ſie eine Muthmaßung herausbringen. Nach dieſer Unterſuchung begraben ſie den Leichnam, und werfen einen ſeiner Mokiſſos nebſt verſchiedenen Hausgeräthſchaften auf ihn.

Dieſe Mokiſſos ſind die Götzen in Loango, denn von einem höhern Gott haben ſie weiter keine Kenntniß, als den Namen, der in ihrer Sprache Sambian Pongo heißt. Aller Gottesdienſt wird den Mokiſſos erzeiget, von welchen jeder ſeine beſondre Beſtimmung und ſeinen beſondern Namen hat. So ſind einige

über

über die Winde und den Donner geſetzt, andre haben das Getreide auf dem Felde wider die Vögel und wilden Thiere zu ſchützen, andre geben guten Fiſchfang, andre machen, daß die Früchte auf den Bäumen gut gerathen, andern ſchreiben ſie ihre Geſundheit und ihr Glück, wieder andern Uebel und Unglück zu, u. ſ. w. ſo daß keiner ohne eine feſt beſtimmte Beſchäftigung iſt.

Die Mokiſſos ſind Bilder von mancherley Geſtalt; einige wie Menſchen, andre Stangen mit kleinen Eiſen am Obertheile, oder einem andern daran befeſtigten kleinem Schnitzbilde. Die Köpfe der groſſen Götzen beſtecken ſie mit Hühner- und Faſanfedern, und die Leiber mit allerley Kleinigkeiten. Mancher macht ſeine Mokiſſos als lange Schleifen, welche um Hals und Aerme getragen werden, oder mit denen, wenn ſie mit Federn vermengt ſind, der Hals und die Mitte des Leibes geziert wird. Manche ſind nichts weiter als Töpfe, voll weißer Erde, oder Büffelshörner, voll gleicher Materie, an deren Enden eiſerne Ringe ſind. Die lächerlichſte Art wird aus einem ordentlichen runden Topfe ohne Füße gemacht; dieſer wird mit weißer und rother Erde mit Waſſer zuſammengeknätet, angefüllt, und von außen mit mancherley Farben beſtrichen.

Zu Verfertigung dieſer Götzen haben ſie beſondre Lehrmeiſter, welche ſie **Enganga Mokiſſo** nennen. Wenn jemanden von dem Enganga iſt gerathen worden, ſich einen Mokiſſo zu machen, ſo bittet er alle ſeine Nachbarn, Freunde und Bekannte zuſammen, mit deren Hülfe baut er für ſeinen Mokiſſo ein Haus von Palmäſten, und bleibt funfzehn Tage darinnen, von denen er neun Tage lang auch nie nur eine Sylbe ſprechen darf. Auf jeder Seite des Mundes trägt er eine Papogoienfeder, und rund um ihn her ſtehen kleine

ne Blöcke, an deren Seiten ſich geſchnitzte Menſchenge-ſichter befinden. Darauf begiebt ſich die Geſellſchaft auf einen ebnen Platz, auf welchem keine Bäume wachſen, und ſchließen einen Kreis um einen Kerl, der mit einer Trommel in der Mitten ſteht. Indem dieſer die Trommel zu ſchlagen und dabey zu ſingen anfängt, fängt der Beſchwörer zu tanzen an, die übrigen fallen mit in den Tanz ein, und alle beſingen das Lob des Mokiſſo. Zuletzt wenn dieſe Ceremonie zwey bis drey Tage wiederholt worden iſt, nähert ſich der Enganga dem Verfertiger des Mokiſſo mit einem ſchrecklichen Geſchrey, ſchlägt auf die oben erwähnten Blöcke, ſpricht dabey einige Worte, und mahlt dem Verfertiger des Mokiſſo auf Schläfe, Augenlieder und andere Glieder rothe und weiße Flecke, damit derſelbe fähig werde, dem böſen Feind zu begegnen. Hierauf ſtellt er ſich beſeſſen, macht ſchreckliche Geſichter, dehnt den Leib in allerley ſeltſame Stellungen, nimmt Feuer in die Hände, und beißt ſich, ohne ſich weiter zu beſchädigen. Manchmal läuft er in die Wildniß, und dann heißt es, er iſt von den böſen Geiſtern dahin getrieben worden. Indeſſen geben ſich ſeine Freunde alle mögliche Mühe, ihn mit Trommelſchlag und anderm Lerm ausfindig zu machen, bis ſie ihn finden und nach Hauſe bringen, wo er für todt liegt. Der Beſchwörer fragt ihn nunmehro, was ihm angethan werden ſoll? Der Geiſt giebt durch den Mund des Beſeßnen eine Antwort, und dieſer arbeitet und quälet ſich mittlerweile, als ob er große Schmerzen ausſtehe. Sie fangen darauf an zu ſingen und zu tanzen, bis der Teufel aus ihm herauskommt, und es wird ihm dann ein Ring um den Arm gelegt.

Wenn dieſe Leute ſchwören, ſo thun ſie ſolches bey dieſem Ringe, und ſie halten ihr Wort jederzeit unverbrüchlich, ſollte es auch mit Gefahr des Lebens geſchehen.

ſchehen. Wird jemand krank, ſo rufen ſie ihren böſen Geiſt an, daß er in den Kranken fahre, und fragen alsdann, warum der Menſch krank iſt? ob er ſeine Befehle gebrochen hat? Der Geiſt antwortet darauf aus dem Munde des Kranken, und wird durch Verſprechung einiger Geſchenke gedungen, ihn zu heilen.

Ueber die Fortdauer der Seele nach dem Tode haben ſie verſchiedene Meinungen: die von des Königs Familie glauben, wenn jemand ſterbe, ſo komme ſeine Seele in einen Körper aus derſelben Familie; andre behaupten, Leib und Seele vergehe zugleich mit einander. Manche ſetzen die Seelen, wie die Griechen und Römer, in die Zahl ihrer Schutz- und Hausgötter; andre weiſen ihnen einen Verſammlungsplatz unter der Erde an; und die fünfte Art baut ihnen kleine Behältniſſe unter den Dächern der Häuſer, etwan eine Spanne hoch, vor welchen ſie ihre Opfer thun, wenn ſie eſſen und trinken. Sie glauben auch, nicht nur daß nur wenige eines natürlichen Todes ſterben, ſondern daß auch der Mörder den Ermordeten, durch Beſchwörungen wieder auferwecken, und dann als Sklaven behalten könne. Dieſe auferweckten Todten werden von den Zauberern mit Speiſen, welche ohne Salz zubereitet werden, ernähret.

Wenn ein Kind auf die Welt kommt, ſo muß ein Fetiſchir ihm etwas als eine Pflicht zu halten auferlegen, welches nicht nur bey einzelnen Perſonen, ſondern auch bey ganzen Familien geſchieht. Dergleichen Pflichten ſind folgende: ſie müſſen ſich von dieſer oder jener Art Fleiſch enthalten, oder einige Kräuter, Früchte u. dergl. meiden; die Knochen von dem Fleiſche oder die Gräten der Fiſche in die Erde verſcharren. Manche dürfen nie über Waſſer gehen, andre auf keinem Kanoe fahren, andre ſich die Haare nicht abſcheeren,

ren, und dergleichen Poſſen mehr, wie es dem Fetiſchir einfällt, deſſen Launen für ein Geſetz gelten.

Kommt einer in ein Haus, und ſetzt ſich unverſehens auf die Ecke eines Bettes, darinnen Mann und Frau beyſammen gelegen haben, ſo muß er ſogleich zu einem Schmidt gehen, welcher ſogleich das Feuer aufbläſet, ihn bey den Finger ſeiner linken Hand nimmt, und ſolche über ſeinen Kopf kehrt; hierauf thut er zwey oder drey Schläge mit dem Hammer, bläſt mit dem Munde auf die zuſammengeballten Hände, und ſpricht mit gelinder Stimme einige Worte aus, durch welche der Verbrecher von der unwiſſentlichen Uebertretung des Geſetzes los geſprochen iſt. Dieſe und andre abergläubiſche Gebräuche beobachten ſie mit der größten Pünktlichkeit, und ſind feſt dabey überzeugt, der Mokiſſo werde diejenigen unausbleiblich und mit aller Härte ſtrafen, welche ſich nur die kleinſte Vernachläßigung in dieſem Punkte zu Schulden kommen ließen.

Alle Zauberer und Prieſter heißen **Enganga**, und nehmen den Namen des **Mokiſſo** an, welchem ſie dienen; als **Thiriko, Boeſi Batta, Likokoo, Bombo, Makemba,** u. ſ. w. von deren Bedeutung wir noch etwas hinzufügen wollen.

Thiriko iſt ein großer Flecken, etliche Meilen von der Hauptſtadt Loango. Hier befindet ſich ein großes, auf Pfeilern ſtehendes, Haus, in welchem ein Mokiſſo in Menſchengeſtalt zu ſehen iſt. Der Enganga iſt Herr des Fleckens und verrichtet den Gottesdienſt alle Morgen, welcher bloß in einigen Worten und Beſchwörungen beſtehet. Neben ihm ſteht allezeit ein Jüngling, der ihm antworten muß. Dieſem Mokiſſo wird der König, das Wohl des Landes, die Erhaltung der Saat, der glückliche Fortgang des Handels und des Fiſchfangs empfohlen. Der Mokiſſo Boeſi Batta

Batta ſcheint eine viereckte Taſche zu ſeyn, welche aus Löwenhaut verfertigt, und mit Muſcheln, bunten Steinchen, eiſernen Glocken, Baumäſten, Kräutern, Federn, Gummi, Schlüßeln, Lappen, Zähnen, Haaren und Nägeln der Albinos (wer dieſe ſind, werden wir nachher ſehen) und dergleichen angefüllt, auswendig aber mit Federn, bunten Schnüren, eiſernen Haken und einem gewiſſen Kraute geziert iſt. Wenn ſie vor dieſem Mokiſſo ihre Andacht verrichten, ſo ſetzt ſich der Enganga auf eine Matte, und ſchlägt mit einem ledernen Sacke auf ſeine Knie, wobey er eiſerne Schellen zwiſchen den Fingern hält. Dann ſpringt er auf, mahlet ſich die Augenlieder, den Leib und das Geſicht weiß und roth, und ſchlägt ſich dabey auf die Bruſt und macht ſeltſame Geebrden mit dem Leibe, dem Kopfe, den Händen und Augen, wobey er das Wort Mariomena ſehr oft wiederholt, bis er in eine Art von Verzuckung fällt, während welcher ihn die Anweſenden mit dem Safte gewiſſer Kräuter beſtreichen, wodurch er denn wieder zu ſich ſelbſt kommt, und die Eingebungen des Mokiſſo bekannt macht. Likokoo iſt ein hölzernes Bild von ſchwarzer Farbe, das einen ſitzenden Mann vorſtellet. In Kinza, einem Ort an der Seeküſte, ſagen ſie, dieſem Mokiſſo zu Ehren, eine Menge lächerlicher Lieder her. Man erzählt, daß etliche portugieſiſche Matroſen, dieſen Likokoo einmal ſtohlen, und an Bord brachten; und als nachher ein Schiff dieſer Nation vor der Küſte ſcheiterte, ward es für eine Strafe des Likokoo gehalten. Malemba iſt ein Mokiſſo, worauf ſie viel halten, weil er die Geſundheit des Königs bewahren ſoll. Er iſt eine Matratze von ohngefähr anderthalb Fuß ins Gevierte, oben mit einem Bande, an welchem Muſcheln, Federn, getrocknete Röhrchen von Kaſſia, eiſerne Schellen, Klappern u. dergl. Spielereyen mehr hängen, welche alle mit Takoelholze roth gemahlt ſind. Die

gottesdienſtlichen dazu gehörigen Ceremonien werden mit kleinen Trommeln verrichtet. Hernach wird geweihtes roth gefärbtes Waſſer auf des Engangas oder Königs Leib geſprengt, und dazu ein beſondrer Geſang geſungen. Die Edeln, welche dabey ſind, bekommen mit eben dem Waſſer einen rothen Strich auf den Leib, und haben hernach die Ehre, den Malemba mit ſeinen Gefäßen und Geſchirre wegzutragen. Mokiſſo Nimi iſt in einer kleinen Hütte eingeſchloſſen, um welche Bananas und andre Bäume gepflanzt ſind. Es iſt ein erhabner Thron, auf welchem ein Korb ſteht, der mit allerley Bagatellen angefüllt iſt, worunter ſich auch ein Halsband von Perlen, nebſt einigen kleinen Seemuſcheln, befindet. Mokiſſo Koſſi iſt ein Sack voll Hörner und weißer Farbe. Er wird bey Nacht mit Klappern, Herumkriechen auf den Knien, Waſchungen u. ſ. w. verehret. Der Mokiſſo von Kimaye beſteht aus alten Topfſcherbeln, verfaultem Holz und zerriſſenen Lumpen. Dieſer Mokiſſo giebt Regen, und behütet die Schiffenden für Unglück. Kituba iſt eine große hölzerne Klapper, auf welcher ſie ſchwören müſſen, daß ſie niemand behexen oder andre Zauberey vornehmen wollen. Panza iſt ein Stock, gleich einer Hellebarde, mit einem ausgeſchnitzten Kopfe und roth angeſtrichen. Moanzi iſt ein Topf, der in die Erde zwiſchen einigen Bäumen vergraben wird.

Die meiſten dieſer Mokiſſos werden von den Albinos verfertigt, d. i. von denjenigen, die, ob ſie gleich von Negervätern und Negermüttern abſtammen, dennoch keine Spur der Schwärze an ſich haben. Sie ſind vielmehr am ganzen Körper von einer höchſt ekelhaften Weiße; ihre Haut iſt, als ob ſie mit Schorf überzogen wäre, die Haare ſind ebenfalls weiß oder gelb, und die Augen gleichen den Kaninchenaugen.

gen. Dabey iſt ihr Geſicht äußerſt blöde, bey Nacht aber iſt ihr Geſicht ſehr ſcharf. Man bemerkt auch, daß es ihnen an dem gehörigen Geiſteskräften fehlet, und ihr Verſtand, wie bey den kleinen Kindern, beſchaffen iſt. Einige Schriftſteller haben eine beſondre Menſchenraze daraus machen wollen: allein es iſt nunmehr bewieſen, daß es Unglückliche ſind, welche aus einer uns unbekannten Urſache von dieſem Uebel, das bey ihnen eine wirkliche Krankheit iſt, befallen werden.

Das Königreich Loango war ehedem in verſchiedne kleine Herrſchaften getheilet; die Beſitzer derſelben geriethen endlich in Krieg miteinander, und einem von ihnen gelang es endlich, die übrigen alle unter den Fuß zu bringen, und ſich zum Alleinherrſcher des ganzen Landes zu machen. Nach andern wieder war Loango ehedem eine Provinz von Kongo, im vorigen Jahrhundert aber habe ſich der Statthalter empört, zum König ausrufen laſſen, und ſo viel Land dazu erobert, daß er nun ein anſehnliches Reich beherrſche. Wie dem aber auch ſey, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Bramas ihren Monarchen gleich einem Gott verehren, ihn wirklich mit der Benennung Gott beehren, und von ihm glauben, daß er nach ſeinem Gutdünken Regen geben könne. Im Chriſtmond verſammeln ſich die Leute von allen Orten her, jeder mit einem, ſeinem Vermögen angemeßnen, Geſchenke verſehen, und flehen ihn an, daß er ihnen Regen geben wolle. Der König ſetzt hierauf einen Tag an, und alle Vornehme kommen, in Begleitung aller ihrer Leute völlig gewaffnet, als wollten ſie in den Krieg ziehen, ziehen vor dem König vorüber, ſchießen Pfeile ab, und werfen ſich dann zu ſeinen Füßen nieder. Er ſitzt auf einem freyen Platze, wo ein Teppich auf die Erde gebreitet iſt, der etwan funfzehn Klafter im Umfange hat, und

aus einem Zeuge, Enſaks genannt, das dem Sammet gleichet, gewirkt iſt. Er giebt nunmehr Befehl, daß die Dembes, welches große Trommeln ſind, deren eine kaum ein Mann tragen kann, geſchlagen werden. Er hat auch acht Pongos oder Trompeten aus den größten Elephantenzähnen, welche in Vereinigung mit den Trommeln einen fürchterlichen Lerm geben. Nachdem dieſe hölliſche Muſik geſchwiegen hat, ſteht der König von ſeinem Throne auf, und ſchießt einen Pfeil gen Himmel, da denn, weil er die Zeit abpaßt, zu welcher die Regenzeit eintritt, denſelben Tag gewöhnlich Regen erfolget.

Der König führt den Titel Mani Loango, und hat verſchiedene Staatsräthe, welche Mani Bomma, der erſte von allen; Mani Mambo, Mani Beloor, Mani Belullo, Mani Kaiga und Mani Matta heißen. Außer dieſen ſind noch eine Menge geringerer Staatsbediente, und jede Provinz hat eine beſondre obrigkeitliche Perſon, welche von einigen Reiſenden mit den Friedensrichtern in England verglichen wird.

Die Macht des Königs von Loango wird ſehr erhoben, und man ſagt, daß er zahlreiche und geübte Heere ins Feld ſtellen könne. Die Soldaten ſind mit langen Schildern bedeckt, welche aus Büffelhaut gemacht werden. Ihre Waffen ſind Pfeile mit langen und breiten eiſernen Spitzen, wie Hellebarden, welche vermittelſt eines in der Mitten befindlichen Griffes mit großer Gewalt fortgeſchleudert werden.

Kein Verbrechen wird mit dem Tode beſtraft, als was wider den König iſt. Das Geſtohlne muß von dem Weibe oder den Verwandten des Diebes erſetzt werden, und der Dieb ſelbſt wird gebunden mitten auf die Straße geſtellt. Hat der Verbrecher nichts im Vermögen, ſo müſſen ſeine Freunde für ihn arbeiten, bis

das Geſtohlne völlig erſetzt iſt. Muß etwas mit einem Eide bekräftigt werden, ſo ſchwören ſie bey dem Könige mit den Worten: Figa Mani Loango. Der größte Eid aber und gleichſam eine Art von Purgatorium iſt der Trank Jmbonda.

Dieſe Jmbonda iſt die Wurzel eines kleinen Baumes, die ohngefähr ſo dick als ein Daumen, aber ſechs Zoll lang und einer weißen Rübe ähnlich iſt. Sie wird im Waſſer geſchabt und in Kalabaſchen gekocht. Dieſes giebt ein Getränk, welches ſo bitter als Rindsgalle iſt, und ſo ſtark, daß eine einzige Wurzel für hundert Perſonen zureicht. Ein Zeichen, daß einer ſchuldig iſt, iſt dieß, daß derjenige, der den Trank genommen, für todt danieder fällt, welches dadurch bewerkſtelligt werden kann, daß man eine ſtarke Portion der Wurzel in das Waſſer thut.

Durch denſelben Trank entdecken ſie auch die Urſachen der vorfallenden Begebenheiten; als Diebſtähle, Brand u. dergl. Der Kläger geht in dieſem Falle zum Könige, und bittet ihn, gegen die Gebühr einen Mann, der den Trank reicht, zu verordnen. Hierauf verſammeln ſich acht bis zehn dieſer Bondageber auf einem breiten Wege, ſetzen ſich hier auf die Erde, und um drey Uhr Nachmittags kommt der Kläger mit ſeinen Angehörigen, worauf ſie bey den Mokiſſos, die Wahrheit zu ſagen, ſchwören müſſen. Die Beklagten kommen dann ebenfalls, und jeder (denn gewöhnlich wird eine ganze Nachbarſchaft angeklagt) empfängt die ihm beſtimmte Portion des Trankes. Nach dieſem ſteht einer von den Bondagebern auf, und wirft einige Stöcke vom Bananasbaume nach dem Angeklagten, und befiehlt ihm, wenn er ſchuldig ſey, zu fallen; ſey er aber unſchuldig, ſtehen zu bleiben, und zum Zeichen der Unſchuld ſein Waſſer zu laſſen. Iſt es ein großes Verbrechen, oder der Angeklagte hat

 viel

viel Feinde, ſo führen ihn die Kläger nackend vor des Königs Gericht, wo er verurtheilt wird, in Stücken gehauen zu werden.

Bey allen dieſen Verſuchen wird großer Betrug begangen, und wer die Pfaffen zu Feinden hat, wird allemal ihren Liſten unterliegen, daher auch viele Leute durch dieſe betrüglichen Proben ums Leben kommen.

Von dem Könige von Loango ſagt man, daß er ſiebentauſend Weiber habe, die aber nicht bloß zum Staate dienen, ſondern ſo ſehr als gemeine Weiber arbeiten müſſen. Sonderbar iſt es, daß, wenn eine derſelben ſchwanger wird, ſie den Imbondatrank nehmen muß, um zu erfahren, ob der König auch wirklich Vater des Kindes ſey. Iſt ſie ſo unglücklich, das Getränk nicht vertragen zu können, ſo wird ſie ohne weitere Umſtände verbrannt.

Der König verordnet allezeit eine alte ernſthafte Matrone, die er ſeine Mutter nennt, und ſo ſehr verehrt, als wenn ſie es wäre. Sie führt den Titel **Makonda**, hat ſehr viel Macht und der König muß in allen wichtigen Dingen ſie um Rath fragen. Ja, man ſagt ſogar, daß ſie ihn ums Leben bringen kann, wenn er ihr eine Beleidigung angethan hat.

Dem Könige folgen ſeine Kinder nicht in der Regierung, ſondern die Krone fällt auf den älteſten Bruder, und, in Ermanglung deſſen, auf der Schweſter Kinder. Alle, welche Anſprüche auf die Krone haben, halten ſich an beſtimmten Orten auf, die mehr oder weniger von der Reſidenz entfernt ſind, je nachdem ihr Anrecht näher oder entfernter iſt. Derjenige der den nächſten Anſpruch zu machen hat, führt den Titel **Mani Kay**. Alle dieſe Thronkandidaten werden mit vieler Unterthänigkeit verehret, und wer bey ihnen vorüber geht, kniet nieder und klopft in die Hände.

Der

Der König kleidet ſich gewöhnlich in europäiſche ſeidene Zeuge; ein beſonderes Kennzeichen, das nur er und die Vornehmſten ſeines Hofes tragen dürfen, iſt eine wilde Katzenhaut, die als eine Art von Aermel am linken Arme zuſammengenäht iſt. Er hat zwey beſondre Häuſer: das eine, darinnen zu eſſen, das andre darinnen zu trinken. Die Speiſen werden ihm, täglich zweymal in zugedeckten Körben gebracht, und neben her geht ein Mann, welcher mit einer großen Glocke läutet, damit ſich jedermann, der bey ihm iſt, entfernen könne, weil es das Leben koſtet, wenn irgend jemand den König eſſen oder trinken ſieht. Man erzählt hiervon etliche Beyſpiele: das Kind eines Vornehmen ſchlief einmal in des Königs Speiſeſaal ein, und erwachte in dem Augenblicke, als der König trank; der Tyrann hätte ihm freylich das Leben retten können, allein Deſpotiſmus wiegt jede Empfindung der Menſchlichkeit nieder, und der unglückliche Vater erhielt nichts, als acht Tage Aufſchub, nach deren Verlauf das Kind mit einem Schmiedehammer erſchlagen, und mit ſeinem Blute die Mokiſſos des Königs beſprengt wurden. Unſtreitig war dieß ſo grauſam, als nur etwas gedacht werden kann, allein die Tyranney geht hier noch weiter, und des Königs eigner zwölfjähriger Sohn ward geviertheilt und ſein Körper öffentlich in der Stadt herumgetragen, als er ſeinen Vater hatte eſſen ſehen. Ein ſo abſcheulicher Gebrauch, der ſich ſogar auf das Vieh erſtreckt, muß allein im Aberglauben ſeine Quelle haben, denn nur dieſer iſt fähig, ſolche Greuel zu erzeugen: auch ſagen die Reiſenden, daß man in Loango glaube, wenn jemand den König eſſen oder trinken ſehe, und ſein Verbrechen nicht mit dem Leben büße, dieß unausbleiblich den Tod des Königs nach ſich ziehen werde.

Nachdem der König gegeſſen hat, geht er gewöhnlich in völliger Pracht, in Begleitung des Adels und ſeinen Hofbedienten, nach einem Hauſe, wo gewöhnlich verwickelte Rechtshändel entſchieden werden. Dieß Haus ſteht in einer Ebene und iſt mit Palmäſten umzäunet. Die Vorderſeite iſt, um friſche Luft zu verſchaffen, offen, und etwan zwanzig Fuß hinterwärts iſt ein Schirm queerdurch geführt. Es hängen an demſelben von oben bis an die Erde zuſammengerollte Blätter, welche Rumbel genannt werden, und dicht an dem Schirm ſteht ein Thron von ſchwarzen und weiſſen Palmitoäſten, welche wie Korbwerk ſehr artig durcheinander geflochten ſind.

Der Thron iſt etwan vier Fuß lang, anderthalb hoch und zwey breit. Auf jeder Seite ſtehen große Körbe von rothen und ſchwarzen Weidenruthen geflochten, in welche der Aberglaube der Bramas Geiſter zu Beſchützung des Königs dichtet. Neben ihm ſitzt auf jeder Seiten ein Becherträger; der eine reicht ihm dem Becher, der andern giebt mit eiſernen Stäben ein Signal, daß der König trinken will, worauf er und alle die da ſind, ſich auf die Erde werfen.

Ohngefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang geht der König zum zweitenmal an den Ort, der zum Speiſen beſtimmt iſt, und dann wieder in das ſchon angeführte Haus, wo er bis zur Nacht hie bleibet. Sonſt kommt er nirgends hin, wichtige Urſachen ausgenommen; und der Ort, wo er ſich alsdann ſehen läßt, iſt eine große Ebene, mitten in der Stadt, dem Pallaſte gegenüber. Der Stuhl, auf welchem er dann ſitzt, iſt gleichfalls von ſchwarz und weißen Ruthen geflochten, und hinter ſeinem Rücken hängt an einer Stange ein Schild, das mit verſchiednen europäiſchen Zeugen bedeckt iſt. Neben ihm ſtehen ſechs bis acht Fächel, Pos genannt, die an den

Enden langer Stangen befeſtigt, halb rund von Form und hin und wieder mit Muſcheln und Federn geſchmückt ſind. Dieſe Fächel werden mit Heftigkeit bewegt, und kühlen die Luft ab. Vor des Königs Sitze liegt ein großes Stück Zeug, das aus Baumbaſt gemacht iſt, und welches niemand als der König und ſeine Kinder betreten darf. Die Großen des Reichs ſitzen in langen Reihen, theils auf der bloßen Erde, theils auf dergleichen Zeugen, auf welchen der König ſitzt, alle aber haben Büffelsſchwänze in Händen, mit welchen ſie ſich friſche Luft zuwehen. Hinter ihnen ſteht das Volk, und hinter dem Könige ſeine Bedienten, deren eine große Menge iſt.

Dabey haben ſie dreyerley Arten Muſik; als erſtlich elfenbeinerne Inſtrumente, wie Jagdhörner geſtaltet, dann Trommeln, aus hohlen Stücken Holz gemacht, und an dem einen Ende mit Leder bedeckt; das dritte endlich gleicht einem Siebe, rings herum ſind lange Löcher geſchnitten, je zwey und zwey zuſammen, und in jedes Loch thun ſie zwo Kupferplatten. Wenn dieſes Inſtrument geſchlagen wird, klingt es wie kleine Glöckchen.

Wenn Edelleute bey dieſer Gelegenheit den König grüßen, ſo beſteht der Gruß darinnen, daß ſie drey große Sätze vor und drey rückwärts thun, und ihre Aerme dabey über den Kopf ſchwingen. Wenn ſie mit dieſer Ehrenbezeugung, welche Khilomba heißt, ſich genähert haben, ſo werden ſie von dem König mit ausgeſtreckten Armen aufgenommen, worauf ſie dreymal in die Hände klopfen, und ſich zu des Königs Füßen niederwerfen. Seine beſondern Lieblinge aber laufen gerade auf den König zu, und legen ſich mit beyden Händen auf ſein Knie.

Vor dem Könige ſtehen drey oder vier Kerls mit großen Glocken in den Händen, auf welche ſie ſchla-

gen, wenn Stillſchweigen geboten werden ſoll. Auch ſitzen vor des Königs Teppich einige Zwerge und Albinos. Der Sage der Bramas zu Folge, die aber höchſt verdächtig iſt, wohnt eine ganze Nation ſolcher Zwerge, in einer Wüſte, wo es gleichwohl viele Elephanten giebt.

Da vom erſten bis vierten Jenner in Loango die Saatzeit iſt, und des Königs Weiber in dieſen Tagen ein Stück Land zwey Stunden Weges in die Länge und eine in der Breite beſtellen müſſen, ſo zeigt ſich der König ebenfalls täglich etliche Stunden, ſie zur Arbeit aufzumuntern, und des Abends werden ſie auf ſeine Koſten herrlich geſpeiſet.

Die Leopardenjagd iſt ebenfalls eine Gelegenheit, bey welcher ſich der König öffentlich ſehen läßt. Wenn nehmlich ein Leopard ausgeſpürt worden iſt, ſo wird jedermann durch Trompetenſchall aufgerufen, dem König auf die Jagd zu folgen. Iſt es tief in den Wald hinein, ſo wird der König auf einem Seſſel getragen, der ſehr künſtlich von ſchwarzem Zinn ausgearbeitet iſt, auf jeder Seite deſſelben iſt eine Stange, der Sitz mit Tuche bedeckt, und vier Männer, zwey vorn und zwey hinten tragen ihn.

Iſt man zu des Leoparten Lager gekommen, ſo wird es rings umher von Leuten beſetzt, die mit Pfeil und Bogen oder Lanzen und Wurfſpießen bewaffnet ſind. Vor dem König, welcher auf einer Erhöhung ſteht, breiten ſie lange Netze aus, und dann wird das Thier aufgetrieben und jederzeit von der Menge überwältigt und vor den König gebracht, der ihm, wenn es noch einiges Leben hat, das man ihm denn gewöhnlich läßt, den Tod giebt. Die Haut erhält der König, Fleiſch und Eingeweide werden tief in die Erde vergraben, die Galle aber, welche für ein ſtarkes Gift gehal-

gehalten wird, zerſchneiden und werfen ſie in den Fluß.

Wenn ein König ſtirbt, ſo wird der Leichnam in ſeiner koſtbarſten Kleidung, und auf einen Stuhl gebunden, in eine unterirdiſche Höhle gebracht, und mehrere Arten von Hausgeräthe, als Töpfe, Keſſel, Pfannen, u. ſ. w. zu ihm gelegt. Darauf ſetzt man kleine hölzerne und irdene Bilder rund um ihn her, und in eine daranſtoßende Höhle werden die Körper etlicher deshalb getödteter Sklaven gelegt, welche dem König in jener Welt zur Bedienung dienen ſollen.

c) Einzelne Orte.

Loango beſteht aus mehrern Provinzen, von denen Loangiri, Loangomongo, Khilongo, Piri, welche landeinwärts liegen, Mayomba, Loango und Angoy, die an der See liegen, die vornehmſten ſind.

Die erſten ſind nur wenig bekannt, und was man davon weiß, iſt folgendes: Loangiri hat viel kleine Flüſſe, iſt fruchtbar und volkreich. Seine Einwohner nähren ſich vom Fiſchfang und Verfertigung inländiſcher Zeuge. Loangomongo iſt ein großes bergigtes Land, das viel Palmöl erzeuget und Vieh in Menge hat. Die Einwohner ſind Weber und Kaufleute. Khilongo übertrifft alle andre an Größe und iſt ſehr volkreich. Hie und da iſt es bergigt, hie und da aber hat es ſchöne Ebenen und Thäler. Die Einwohner ſind äußerſt grobe Leute, treiben aber mit Elfenbein einen beträchtlichen Handel. Der Statthalter von Khilongo iſt gewiſſermaßen unumſchränkt, wenigſtens in ſofern, daß ſich das Volk einen andern wählen darf, ohne den König vorher um Erlaubniß zu bitten. Piri iſt ſehr flach, volkreich, fruchtbar an Baumfrüchten, Vieh und Geflügel. Die Einwohner leben meiſt von der Viehzucht und Jagd.

Meh-

Mehrere Kenntniſſe hat man nicht von den im Lande liegenden Provinzen; die nach der See zu aber ſind weit beſſer bekannt. Da iſt erſtlich Nayumba oder Nayomba, welche ſo ſehr mit Waldung bedeckt iſt, daß man zwanzig Tage lang, ohne einige Hitze zu fühlen, darinnen fortreiſen kann. Sie bringt aber auch gar kein Getreide hervor, daher die Einwohner nur von Plantanen und Nüſſen leben. Zahmes Vieh oder Flügelwerk findet man auch nicht, dafür aber Elephanten in Menge, deren Fleiſch die Einwohner ſehr hoch ſchätzen, nebſt andern Arten von Wildpret und Fiſchen. In den Wäldern giebt es Paviane, Affen, Meerkatzen und andre wilde Thiere.

Der Hafen Mayomba liegt zwey Seemeilen ſüdwärts vom ſchwarzen Vorgebirge, und wird durch eine große ſandige Bay gebildet, in welche ſich ein ziemlich großer Fluß, Namens Bonna, ergießt. Unweit davon liegt die Stadt oder vielmehr der Flecken Nayomba, der ſo nahe an die See gebauet iſt, daß die Bewohner deſſelben, wegen der anſpielenden Wellen, ſich oft tiefer ins Land flüchten müſſen. In dieſem Flecken ſteht ein Götze Maramba genannt, in einem hohen Behältniſſe, das einem Bienenkorbe gleichet. Dieſem Maramba werden Männer, Weiber und Knaben auf folgende Art geweihet: ſie begeben ſich zu dem oberſten der Enganga, der ſie in eine finſtre Kammer ſperrt, und ihnen ſchlechtes Eſſen reichet; haben ſie das einige Tage ausgehalten, ſo läßt er ſie heraus, verbeut ihnen aber, etliche Zeit nichts zu ſprechen. Iſt auch dieß vorbey, ſo werden ſie endlich vor den Maramba gebracht; und nachdem ihnen zwey Zeichen in Geſtalt eines halben Mondes in ihre Schultern geſchnitten worden, ſo werden ſie beſchworen, dem Maramba treu zu ſeyn. Dieſen Eingeweihten iſt verboten, gewiſſe Arten von Speiſen zu eſſen, und ſie müſſen

Mayomba.

ſen ein Anhängſel unter dem linken Arme tragen. Dem Statthalter dieſer Landſchaft wird, das Bild des Maramba vorgetragen, wo er hingeht; und wenn er ſeinen Palmwein trinkt, wird die erſte Schale zu den Füßen des Götzen ausgegoſſen.

Ehedem wurde hier ein ſtarker Handel mit Elfenbein getrieben, der aber jetzt faſt verfallen iſt. Die Weiber fangen Auſtern aus dem Fluſſe, welche geöffnet und geräuchert werden, da ſie ſich denn etliche Monate lang ſehr gut halten. Die Einwohner leben meiſt von der Jagd, da ihr Land an vielerley Wildpret Ueberfluß hat. Ihre Hunde können nicht bellen, daher ſie ihnen Klappern an den Hals hängen.

Von dem ſchwarzen Vorgebirge nordwärts wohnt ein Herr, Mani Seat genannt, der unter allen Vaſallen des Königs von Loango den ſtärkſten Elfenbeinhandel treibet, weil die Jagd dieſer Thiere die einzige Beſchäftigung ſeiner Unterthanen iſt. Sein Gebiet wird auch Sette genannt und erzeugt eine Menge von Braſilienholze, mit welchem die Negern einen ſehr ſtarken Handel treiben. Es werden hier einige Ziegen und Federvieh gezogen, und die Einwohner nähren ſich von Hirſe, Bananas und Wildpret.

Das Gebiet von Gobbi iſt voll Moräſte, Teiche und Flüſſe, in denen ſich Fiſche und Seekühe aufhalten. Außer Raubthieren findet man wenig Vieh darinnen.

Nordoſtwärts vom ſchwarzen Vorgebirge ſoll das Volk der Zwerge, Matimbaer genannt, leben, welche nicht größer als Knaben von zwölf Jahren, aber außerordentlich dick ſeyn ſollen. Die Bramas ſagen, daß ſie in Elfenbein und Elephantenſchwänzen Tribut an ihren König bezahlen.

Kalan-

Kalango liegt ſüdwärts von Mayomba, und wird an der einen Seite von dem Fluſſe Kuelle begränzt. Das Land iſt allenthalben eben, und der Boden bringt überflüßiges Korn hervor. Auch liefert es viel Honig.

Loango. Die Provinz Loango iſt ſüdwärts von Kalongo. Die Hauptſtadt hat denſelben Namen, und liegt drey Stunden von der Seekuſte in einer großen Ebene. Auf den Straßen, welche weit, lang und beſtändig reinlich ſind, ſtehen viele Palm- und Bananasbäume. Die Stadt iſt groß, aber unordentlich gebauet, und in der Mitten iſt ein großer freyer Platz, an deſſen Seite der Pallaſt des Königs ſtehet. Auf dieſem Platze verkauft man täglich Palmzeuge von allerley Arten, Federvieh, Fiſche, Wein, Oel, Korn und andere Lebensmittel. Die Häuſer werden länglicht mit zwey Giebeln gebauet, und haben ein abhängiges Dach, welches auf dicken Pfoſten ruhet. Die Breite, Länge und Höhe iſt bey allen beynahe gleich, ſo daß ſie alle einander gleich ſehen. Um einige geht ein Zaun von Palmzweigen und zuſammengeflochtnen Weidenruthen. Das Hausgeräthe beſteht in Töpfen, Kalabaſchen, hölzernen Fäſſern, Matten, Körben, u. dergl.

Der Pallaſt des Königs beſteht aus zehn Häuſern, und an der Südſeite derſelben iſt ein beſondrer Bezirk, in welchem ſeine Weiber wohnen, und wo keine Mannsperſon, bey Lebensſtrafe, hineingehen darf. Die Anzahl ſeiner Weiber beläuft ſich auf hundert und funfzig.

Kenga. Der Hafen von Loango iſt zu Kenga, einem durch einen Mokiſſo berühmten Flecken. Der Mokiſſo iſt ein kleines ſchwarzes irdenes Bild, das in einem kleinen Hauſe dicht an der Landſtraße ſtehet.

Die

Die Einwohner ſagen, der Mokiſſo beſuche in der Nacht bald dieſe, bald jene, welche dann auf drey Stunden lang unſinnig würden. Leute, die ſo glücklich ſind, dieſes nähern Umgangs gewürdigt zu werden, werden in großen Ehren gehalten. Noch ſteht zu Kenga ein andrer Mokiſſo, der in nicht geringerm Rufe iſt.

Zwey Seemeilen oſtwärts von der Hauptſtadt liegt der Flecken **Longeri**, wo die Könige des Landes begraben werden. Der Platz dazu iſt rundum mit Elephantenzähnen umgeben, welche wie Pfähle in der Erde ſtecken. Longeri.

Vierzehn Tagereiſen von Loango gegen Nordoſt liegt das Gebiet **Kango**, ein gebirgigtes Land, das einen ſehr ſteinigten Boden hat, und ſehr viel Kupfer hervorbringt.

Angoy iſt ein kleines Ländchen, das von Einigen ſogar zu einem beſondern, Loango aufs höchſte nur zinsbaren Königreiche gemacht wird. Es iſt ſehr waldigt, und die vornehmſte Stadt darinnen iſt **Bomangoy**, an der Nordſeite des Fluſſes Zaire, nicht weit von der Mündung deſſelben gelegen. Das Haus des Mani oder Unterkönigs iſt mit großen, feſt mit einander verbundenen Pfählen umgeben. Die Zimmer ſind mit Matten von verſchiedener Farbe behangen, und vor dem Hauſe iſt eine Batterie mit metallnen Kanonen. Bomangoy.

Der vornehmſte Hafen in Angoy iſt **Kabenda** oder **Kapinda**. Die daſige Bay iſt hie und da flach, und moraſtiger Grund, erhebt ſich aber landeinwärts, und bildet eine Reihe mäßiger Hügel. Auf der Anhöhe dieſer Hügel liegt die Stadt, bey welcher die Engländer eine Faktorey haben. Die Häuſer in dieſer Stadt ſind meiſt aus Rohr erbauet, manche Kabenda.

rund

rund wie Körbe, andre viereckt, alle aber ſind ſehr elende armſelige Hütten. Die daſige Gegend iſt an vielen Orten wüſte, weil die Neger ihren guten Boden aus Trägheit nicht bearbeiten, daher auch die Lebensmittel zuweilen ſehr theuer ſind.

Zahmes Vieh findet man hier gar nicht, etliche Schweine ausgenommen, welche aber weder vorzüglich gut, noch groß ſind. Hühner aber ſind in Menge da. Von wilden Thieren giebt es mehrere Arten, beſonders Zibetkatzen, Affen und Leoparden. Die Ufer ſind voll Fiſche, und die Auſtern liegen in großen Haufen über einander.

Die gewöhnlichſte Kleidung der Einwohner im Lande Angoy ſind zwey Stück Kattun, von denen eines über die Schultern geworfen, das andre um die Lenden gegürtet wird. Aermere ſind bloß mit einem kleinen Schurze zufrieden. Auf der Bruſt haben ſie vom Halſe herab ein Stück Elfenbein hangen. Das Haar tragen ſie auf verſchiedene Art: Manche laſſen ſich oben eine Platte ſcheeren, und auf den Seiten kleine Haarbüſchel ſtehen, andre tragen es nur kurz verſchnitten, andre wie eine Krone, u. ſ. w.

2) Kongo. Kaum kann man eigentlich ſagen, daß die Gränzen des Königreiches Kongo feſt beſtimmt ſind, denn nach den Nachrichten der einen Schriftſteller, erſtrecken ſich ſeine Gränzen bis dahin, nach der andern ihren bis wo anders, und im wirklichſten Sinn iſt es ſchwer, genau in ſolchen Sachen zu ſeyn, die faſt die Unmöglichkeit bey ſich führen. Nach den beſten geographiſchen Nachrichten, die wir jetzt von dieſen Gegenden haben, gränzt das eigentliche Kongo, gegen Norden mit Loango und dem Königreiche Makoko oder Anziko, davon es der Fluß Zaire ſcheidet; gegen Oſten mit eben dieſem Königreiche und dem

dem Königreiche Matamba; gegen Süden mit Benguela; und gegen Weſten mit dem Ocean.

Es liegt zwiſchen dem andern und eilften Grad ſüdlicher Breite, und zwiſchen dem zwey und dreyßigſten und ein und vierzigſten Grade öſtlicher Länge; es erſtreckt ſich in die Länge von Norden gegen Süden auf fünfhundert und ſechszig Meilen; und in die Breite von Weſten gegen Oſten auf vierhundert und zwanzig Meilen.

Ehedem war ſeine Gränze ungleich ausgebreiteter, und begriff verſchiedene andere Landſchaften in ſich, welche nach und nach von ihm abgefallen ſind, und daher auch wohl Gelegenheit gegeben hat, daß man in der Beſtimmung der allgemeinen Größe nie recht einig werden kann. So gehörte ehedem hinzu Abundos, Matama, Quizama, Angola, Rakongo, die Königreiche Kongere, Amdara, und die Pangelungoer, Anziguoer, Anziquana, Loango, u. a. m. Gegen Oſten befindet ſich ein großes Gebirge, welches den Namen Kryſtallgebirge führet, und zwar deshalb, weil hier in der Nachbarſchaft dieſes Gebirges eine große Menge Kryſtalle aller Art gefunden werden. Der Umfang des Gebirges iſt groß, eben ſo auch ſeine Höhe iſt beträchtlich, wird aber nur an ſeinem Fuße bewohnet. Andere hohe Berge werden mit dem Namen, die Sonnenhügel, belegt, weil ſie theils ſehr hoch ſind, und weil man demohngeachtet niemals Schnee auf ihnen entdecket; doch iſt auch keine Spur eines Baumes darauf zu finden.

Zu der Fruchtbarkeit Kongos tragen ſeine vielen Flüſſe hinlänglich bey. Die vornehmſten davon ſind, von Norden gegen Süden zu, der Zaire, Lelunda, Ambriz, Enkokoque-Matari, Loze, Onza, Libongo, Danda, Bengo und Quanza.

Der Fluß Lelunda, welches ſo viel als eine Forelle bedeutet, entſpringt mit dem Koanza oder Quanza aus einem See. In ſeinem Laufe geht er dichte an dem Fuße des Berges St. Salvator vorbey, und vereiniget ſich unterwegens mit einem andern Fluſſe, der aus dem großen See kömmt. Bey trockener Jahreszeit kann man zu Fuße darüber gehen, allein er iſt auch wieder zu Zeiten des Regens ſehr groß. Von dem Berge an läuft der Lelunda in verſchiedenen Krümmungen, weſtſüdweſtwärts nach der See, worein er mit einem ſchnellen Laufe fällt, und ſo gefährlich er wegen der häufigen hier lauſchenden Krokodille iſt, ſo wenig achten die Schwarzen dieſer Gefahr, und fahren ſehr oft ganz ruhig den Fluß auf und ab.

Der Fluß Ambritz hat bey ſeinem Ausfluſſe einen Hafen, und fließt vier franzöſiſche Meilen von St. Salvator. Er liegt im ſechſten Grade Süderbreite, und iſt ein großer fiſchreicher Fluß, jedoch beym Eingange felſicht; inzwiſchen können kleine Boote gut darauf fortkommen. Er hat mit dem Lelunda einerley Urſprung. Das Waſſer ſieht ſchlammicht aus, welches von der Geſchwindigkeit des Stromes herkommt, an deſſen Ufer das Herzogthum Bambo ſtößt. Dreyßig Meilen hinauf an dieſem Fluſſe iſt eine Fähre, wo ein jeder Reiſender dem Könige von Kongo einen gewiſſen Zoll für die Ueberfahrt bezahlen muß. An ſeinem ſüdlichen Ufer giebt es viele Leute die vom Salzmachen leben, welches ſie aus dem Seewaſſer in irdenen Töpfen kochen, und dabey ſehr grau und ſandicht iſt; doch treiben ſie immer einen ſehr guten Handel damit nach Bambo und verſchiedenen andern Oertern.

Der Enkokoque-Matari, deſſen Urſprung den Europäern völlig unbekannt iſt, hat faſt gar keinen Nutzen, weil in ſeinem Ausfluſſe große Sandbänke ſind, ſo daß er kein klein Boot trägt, und ſo wenig

Waſſer hat, daß auch kaum ein Kahn darauf fortkommen kann.

Der Loze, ein anderer kleiner Bach, hat keinen Hafen, doch trägt er aufwärts in das Land Boote. Etwa zwanzig Meilen aufwärts iſt eine Fähre, wo alle Reiſende für die Ueberfahrt dem Herzog von Bambo einen Zoll entrichten müſſen.

Die Onza hat einen Hafen, iſt aber ſo ſeicht, daß man durchwaden kann, und trägt deshalben keine Schiffe.

Der Libongo hat keinen Hafen, iſt auch nicht ſo tief, daß Schiffe darauf gehen könnten.

Der Danda iſt ein breiter Fluß, und kann Schiffe von hundert Tonnen tragen. Er hat bey dem Ausfluſſe fünf oder ſechs Fuß tief Waſſer. Er iſt voller Fiſche, aber auch voller Krokodille und Seepferde. Er fließt durch fruchtbare Felder, und iſt auf der Mittagsſeite ziemlich tief, gegen Norden aber auf zwey Meilen weit ſehr ſeichte.

Der Bengo, dem einige für Einen Arm des Danda halten, iſt ein anderer großer Fluß. Man kann mit Schaluppen bis vierzig Meilen aufwärts bequem ſeegeln, und in ſeiner Mündung hat er, der Sandbänke ungeachtet, manchmal ſieben bis acht Fuß tief Waſſer. Er entſpringt ſehr weit, und läuft bey regnerichten Wetter im März, April und May ſo ſtark an, daß er öfters durch die Gewalt des Stromes große Stücken Erde auf einer Seite wegführet.

Der Fluß Quanza entſpringt aus einem kleinen See, den ein gewiſſer Fluß machet, der aus dem großen See, welcher der vornehmſte Quell des Nils iſt, entſtehet. Er iſt bey dem Ausfluſſe zwey Meilen breit, und es können kleine Barken wohl hundert

Meilen den Strom hinanſeegeln, doch hat er keinen Hafen.

Der Zaire iſt dagegen ein ſehr breiter Fluß, und der größte im Königreich Kongo. Man ſagt, er habe ſeinen Namen von der Unwiſſenheit der erſten Entdecker, die, als ſie bey dem Hinanfahren die Schwarzen fragten: was für ein Fluß und Land das wäre? von ihnen, weil ſie dieſe nicht verſtehen konnten, zur Antwort bekamen: Zevoco, das heißt auf Kongiſche Sprache „ich kann es nicht ſagen,“ welches Wort man hernach in Zairo verwandelt hat. Wahrſcheinlicher aber hat er ſeinen Namen von dem Fluſſe und der Stadt Zayri, achtzehn oder zwanzig Meilen von der See gelegen. Die Portugieſen ſetzten auf einer Ecke des Ausfluſſes ein Kreutz von feinem Marmor, einige Zeit hernach fanden es die Holländer, und brachen es aus Neid in Stücken.

Dieſer große Fluß führet ſein Waſſer aus dreyen Seen, der erſte heißt Zämbre, der andere Zaire, und der dritte iſt ein großer See, aus welchem der Nil ſeinen Urſprung nehmen ſoll. Doch iſt der Zambre der Hauptquell darunter, woraus der Nil, der Zaire und andere Flüſſe mehr entſtehen, und Afrika auf allen Seiten durchwäſſern. In dieſen Fluß fallen auf ſeinem Laufe durch Kongo verſchiedene Flüſſe, die zur Handlung auf Booten ſehr bequem ſind. Bey dem Eingange iſt dieſer Fluß acht und zwanzig Meilen weit, ſein Strom dringt mit ſolcher Gewalt in die See, daß, wenn er ſtark angelaufen iſt, ſein Waſſer vierzig oder funfzig bis achtzig Meilen weit vom Lande ſo friſch gefunden wird, daß es die Reiſenden trinken. Sie erkennen auch daſelbſt aus dem Ungeſtüm des Waſſers, wo ſie ſind. Man kann aufwärts mit großen Barken über fünf und zwanzig Meilen fahren, und weiter hin wird er von einer Reihe Felſen

in die Enge gedrückt, und fällt mit einem ſolchen Geräuſche nieder, daß man es mehrentheils acht Meilen weit hören kann; weshalb ihn auch die Portugieſen den Waſſerfall nennen.

An der ſüdlichen Seite bey dem Eingange raget ein Vorgebirge hervor, das die Portugieſen Cabo de Padron nennen, als welche daſelbſt vor zweyhundert Jahren eine kleine Kapelle gebauet, und ein Kreutz aufgerichtet haben. Ein wenig weiter hinein an dem Vorgebirge liegt das kleine Vorgebirge St. Paul, woſelbſt eine gute Rhede für die Schiffe iſt. Fünf Meilen davon iſt eine Klippe, die der Pampusfels heißt, und zehn oder zwölf Meilen weiter, der Sitz des Grafen von Sonho.

Zwiſchen der Mündung des Fluſſes und dem Waſſerfall ſind verſchiedene mit Städten und Dörfern wohlbewohnte Inſeln, die dem König von Kongo unterthan ſind, und ſehr oft kleine Gefechte auf ihren Booten unternehmen, die bey ihnen Lungo heißen, und aus Stämmen von einem Baume, der ungemein dick iſt, aushöhlen.

Das erſte von dieſen Eylanden, welches aber ſehr klein iſt, heißt von der großen Menge Flußpferde, die Pferdeinſel. Die Eylande Bomma und Quintalla liegen in der Mündung dieſes Fluſſes, und höher hinauf liegen andere, die alle ungemein ſtark bewohnt ſind, und wenn ſie wider den König von Kongo aufrühriſch werden, ſich eigene Regenten erwählen.

Bomma hat Eiſenmienen; und ob es gleich viele Einwohner aufweiſen kann, ſo ſiehet man doch faſt gar keine Häuſer, weil das Land zum größten Theil unter Waſſer ſtehet, ſo daß die Schwarzen in ihren Kähnen von Baume zu Baume fahren, zwiſchen wel-

chen ſie gewiſſe Plätze mit Blättern und Aeſten erhöhet haben, worauf ſie ohne einiges Dach wohnen und bleiben.

Dieſe Eyländer ſind ſtarke, tapfere und nervigte Menſchen, deren Lebensart freylich nicht anders als thieriſch iſt; dabey bilden ſie ſich ein, mit dem böſen Weſen, oder dem Teufel, ſprechen zu können. Wenn ſie ſich dieſer Angelegenheiten halber verſammelt haben; ſo läuft einer von ihnen mit einer Maske herum, welches gewöhnlich drey Tage lang dauert; und wenn dieſe vorbey ſind, dann machen ſie noch andere Ceremonien, bis alsdann der böſe Geiſt aus dieſer verlarvten Perſon redet. In Friedenszeiten erhalten ſie ihren Lebensunterhalt durch Vertauſchen, und im Kriege handeln ſie mit nichts als mit Waffen, Pfeilen, Bogen und Lanzen.

Dieſe Art Menſchen kennet keine Bündniſſe, ſelbſt die Bande der Ehe nicht, ſondern leben mit einander von ihrer Jugend auf, wie es ihnen der natürliche Trieb, oder die jedesmaligen Umſtände erlauben. Auf dieſer Inſel Quuntalla iſt auch ein Götzenbild von Silber, zu welchem ſich niemand nahen darf, als die Prieſter, welche beſtellt ſind, den Weg dazu zu verwahren und dafür zu ſorgen, daß er nicht entdeckt werde. Zu dem Ende müſſen ſie ſelbſt, ſo oft ſie dazu gehen, einen beſondern Fußſteig nehmen, welchen niemand anders finden kann.

Viele Könige und Einwohner opfern dieſen Götzen, beſonders in Krankheiten, verſchiedene von ihren koſtbarſten Gütern, die niemand gebrauchen darf, wenn ſie einmal dem Gott geweyhet ſind, ſondern bloß durch die Länge der Zeit verdorben werden; denn ſobald als ſie dem Gott dargebracht werden ſollen, ſo trägt ſie die dazu beſtimmte Perſon auf einen großen

ebenen Platz, wo das Götzenbild ſtehet, und, an ſtatt der Steine, mit einem Walle von Elephantenzähnen umgeben iſt, und hängt ſie an Stangen auf, bis ſie verweſen. Dieſe Eyländer haben auch beſondere Oberhäupter und Beamte, die ſie durch die meiſten Stimmen erwählen.

Die Inſel Zaira-Kakongo iſt eben nicht eine der kleinſten, ob ſie ſchon nicht groß iſt, und liegt in der Mitte des Fluſſes. Sie hat einen Ueberfluß von allen Arten Lebensmitteln und eine große Anzahl Einwohner. Sie iſt acht Faden über dem Waſſer erhaben, und wird von dem Königreich Kongo durch einen Fluß abgesondert, über welchem hier eine Brücke iſt.

Nach dieſer vorläufigen allgemeinen Ueberſicht des vor uns habenden Königreiches, wird uns die nähere Kenntniß deſſelben, ſeine natürliche Beſchaffenheit, ſeine Produkte, die Sitten und Gebräuche ſeiner Einwohner und ſo weiter, viel öfterer zu intereſſanten Gegenſtänden leiten, als hier im Allgeminem geſchehen konnte. Die Luft von Kongo iſt gemäßigter, als man glauben ſollte, und der Winter ohngefähr mit dem Herbſte zu Rom in Italien zu vergleichen; daher ſie nie Urſache haben, mehr Kleider anzulegen, oder das Feuer mehr zu ſchätzen, auch auf dem Gebirge ſogar iſt es nicht kälter, als auf der Ebene. Insgemein iſt der Winter, das heißt, die Jahreszeit, ſo dieſen Namen führet, oft wärmer, als der Sommer ſelbſt, und zwar wegen der beſtändigen Regen, und vorzüglich zwey Stunden Vor- und Nachmittage, wo es oft kaum auszuhalten iſt.

Nächte und Tage ſind bey ihnen das ganze Jahr hindurch kaum eine Viertelſtunde unterſchieden. Der Winter fängt hier im März an, wenn die Sonne in die nördlichen Zeichen tritt, und der Sommer im September

tember, wenn ſie in die ſüdlichen kommt. Es regnet im Sommer niemals, aber ihre fünf Wintermonate, als April, May, Junius, Julius und Auguſt, faſt beſtändig, und während derſelben Zeit ſind die Tage nur ſehr wenig heitere Tage. Es iſt erſtaunlich anzuſehen, mit welcher Gewalt der Regen herabfällt, und wie groß die Tropfen ſind. Wenn der Erdboden völlig durchnäßt iſt, ſo ſchwellen die Flüſſe erſtaunlich, und richten auf dem anliegenden Lande ungemein große Ueberſchwemmungen an. Der erſte Regen fängt manchmal am funfzehnten Tag und manchmal ſpäter an; daher kommt das neue Waſſer des Nils, das von den Einwohnern Egyptens ſo ſehr verlangt wird, manchmal eher, manchmal ſpäter.

Die Winde wehen im Winter durch die ganze Landſchaft von Norden nach Weſten, und von Norden nach Südoſten. Die Portugieſen heißen ſie allgemeine Winde. Sie treiben die Wolken mit großer Gewalt gegen die hohen Berge, woſelbſt ſie ſich verſammlen, und von der Zuſammenpreſſung im Waſſer verdicken; wenn es alſo regnen will, ſo ſcheint es, als ob die Wolken auf den Gipfeln der höchſten Berge ſtänden, und daher rührt das Wachsthum des Nils, der Sanaga und anderer Flüſſe, die ſich in die öſtlichen und weſtlichen Seen ergießen.

In ihrem Sommer, wo es zu der Zeit in Italien Winter iſt, wehen die Winde von Süden nach Südoſten; und ſo wie ſie den ſüdlichen Himmel aufheitern, ſo treiben ſie den Regen nach den nördlichen Gegenden. Dieſe Winde kühlen die Luft ungemein, ſonſt würde die Hitze hier in Kongo und in den benachbarten Gegenden ganz unerträglich ſeyn; da ſie zumal die Nacht hindurch doppelte Bedeckungen, zur Abwehrung der Hitze, über ſich hängen müſſen.

Es

Es iſt ſeltſam, daß hier gar kein Schnee fällt; ſelbſt auf den Gipfeln der Berge keiner geſehen wird, ausgenommen gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung und anderer Berge zu, welche die Portugieſen aus dieſer Urſache die Schneegebirge nennen. Dieſer Mangel an Schnee gereicht aber dem Lande zu keinem Vortheil; denn Schnee und Eis würden zur Abkühlung des Getränkes in Kongo gewiß höher als Geld geachtet werden.

Bey dem allem ſind im Königreich Kongo jährlich zwey Erndten. Sie fangen im Januar an zu ſäen, und erndten im April ein. Darauf folgt ihr Winter, der aber einem italieniſchen Herbſt oder Frühlinge gleichet. Im Herbſtmonat fängt die Hitze wieder an, da ſie das Zweytemal ſäen und im Chriſtmonat erndten. Die Zubereitung ihres Ackerbaues und die Mühe, ihn zu vollenden, iſt ſehr geringe, denn ſie brauchen weder Pflug noch Spaden, und ſobald die Wolken die geringſte Näſſe geben, machen die Weiber die Zubereitung. Sie ſammlen die verdorrten Kräuter und Wurzeln in Haufen, und zünden ſie auf dem Lande an. Nachdem nun der erſte Regen gefallen iſt, wenden ſie das Feld mit einer leichten Hacke um, und ſtreuen mit der andern Hand auch ſogleich den Saamen aus, den ſie in einem Sacke an der Seite bey ſich tragen. Bey dieſer Beſchäftigung müſſen ſie auch ihre Kinder auf dem Rücken eingewickelt tragen, damit ſie nicht von der großen Menge Ungeziefer, das bey dieſer Gelegenheit aus der Erde kommt, beſchädiget, oder gar verzehret werden. Auch ſonſt wenn ſie eine Laſt tragen, haben ſie allezeit ihre Kinder in einer Art Hangematten, die ihnen um die Schultern hängt, daß die Füße des Kindes um der Mutter Unterleib zu liegen kommen.

Die Erde iſt fruchtbar und ſo ſchwarz als die Bewohner. Wenn die Erndte vorüber iſt, ſo ſchaffen die Weiber alle welſche Bohnen in einen Haufen zuſammen, den indianiſchen Weitzen in einen andern, darauf wird dem Makolonte ſo viel gegeben, als zu ſeinem Unterhalte zureicht, und das übrige unter die Familien, nach ihrer Anzahl und Nothdurft, getheilet. In dieſen Gegenden iſt das Feld allezeit grün, und wenn der Boden wo verbrannt wird, ſo wächſt doch das Gras ſehr bald wieder. Das Herzogthum Batta und die andern rings umherliegenden Länder haben fetten und fruchtbaren Grund den alle Arten von Lebensmitteln trägt. Die Gegend von Pemba beſonders und St. Salvator herum, iſt wegen der friſchen heitern Luft voll ſchöner Weiden und Bäume.

Es giebt hier eine Art Korn, die bey den Einwohnern Luko heißt. Es ſiehet dem Senfſaamen ſehr ähnlich, iſt aber etwas größer, es wird mit einer Handmühle klein gemacht, und giebt ein ſehr weißes Mehl, aus welchem feines, wohlſchmeckendes Brod wird, welches vollkommen ſo gut iſt, als das aus Weitzen. Dieſes Korn iſt, ſeit nicht gar zu langer Zeit erſt, von der Gegend am Nil hergebracht worden, die unweit ſeines Falles in dem zweeten See liegt, und jetzo iſt es in ganz Kongo in großer Menge vorhanden. Es giebt auch eine Art Hirſe, oder Korn von Kongo genannt. Auch haben ſie Maiz, aber ſie geben es bloß den Schweinen zum Futter; ſelbſt der Reis iſt ihnen nicht viel werth; vielleicht wegen der allzugroßen Uebermenge hat dieſes ſonſt ſo beliebte Gewächſe hier ſeinen Werth verlohren. Sie haben auch verſchiedene, den Europäern meiſt unbekannte, Hülſenfrüchte, außer dem indianiſchen Weitzen und einer Art großer Bohnen, deren Farbe den Kaſtanien ziemlich nahe kommt, und dabey eine wohlſchmeckende und nährende

Speiſe ſind. Eine andre Art Feldfrucht wird Ku-vanta genannt, iſt dem Reiſe ähnlich, wächſt auf einem Strauche, und hält ſich wenigſtens etliche Jahre; ſie pflanzet ſich aller ſechs Monate in Menge fort.

Die Frucht Nkanza iſt aus Braſilien und ungemein weiß; ſie iſt den indianiſchen Bohnen ſehr ähnlich, daher ihr die Portugieſen den Namen, braſilianiſche Bohnen, gegeben haben. Eine andere Art von Hülſenfrüchten, Kangula, wird von den Schwarzen ſehr hoch, von den Europäern aber nur wenig geachtet. Maſſamamballa ſchießt in Stengeln von der Höhe des italiäniſchen Weitzens auf, und gleicht ihm am Aehren und weißer Farbe. Der Saame des Krautes Maſango gleicht unſerm Hanfſaamen ſehr, und nach einiger Bericht ſoll es eine Art Korn in Loango ſeyn. Die Pflanze Anſely wächſt ſo hoch als eine Lanze, und ihren Aehren gleichen die Aehren unſers Hierſes. Die Fluvo läßt ſich viele Jahre aufbehalten. Es hat eine dreyeckigte Aehre und Korn, wie Hirſe, das roth und geſund iſt.

Unter vielen andern Arten Hülſenfrüchten, die ſie ſehr hochſchätzen, ſind auch die Mandois; ſie wachſen ihrer drey oder vier zuſammen, wie Wicken, aber unter der Erde, und ſind von der Dicke ordentlicher Oliven, woraus man eine Milch, wie aus den Mandeln, ziehet, und man glaubt, ſie haben davon ihren Namen bekommen. Eine andre Art von Früchten, die unter der Erde wachſen, ſind die Jnkumbe, die einer Flintenkugel gleich, ſehr geſund und wohl vom Geſchmacke ſind, unter denen ſich oft Muskatennüſſe gefunden haben, die vielleicht von den Bäumen gefallen ſind, jedoch iſt der Gebrauch davon den Einwohnern noch ganz unbekannt. Es giebt einige wilde, die man Newbanzampuni nennt.

Auch

Auch macht man Brod aus der Wurzel Mamok, wie ſie die Einwohner nennen. Sie wird zu Mehle gemacht, und iſt häufig in der Gegend von Loanda, wo der Boden fruchtbar iſt und viel davon hervorbringt. Die Pflanze iſt, aber von ſehr verſchiedenen Arten die in der Ferne alle einander gleich ſehen, aber an Wurzeln, Farbe und Eigenſchaften unterſchieden ſind. Die Blätter ſind dem Eichenlaube ähnlich, dunkelgrün, mit vielen Adern und Punkten gezieret. Der Stamm ſchießt gerade, zehn oder zwölf Fuß in die Höhe, und breitet ſich in viele Aeſte aus, das Holz aber iſt ſchwach wie eine Weide. Die Blüthen ſind klein, der Saame wie von der Palma Chriſti, aber von keinem Werthe. Ein Beweis von der Güte des Bodens und der Fruchtbarkeit iſt folgender Beweis von dieſer Pflanze. Nachdem die Erde zubereitet iſt, wozu erfordert wird, daß man ſie wohl durcharbeitet, klein zerſchlägt und in Haufen zuſammen führe: ſo ſchneiden ſie Aeſtchen etwa einen Fuß lang und einen Zoll dicke ab, die ſie, gegen einander geneigt, zwey oder drey in jeden Haufen ſetzen, ſo daß die Enden etliche Zoll über die Erde herausragen. Dieſe ſchlagen ſogleich Wurzel, und ſchießen in neun oder zehn Monaten zu der Höhe von zwölf Fuß auf, bekommen viele Aeſte, und werden ſo ſtark, als das dicke Bein eines Mannes; damit die Wurzel groß werde, ſo muß der Grund etlichemal rein gehalten und das Unkraut ausgerottet werden. Wenn die Pflanze ihre völlige Reiſe erlangt hat, ſo hauen ſie den Stamm hart an der Erde ab, der zu nichts als Feuerholz nützet, die kleinen Aeſtchen werden zugerichtet, wieder verpflanzt zu werden, und auf dieſe Weiſe iſt die Arbeit unerſchöpflich. Nach dieſem wird die Wurzel aufgegraben und geſcheelt; woraus ſie vermittelſt einer Mühle, die wie ein Wagenrad gemacht iſt, Mehl bereiten. Der Umkreis des Rades iſt eine Spanne breit und

mit Kupfer beſchlagen, auf dem ſich ſcharfe Spitzen, wie auf einer Feile, befinden. Das Mehl fällt in einen darunter geſetzten Trog. Derjenige, der die Wurzel an das Rad hält, hat verſchiedene kleine Knaben, die ihn von Zeit zu Zeit dieſe Wurzeln zutragen, um die Arbeit zu beſchleunigen. Auch wird das Mehl durch die Sklaven aus dem Troge genommen und in kupfernen Pfannen, wie in Oefen, getrocknet. Zu dieſer Arbeit ſind verſchiedene Häuſer erbauet, die über hundert Fuß Länge und dreyßig oder vierzig Fuß Breite haben. Auf jeder Seite befinden ſich zehn Oefen; und zum Ausgraben, Mahlen und Trocknen werden allemal gegen funfzig Sklaven genommen.

Garten- und Feldfrüchte wachſen ohne große Arbeit und faſt ohne Zuthuung der Menſchen; z. B. Rüben, Rettige, Kohl, der aber mehr offen iſt als der unſrige, Blumenkohl, Mehren, Burzelkraut, Spinat, Salbey, Jſop, Thymian, Majoran, Koriander u. dergl. nebſt noch andern, die in Europa nicht bekannt ſind.

Jhre Pflanzen ſind die Ananas, Anones, Bananas, Aroſſes, Kürbiſſe, Melonen, Gurken, u. dergl. Von den Pflanzen, die nicht hoch wachſen, wird die Ananas am meiſten geachtet, deren Blätter der Aloe am meiſten gleichen, ihre Frucht aber den Tannzapfen ähnlich iſt; nur darinnen unterſcheidet ſie ſich von denſelben, daß ſie gelb wird, wenn ſie reif iſt und aus lauter Fleiſche beſtehet. Oben auf der Frucht wächſt ein Buſch Blätter, die man abnimmt und von neuem pflanzet. Wenn ſie reif iſt, ſo ſchmeckt ſie viel ſüſſer als die Melone. Die Ananas ſollen ihren Namen von den Portugieſen haben wegen eines Herzoges erhalten, der dieſe Frucht zuerſt hierher gebracht

bracht hat. Sie iſt angenehm und ſehr wohlſchmeckend, aſchfarben, ſo groß als eine Hand und meiſt rund, wie ein Tannzapfen.

Es giebt nebſt dieſen kleinen Früchten auch Bäume von erſtaunlicher Länge und Dicke, ſo daß unzählige Schiffe und Häuſer daraus können gebauet werden. Der vornehmſte heißt bey den Einwohnern Enſada, und Ausländer nennen ihn den indianiſchen Feigenbaum. Man findet ihn auf dem Eylande Loanda, gemeiniglich wächſt er mit einem dicken Stamm zu einer großen Höhe; am Gipfel treibt er verſchiedene Aeſte, von denen viele kleine, goldfarbene Stränge herabgehen. Wenn dieſe in den Grund kommen, ſo ſchlagen ſie wieder Wurzel, und wachſen als neue Pflanzen; in kurzer Zeit werden ſtarke Stämme aus ihnen, von denen bald wieder neue Stränge herunter hängen, die eben ſo einwurzeln. Solchergeſtalt erſtreckt manchmal ein ſolcher Baum ſeine Aeſte über tauſend Schritte, und wächſt in einem kleinen Wald, darin ſich wohl dreytauſend Mann verbergen können. Die Aeſte ſind ſo dicht, daß die Sonnenſtrahlen durch die Lauberhütten, die von ihnen gemacht werden, nicht durchgehen, und drey- bis vierfache Wiederhalle geben. Die Blätter des jungen Baumes ſind denen des Quittenbaumes ähnlich, bloß grünlich und wollicht. Die Frucht iſt inwendig und auswendig roth, und wächſt zwiſchen den Blättern der jungen Bäume, wie eine ordentliche Feige. Unter ſeiner äußerſten Rinde findet ſich bisweilen etwas wie Zwirn oder Garn, welches, gereiniget und in die Länge ausgezogen, den gemeinen Leuten zur Kleidung dienet. Dieſer Baum wächſt auch in Goa und Indien, wo die Einwohner die dünnen Aeſte weghauen, und Lauberhütten aus ihnen machen, kühle und im Schatten zu ſitzen.

Der

Der Mirrone-Baum, ſcheint dieſem nicht unähnlich zu ſeyn. Das Holz deſſelben iſt ſehr hart, die Blätter gleichen dem Orangebaum, und jeder Aſt ſchickt häufige Wurzel in den Grund. Ordentlich wird er unweit der Häuſer gepflanzt, als ob er ein Schutzgott ihrer Wohnungen wäre, denn die Heiden beten ihn als einen Götzen an, und laſſen an einigen Orten Kürbisflaſchen voll Palmenwein an ſeinen Füſſen, daß er trinken ſolle. Auf ſeine Blätter zu treten, iſt ſchon ein Verbrechen; wenn ſie aber einen zerbrochen finden, ſo verehren ſie denſelben nicht länger, ſondern nehmen ſogleich die Rinde ab, aus der ſich die Weiber der Schwarzen Schürzen machen, und ſolche aus den Händen der Zauerer nehmen, die ſie bereden, allerhand glückliche Erfolge davon zu erfahren.

An dem Fluſſe Zaire wachſen die Moſumabäume, aus denen alle Kanoes gemacht werden. Dieſes Holz iſt dem Kork einigermaßen ähnlich und ſinkt nicht, ob es gleich voll Waſſer iſt. Auf dieſen Bäumen wächſt der Kapot oder die Baumſeide, ein ſanftes wollichtes Weſen, welches von den Seeleuten, ſtatt der Federn in Küſſen und Polſtern, gebraucht wird. Die Baumwolle wächſt hier wild, und könnte in groſſer Menge gezogen werden, wenn ſie gewartet würde. Das Ufer vom Fluſſe Lelunde, der nach St. Salvador zugeht, iſt voll ſchöner Cedern, die von den Einwohnern nur zu Kanoes und Feuerholze gebraucht werden.

Doch giebt es in Kongo auch verſchiedene Arten fruchtbarer Bäume. In Pemba nähret ſich der größte Theil des Volkes von Baumfrüchten, als Citronen, Limonien und beſonders Orangen, die ſehr ſaftig und weder ſüß noch ſauer ſind, und man ißt ſie ohne

ohne einigen Schaden. Die Frucht des Baumes **Mabokkhe** iſt unſern Orangen nicht unähnlich, ſehr rund, und hat eine dichte Rinde. Inwendig ſind verſchiedene Saamenkörner, wie im Granatapfel, doch nicht ſo ordentlich. Der Geſchmack iſt ſehr angenehm und nur etwas ſcharf, dabey ſind ihrer zweyerley Arten.

Am höchſten ſchätzt man den **Grafenbaum.** Die Frucht dieſes Baumes iſt der Rieſenbirne nicht unähnlich, und ihr Außeres hat nichts Beſonders, inwendig aber iſt ſie weiß, wie Milch. Ihr Saame iſt wie eine Bohne, und der Saft ſo angenehm, daß ihn ſelbſt Kranke genüßen können.

Die **Kaſpinfrucht** iſt viel größer als ein Apfel, und, wenn ſie reif iſt, vortreflich gelb und Carmeſin von Farbe. Aus ihrem Kröbſe nimmt man eine andere dunkelfarbene Frucht, die geröſtet, von Geſchmack wie eine Kaſtanie iſt, und ſehr hitzet, da die erſte gelinde und kühlend iſt.

Die **Kolafrucht** iſt ſo groß als ein Tannzapfen, und ſchließt andere Früchte, wie Kaſtanien, in ihre Schale. Außer ihren andern Eigenſchaften ſind ſie beſonders in den Krankheiten an der Leber ſehr heilſam: es giebt dieſer Früchte ſehr viel, und ſie ſind daher auch ſehr wohlfeil, weshalb ſie auch die gewöhnlichſte Speiſe ſind.

Die **Guajavas** ſind den Birnen nicht unähnlich, ſie haben kurze Stengel, ſind außen gelb und inwendig fleiſchfarben. Wenn ihre Saamen, die feſte am Fleiſche hangen, nicht ſo hart wären, ſo würde man ſie noch höher achten.

Aroſſes, oder Granatpflaumen, gleichen den vorigen, ſind aber kleiner, geſund, und von einem angenehmen Geſchmacke.

In

In moraſtigen Gegenden wachſen viele Zuckerröhre, die aber nach der Sage der Einwohner unbrauchbar ſind, und daher nicht ſehr gepflanzt werden. Das Rohr giebt einen braunen Saft, der aber doch noch beſſerer Zucker iſt, als der zu St. Thomas.

Magnette iſt eine Art von Körnern wie Pfeffer, aber größer. Er wächſt in Büſchen, in denen ſich Saamen, wie bey den Granatäpfeln, befindet. Sie zeigen, wenn man ſie herausnimmt, eine purpur- und dunkelrothe Farbe, werden aber nachher, in der Sonne getrocknet, ſchwarz und beißend wie Pfeffer.

Es wächſt hier auch ein kleiner Baum mit ſchmalen Blättern, der nur drey oder vier Fuß hoch wird, und eine Frucht wie Coriander trägt. Sie erſcheint erſtlich in grünen Knoſpen, hernach in vollen Blüthen und endlich in einer Art kleiner Körner. Wenn dieſe Beeren reif ſind, und an der Sonne getrocknet werden, ſo runzeln ſie ſich wie oſtindiſcher Pfeffer zuſammen, werden ſchwarz und hart, und bekommen einen Geſchmack wie derſelbe, nur daß ſie nicht ſo hitzig ſind, welches ſie angenehm zu eſſen und bey allen Speiſen brauchbar machet.

Man trifft beſonders hier viel Arten von Palmenbäumen an, als die Dattel und den Cocosbaum. Den letztern nennet man ſo, weil die Schale wie ein Affe ausſiehet, damit ſie ihre Kinder zu fürchten machen. Eine dritte Art giebt Wein, Oel, Eßig, Frucht und Brod. Das Oel wird aus der Haut oder Schale von der Frucht gemacht, die man kochet und preſſet ſie zu erhalten. Sie hat die Farbe und das Weſen einer Butter, nur daß ſie etwas grünlich iſt; auch dient ſie, den Leib damit zu ſalben. Das Brod wird aus dem Kern der Frucht ſelbſt gemacht, der wie ein Mandelkern iſt, nur etwas härter. Er

hat inwendig ein gewiſſes Mark, das nährend und geſund iſt. Die ganze Frucht in der äußern Schale iſt grün, und ſie eſſen ſolche roh und gebraten. Man zapfet den Wein durch Einſchnitte aus dem Baume. Die Palmenbäume, die zugleich Oel und Wein geben, werden aber am höchſten geſchäßt; man ſieht aber nur ſehr ſparſam auf den Feldern gepflanzet. Die Früchte wachſen in Büſcheln ſo dichte zuſammen, daß ſie alle ein Stück zu ſeyn ſcheinen, und die Büſchel ſind ſo groß, daß ein ziemlich ſtarker Mann kaum mehr als einen oder zwey tragen kann.

In der Landesſprache heißen ſie Khakpey und ihre zahlreichen Saamenkörner, Embe. Dieſe gleichen einer Dattel, und man ziehet vermittelſt heißen Waſſers, indem man ſie ſtampfet, eine ölichte Feuchtigkeit aus ihnen heraus, die auch an ſtatt des Oels gebraucht wird. Den Wein zapfet man aus ihnen, wie gewöhnlich.

Noch giebt es hier eine andere Art von Wein, Embetta genannt, der kühlender iſt, und aus einem andern Palmbaum eben ſo gezogen wird; dieſen giebt aber ordentlich mehr, und wird nirgends anders, als an der Flußſeite, gepflanzet. Der Baum heißt Matome.

Wo die Palmenbäume welche Wein geben, nicht wachſen, da hat man ein Mittel gefunden, ihn durch die Kunſt zu machen. Sie laſſen nämlich indianiſchen Weizen eine Zeitlang im Waſſer quellen, wie die Europäer die Stärke zubereiten. Dieſen nehmen ſie hernach heraus, ſtampfen und preſſen ihn und thun den Saft in einen Topf, aus dem ſie ihn, in einiger Zeit, in einen andern abziehen und trinken. Sie nennen dieſes Getränke Guallo.

Eine andre Art Palmenbäume heißt Tamgra; ſie trägt eine olivenartige Frucht: da ſie aber wenig oder gar

gar keinen Geſchmack hat, ſo wird ſie den Affen überlaſſen.

Die Metaba iſt eine andere Art, deren Frucht wie aus Schnuren voll kleiner Kugeln beſtehet, die ſehr hart ſind, und, wenn ſie geſtoßen und mit dem Pulver von Engalla oder wilden Schweinszähnen vermenget werden, eine wunderbare Herzſtärkung geben.

Viele Arten von Bäumen in dieſen Ländern haben gewürzhafte und mediciniſche Kräfte, die aber hier ihren Einfluß entweder einem Zufall überlaſſen müſſen, oder bis etwa ein Fremder ihnen den Werth dieſer Gewächſe anſchauend macht. Seltſam iſt die Würkung des Baumes Mignamigna, der in einem Theile Gift, in andern Gegengift hervorbringt. Wer durch deſſen Holz oder Frucht iſt vergiftet worden, dem dienen die Blätter zur Geſundheit; und wenn ihm ſolches von den Blättern wiederfahren iſt, ſo muß er zum Holz, oder zur Frucht, welche einer kleinen Limonie gleicht, ſeine Zuflucht nehmen.

Der Donnobaum hat nur ſeiner Rinde wegen einigen Werth, die an Kraft und Geruch dem Zimmte nahe kommt. Dieſe und noch viele andere wohlſchmeckende Kräuter, Pflanzen, Bäume, Gummi und dergleichen ſind bloß Geſchenke der Natur, nicht das Werk des Kunſtfleißes; und ob wir hier auch nur die wenigſten und erheblichſten angezeigt haben, ſo ſind ihrer doch noch unzählig viel mehr anzutreffen, die der Raum hier nicht zu faſſen vermag, zumal wir uns nun zu dem Thierreiche wenden müſſen.

Es giebt hier ſowohl europäiſche als fremde Vögel und Thiere verſchiedener Arten. Die wilden und zahmen Arten von Thieren ſind hier in Kongo und in Angola faſt einerley, als Elephanten, Nashörner, Tyger, Leoparden, Löwen, ro-

the Büffel, Bären, Wölfe, Füchſe, ſehr große wilde Katzen und Catamountains, das Thier Makako, Empalanga, Zibethkatzen, Eber, Engalla, und Kameleons; auch Schlachtvieh, als Ochſen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, u. dergl. von denen beſonders in Bamba, einer Provinz von Kongo, eine große Menge vorhanden iſt. Eben dieſes Land giebt überflüßiges Wild, als Hirſche, Rehe und Gazellen, wovon man große Heerden ſehen kann. Auch Füchſe, Haſen und Kaninchen, weil ſie von keinem Jäger geſtöret werden. Elephanten findet man durch ganz Kongo, vornehmlich aber in der Landſchaft Bamba, weil dieſe von Gehölzen, Wieſen und Flüſſen mehr erfüllt iſt, als irgend eine andere. Ein gewiſſer Schriftſteller, (Merolla) bemerkte viele Heiden hier, beſonders die Jaggaer, welche eine Art von Andacht oder Verehrung gegen den Elephanten-Schwanz äußern; denn wenn einer von ihren Vornehmen oder von ihren Hauptleuten ſtirbt, ſo heben ſie zu ſeinem Andenken einen ſolchen Schwanz auf; den ſie mit einer anſcheinenden Art von Anbetung verehren, welches von der Meinung, die ſie von ſeiner groſſen Stärke haben, herrühren ſoll. Sie jagen oft dieſe Thiere, um nur ihnen dieſe Schwänze abzuhauen; jedoch es muß auf einen Hieb und bey einem lebendigen Elephanten geſchehen, ſonſt hat er, dem Aberglauben gemäß, keine Kraft. Man ſchreibt übrigens die große Menge der Elephanten in Kongo den häufigen Weiden und ſeichten Flüſſen zu, wo man Heerden von hunderten beyſammen antrifft. Ehe die Portugieſen hierher kamen, waren dieſe Thiere den Einwohnern ganz unbedeutend, und ſie ſammelten zwar Elephantenzähne, aber ohne ſie zum Handel zu gebrauchen; daher war hier ein Uebermaß von Elfenbein; doch durch die erſtaunlichen Ausfuhren nehmen ſie ſo

ſehr

ſehr ab, daß die Schwarzen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, es zu Fortſetzung des Handels aus andern Ländern holen mußten.

Die Art, wie die Elephanten hier von den Schwarzen umgebracht werden, iſt allerdings ſehr ſonderbar. Wenn ſie in Heerden beyſammen gehen, ſo beſalbet ſich der Jäger über und über mit ihrem Kothe, und macht ſich heimlich unter ſie und kriecht mit ſeiner Lanze unter ihnen herum, bis es ihm glückt, einen davon ins Ohr zu ſtechen, wovon derſelbe ſehr bald zu Boden ſtürzt. Nach dieſem Stoße, ſucht er ſo bald er kann, zu entfliehen, ehe ſich das Thier wendet und rächet. Die übrigen werden durch den Geruch betrogen, daß ſie ſich um ſein Schreyen nichts bekümmern, ſondern glauben, es ſey nur einer von ihren Jungen, und fortgehen; den Raub alſo dem Jäger überlaſſen. Verfolgt ihn der Verwundete, ſo bleibt dieſem nichts übrig, als durch Herumlaafen im Kreiſe dieſem Thier zu entgehen, denn es kann ſich ſchwer wenden, ob er gleich alles thut, ſeinem Feind aufzulauren und ihn zu tödten. Glückt es ihm, ſo verzehrt er zwar den Körper nicht, thut dieſem auch weiter keine Beſchimpfung, ſtatt deſſen vergräbt er ihn; wenn er zuvor mit ſeinen großen Zähnen ein Loch in die Erde gegraben hat, legt er ihn hinein und bedeckt ihn mit Erde und Aeſten von Bäumen. Alſo kann dieſes verwundete Thier nur erſt nach ſeiner Verblutung angegriffen werden, vorher aber muß ihm allemal der Jäger vom Ferne nachgehen.

Ein anderes Thier in dieſem Lande heißt Empakaße, das, nach einiger Nachricht, der Buffel, nach andrer, nur eines ihm ähnliches Thier iſt. Es iſt etwas kleiner, als ein Ochſe, dem es am Kopfe und den Haaren gleichet, hat rothe Haare, Hörner wie ein Bock, die glatt und glänzend ſind, und ins Schwar-

ze fallen. Die Einwohner machen aus denſelben verſchiedene artige Spielſachen, wie auch aus den Hörnern der Büffel.

Die Häute werden nach Portugall geführt, und von da gehen ſie nach Flandern, wo ſie zubereitet und Kleidungsſtücke aus ihnen gemacht werden. Die Schwarzen bedienen ſich auch noch ihrer Häute zu Schildern, wiſſen ſie aber nicht zuzubereiten; denn das Thier hält einen Pfeilſchuß aus, ob ſchon das die Art iſt, mehr als der Kugeln, womit man dieſes Thier erleget; allein entdecken ſie auch den Jäger, dann verfolgen ſie ihn, treten ihn mit Füßen und der Schnauze, bis ſie ihn getödtet haben.

Der Impalankhe iſt gelbroth von Farbe, ſeine Hörner ſind lang und gedreht, auch kennet man ſein Alter an der verſchiedenen Wendung derſelben. Er gleicht gewiſſermaßen dem Maulthiere. Sein Fleiſch iſt weiß und würde höher geachtet werden, wenn es nicht unſchmackhaft und ſchwammicht wäre. Das ſeltenſte, und ſeiner Schönheit wegen hier merkwürdigſte Geſchöpf, iſt das Zebra, derer auch in gewiſſen Provinzen der Barbarey, obſchon ſehr wenig, anzutreffen ſind. Seine Haut iſt von allen andern Häuten der Thiere unterſchieden; der ganze Leib und Kopf mit kreisförmigen Streifen umgürtet, die weiß, ſchwarz und braun abwechſeln, und jeder etwa drey Zoll breit iſt. Der Kopf, die Ohren, der Nacken, die kleine Mähne und die Füße ſind eben ſo bezeichnet. Die Füße, der Huf und Schwanz gleichen dem Maulthiere, der letztere iſt ſchönglänzend und grau, in andern Eigenſchaften aber iſt es einem Pferde ähnlich, und könnte an deſſen Stelle gebraucht werden, wenn es gezähmet würde, weil es ſehr ſtark und friſch iſt. Sie bekommen zwar nur des Jahres einmal Junge, aber ſind dennoch erſtaunlich zahlreich. Sie

gehen

gehen und laufen ſo ſchnell, daß es in Portugal zum Sprüchwort worden iſt: „ſo ſchnell als ein Zebra.“

Im Lande der Anzikos findet man Löwen, aber in Bamba keine; dieſe iſt hingegen voller Tyger, welche Engoy genannt werden. Dieſe machen ſich an die Schwarzen, nie aber an die Weißen; man hat daher befunden, wenn ſie bey der Nacht gekommen ſind, daß ſie der Weißen verſchonet, und die Schwarzen umgebracht haben. Sie ſind ſo kühn und grauſam, als der Löwe nur immer ſeyn kann, und brüllen auch faſt wie derſelbe. Auch giebt es hier häufige Wölfe, welche faſt wie die europäiſchen geſtaltet ſind, nur etwas größer; die Köpfe ſind grau mit ſchwarzen Flecken, gleich den Tygern, aber viel häßlicher geſtaltet. Dieſe Wölfe ſind unerſättliche Liebhaber vom Palmöl, welches ſie ungemein weit riechen, und bey Nacht aus den leichten Häuſern, oder auf dem Wege, wenn diejenigen die es fortführen, ſchlafen, zu ſtehlen gewohnt ſind. Ingleichen giebt es auch hier eine Art wilder Hunde, die zahlreich auf die Jagd gehen, und wenn ſie einen Löwen, Tyger oder Elephanten unterwegens antreffen, ſolchen ſo hitzig anfallen, daß ſie ihn gemeiniglich zu Boden bringen, ob ſie gleich viele von ihrem Gefolge dabey verlieren; doch thun dieſe Hunde den Einwohnern gar keinen Schaden. Sie ſind roth von Haaren, dünn und ſchlank vom Leibe, und ihre Schwänze kehren ſich nach dem Rücken zu in die Höhe, wie bey den Spürhunden. Auch ſoll es hier Bäre nnd Eber geben, welche letztere zwey große Waffen haben, mit denen ſie alles, was ſich ihnen nähert, zerreißen. Die Schwarzen fürchten ſich für dieſen Thieren mehr, als für irgend einem andern und fliehen ſchon, wenn ſie es nur hören. Der Engallo, der in dem Gehölze von Benguella gefunden wird, gleicht einem Eber ſehr. In Bemba giebt es

wilde Zibethkatzen, die von den Portugieſen wegen ihres Zibethes häufig gezähmt werden. Batta liefert eine Menge ſehr ſchöne weiße Zobel, die ſo hoch geſchätzt werden, daß niemand, ohne beſondere Erlaubniß des Fürſten, dieſes Pelzwerk tragen darf, und jeder für einen Sklaven verkauft wird. Gegen die Anzikos zu fängt man auch **Marder**, in deren Häute ſie ſich kleiden. **Enſingir** iſt ein kleines Thier, mit ſchwarz und grau geſprenkelter Haut. Ein anderes kleines Thier heißt **Entiengio**, welches ſehr artig geſtreift und ſchlank vom Leibe iſt, mit einem ſchönen Schwanz und Füßen geziert. Es hält ſich beſtändig auf den Bäumen auf, und ſteigt nie auf die Erde herunter, deren bloße Berührung ihm ſchon tödtlich ſeyn ſoll. Es hat allezeit zwanzig ſchwarzhärigte Geſchöpfe, Ambis genannt, zu Begleitern, und zwar zehne vor ſich, und eben ſo viel hinter ſich. Sind die erſtern gefangen, ſo fliehen die letztern ſogleich, und das Entiengio iſt alsdann, nach dem Verluſt ſeiner Leibwache, leicht zu fangen. Das Fell dieſes Thierchens wird ſo hoch geſchätzt, daß es nur der König tragen darf, und ſolche große Herrn, denen er es als ein Zeichen der Ehre verſtattet, unter denen ſich die Könige von Kongo, Loango, Kakungo und Angoy befinden.

Affen und **wilde Katzen** fallen, ihrer Menge wegen, den Einwohnern beſchwerlich, beſonders in Sogno, am Fluſſe Zaire. Man hat ſie in drey Klaſſen getheilet, als erſtens die Papiane, welche die größten ſind, eine andere Art ſo groß als Katzen, und bundſprencklicht iſt, und eine noch kleinere. Alle dieſe Arten haben längere Schwänze, als ihre Leiber ſind, und Leute vom Stande halten ſich oft verſchiedene, bloß zum Vergnügen.

In Kongo findet man auch diejenigen großen Thiere, die in Weſtindien **Oran Outang** heißen, die das

Mit-

Mittel, oder vielleicht beſſer, die Gränze zwiſchen Menſchen und Thieren, und das Mittel zwiſchen den Affen ſind. Im Königreich Loango ſoll es beſonders zwey Arten von ſeltſamen Thieren geben, die großen Pongo, und die kleinen Enjeko genannt. Die erſten ſind vollkommen wie ein Menſch geſtaltet, aber nur etwas größer, das Geſicht iſt ganz menſchlich nur liegen die Augen etwas tief im Kopfe. Haare hat dieſes Thier an Händen, Geſichte und Füßen nicht, aber ſehr lange an den Augenbraunen. Sein Leib iſt mit Haaren bedeckt, die dunkel und nicht dicke ſind; nur an den Füßen iſt es von den Menſchen unterſchieden, denn es fehlen ihm die Waden. Es gehet dabey ganz aufgerichtet, und hat im Gehen die Hände am Nacken. Sie ſchlafen in Bäumen und bauen ſich Hütten vor den Regen, und nähren ſich, da ſie kein Fleiſch freſſen, bloß von Waldfrüchten. Wenn die Schwarzen durch die Wälder reiſen, ſo machen ſie allezeit an dem Orte, wo ſie ſchlafen, ein Feuer, des Morgens, wenn ſie daſſelbe verlaſſen, kommen die Pongos und ſetzen ſich um daſſelbe herum, bis es ausgehet, denn das verſtehen ſie doch nicht, Holz zuzulegen. Oft gehen ſie in Heerden beyſammen, und tödten die Schwarzen, die ſie auf den Wegen in Wäldern antreffen. Sie fallen auch die Elephanten an, die da, wo ſie ſich aufhalten, weiden wollen, und ſchlagen ſie mit ihren Stecken ſo ſehr, daß dieſe ungeheuern Thiere brüllend davon laufen. Man fängt dieſe Pongos niemals lebendig, denn ſie ſind ſo ſtark, das zehn Perſonen noch nicht Herr von einem werden können; dagegen fängt man die Jungen, wenn ſie die Alten getödtet haben, denn dieſen hängen ſie ſehr feſt am Bauche. Wenn eins von dieſen Thieren ſtirbt, ſo decken die übrigen den todten Körper mit Haufen von Aeſten und Stämmen zu.

Eine andere Art Thiere hier zu Lande, die mehr ſchädlich als nützlich und den Wohnungen der Einge-

bohrnen ſehr nachtheilig ſind, ſind die Scorpione, Tauſendfüße und Schlangen. Es giebt beſonders eine Art außerordentlicher großer Schlangen, manche zu fünf und zwanzig Spannen lang und fünf Spannen breit; dieſer ihr Bauch und Rachen iſt ſo weit, daß ſie einen ganzen Hirſch verſchlingen können. Sie nennen ſolche die große Waſſerotter, weil ſie ſich in Flüſſen aufhält, doch aber auf dem Lande ihren Raub ſuchet, und machet ſich daſelbſt auf die Bäume, dem Viehe, wenn es auf die Weide gehet, aufzulauren. Sobald es ihr nahe genug kommt, fällt ſie das Stück Vieh an, ſchwingt ſich um daſſelbe herum, und ſchlägt es mit dem Schwanze feſt. Hat ſie ſolchergeſtalt das Vieh in ihrer Gewalt, ſo verletzt ſie ihm etliche tödtliche Biſſe, und ſchleppt es nachher in ein Gehölze, oder auf einen wüſten Platz, um es in Ruhe, mit Haut, Hörnern, Knochen zu verzehren. Iſt ſie auf dieſe Weiſe ſatt, ſo wird ſie dumm und voll Schlaf, ſo daß ſie nun von einem Kinde überwältigt werden kann. In dieſem Zuſtande bleibt ſie etliche Tage, dann kommt ſie wieder zu ſich ſelbſt. Dieſe Ottern verändern ihre Haut zur gewöhnlichen Zeit, und manchmal, nachdem ſie ſo ſehr gefreſſen haben, welche alsdann zum Bewundern aufgehoben werden, wenn man ſie findet. Die heidniſchen Neger halten ihr Fleiſch für eine weit angenehmere Speiſe, als das Geflügel; und wenn dieſe ihre dicken Hölzer wegbrennen, finden ſie oft eine große Menge von dieſen Schlangen ſchon gebraten.

Die merkwürdigſte Schlange iſt die Copra, eine Art Schlange, deren Gift in ihrem Geifer iſt. Sie ſpeien ſolchen in einer großen Entfernung in die Augen, und verurſachen davon ſo heftige Schmerzen, daß die Verletzten davon ſogleich blind werden, wenn nicht Weiber da ſind, die mit ihrer Milch Linderung verſchaffen.

ſchaffen. Sie gehen in die Häuſer, und klettern bey Tag und Nacht auf die Bäume. Eine andere Art Schlangen, die am Ende ihres Schwanzes einen Knopf mit einer Glocke haben, welche während ihres Fortkriechens dadurch läutet, als ob die Natur für ihre Gegenwart warnen wollte. Eben ſo giebt es giftige Ottern, ſo daß man von ihrem Gifte in Zeit von vier und zwanzig Stunden ſtirbt. Die Schwarzen wiſſen aber gewiſſe Kräuter, welche dieſe Wunden heilen.

Doch wir müſſen auch etwas von den Geſang- und andern Vögeln des Königreiches Kongo ſagen, deren Arten auch bey uns in Europa anzutreffen ſind. Ihre Sümpfe z. B. ſind voll von grauen Rohrdommeln und Reihern, die ſie Königsvögel nennen. Eine Art Vögel ſind einem Krannich gleich mit rothem Schnabel und rothen Füßen, ſo hoch wie ein Storch. Ihre Federn ſind weißroth, manche dunkelgrau; es iſt ein ſchöner Vogel und gut zu eſſen. Die Schwarzen nennen ſie Flamingos, weil ſie denſelben ſehr gleichen. Auch giebt es viel indianiſche Hühner und Hähne, Gänſe und Enten von allerley Art, wilde und zahme; auch ſoviel Rebhüner, daß die Kinder ſie mit Schlingen fangen. Faſane, Tauben, kleine Vögel in unzähliger Menge. Desgleichen viel Adler, Falken, Sperber, Habichte und andere Raubvögel, mit denen ſie aber nie jagen. Sie haben graue und grüne Papagoyen; die erſten ſind groß und ſehr geſprächig, die letztern klein und nicht ſo gelehrig. Aelſtern, Fledermäuſe, Kanarienvögel und Eulen; die letztern nennen ſie Teufel, weil ihre Erſcheinung Unglück bedeutet. Es giebt auch zwey Arten Rebhühner und Faſanen, wilde und zahme, mit ſehr ſchönen gefärbten Federn. Die erſte Art hat einen Federbuſch auf dem Kopfe, die andere iſt kahl,

beyde aber haben blaues und ſchwarzes Gefieder mit einigen weißen Federn vermengt.

In den Gegenden von Sundi findet man Strauße, wie auch bey Batta, nach dem Muzambi zu. Ihre Federn werden mit Pfauenfedern vermengt und in der Geſtalt eines Sonnenſchirmes, als Feldzeichen und Fahnen, im Kriege gebraucht. An den Gränzen von Angola findet ſich ein Wald, der mit Mauern eingefaßt iſt, wo Pfauen zum Gebrauch des Königes gehalten werden, der ſonſt niemanden welche zu halten verſtattet, weil ſie zu Zeichen der königlichen Würde gebraucht werden. Es giebt auch große weiße Pelicane, die unter das Waſſer tauchen, und einen Fiſch auf einmal verſchlingen können, der von ihnen, wegen ihres hitzigen Magens, leicht verdauet wird. Ihre Haut iſt ſo hitzig, daß man ſie trägt, den Magen zu erwärmen.

Die kleinen Vögel bauen ihre Neſter nach Art der Schwalben in Italien, und meiſt aus den Fäden der Palmenblätter, die ſie durch Hülfe ihrer Schnäbel herausziehen. Sie hängen ſolche rund um einen dünnen Aſt, daß ihre Jungen, wenn der Wind wehet, gleichſam als in einer Wiege herumſchwanken. Die gröſſern Vögel bauen entweder auf den Gipfel, in den Stamm, oder in die dornichten Aeſte des Baumes Moſuma, der die Seide trägt. Es giebt hier Vögel die ſie Muſikvögel nennen. Sie ſind, etwas größer als Kanarienvögel, manche über und über roth, andere grün, nur mit ſchwarzen Füßen und Schnabel. Manche ſind ganz weißgrau, dunkelbraun oder ſchwarz, die letztern haben die angenehmſte Stimme und ſcheinen in ihrem Singen zu reden. Die Vornehmſten im Lande halten ſie in Keſichten. Unter allen geflügelten Einwohnern dieſer Gegend, gilt keiner mehr, als der kleine braune Vogel, deſſen Geſang nicht

nicht nur einen reizenden Ton hervorbringt, ſondern auch, wie es ſcheint, faſt allemal die Worte, Jeſus Chriſt, wenigſtens ſo gut, als er kann, ausſpricht.

In dieſes Thierreich gehört auch eine kurze Anzeige der See- und Flußthiere, wie auch der Amphibien. Die See längſt der Küſte von Kongo iſt voll von Fiſchen, beſonders um Loanda: die Sardellen ſind ſo häufig, daß ſie im Winter an das Land ſpringen. Es giebt auch eine Menge von Stören, Solen, Barben, Forellen, Schleyen, und andere vortreffliche Fiſche. Man kann ſich kaum vorſtellen, welch eine Menge von Fiſchen in den Seen befindlich ſind, und wie wohlfeil ſie alſo auch zu haben ſind. Die Schwarzen leben auch faſt nur von Fiſchen, und die Weißen ſchätzen ſie dagegen nicht ſo ſehr; auch ſind ſie lange nicht ſo wohlſchmeckend, als die europäiſchen. Die kleinen Alſon ſind ſo fett und groß als Heringe.

Die Schaalenfiſche ſind Krebſe, Auſtern, Muſcheln und Zimbos, welche letzern längſt der Küſte von Kongo gefunden werden, und von verſchiedener, oft dem Gold ähnlicher Farbe ſind. Die grauen ſind jedoch noch höher geachtet, weil ſie oft anſtatt des Geldes dienen. Sie werden an den Ufern des Eylandes Loanda von Weibern geſammlet, die ſich über zwey Ellen untertauchen, und ihre Körbe mit Sande füllen, nachgehends den Gries von den Fiſchen und die Männchen von den Weibchen abſondern, welche an dem Glanze ihrer Farbe ſehr leicht zu kennen ſind.

Auf der Seite der Inſel, die dem feſten Lande gegen über liegt, findet man nach der Fluth, unten an den Bäumen, noch eine Art Schaalenfiſche, welche von den Schwarzen Klippenfiſche genennt werden. Sie ſind ſo groß als eine Mannshand und ſehr

ſehr gut zu eſſen. Aus ihren Schaalen wird ſehr guter Kalk gebrannt; dem weil er der Rinde von Manghibaume gleicht: ſo richten ſie damit die Ochſenhäute zu, die ſie zu Schuhſolen brauchen. Auſtern, Muſcheln und große Krabben werden an den Mündungen der Flüſſe Quanza, Lukala und Bengo gefunden. Häufige Schaalenfiſche, als Schnecken, Muſcheln u. dergl. hängen an dem Rücken der Wallfiſche. Dieſer Wallfiſche giebt es unzählig viel in der See, vor dem Eylande Loanda, wo ſie oft mit einander kämpfen und einander umbringen. Wenn ſolches geſchehen iſt, ſo gehen die Schwarzen in ihren Booten aus, und fangen die Körper auf, das Oel aus ihnen zu ſammlen, welches ſie mit Pech vermengen und zum Kalfatern ihrer Boote brauchen.

Die Flüſſe ſind voll von mancherley Fiſchen; unter andern wird ein ſehr merkwürdiger Fiſch in dem Fluſſe Zaire, Namens Schweinfiſch, gefunden, weil er ſo fett als ein Schwein iſt, und ihnen Speck liefert. Er hat zwey Hände und einen Schwanz wie Schild; das Fleiſch iſt ſehr gut, hat aber keinen Fiſchgeſchmack. Er hat einen Rachen wie ein Ochſe, und nähret ſich von dem Graſe, das an dem Flußufer wächſet, ohne an das Land zu gehen. Manche wiegen fünfhundert Pfund; die Fiſcher wiſſen ſie ſogar mit Angeln zu fangen, und durchſtechen ſie mit Gabeln, hauen ſie in Stücke, und bringen ſie dem Könige, wozu ſie bey Lebensſtrafe verbunden ſind. Ein anderer Fiſch dieſes Fluſſes iſt der Kakongo, wie eine Salme geſtaltet. Er iſt nicht roth, aber ſo fett, das er daß Feuer auslöſchet, weil man ihn zurichtet; man bringt ihn ebenfalls dem Könige. Der Fluß Zaire ſoll, nach Einigen, Krokodille enthalten, nach andern aber nicht, außer bloß ſehr gute Fiſche; ſollte er aber auch keine enthalten, ſo ſind ihrer doch genug in den andern Flüſſen anzutreffen.

So

So trifft man auch in demſelben Fluſſe, und in derſelben Menge, das Flußpferd an, welches ſo groß als zwey Landpferde iſt, mit kurzen, dicken Schenkeln, runden Füßen und einem großen, weiten Rachen, nebſt einer doppelten Reihe gekrümmter Zähne. Außer den langen Haaren im untern Kinnbacken iſt alles, wie an einem großen Eber, mit denen es im Grimme alles, was ihm vorkommt, erleget; und man hält dafür, daß dieſe Thiere, nach dem Elephanten, die größten im Lande ſind. Jeder Fuß hat, wie bey dem Ochſen, vier Klauen, und dem Klauen des linken Fußes werden in der Heilkunſt allerhand wirkſame Erfolge beygelegt.

Es giebt in Kongo **Bergwerke** von verſchiedenen Metallen auch von Gold und Silber; ob aber die Ausbeute und ihre Anzahl gar zu groß ſeyn möchte, wäre noch ſehr zu unterſuchen: denn Portugal, welches ein ſehr wachſames Auge auf dieſe unterirdiſchen Schätze hätte, würde dieſelben wohl mehr an das Licht gebracht haben, wenn der Reichthum wirklich ſo groß wäre, als ihm Einige angeben. Doch haben ſie wirklich **Kupferbergwerke** in verſchiedenen Theilen von Kongo, beſonders in Pemba, ohnweit derſelben Sadt, deren Metall ſo gelb ausſieht, daß ſie es beſtändig für Gold angeſehen haben. Eben dergleichen Bergwerk findet man auch in Songo, die noch beſſeres Kupfer geben, als die zu Pemba und daraus werden insgemein zu Loanda die purpurfarbenen Armbänder gemacht, welche die Portugieſen nach Kalabar-Rio del Rey und andern Plätzen führen. Kryſtall und Eiſen ſind gleichfalls zu finden; das letztere wird am höchſten geachtet, weil es dienet, Schwerdter daraus zu machen. Die Berge von Kongo enthalten an manchen Orten Steinbrüche der vortreflichſten Steine, aus welchen ganze Säulen von einer

einer ſolchen Größe ausgegraben werden, daß, wie man vorgiebt, einen ganzen Tempel aus einem Stücke zu arbeiten, möglich wäre. Es giebt ganze Berge voll Porphyr, Jaſpis und Marmor von verſchiedenen Farben, eben ſo einen Stein, mit eingeſprengten Körnern, oder Streifen, deren einige ſchöne Hyacinten enthalten; denn die Streifen, ſo wie Adern durch den Stein durchgehen, können wie Granatkörner herausgenommen werden, und zerfallen in Körner und Stückchen vollkommener Hyacinten. Man kann aus der ganze Maſſe ſchöne Säulen verfertigen, die einen vortrefflichen Glanz von ſich geben. Noch giebt es mehrere Arten Steine, welche ſehr ſelten ſind, und wie Kupfer oder andere Metalle ausſehen, und dabey eine gute Politur annehmen.

Einwohner. Nach einem ſo vortheilhaften Anſcheine des beſten Wohlſtandes dieſes Landes, iſt es wohl die natürlichſte Frage, welches ſind ſeine Bewohner? welches ſind ihre Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, ihre Regierungsform, ihre Verwaltung der Rechte, ihre Lebensart, Handel, Religion und dergleichen mehr? welches uns die folgende Beſchreibung ſo treu, als möglich überliefern wird.

Zuförderſt muß man wiſſen, daß die Anzahl der Einwohner von Kongo ohnmöglich angegeben werden kann, da es hier noch nie zu einer wirklichen Zählung gekommen iſt, und andern Theils kein Fremder Gelegenheit hat, nur die geringſte Erfahrung anzuſtellen. Ohne eine Zahl anzugeben, muß man auch ſagen, daß ſie unzählig ſind; denn ſelbſt die außerordentliche Fortpflanzung dieſer Nation verſchafft ihnen viele Bürger; dabey ſind es auch nicht einerley Völker, ſondern ſie weichen in verſchiedenen Stücken von einander ab, wie uns eine nähere Kenntniß ſattſam zeigen wird.

Die Moſikomgoer ſind gemeiniglich ſchwarz von Farbe, einige fallen in das Olivenfarbige. Ihr Haar iſt ſchwarz und kraus, die Statur mittelmäßig und ſehen, die Schwärze ausgenommen, den Portugieſen ſehr ähnlich. Die Augäpfel ſind bey einigen ſchwarz, bey andern ſeegrün; ihre Lippen ſind nicht aufgeworfen, wie der Nubianer und andrer Neger ihre. Viele von ihnen ſind ſtolz und hochmüthig; allein gegen Fremde ſind ſie es keinesweges, vielmehr ſind ſie gegen dieſelben freundlich und gefällig, dabey ſind ſie, im Allgemeinen genommen, höflich, geſprächig, artig und überhaupt geſchickt, das geſellige Leben anzunehmen; nur der Trunck ſteht ihnen zum öftern im Wege, dem ſie ſich zuweilen mit einiger Ausſchweifung im Gebrauch des ſpaniſchen Weines und Branntweines überlaſſen. Im Umgange zeigen ſie eine große Fertigkeit des Verſtandes, drücken ſich artig aus, und würden bey weniger Unterweiſung ſehr leicht alle Sitten unſrer großen Welt in Europa annehmen.

Den Einwohnern von Songo wirft man beſonders vor, daß ſie hochmüthig, faul und wollüſtig ſind; doch haben ſie ebenfalls ein gefälliges Betragen im Umgange und eine große Fertigkeit in der Sprache, weit mehr als diejenigen, ſo an der Nordſeite von dem Zaire wohnen. So werden die Einwohner von Bamba für die ſtärkſten Leute und für die beſten Soldaten gehalten. Doch auch ſie haben ihre Schattenſeiten. Sie ſind zum Stehlen geneigt, und vertrinken ſogleich, was ſie geſtohlen haben. Auf der Straße zwiſchen den Städten St. Salvator und Loanda halten ſich viele abgedankte und bey dem Könige in Ungnade gefallene Edelleute in großer Anzahl zuſammen, die nicht immer das beſte Handwerk treiben; denn ſie rauben und ſtehlen ſo lange, bis ſie ſo viel zuſammen

gebracht haben, die Gnade des Fürſten wieder zu erkaufen; ja ſie ſind wohl fähig, einander ſelbſt mit Gifte zu vergeben.

Man ſollte hier kaum erwarten, daß die Abänderung ihrer Gebräuche durch irgend etwas hätte ſollen verändert werden, da es bey den Völkern dieſes Welttheiles kaum mehr anzutreffen iſt, und dennoch iſt hier in Kongo eine Ausnahme davon zu machen. Denn ehe die Portugieſen hierher kamen, war ihre Art, ſich zu kleiden, ganz anders, als heut zu Tage z. B.

Ehedem giengen die Könige von Kongo mit ihihren Hofbedienten, von den Hüften an bis unten zu, mit einem Zeuge von Palmbäumen, welche ſie mit ſchönen Gürteln von eben dem Zeuge befeſtigten. Sie hiengen auch, zur mehrerer Zierde, Felle von kleinen Tygern, Zibethkatzen, Zobeln, Mardern und andern dergleichen Thieren um ſich ſtatt einer Schürze; und auf den Achſeln hieng eine Kappe, die wie eine Mütze ausſah. Ueber dieſe Felle trugen ſie eine Art Oberrock, welchen ſie Jnkutto nannten, der bis an die Knie reichte, von ſehr feinen Zeugen von Palmbäumen, gleich einem Netze, gemacht, und untenher mit Franzen beſetzt war. Dieſe Röcke wurden wieder aufgeſteckt und auf der rechten Schulter angeheftet, damit der Arm deſto freyer ſeyn möchte. Auf eben dieſer Schulter trugen ſie auch einen Schwanz von Zebra, der mit einer Schleife befeſtiget war. Sie trugen gelbe und rothe Kappen, die oben viereckigt und ſehr klein waren, ſo daß ſie kaum den Kopf bedeckten und mehr zum Staate, als zur Bequemlichkeit, da zu ſeyn ſchienen. Die Meiſten von ihnen giengen mit bloßen Füßen, außer dem König und einigen andern großen Herren, die eine Art von Schuhen, oder Pantoffeln trugen, welche gleichfalls aus Palmbaumholz verfertiget

wa-

waren. Arme waren von der Mitte an bis hinunter bekleidet, das übrige war bloß und die Zeuge waren etwas gröber. Die Frauen bedienten ſich einer Art von dreyfachem Schurze von verſchiedener Länge, davon die eine bis auf die Füße reichte, alle aber waren ſie mit Franzen beſetzt, und wurden in der Mitte des Leibes befeſtiget. Sie trugen auch eine Art Mieder, das vorne offen war, und von der Bruſt bis an den Gürtel gieng. Um die Schultern hatten ſie einen Mantel, welches alles von Palmbaumzeuge gemacht war. Sie giengen mit umbedecktem Angeſicht, und hatten eine kleine Kappe auf ihrem Haupte, die bald wie ein Mannshut ausſah. Geringere waren auf dieſelbe Art gekleidet, nur daß der Stof zu ihren Kleidern ſchlechter war. Die Mägde und die übrigen gemeinen Leute giengen ebenfalls nur von dem Gürtel an bekleidet, das übrige war bloß.

Dieſes war aber, wie geſagt, die Tracht in Kongo, ehe die Portugieſen hierher kamen, allein ihr Umgang mit ihnen lehrte die Großen am Hofe, ſich nach ihrer Art zu kleiden, und trugen nur ſpaniſche Mäntel, Hüte, weite Kamiſöler von Seide und feinem Tuche, Pantoffeln von Sammt und Leder, Stiefeln und lange Degen an der Seite. Das gemeine Volk, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechtes, behält ſeine alte Art der Kleidung, doch nur aus Noth; die Reichern hingegen gehen auch nach portugieſiſcher Art reich gekleidet, nur daß ſie keine Mäntel tragen. Sie bedecken ihr Geſicht mit einem Schleyer, über welchem ſie eine Sammtkappe haben, die mit Juwelen beſetzt iſt, und an ihrem Halſe tragen ſie eine Menge goldne Ketten. Eine umſtändlichere Beſchreibung werden wir weiter unten erhalten, hier reden wir nur im Allgemeinen.

Bey dem allem ſind ſie in ihren Speiſen und Getränken mäßig. Man hat zwar in Kongo über das Getreide und Wurzeln, die im Lande wachſen, und ihnen ſtatt des Brodes dienen, verſchiedene Arten Fleiſch; doch iſt das geſchlachtete Fleiſch eben nicht überflüſſig und das Flügelwerk ſogar nicht immer zu haben.

Man ſollte kaum glauben, daß dieſes Volk ſo wenig Liebe zu ihrem vaterländiſchen Begebenheiten hätte, die doch ſonſt bey den roheſten Nationen anzutreffen iſt: ſie hingegen lernen nicht nur keine Wiſſenſchaften, ſondern haben auch keine Hiſtorie ihrer ehemaligen Könige, noch einige Nachrichten von den vergangenen Zeiten, weil (und das iſt faſt noch das einzige Entſchuldigungsmittel) die Kunſt zu ſchreiben ihnen ganz und gar unbekannt iſt; ſie wiſſen ſich alſo auf keine andere Weiſe auszudrücken, wenn ſie ja etwas von ihren ehemaligen Geſchichten anführen wollen, als daß ſie ſagen; es geſchah, da dieſer oder jener berühmte Mann lebte. Sie rechnen das Jahr nach Wintern, welcher bey ihnen den funfzehnten May angehet und den funfzehnten November aufhöret; die Monate aber nach den Vollmonden, und die Tage der Woche nach ihren Märkten, deren ſie jeden Tag einen an verſchiedenen Plätzen haben. Die Zeit in Stunden und kleinere Theile einzutheilen, wiſſen ſie nicht. So rechnen ſie auch die Weite eines Ortes von einem andern nicht nach Meilen oder andern dergleichen Maaße, ſondern nach den Tagereiſen einer Perſon, die entweder beladen oder unbeladen iſt.

Ihre vornehmſten Zeitvertreibe ſind Tanz und Singen; zwar ſpielen ſie auch ein Kartenſpiel, wo ſie kleine Muſcheln einſetzen, welches ihr Geld iſt. Abends, wenn die Weiber mit ihren Kindern vom Felde nach Hauſe kommen, machen ſie in ihren Hütten ein Feuer an, ſetzen ſich, da es in der Mitte iſt,

auf

auf der Erde um das Feuer herum und verzehren, was dieſe mitgebracht haben. Sie unterhalten ſich dabey mit Geſprächen, und fallen oft ſchlafend dabey um: ſo bringen ſie alſo die Nacht zu. Doch bey ihren Feſten leidet dieſes Ausnahme. Gemeiniglich werden ihre Feſte, worunter wir hier Gaſtereyen verſtehen, zur Nachtzeit gehalten. Wenn ſie zuſammen gekommen ſind, und ſich in einen Zirkel niedergeſetzt haben, ſo wird eine große, dicke, hölzerne Schüſſel, die ſie Maſunga nennen, in die Mitte geſetzt. Der Aelteſte unter ihnen muß die Portionen eintheilen, und ſolche einem jeden geben, welches er mit ſolcher Sorgfalt, was die Art der Speiſen, als auch die Menge derſelben betrift, verrichtet, daß keiner die geringſte Urſache hat, ſich zu beſchweren. Beym Trinken bedürfen ſie weder Gläſer noch Becher, ſondern der Ceremonienmeiſter hält dem Trinker die Flaſche zum Munde, und nimmt ſie weg, wenn er denkt, daß ſie genug getrunken haben. Dieſes wird bis zu Ende des Feſtes alſo fortgetrieben. Solche Gaſtmähler werden bey ihnen, bey verſchiedenen Gelegenheiten, angeſtellet, als z. B. wenn ſie einen Proceß gewonnen, bey Hochzeiten, bey der Geburt eines Kindes, wenn ſie eine Würde erlanget haben, u. dergl. alsdann bemüht ſich ein jeder, ſeinem Herren etwas, das ſich für ihn ſchicket, zu ſchencken. Bey dieſer Gelegenheit ſingen ſie allerhand luſtige Geſänge, und ſpielen dazu auf einem Inſtrumente von ſeltener Geſtalt. Der Körper und Hals deſſelben gleichet einer Lauten, der Bauch aber, wo die Roſe eingeſchnitten iſt, iſt nicht von Holz, ſondern, von einer Haut die ſo dünne wie eine Blaſe iſt. Die Saiten ſind ſtarke und durchſichtige Haare vom einen Elephantenſchwanze, oder auch Fäden vom Palmbaum, die von unten bis an den Hals des Inſtrumentes gehen, und an verſchiedenen, neben einanderſtehenden Ringeln, davon einige höher, andere

niedriger ſind, befeſtiget werden. An den Ringen hängen ſehr dünne Platten von Eiſen und Silber von verſchiedener Größe, und von verſchiedenen Tönen. Wenn dieſe Saiten berührt werden, ſo bewegen ſich die Ringel, welche an die Platten anſchlagen, und einen verwirrten Glockenklang hervorbringen. Diejenigen, ſo auf dieſem Inſtrumente ſpielen, greifen die Saiten nach dem Accord, und reißen ſie, wie auf einer Harfe, ſehr künſtlich mit den Fingern, ſo daß ſie einen leidlich angenehmen, wenn auch nicht ſchönen, Klang erwecken.

Das ſinnreichſte und auch das angenehmſte und gebräuchlichſte Inſtrument unter ihnen iſt folgendes. Sie nehmen einen Stab, den, ſie wie einen Bogen krümmen, und binden an ſolchen funfzehn lange, trockene und leere Kürbiſſe von verſchiedener Größe, welche verſchiedene Töne geben; alle haben ſie oben ein Loch, und, vier Finger tiefer, ein kleineres. Dieſes letztere verſtopfen ſie halb, und bedecken das obere mit einem kleinen und dünnen Bretchen, welches etwas über dem Loche angemacht iſt; alsdann nehmen ſie einen Strick, der von der Rinde eines Baumes gemacht iſt, befeſtigen ſolchen an beyden Enden des Inſtrumentes, hängen es um den Hals.

Um darauf zu ſpielen, bedienen ſie ſich zweyer Klöppel, die unten mit Lappen bewunden ſind: mit dieſen ſchlagen ſie auf die kleinen Bretchen, und machen, daß die Kürbiſſe Wind fangen, welches faſt dem Klange einer Orgel gleich kommt, und einen ziemlich anmuthigen Klang verurſachet, beſonders, wenn ihrer etliche zuſammen ſpielen.

Die Hauptinſtrumente, welcher man ſich an Feſttagen bedienet, werden Embukhi genannt. Sie kommen nur dem Könige, den Prinzen und königlichen Anverwandten zu, und ſind eine Art von elfenbeinernen Trom-

Trompeten, welche durchaus hohl ſind, und die man jedoch aus einander nehmen kann, bey ihrer Zuſammenſetzung aber haben ſie die Länge eines Armes. Ihre Trommeln ſind alle aus dem Ganzen von dünnem Holze gemacht, und ſehen aus wie unſere irdene Krüge. Dieſe, wenn ſie mit einem Fell überzogen ſind, werden nicht mit Klöppeln, ſondern mit der Hand geſchlagen, und machen einen weit ſtärkern Schall, als unſere Trommeln.

Die Art zu bauen iſt mehrentheils eben dieſelbe, wie auf der ganzen Küſte von Afrika, nämlich in der Mitte eines eingeſchloſſenen Bezirkes, werden verſchiedene Häuſer geraubt ſind. Dieſe Häuſer ſind von Holz, mit Stroh gedeckt, und in gehörige Stuben abgetheilet, die alle auf der Erde ſind; denn Oberſtuben findet man gar nicht. Sie ſind mit koſtbaren Matten behangen und mit andern Zierrathen ſehr ausgeputzt. Sie bauen nur aus Bequemlichkeit auf dieſe Art, nicht aber aus Mangel der Steine, indem die Gebirge ſo verſchiedene Arten Steine geben, als irgend ein Land in der Welt. Zu den Balken werden beſonders Lindenbäume genommen, und überhaupt haben ſie alle zum Bau erforderlichen Materialien ſowohl, als auch Vieh, dieſe Materialien fortzubringen; allein es fehlet ihnen an verſtändigen Maurern, Zimmerleuten und andern erforderlichen Handwerkern. Um eingeſchloſſene Bezirke zu machen, pflanzen ſie Zweige von Ogheghebäumen dicht zuſammen, welche, wenn ſie groß werden, einen dichten Zaun abgeben. Dieſer wird mit Matten behangen, und macht auf dieſe Weiſe einen Hof oder Bezirk, in welchen ſie wie in einen Garten ſpatzieren gehen, und für der Sonnenhitze geſchützt ſind.

Die Einwohner, welche in Städten leben, ernähren ſich hauptſächlich vom Handel, das Landvolk vom

Ackerbau und der Viehzucht: diejenigen, ſo um den Fluß Zaire wohnen, ernähren ſich von der Fiſcherey, andere mit Weinabziehen, andere mit Weben, und ſo ſind ſie in verſchiedenen Handwerken ſehr erfahren, doch treiben ſie am wenigſten ſolche, die ſchwere Arbeit erfordern.

Die an den öſtlichen Gränzen von Kongo wohnen, ſind überaus künſtlich, verſchiedene Arten Zeuge zu verfertigen, als Sammt, geſchnitten, und ungeſchnitten, reiche Zeuge, Sattine, Tafende, Damaſt, und dergleichen. Das Garn wird von Palmbaumblättern gemacht, deßhalb halten ſie dieſe Bäume beſtändig niedrig, ſchneiden ſie alle Jahre ab, wäſſern ſie, damit ſie das künftige Frühjahr wieder ausſchlagen mögen. Von dieſen Blättern, die ſie nach ihrer Art bearbeiten, ziehen ſie ihre Fäden, die ſehr fein und gleich ſind: aus den längſten werden die größten Stücke gewebt. Dieſe Zeuge werden auf verſchiedene Art gewirkt, einige geſtreift, wie Sammt, auf beyden Seiten, andere mit Figuren und Blumen; ihre Brocade, ſo wohl die leichten als die ſchweren, ſind weit koſtbarer als die italiäniſchen; niemand aber als der König darf dieſe Zeuge tragen, und wem der König dieſe Erlaubniß mittheilet. Die größten Stücke ſind nur vier oder fünf Spannen lang und drey oder viere breit.

Ihr Vermögen beſtehet größtentheils in Sklaven, Elephantenzähnen, kleinen Muſcheln. Doch giebt es in Kongo, Songo und Bamba nur wenig Sklaven, und ſolche ſind die ſchlechteſten von allen, denn ſie ſind gewohnt, müßig zu gehen; und wenn ſie zur Arbeit angehalten werden, ſo ſterben ſie gleich.

Man findet in Kongo gar kein geprägtes Geld, weder Gold, noch Silber, noch Kupfer, ſondern ihr ganzer

zer Handel geſchiehet mit kleinen Muſcheln, die hier ſtatt des Geldes ſind. In andern Ländern achtet man ſie gar nicht. Die Portugieſen bedienen ſich derſelben auf ihren Reiſen nach Kongo, wenn ſie oder ihre Sklaven, nach Pombo und andern außerhalb Angola gelegenen Oertern mit Waaren geſchickt werden. Die Einwohner ſetzen einen Werth in dieſe Muſcheln, ungeachtet ſie ihnen nichts nutzen, nur damit ſie mit andern Afrikanern handeln können. Dieſe beten die See an, und nennen dieſe Muſcheln, die ſie in ihrem Lande nicht haben, „Gottes Kinder“: deshalb ſehen ſie ſolche als einen Schatz an, und vertauſchen ſie gegen allerley Waaren, die ſie haben. Der iſt ein reicher und glückſeliger Menſch unter ihnen, der den größten Vorrath von dieſen Muſcheln hat; denn dreytauſend fünfhundert machen den Werth einer Piſtolette aus.

Weil es in dem Königreiche Kongo keine Pferde giebt, ſo laſſen ſie ſich, wenn ſie reiſen wollen, von ihren Sklaven, oder gedungenen Trägern, die in den Poſthäuſern anzutreffen ſind, auf den Schultern mit Stangen tragen, und liegen entweder der Länge lang in einem in der Luft ſchwebenden Bette, oder ſitzen auf einem Stuhle, über welchem ein Sonnenſchirm iſt. Diejenigen, welche ſehr geſchwind reiſen wollen, nehmen viele Sklaven mit ſich, die einander ablöſen, und, wenn ſie dazu abgerichtet ſind, ſo geſchwind gehen lernen, als ein Pferd nur immer gehen kann.

Die Flüſſe hinauf und herunter zu fahren, oder auf den Küſten zu fiſchen, bedienen ſie ſich gewiſſer Kähne oder Boote. Ihre größten werden aus dem Stamme eines Baumes von ungeheuerer Größe gemacht, ſo daß in einem Boote über zweyhundert Menſcheu Raum haben. Beym Rudern legen ſie ihre Ruder nicht auf die Seiten des Kahnes an, ſondern halten ſie frey in der Hand, und wiſſen auch mit ihnen

zu ſteuern. Wenn ſie zu Waſſer fechten, legen ſie ihre Ruder weg und ergreifen ihre Bogen.

Sie verſprechen und verheurathen ſich nach Art der Chriſten; doch laſſen ſie ſich davon nicht abbringen, ſo viele Nebenweiber dabey zu haben, als ſie ernähren können. Ihre Ehebündniße werden auf folgende Art vollzogen. Die Eltern der jungen Mannsperſon ſenden den Eltern des Mädchens, um welche er freyet, ein Geſchenk, welches zugleich das Brautgeſchenke iſt, und laſſen für ihren Sohn um die Tochter anhalten. Bey dieſem Geſchenk wird zugleich ein irdener Topf voll Palmwein geſandt, welchen die Eltern der Braut, ehe das Geſchenke angenommen wird, austrinken müſſen; und die Unterlaſſung wird für die größte Beſchimpfung gehalten. Auf dieſes Anſuchen, folgt dann die Antwort vom Vater; behält er das Geſchenke, ſo iſt es ſein Wille, die Ehe zu erlauben. Alles Ceremonienweſen iſt ihnen unbekannt, und nur der Wille der Eltern iſt ihr eheliches Band.

Die Haushaltung wird auf folgende Art getrieben. Der Mann iſt genöthiget, eine Wohnung zu ſchaffen, ſein Weib und ſeine Kinder nach ihrem Stande zu kleiden, die Bäume zu beſchneiden, Wurzeln auf dem Felde auszugraben, und den Palmwein zu beſorgen. Die Frau muß für das Eſſen ſorgen, ſolches einkaufen, und auch die Frau geht den Vormittag auf das Feld; fehlt etwas, ſo muß in allen Stücken die Frau dafür ſorgen, daß ſie keine Noth leiden. Der Mann ſitzt allein am Tiſche und die Frau ſteht mit ihren Kindern hinter ihm, um aufzuwarten; und ſie eſſen von dem, was er übrig gelaſſen hat, uud können ſich alsdann auch ſetzen.

Dieſe Leute haben im Gebrauche, ihren Kindern, ſo lange ſie klein ſind, gewiſſe Schnüre umzubinden,

welche die Zauberer ſehr empfehlen. Auch hängen ſie ihnen Knochen und Zähne von verſchiedenen Thieren um, welche, wie ſie ſagen, für alle Krankheiten helfen.

Ehe die Portugieſen hierher kamen, kannten ſie keine beſondere Namen. Das gemeine Volk wurde mit dem Namen der Kräuter, Pflanzen, Steine, Vögel, Thiere und lebendiger Geſchöpfe genannt. Die Vornehmſten und Herren hatten die Namen von den Ländern, über welche ſie herrſchten, angenommen, z. B. der Herr von Songo hieß ſich Mani Songo, d. h. der Herr von Songo, jetzt aber bekommen beyde Geſchlechter und Menſchen von allen Ständen einen beſtimmten Namen, auch der König iſt davon nicht ausgeſchloſſen.

Auch findet man hier weder Aerzte noch Apotheken, als die ſie ſich von den Pflanzen, Baumrinden, Wurzeln, Steinen, Waſſer und Oel machen, welches ſie für das Fieber und alle andere Krankheiten brauchen. Sie haben aber auch dieſe Hülfsmittel ſelten nöthig, indem ſie unter einer gemäßigten Himmelsgegend wohnen, und auch im Eſſen und Trinken ſehr mäßig ſind, daher ſie ſelten von ſchweren Krankheiten befallen werden. Die gemeinſte ihrer Krankheiten iſt das Fieber, welches ſonderlich im Winter ſehr natürlich, wegen der feuchten Witterung, die der beſtändige Regen verurſacht, entſtehen muß. Doch wiſſen ſie ſich durch Palmöl und durch Reiben gewiſſer Baumrinden bald davon zu befreyen.

Von den Verſtorbenen haben ſie wunderbare Meinungen. Wenn eine Frau oder ein Mann ſtirbt, ſo haben ſie den überlebenden Ehegatten im Verdacht, und glauben feſt, ſie könnten gar nicht ſterben, ohne ge-

rufen

rufen zu werden. Man muß ſich nämlich dieſe Meinung aus Folgendem begreiflich machen. Sie bilden ſich ein, niemand könne ſterben, als durch Gift, Gewalt, oder auf andere dergleichen Art, bis ihn nicht ſeine andern Freunde in die gute Welt riefen; daher nehmen die Anverwandten des Verſtorbenen dem überlebenden Theile alles weg, martern ihn ganzer acht Tage lang damit, daß ſie ihn die Haut aufkratzen und darzu ſagen, „das iſt die Strafe, die du ausſtehen mußt, wofern du an dem Tode unſers Freundes ſchuld biſt.“ Nach dieſen acht Tagen wird der überlebende Ehegatte von neuem vor Gericht verhöret, und wenn er frey geſprochen wird, darf er in dem Hauſe fortwohnen; wofern er aber ſchuldig erklärt worden iſt, ſo wird er aus ſeiner Wohnung vertrieben.

In den Königreichen, Kakongo und Angoy, wird niemand eher begraben, als bis alle Anverwandte, wären ſie auch noch ſo weit entfernet, beyſammen ſind. Sie fangen die Leichengebräuche mit Erwürgung der Hühner an, mit deren Blute ſie das Haus inwendig beſprengen: hierauf werfen ſie die erwürgten Thiere auf das Dach, um damit zu verhindern, daß die Seele des Verſtorbenen nicht wieder komme, oder den künftigen Beſitzern erſcheine, indem ſie dafür halten, daß die Perſon, der ſie erſcheinet, augenblicklich ſterben müſſe. Wenn die Ceremonie mit den Hühnern vorbey iſt, dann fangen ſie über die verſtorbene Perſon zu klagen an; und wenn es ihnen an Thränen fehlet, ſo halten ſie ſich indianiſchen Pfeffer unter die Naſe. Nach dieſem Klaggeſchrey ſo fangen ſie aufeinmal an, luſtig zu ſeyn, und ſchmauſen zuſammen auf Unkoſten des nächſten Anverwandten des Verſtorbenen, der immer noch unbegraben im Hauſe liegt. Iſt der Schmaus vorbey, ſo ſchlagen ſie die Trommel, fangen nach Tiſche an zu tanzen, und gehen alſo augenblicklich

lich von dem Anſchein des tiefſten Schmerzes zur wirklichen Fröhlichkeit über. Nach dieſem Tanze begeben ſie ſich zuſammen in einen dazu beſtimmten Ort, wo ſie im Finſtern eingeſperret werden und zu behaupten ſuchen, daß ihnen in dieſem Zuſtande jede Art von Ausſchweifung erlaubt ſey.

Sobald das Volk den Klang einer ſolchen Trommel höret, ſo läuft es mit der größten Neugier zu dieſen Verſammlungen, und iſt die Leiche eines vornehmen Herren, ſo beſtreuen ſie den Weg mit Blumen und Blättern: er muß auch in einer graden Linie zu ſeinem Grabe getragen werden; und ſollte ihnen daher irgend ein Haus auf dieſem Zuge im Wege ſtehen, ſo wird es im Augenblick niedergeriſſen. Gemeiniglich verſcharren ſie in dem Grabe auch einige lebendige Perſonen, nebſt Eſſen und Trinken, und geben vor, daß es dem Verſtorbenen auch im Grabe an nichts fehlen müſſe. Manchmal bringen ſie bey dem Tode ihrer guten Freunde einen ihrer Sklaven ums Leben, damit er ſie in der andern Welt bedienen könne.

Die Begräbniſſe unter den Heiden ſind mehrentheils auf den Feldern, und man ſtecket etwas nach der Beſchaffenheit der beerdigten Perſonen darüber. Einige haben einen großen Hügel Erde darüber aufgeworfen, bey andern ſteckt ein grades Horn von einem raren Thiere darin, oder auch eine irdene Schüſſel, ein Topf, oder ein anderes irdenes Gefäß wird darüber gedeckt. Einige richten Gebüſche auf, die mit allerhand abergläubiſchen Sachen, welche die Zauberer bereitet haben, unterflochten und behangen ſind. Sie haben keinen Sarg oder irgend ein hölzernes Behältniß für den Todten, ſondern ſie wickeln ihn in katunene Leinwand ein, nähen ſolche feſt zuſammen, und zieren die auswendige Seite mit allerhand lächerlichen Sachen. Arme werden nach der landesüblichen Art nur in eine Strohmatte gewickelt und begraben.

In

In jeder Hrrrſchaft von Angala ſind vier Arten von Leuten: die erſten ſind die Edlen, **Mokatas** genannt; die zweyten heißen **Kinder der Herrſchaft**, welches Landeskinder und meiſtens Künſtler oder Landwirthe ſind. Drittens die **Kuiſikos** oder Sklaven, die zu des Herren Eigenthume gehören, wie ſeine andern Güter und auch eben ſo vererbt werden können. Viertens, die **Mobikas** oder Sklaven der Sovas, welche in dieſe Umſtände durch Krieg, oder auf andere Art gekommen ſind. Manchmal werden einige von der andern Klaſſe auch durch ganz geringe Verbrechen zu Sklaven gemacht: denn wenn ein Sova erfährt, daß einer ſeiner Unterthanen im Sinne gehabt hat, ihn zu beleidigen, oder ſeinem Feind im Kriege beyzuſtehen; ſo wird er nicht nur ihn, ſondern auch ſeine Familie entweder zu Sklaven machen, oder auch hinrichten.

Alle Schwarzen um Loanda ſind ſehr faul, und leiden eher Hunger, als daß ſie ſich die Mühe nehmen ſollten, den Acker zu bauen. Sie tauſchen von ihren Nachbarn, was ſie an Lebensmitteln nothwendig haben müſſen, durch Sklaven ein. Die Kleidung der Einwohner von Angola kommt der in Kongo ſehr nahe. Die Zierrathen, die ſie am Halſe und Armen tragen, beſtehen in runden Glaskorallen nnd ihre Sitten ſind überhaupt den Gebräuchen, in Kongo ſo ähnlich, daß zu der ſchon gegebenen Nachricht nicht viel hinzuzuſetzen iſt; jedoch wollen wir uns bemühen, einige einzelne Züge von ihnen zu ſammeln, und ſie zum vollſtändigen Gemählde hinzuſetzen.

Sie ſchätzen z. B. das Fleiſch von Hunden mehr, als andere Speiſen, und mäſten dashalb einige Hunde, ſo wie es auch auf öffentlichen Märkten zum Verkaufe ausgeſtellt iſt. Ihre Waffen beſtehen in Bogen und Pfeilen, aber die vornehmſten ſind Lanzen, Aexte und Hackemeſer,

ſer, welche ſie auf der linken Seite am Gürtel tragen; kurz ſie haben faſt eben das Gewehr, wie in Kongo und eben die Ordnung im Fechten. Ihre Sprache iſt von der Sprache in Angola ſehr wenig unterſchieden, und die geringe Abweichung im Schreiben iſt kaum merklich, außer daß die verſchiedene Mundart in einigen Provinzen der Sprache ſelbſt ein anderes Anſehen zu geben ſcheint. Folgende Beſchreibung von der Regierung des Königes, vom Anſehen deſſelben, von ſeinen Einkünften und überhaupt von der Verwaltung der Gerechtigkeit werden das obige Gemahlde mit noch weit mehr Intereſſe erfüllen.

Ein König von Kongo iſt ein unumſchränkter Fürſt, und kann mit den Gütern ſeiner Unterthanen nicht nur verfahren, wie er will, ſondern er hat auch daſſelbe Recht über ihr Leben. Wer ſich ihm nahet, muß die demüthigſte Gebärde annehmen, und ſie fällt ihnen im Ernſt nicht ſchwer anzunehmen, weil ſie augenblicklich mit Furcht und Schrecken für ſeinen ſtrengen und unwiderruflichen Ausſprüchen erfüllt ſind, und in dieſem Sklavenſinn von Kindheit an nur den Deſpot fürchten, nie aber ihren König zu lieben gelehret werden; denn wer nur im Geringſten die ſchuldige Ehrerbietung gegen die Perſon des Königes vernachläßiget, wird augenblicklich mit ewiger Sklaverey beſtrafet. Sein Gebieth war ehedem noch weit ausgebreiteter, und alſo auch eben ſo ſehr ſeine Herrſchaft, wovon ſeine prächtigen Titel noch zeigen. Er heißt König von Kongo und den Abundos, Matama, Quizama, Angola, Kakongo, den ſieben Königreichen von Kongere, Amolara, Beherrſcher des großen und wunderbaren Fluſſes Zaire u. ſ. w.

Ob er ſchon in jeder Sache das Wort allein führt, und ſeinen Anordnungen niemand zu widerſprechen waget, ſo hat er doch mehr zum Staat, als zur Wirklichkeit, ein Kollegium zur Ueberlegung der Staatsgeſchäfte, welche Krieg und Frieden betreffen, welches aus zehn oder zwölf Perſonen beſtehet, die zugleich auch ſeine Vertrauteſten ſind, wenn ein Deſpot Vertraute haben kann, wenigſtens, die ſeine Befehle unter ſeinem Namen ausfertigen.

Sein Gefolge iſt zahlreich, und trägt überall das Gepräge der gefüchteten Macht. Viele aus dem Adel bedienen ihn, die in und um ſeinen Pallaſt wohnen, doch auch ſeine übrigen Bedienten wohnen ihm in der Nähe. Er hat auch eine Leibwache zum Staate und zur Sicherheit, die aus Anziki und andern Nationen beſtehet.

Seine Kleidung iſt reich und prächtig, und beſtehet meiſtentheils von Gold und Silber, nebſt einem langen ſammtnen Mantel. Er trägt gemeiniglich eine weiße Mütze, dergleichen ſeine Fidalgos, oder bey ihm in Gnaden ſtehenden Adliche, auch tragen: und dieſes iſt wirklich ein ſo untrügliches Zeichen davon, daß wenn der König auf einen von ihnen ungnädig iſt, er nichts geſchwinder thun läßt, als dieſe Mütze abzunehmen befiehlet; denn dieſe weiße Mütze iſt völlig das Zeichen des Adels, ſo gut als irgend das Zeichen eines Ordens in Europa.

Er giebt wöchentlich zweymal Audienz, doch aber ſpricht niemand mit ihm, als die Großen ſeines Reiches. Als die holländiſchen Geſandten von Loanda, im Jahr 1642, gleich nachdem ſie dieſen Ort den Portugieſen weggenommen hatten, dem Könige von Kongo ihre Aufwartung machten, ſo hatten ſie ihre Audienz des Nachts, und wurden durch eine Gallerie, die zweyhundert Schritte lang war, zu der Audienz

gefüh-

geführet; woſelbſt zu beyden Seiten zwey Reihen Perſonen ſtanden, welche Wachskerzen hielten.

Der König ſaß in einer kleinen Kapelle, die mit Strohteppichen behangen war, und an deren Decke ein Leuchter mit Wachslichtern hieng. Er war mit einem von Golde gewirkten Kleide und eben dergleichen Beinkleidern angezogen, und hatte um ſeinen Hals drey ſtarke goldne Ketten. Sein rechter Daumen war mit einem Ringe von einem ſehr großen Rubin gezieret; ſeine linke Hand mit zwey großen Smaragden. Auf dem linken Aermel ſeines Kleides war ein goldenes Kreuz angeheftet, welches in ein koſtbares Stück Kryſtall eingeſchloſſen und ſehr reich beſetzt war. Auf ſeinem Kopfe trug er eine weiße feine Mütze, und an ſeinen Füßen ein paar röthliche Stiefeln. Zu ſeiner rechten Hand ſtand ein Hofbedienter, der dann und wann mit dem Schnupftuche die Luft abkühlte; zu ſeiner Linken ein anderer, der einen zinnernen Bogen und zinnernen Zepter hielt, der mit einem geſtreiften Tuche bedeckt war. Sein Sitz war ein rothſammtner ſpaniſcher Stuhl, auf welchem oben an der Lehne folgende Schrift geſtickt war: „Don Alvaro König von Kongo.“ Gleich vor ihm lag ein großer türkiſcher Teppich ausgebreitet, und über ſeinem Haupte hieng ein Himmel von weißem Atlas, der mit Gold durchwirkt und reich eingefaßt war. Endlich zur rechten Hand kniete ſein Dolmetſcher und Secretair. Obſchon dieſes nur die Art der vorhin erwähnten Audienz im Jahr 1642 war, ſo iſt ſie noch bis auf den heutigen Tag dieſelbe, ob ſie auch jedesmal anders, nach dem Gefallen des Monarchen, abgeändert wird, und alſo darf man nur eine beſchreiben, um ſich ein Bild von allen zu entwerfen.

Wenn der König ausgeht, ſo bekleidet ihn nicht nur ſein Adel, ſondern auch alle, die nicht weit von

ſeinem Schloſſe wohnen, oder zu der Zeit ſich da befinden. Einige gehen voran, andere folgen nach, und tanzen und taumeln insgeſammt mit ſeltſamen Geberden nach der Muſik übel geſtimmter Trommeln und langer elfenbeinerner Flöten, bis der König in ſein Schloß tritt.

Erſcheinet er öffentlich, ſo iſt er allemal mit ſeinen koſtbarſten Kleidern angethan, welche in einem großen langen Mantel, von ſeidenem Sammet, oder feinem Tuche, der aufs prächtigſte zubereitet iſt, beſtehen. An ſeinen Fingern hat er etliche goldene Ketten, die mit koſtbaren Korallen untermenget ſind, und auf ſeinem Haupte trägt er eine eingefaßte und koſtbare Mütze.

Nach der Bekehrung des Königes hat er ſeinen Hofſtaat gewiſſermaßen verändert, und ihn nach dem Hofe des Königes von Portugall eingerichtet. Wenn er öffentliche Tafel hält, ſo wird vor ihm ein Tiſch, der auf einem drey Stufen hoch erhabenen Platze ſtehet, welcher mit indianiſchen Tapeten bedeckt iſt, geſetzt, wie auch ein prächtiger Stuhl mit ſammtenen Decken. Er ſpeiſet allezeit allein, und die Prinzen ſtehen mit bedeckten Häuptern um ihn herum. Sein Servis beſtehet aus Gold und Silber. Doch nirgends zeigt er ſeine Prachtliebe ſichtbarer, als wenn er ein großes Gaſtmahl giebt, wo er ſeine Hofleute, die Großen des Reiches und den Adel dazu verſammlet. Zu Mittage läßt er alle Adelichen, die ſich zu der Zeit innerhalb ſeines Pallaſtes befinden, zählen, und hierauf werden die Töpfe alle für ſie hingeſetzt, der eine mit gekochten Bohnen, ein anderer mit Fleiſch, mit Hirſe und ſo weiter. Den Vornehmſten darunter ſchickt er einem jeden ſeinen Theil in einer hölzernen Schüſſel, nebſt einem kleinen Fläſchgen Palmwein; den Geringern aber werden zu ſechs, ſieben und mehreren zuſam-

ſammen aufgetragen, ihre Namen ausgerufen und bekommen ſo viel Töpfe mit Speiſen, als der König für ſie beſtimmt hat. Iſt das Feſt zu Ende, ſo kommen ſie alle vor den König, fallen auf ihre Knie, drücken ihm die Hände, und beugen ihre Köpfe, zum Zeichen der Dankbarkeit und Ehrfurcht. Hierauf gehen ſie alle nach Hauſe, bis auf einige Vertraute des Königes, welche den ganzen Tag da bleiben, mit ihm Taback rauchen und Wein trinken, ſo lange bis ſie oft allen Verſtand dabey verlieren.

Dieſem alleinigen Beherrſcher von Kongo ſteht alſo auch das Eigenthum der Güter und Länder, womit er einen jeden belohnen kann, als auch die Vergebung der Aemter, zu, ſo daß niemand ſeine Güter auf ſeine Erben bringen kann, wenn es nicht mit Bewilligung des Königes geſchiehet. Dieſem Geſetze ſind die leiblichen Kinder des Königes unterworfen; wenn daher einer ſeinen jährlichen Tribut nicht pünktlich bezahlt, ſo nimmt ihm der König ſeine Statthalterſchaft, und giebt ſie einem andern.

Die königlichen Einkünfte beſtehen hauptſächlich in jährlichen Tributen, die ihm von dem Herzog von Bamba, Batta, Sundo, Nambanganga, Bumbi, Muſſulo, Oando, Quinghengo und andern wegen der Grafſchaft Pembo, Pango u. dergl. bezahlet werden. Es iſt unmöglich, zu beſtimmen, wie groß die Einkünfte dieſes Königes ſind; denn die Angabe gewiſſer Schriftſteller von hundert und zwanzig franzöſiſchen Kronen möchte wohl die aller unrichtigſte ſeyn. Wenn man auf die Größe des Landes, ſeine erſtaunliche Bevölkerung, die große Anzahl Fürſten und den Deſpotiſmus einen Blick wirft, ſo ſchwindet jene Angabe gewiß und man kann ſich eine weit größere Summe denken, obſchon, welches auch wahr iſt,

viele Geſchenke und Abgaben nicht im Gelde, ſondern in Palmwein, Früchten und Vieh beſtehet.

Eben ſo wenig kann man eine hinlängliche Angabe ſeiner Kiegesheere angeben, ob es ſchon gewiß iſt, daß er, als ein mächtiger König, gänzlich in ſeiner Gewalt hat, und auf ſeinen Befehl ſogleich ſo viel ins Feld rücken müſſen, als er beſiehlet. Nach den Berichten der Portugieſen ſoll einmal einer dieſer Monarchen eine Armee von neunmal hundert tauſend Mann gegen ſie angeführet haben, welche jedoch vor vierhundert Portugieſen und etlichen Kanonen in kurzer Zeit, die Flucht genommen hätten. Wenn auch dieſe Erzählung vielleicht etwas zu ſtolz ſeyn möchte, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ihre Heere ſehr groß und die Kunſt, Kriege gegen Europäer zu führen, ſehr klein iſt. Sie ſind in der Kriegszucht ganz fremde, und ihre Art zu fechten iſt ihnen mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Wenn beyde Partheyen an den beſtimmten Ort angekommen ſind, ſo fangen ſie damit an, ſich die Urſachen ihres Streites vorzuſtellen. Von dieſen gehen ſie zu ſchimpflichen Reden über, bis ſie endlich von Worten zum Schlägen gerathen, und ihre Trommeln ein verwirrtes Getöſe verurſachen. Diejenigen, welche Schießgewehr bey ſich haben, werfen ſolches, gleich nach dem erſten Angriff, weg, und brauchen es mehr, den Feind zu erſchrecken, als daß ſie ihm wirklich viel Schaden thäten. Sie ſetzen es an die Bruſt, ohne nach etwas zu zielen, und alſo fliegt jedesmal der Schuß, wohin er will; unter dieſem Feuern fällt die andere Parthey nieder, und ſpringt dann wieder auf, in die Feinde hinein. Endlich greifen beyde zum Pfeilen und Bogen, und ſind ſie weit von einander, ſo ſchießen ſie alle Pfeile in die Luft, weil ſie eine deſto ſtärkere Wirkung haben ſollen; ſind ſie aber einander nahe, ſo richten ſie dieſelben in gerader

Linie,

Linie, vergiften ſie auch wohl zuweilen. Alle Ueberwundene werden zu Sklaven gemacht, und diejenigen, die überwunden, aber nicht gefangen worden ſind, bringen ſich oft ſelbſt aus Bosheit ums Leben.

Wenn der König ſtirbt, ſo beobachten ſie weiter keine Ordnung oder Thronfolge, ſie ſehen weder auf Geburt, noch auf Alter, als in ſo weit es den regierenden Großen gefällt, die ſie alle gleicher Ehren werth achten, und ſich einen unter den Söhnen des Königes erwählen, und zwar, für den ſie die größte Ehrerbietung haben; doch übergehen ſie auch oft die Söhne des Königes alle, und geben die Herrſchaft einem Bruder des Königes, oder ſonſt einem berühmten Verwandten.

Bey der Krönung eines Königes werden folgende Ceremonien vorgenommen. Alle Edelleute und Portugieſen verſammlen ſich vor dem Pallaſt auf einem viereckigten Platz, der ehedem bloß zu dieſer Beſtimmung erbauet worden iſt, den ein ſchlechter ſteinerner, etwa zehn Ellen hoher Wall umgiebt. In der Mitte ſtehet ein großer Stuhl, mit Sammet bedeckt und mit einem davor ausgebreiteten Teppiche und einer von Gold- und Silberdrate gemachten Krone; wie auch drey goldene Armbänder, etwan eines Fingers dick; und ein ſammtner Beutel, worin die päpſtliche Bulle, oder das Beſtätigungsſchreiben iſt.

Einige Zeit darauf kommt der Fürſt in die Verſammlung auf Einladung der Edelleute, auf welche die Wahl vornehmlich ankommt. Iſt auf dieſe Weiſe alles beſtellet, ſo ruft einer, welcher den Herold vorſtellet, die Worte aus: „Ihr, den man zum König machen will, ſollt weder ein Dieb, noch geizig, noch rachgierig, ſondern ein Freund der Armen ſeyn; ihr ſollet Allmoſen zur Aus-

löſung der Gefangenen oder Sklaven geben, den Dürftigen helfen und euch gegen die Kirche gutthätig erweiſen. Ihr ſollet euch allezeit bemühen, dieß Königreich in Friede und Ruhe zu erhalten, und das Bündniß mit eurem Bruder, dem Könige von Portugall, unverbrüchlich beobachten.“

Nach dieſer gehaltenen Vorleſung wird eine Zeitlang muſiciret; worauf zwey von den Edlen, die auf dem Boden ſitzen, aufſtehen, den Prinzen gleichſam unter dem Volke zu ſuchen. Nachdem ſie ihn bald gefunden haben, ſo bringen ſie ihn, der eine bey der rechten, der andere bey der linken Hand geführet; ſetzen ihn auf den königlichen Thron, die Krone auf ſein Haupt, legen ihm die goldenen Armbänder um ſeine Arme, und hängen das gewöhnliche ſchwarze Tuch, oder den Boymantel, über ſeinen Leib. Hierauf legt er ſeine Hand auf ein Meßbuch und auf das Evangelienbuch, welches ihm ein Prieſter vorhält. Hier ſchwöret er, alles zu erfüllen, was ihm von dem Herold iſt vorgeſtellt worden; und iſt dieß geſchehen, ſo begeben ſich die zwölf Adelichen mit dem Könige in den Pallaſt, und werden von allen, die bey der Krönung gegenwärtig ſind, begleitet, welche Erde und Sand auf ihn werfen, theils zum Zeichen der Freude, theils zur Erinnerung, daß er, ob er gleich jetzt König iſt, doch wie ſie Staub und Erde werden wird.

Acht Tage lang nach dieſer Krönung geht der König nicht aus ſeinem Pallaſt, binnen welcher Zeit der ganze Adel ihn beſuchet, und ihm Glück wünſchet. Die Schwarzen leiſten ihm eine Art von Huldigungseid auf den Knien, indem ſie in ihre Hände klopfen und des Königes Hände küſſen. Nach den verfloſſenen acht Tagen erſcheint der König auf dem Markte, und hält eine Rede an das Volk, darin er ſeinen

Vor-

Vorſatz erklärt, dasjenige zu erfüllen, was ihm vorgeſtellet worden; und verſichert ſie, daß ihm nichts mehr am Herzeu liegen werde, als die Wohlfahrt des Königreiches und die Fortpflanzung des römiſchkatholiſchen Glaubens. So rühmlich der Anfang dieſer Regierung zu ſeyn ſcheint, mit ſo viel Zeichen der Ehrfurcht und Treue die Unterthanen ihren neuen König annehmen, ſo ſchnell verwandelt ſich dieſe Scene in ein hartes, drückendes Joch und in Aufruhr, Mord und Abſetzung bey dem Volke, wenn der König nicht alles dahin abzuzielen ſucht, daß er ihnen alles benimmt, was hierzu den Weg bahnen könnte.

Der König hat eine Gemahlin zur Ehe, allein neben dieſer eine große Anzahl anderer Frauen. Für ſeiner Gemahlin Unterhalt iſt eine jährliche Steuer angelegt, indem ein jedes Haus in dem Königreiche eine Auflage für ihr Bette bezahlen muß, nämlich einen Sklaven für eines jedem Spannes Breite; wenn es alſo drey Spannen breit iſt, ſo geben ſie drey Sklaven. Auch hat die Königin ihr Zimmer in dem Pallaſte beſonders, nebſt ihren Staatsfrauen, die ſie wechſelsweiſe bedienen; die übrigen gehen meiſtens alle Nächte aus, um nächtliche Beſuche abzuwarten.

Ehemals wenn der König begraben ward, ſo ſprangen ein Dutzend junge Mädchen in das Grab, worin ſich der Körper ſitzend befand, und wurden lebendig begraben, um ihm in der andern Welt zu dienen; und dieſe Mädchen waren oft ſo begierig nach dieſem Dienſt ihres verſtorbenen Fürſten, daß ſie über den Streit, welche die erſte ſeyn wollt, einander umbrachten. Ihre Anverwandten und Freunde pflegten ihnen alle Arten von koſtbaren Kleidern in das Grab mit zu geben, damit ſie ſich derſelben, in jenem fremden Lande, bedienen könnten. Des Königs Begräbniß wird, anſtatt anderer Trauer, acht Tage hinter

einander mit beſtändigem Eſſen und Trinken gefeyert. dieſe Gewohnheit, die auch der Adel nach ſeinem Stande beobachtet, iſt bis auf gegenwärtige Zeit üblich, allein jene grauſame Sitte, Lebendige mit den Todten zu begraben, hat aufgehöret.

Dieſe weitläufigen Provinzen in Kongo werden unter dem Könige durch Mani, oder Herren regieret, und eine jede begreift wieder kleinere Provinzen oder Landſchaften unter ſich, die auch durch Manes, nur von geringerer Art, regieret werden; ſo iſt z. B. der Mani Bamma, welches nur ein Diſtrict von einer Provinz iſt, geringer. als der Mani Bamba, welcher einen Regenten über eine ganze Provinz vorſtellet. Ihre Verrichtung ſoll eigentlich ſeyn, die königlichen Einkünfte einzunehmen, und die Bauern anzuhalten, daß ſie die Aecker der Krone richtig beſtellen und zur Erndtezeit behalten ſie einen gewiſſen Theil der Einfuhre für ſich ſelbſt zur Belohnung; allein dieſe Sovas, wie ſie im eigentlichen Verſtande heißen, ſpielen die Rolle des Königes im kleinen, und ſuchen nur ihr Anſehen und ihre Reichthümer zu vermehren, wenn auch die Unterthanen dabey verhungern ſollten.

Eben ſo beſtellt der König in einer jeden Provinz einen Richter, die bürgerlichen Streitigkeiten anzuhören und zu entſcheiden. Da nun hier keine ausdrücklichen Geſetze ſind, ſo handeln dieſe Richter allemal nach ihrem Gefallen, oder nach alten Gewohnheiten; es ſey denn, daß die Sache zu wichtig, oder ein Todesurtheil zu vollziehen ſey, ſo muß der König hierzu die Einwilligung zuvor geben. Bey der Ueberführung eines Verbrechens verdammt der König gemeiniglich den Verbrecher auf eine wüſte Inſel, und glaubt ihn dadurch weit mehr zu ſtrafen, als wenn er ihn des Lebens im Augenblicke berauben laſſe. Glückt es dem Verwieſenen, zehn oder zwölf Jahr zu leben,

ſo begnadiget ihn der König gewöhnlich, und wenn es Perſonen von einigem Anſehen ſind, ſo braucht er ſie zu Staatsgeſchäften, als Leute, die zahm gemacht und an Arbeit gewöhnet ſind.

Wenn in bürgerlichen Streitigkeiten ein Portugieſe einen Proceß wider einen aus Kongo hat, ſo kann er ſeine Zuflucht zu dem Richter von Kongo nehmen, und im umgekehrten Falle entſcheidet der portugieſiſche Konſul, den der König dazu beſtätiget hat. Am ſchärfſten werden Zaubereyen und Abgötterey beſtraft. Alle Zauberer und Mörder, die durch Zeugen überführet ſind, werden zum Tode verurtheilet, und zwar die erſten zum Feuer. Wenn ein Uebelthäter auf des Königs Urtheil am Leben geſtraft wird, ſo werden alle ſeine Güter und Sklaven eingezogen, und manchmal verurtheilt der König, um ſeinen Schatz zu bereichern, Leute wegen ſehr geringer Urſache zur Verdammung.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit ruhet alſo, bis auf wenige Fälle, in den Händen der Mani. Der Kläger bringet erſt ſeine Bewegungsgründe auf den Knien vor dem Richter an, welcher auf einem Teppiche, einen kleinen Stab, ſeine Gewalt anzudeuten, in der Hand haltend, und unter einem ſchattigen Baume ſitzt, dergleichen hier in vornehmer Leute Höfen zu wachſen pflegen. Manchmal nimmt der Richter auch die Sachen in einer großen, dazu erbauten Strohhütte vor. Wenn die Kläger ihre Sache vorgetragen haben, ſo hört er den Beklagten mit eben der Aufmerkſamkeit an, und alsdann fordert er die Zeugen vor. Wenn dieſe nicht erſcheinen, ſo bleibt die Sache auf einen andern Tag verſchoben, am Ende aber ſpricht er den Ausſpruch ohne alle Kenntniß von Geſetzen, bloß nach der Natur der Sache, nach Recht und Billigkeit, je mehr er nämlich ein guter Mani iſt. Der

ſo Recht behalten hat, bezahlet etwas Weniges in des Richters Kaſſe, und ſtreckt ſich, zum Zeichen der Dankbarkeit längſt auf den Boden hin. Seine Freunde begleiten ihn unter allerhand Freudengeſchrey zu Hauſe, und er giebt ihnen dafür ein Gaſtgebot.

Bey gemeinen Händeln unter ihnen ſchwören ſie im Namen ihres Kalifate. Bey Streitigkeiten oder Proceßſachen aber haben ſie einen feyerlichern Eid. Zu dieſem Ende legen ſie eine Art ins Feuer, welche der Oberprieſter des Götzen glühend herausziehet, und ſie an die Schenkel des Beklagten, oder wenn deren zwey ſind, zwiſchen ihre Schenkel hält, ohne ſie zu berühren: brennt ſie einen davon, ſo iſt dieſes die ſchuldige Perſon, wo nicht, ſo iſt ſie frey. Von eben der Art iſt der Eid, wo man den Beklagten mit einem glühenden Eiſen über den bloßen Schenkel fährt; verurſachet es ihm Blaſen, ſo iſt er ſchuldig, wo nicht, ſo wird er frey. Allein der Betrug, der hierbey vorgehet, iſt folgender. Man nimmt eine gewiſſe kalte Salbe von außerordentlicher kalter Natur, beſtreicht damit diejenigen Theile gelinde, durch welches Mittel das Feuer, wenn es daran gehalten wird, ſeine Kraft verlieret. Man hat noch verſchiedene Arten von Proben, unter denen wir nur der folgenden gedenken. Man hat eine zarte und weiche Wurzel von dem Bananabaume, welche ſie den Beklagten in den Mund ſtecken; denn wenn dieſe Wurzel daran kleben bleibt, und es ſcheint, als ob er etwas Klebrichtes eſſe, ſo wird er für ſtrafbar gehalten. Eine andere Art iſt das Eſſen der Frucht von dem Oelpalmbaume, welche zum Schein vorher von dem Prieſter gekoſtet, und als eine unſchädliche Frucht erkannt wird; nachher aber, wenn nicht Beſtechungen mitwirken, ſo wird ſie vergiftet und der nicht Bezahlende muß ſterben. Noch eine andere iſt, ſie müſſen aus kochendem Waſſer einen Stein langen; wer

ſich

ſich verbrühet, iſt der Schuldige. Oder ſie legen verſchiedene Schneckenſchaalen an des Beklagten Schläfe, und er iſt ſchuldig, wenn ſie nicht daran hangen bleiben. Unter den Schwarzen iſt folgende Probe in Kongo die üblichſte, daß ſie eine brennende Fackel, die von einem gewiſſen Harze, ſo von den Bäumen fließet, bereitet iſt, im Waſſer auslöſchen, und dieſes Waſſer hernach dem vermeinten Uebelthäter zu trinken geben; iſt er ſchuldig, ſo ſchadet es ihm, iſt er unſchuldig, ſo hat es keine Wirkung.

Wenn ſie einen Diebſtahl entdecken wollen, ſo ſuchen ſie mit zauberiſchen Mitteln die Wahrheit zu erforſchen. Der Zauberer nimmt z. B. einen langen Faden von Baumwolle, oder Wolle, und hält das eine Ende ſelbſt, das andere Ende giebt er dem vermeintlichen Diebe. Iſt dieſes geſchehen, ſo hält er ein glühendes Eiſen an die Mitte des Fadens; und wenn dieſer abbrennt, ſo muß die verdächtige Perſon den Werth erſtatten; oder iſt es von großem Werthe, ſo wird er zum Sklaven genommen. Man wird ſich weit weniger über dieſe grauſamen und auf nichts als Betrug und Aberglauben gegründeten Handlungen wundern, wenn man bedenkt, unter welchen Umſtänden ſie zu dieſen Ideen geleitet worden ſind und einen aufmerkſamen Blick auf ihre Religionsbegriffe werfen will.

Die meiſten Einwohner von Kongo beobachten durchgängig die alte Landesreligion, die in der Verehrung der Mokiſſos oder Götzenbilder beſtehet. Dieſelben werden mitten in ihre Städte und Flecken geſetzt; ſie ſind meiſt von Holz, mit dem Kopfe einer Schildkröte, mit Füßen von wilden Thieren; man nennet ſie mit einem gemeinen Namen Ganjumba, und durch ſelbige redet der Mokiſſo mit ihnen, wie ihre Prieſter vorgeben. Sie werden von Prieſtern,

Namens

Namens Ganga, bedienet, und haben einen Tanz, der Quimboara genannt wird, bey welchem, wie ſie vorgeben, der Mokiſſo in einen unter ihnen fähret, und die Fragen der zukünftigen und vergangenen Begebenheiten beantwortet. Viele ſind von den Jeſuiten zu der römiſchen Kirche bekehret worden. Im Jahr 1584 wurden ſie zu tauſenden getauft, ſo daß ſie ſich im Jahr 1590 auf zwanzigtauſend Familien beliefen.

Jeder Sova hat einen Kapellan in ſeiner Banza oder Flecken, Kinder zu taufen und Meſſe zu halten, viele aber ſind nur dem äußern Scheine nach römiſchkatholiſche Chriſten, in der That aber hängen ſie an dem alten Götzendienſte ihrer Voraltern.

Die Gangas oder Prieſter in dieſen Gegenden werden Götter der Erden genannt, und haben ein Oberhaupt über ſich, Namens Ganga Khitorna, der als ein Gott der Erde angeſehen wird. Dieſen ſchreiben ſie alles, was ihnen die Natur liefert, zu, bringen ihm von allen die Erſtlinge, als ſeinen Antheil, und er behauptet von ſich, ſein Leib könne keines natürlichen Todes ſterben. Um ſeine Anbetung in dieſer Meinung zu beſtärken, ruft er einen von ſeinen Schülern, wenn er denkt, daß ſein Ende, Alters oder Krankheit wegen, herannahet, und giebt vor, er theile ihm ſeine große Macht, Regen und dergleichen Dinge hervorzubringen, mit. Er befiehlet ihm alsdann öffentlich, ihn entweder mit einem Stricke zu erwürgen, oder mit einer Keule todt zu ſchlagen; welches auch ſogleich geſchiehet. Es muß dieſe Handlung ihrer Meinung nach öffentlich geſchehen, und ſeinem Nachfolger bekannt gemacht werden. Denn ſie glauben, wenn es nicht geſchähe, ſo würde die Erde bald unfruchtbar werden, und dieſes das Verderben der Menſchen zuwege bringen. Eben ſo ſterben auch die niedrigen

Gangas

Gangas alle eines gewaltſamen und freywilligen Todes.

Die Veranlaſſung zur chriſtlichen Religion macht hier in Kongo eine zu erhebliche Epoche, als daß wir ihrer nicht etwas umſtändlich gedenken ſollten. Der König von Portugall Don Juan II. ſchickte verſchiedene Schiffe aus, um den Weg nach Oſtindien zu entdecken, und gelegentlich auch, durch Einziehung jener Reichthümer, die chriſtliche Religion dahin zu bringen. Als dieſe die Eylande des grünen Vorgebirges und St. Thomas gefunden hatten, ſo liefen ſie längſt der Küſte, hin und giengen an den Fluß Zaire, wo ſie einen vortheilhaften Handel und die friedliebenſten Bewohner antrafen. Um dieſen Handel zu erhalten, ſchickte er noch andere Schiffe, welche verſchiedene Portugieſen zurückließen, um die Sprache zu erlernen, und während deſſen den Handel zu unterha ten.

Unter dieſen nun befand ſich auch ein Geiſtlicher. Der Herr von Songo, ein Vetter des Königes, nahm ſie ſehr freundlich auf: ſein Sitz war in dem Hafen Praza, innerhalb der Mindung des Fluſſes Zaire. Dieſer Prieſter bediente ſich hier der groſſen Hochachtung, welche die Leute ihm erwieſen, fieng an mit dem Prinzen über die Umſchaffung der Religion zu ſprechen, und brachte ihn in kurzem zur chriſtlichen Religion.

Als der Prinz dieſes bey Hofe anzeigte, ſo ließ der König den Prieſter fordern, und dieſer gewann ſo ſchnell Eingang in ſein Herz, und ſein Zutrauen war ſo groß, daß er gleich verſprach, ein Chriſt zu werden; ſogleich auch mit den abgehenden Schiffen an den Don Juan um einige Geiſtliche ſchrieb. Der Prieſter ertheilte gleichfalls dem Könige von allem Nachricht, und ſogleich ſchickte der König eine Menge Prie-

Prieſter mit allen möglichen Reliquien und Kirchenzierrathen ab, die im Jahr 1491 zu Praza anlangeten. Während deſſen ließ der König von Kongo, auf Anrathen des Prieſters, eine Art von Kirche aus Baumäſten und Stämmen bauen, die er ſelbſt in Perſon hatte helfen niederhauen, und richtete darin drey Altäre auf. Nachgehends wurde der Graf und ſein junger Sohn getauft: der erſte nahm den Namen Emanuel und der andere Antonius an. Ein ſo groſſes Beyſpiel konnte ohnmöglich unter dem gemeinen Volke nicht ohne Erfolg bleiben, zumal häufige Predigten an ſie gerichtet wurden, dieſem großen Beyſpiele nachzufolgen.

Als dieſes geſchehen, ſo giengen die Portugieſen wieder nach Hofe fort, den König zu taufen. Es begleiteten ſie viele Großen des Landes mit Muſik und Freudensbezeugungen. Die Wege von St. Salvator, welche einhundert und funfzig Meilen betragen, waren alle gekehrt und mit allen Arten von Lebensmitteln und allen Nothwendigkeiten für die Portugieſen verſehen, eben ſo, als wenn der König, oder ſonſt ein Großer des Landes, auf der Reiſe iſt.

Nach etlichen Tagen kam der ganze Hof ihn zu bewillkommen, und hier ſah man ſo viel Pracht zuſammen gehäufet, als ihnen nur immer zuſammen zu bringen möglich geweſen war, weil ſie ſich nichts Glänzenders denken konnten, als die Handlung, die der König unternehmen würde. Der König ſelbſt erwartete ſie im Eingange ſeines Pallaſtes auf einem Staatsthrone, der, auf einem Gerüſte erhöhet, prächtig bekleidet war, und nahm ſie daſelbſt mit allen Zeichen der Gnade auf.

Nach vorhergegangener Verrichtung deſſen, was dem portugieſiſchen Geſandten von ſeinem Könige

war

war auszurichten befohlen worden, ſtand der König voll Freuden auf, und ſelbſt das Volk ertönnte mit Geſang und Muſik in lauter Freudengeſchreyen. Hierauf nahm der König die mitgebrachten Geſchenke aus Portugall an, begab ſich alsdann wieder weg, und der Abgeſandte wurde, nebſt den übrigen, anſehnlich bewirthet. Es dauerte nun nicht lange, ſo wurden alle zum Bau erforderlichen Materialien zuſammen gebracht und die Erbauung einer Kirche war nun des Königs einziger und angenehmſter Gedanke. Nur die Empörung von Anziki unterbrach dieſen Plan. Dieſe Leute wohnten auf den Eylanden an dem Fluſſe Zaire, an den großen Waſſerfällen und der See ihrer waren etwa dreyßigtauſend an der Zahl, und erregten einen Aufruhr, in dem ſie des Königs Statthalter tödteten. Obſchon der Sohn des Königs wider ſie zu Felde geſchickt wurde, ſo konnte er doch nichts gegen ſie ausrichten, und die Aufrührer nahmen ſo ſehr zu, daß der König ſelbſt gezwungen war, wider ſie aufzubrechen. Weil er aber vor ſeinem Abzuge getauft ſeyn wollte, und die Erbauung einer ſteinernen Kirche nicht zu Stande kommen konnte, ſo wurde indeſſen eine hölzerne aufgerichtet und dem St. Salvator geheiliget. Er wurde darin getauft und erhielt den Namen **Don Juan**; ſeine Gemahlin aber **Donna Eleonora**. Viele Vornehme folgten ſeinem Exempel nach, und nach einer ſo ſollennen Ceremonie gieng der König, die Rebellen zu ſtrafen. Seine Gegenwart that die gewünſchte Wirkung; denn ſobald ſich der König ſehen ließ, unterwarf ſich der Feind, und bey ihrer Rückkunft wurde eine große Menge von den königlichen Begleitern, wie auch der Prinz getauft, welche alle portugieſiſche Namen erhielten. Nach dieſem wurden alle Götzenbilder in der Provinz verbrannt, und es ſchien, als ob die chriſtliche Religion hier ihre wärmſten Verehrer gefunden habe.

Allein

Allein der zweete Sohn des Königes und eine groſſe Anzahl, die es mit ihm hielten, wollten von der Annahme dieſer neuen Religion nichts wiſſen. Es entſtanden eine Menge Uneinigkeiten unter den Einwohnern und unter den Eheleuten, die ſich theils hatten taufen und nicht taufen laſſen, bis endlich dieſe Unruhe durch die wirkſamſten Mittel geſtillet und die drohende Gefahr für dieſes Mal nicht zum Ausbruche kam.

Mittlerweile ſtarb der König, wie auch ſein Nachfolger, ſein Sohn Alfonſo, und ſein Sohn Petro folgte ihm nach, unter deſſen Regierung die Schiffahrt nach dieſen Gegenden ungemein zunahm, und das Eyland St. Thomas von den Portugieſen und andern Nationen bevölkert ward; denn zuvor war es ganz wüſte, und die Küſte war nur von etlichen wenigen Seeleuten aus den benachbarten Ländern bewohnt. Nach der Zeit ſchickte der König einen Biſchof hin, die Religionsſachen ſowohl auf dieſem Eylande, als in Kongo, zu beobachten. Er wurde von dem Volke und dem König mit großen Freuden aufgenommen, und alles ſchien ſich zu der großen Revolution, die das Heidenthum erfahren ſollte, vorzubereiten; allein der Ausgang entſprach dieſem Anſcheine nicht. Häufige Unruhen, theils um der Religion willen, theils Abfall und Aufruhr gewiſſer Nationen, wie z. B. der Jaggner, gaben ſtets neuen Anlaß zu der ſchon vorhandenen Gährung, und es erfolgte in kurzem, was die abgeneigte Parthey lange gewünſcht hatte.

Denn als die Jaggner einen Aufſtand erregten, ſo verwüſteten ſie nicht nur die ganze Gegend umher, ſondern drangen auch, durch die Provinz Batta, in Kongo ein. Alles, was ihnen entgegen war, wurde niedergehauen, und die Stadt Kongo wurde belagert. Der König fühlte ſich zu ſchwach, dieſem reiſſenden

Stroh

Strome Einhalt zu thun, und flüchtete nach einem kurzen und vergeblichen Widerſtand auf die Pferdeinſel, und ſeine Unterthanen auf die Gebirge und in die Wüſten; die Feinde aber drangen in die Stadt, und verwüſteten und zerſtörten alle Kirchen und Gebäude.

Der König von Kongo ſchickte indeſſen nach Portugall und bat um Unterſtützung, welche auch ſogleich erfolgte. Es kamen gegen ſechshundert Mann auf der Inſel St. Thomas an, und vereinigten ſich auf der Pferdeinſel mit dem König von Kongo, welchem es in verſchiedenen Treffen glückte, die Aufrührer zu überwinden, und in einer Zeit von zwey Jahren das Reich wieder in ſeine vorigen Umſtände zu ſetzen.

Dieſer Beyſtand ſollte den Portugieſen nun eine neue Quelle des Glückes verſchaffen, und ſo eifrig ſie jetzt geſtritten hatten, der Religion Eingang zu verſchaffen, ſo eifrig wollten ſie nun auch in dem Unterſuchen der Bergwerke von Kongo ſeyn, deſſen Gold und Silber ſo reiche Ausbeute zu geben ſchienen. Entweder war der König von Kongo wirklich nicht ſo ſehr der neuen Religion zugethan, als ſie dachten, oder war es eine geheime Staatsliſt, die er hier äußerte; kurz, er ließ auf Anfragen, wo die Gold- und Silbergruben wären? ſie an ſolche Orte weiſen wo keine waren, oder, wo doch der Erfolg nicht die Mühe vergolten haben würde. Als dieß die handelnden Portugieſen ſahen, ſo verloſch auch auf einmal der Eifer für Kongo, ſie bekümmerten ſich wenig um ſie, kamen nur ſehr ſelten mit Waaren dahin, ſchickten keine Geiſtliche mehr, und in einiger Zeit ſchien alles wieder zu verlöſchen; bis in der Folge ein gewiſſer König, Don Alvaro, wieder nach Portugall, um Geiſtliche zu erhalten, eine Geſandſchaft ſchickte und erhielt. So wurden von Zeit zu Zeit der chriſtlichen Religion bald Hinderniſſe in den Weg gelegt, bald gelang es den

Miſſionarien, welche theils Dominicanermönche und Franciſcaner waren, die römiſche Religion aufrecht zu erhalten, und ſie erreichten ihre Abſicht allemal am meiſten, wenn ſie den König am meiſten dazu bewegen konnten. Der Papſt Urban der Achte ſchickte im Jahr 1640 eine Miſſion mit offenen Briefen dahin, und ſie wurde ſehr freundſchaftlich aufgenommen. Man kann alſo nicht ſagen, daß die Chriſten hier in Kongo ſehr viel Vorzug hätten, ob ſchon die chriſtliche Religion hier bekannt iſt, ſondern die Annahme derſelben iſt noch viel zu ſchwankend, und die Gemüther der Einwohner zu partheyiſch, als daß ſie jetzt noch zu einer allgemeinen chriſtlichen Nation umgeſchaffen werden ſollten.

Landſchaften und merkwürdige Orte.

Den Nachrichten der Reiſenden zu Folge theilt man jetzt das Königreich Kongo in ſechs Landſchaften. (Einige ſagen nur in fünfe) ein: als Bamba, Songo, Sundi, Pango, Batta und Pemba.

Die Landſchaft Bamba.

Bamba, welches die größte und reichſte unter allen dieſen Landſchaften iſt, gränzt gegen Weſten an den Ocean, und erſtreckt ſich von dem Fluſſe Ambrize an, gegen Süden, bis an den Fluß Koanza oder Quanza. Gegen Süden hat es Angola und gegen Oſten, nach dem See Ackhelunda zu, das Land Quizama. Man ſagt, dieſe Provinz gäbe an Größe den Königreichen Neapolis und Sicilien zuſammen gerechnet, nichts nach.

Dieſe Landſchaft wird von einem Fürſten, der viele andere Fürſten und Herren unter ſich hat, regieret. Die Vornehmſten davon ſind, der an der Seeküſte von Bamba, welcher den Namen eines Statthalters führet, der von Lomba, Dandi, Bengo, Loanda, welcher über die Inſeln, Loanda, Korimba, Quanza und Kazzanza geſetzet iſt. Auf dem feſten Lande, in demjenigen

jenigen Theile, das dem Volke, welches Ambundos genennt wird, zugehöret, und welches in Angola an den Gränzen, wohnet und dem Mani-Bamba unterworfen iſt, befindet ſich der Mani von Agazi, Khinghengo-Motollo-Khabonba und viele andere geringere.

Unter der Regierung dieſer Provinz verſteht man auch noch eine Menge anderer Herrſchaften, welche die Portugieſen Sovas nennen, und wovon jeder einen kleinen Diſtrict zu verwalten hat, deren Namen aber nicht erheblich ſind. Die einzige Gegend, oder das Gebiete Vamma, iſt erheblicher, und ſtößt an die See und an den Fluß Danda. Weiter herauf an dem Fluſſe liegt Quanſa, unter welchem, neben dem oben gedachten Manibamba, alle übrigen kleinen Sova ſtehen. Alsdann folgt das Gebiete von Kalle, welches etwas gegen Süden zu liegt und über etliche kleine Ländereyen zu gebieten hat. Hieran ſtößt Kovangongo, und etwas ſüdwärts liegt Engombia. Etwas weiter gegen Norden an dem Fluſſe Danda, liegt Motemmo-Konvangongo; und hingegen weſtwärts an der Küſte liegt die Grafſchaft Muſſula, welche die Landſaſten Pumbo und Bamba unter ſich begreift, und über den ganzen Strich an der See, von den Danda bis an den Fluß Lope, zu gebieten hat; dieſer Sova hat eine große Macht, doch iſt ihm der vorhergehende von Konvangongo überlegener.

Von Motemmo-Konvangongo gegen Oſten liegt Motemmo-Quingongo, und gegen Südoſt liegt Kahonda, welches vor dieſem eines von den mächtigſten Ländern in dieſer Gegend war, jetzt aber ſehr geſchwächt iſt. Dieſes Gebiet liegt ſechs oder acht Tagereiſen oſtwärts von Konvangongo, und dieſen beyden gegenüber liegt das Gebiet von Amboille,

eine beſondere Herrſchaft, die Kongo nicht unterthan iſt.

Südwärts von da kommt man nach Oanda, welches der Fluß Loze von dem vorigen ſcheidet, und welches gegen Weſten an Bamba ſtößet. Es iſt ein großes, mächtiges und Kongo unterwürfiges Land; doch ward es im Jahr 1646 von dem Könige Ghingo verwüſtet und die Einwohner wurden, als Sklaven, weggeführet.

Gegen Oſten liegt ein kleines Ländchen, Quina genannt, und gegen Weſten Bamba, wo aber ein ſchmaler Strich von Pembo zwiſchen inne liegt.

Dicht dabey liegt das Herzogthum Bamba: und dieſem gegen Südweſt die Landſchaft Bumbo, die weder an Macht noch an Bevölkerung beträchtlich iſt und gegen Weſten die Landſchaft Muſſula hat.

Zwiſchen Bamboa und Quina liegt Enſala, deren Statthalter den Titel Manſala führet. Als ſich dieſer im Jahr 1643 dem Könige von Kongo widerſetzte, ſo ſchickten ihm die Holländer, auf Verlangen des letztern, eine Compagnie von funfzig Soldaten, die ihm das Land plündern halfen.

Jenſeits des Fluſſes Loze kommt man nach Quintingo, die ſich längſt an der Seeküſte hin und in das Land hinein bis dreyßig oder vierzig Meilen, ſo weit als Sonho oder Binda, erſtrecken.

Die oben gedachten Gebiete haben alle ihre genauen Gränzen, welches mehrentheils Berge ſind, die in der kongoiſchen Sprache Quibambis heißen, und dicht an denſelben liegen verſchiedene Gränzſtädte, die gemeiniglich der Sitz der Sovaſen ſind; daher kommt es, daß unter ihnen wegen der Gränzen ſehr ſelten Streitigkeiten entſtehen. An dem Fluſſe Onza, unweit

weit der Küſte, liegen drey Dörfer in einem Dreyeck, Mongonendoin gegen Süden, Jagado ſechs Meilen weiter ins Land, und das dritte iſt Lengo. Nicht weit davon liegt Muſſula, eine Handelsſtadt, welche von den Holländern fleißig beſucht wird.

Die vornehmſte Stadt in dieſer Landſchaft, wo auch der Befehlshaber wohnet, liegt im flachen Lande, zwiſchen den Flüſſen Loze und Ambrize. Sie heißt Panza oder Banza, welches ein gemeiner Name für alle Städte iſt, und liegt hundert Meilen von der See. Sie iſt ſechs Tagereiſen von Landa in Angola, etwa der halbe Weg zwiſchen den Herzogthümern Sonho und Pemba, in dem Gebirge gelegen. Dieſe Stadt hat einen großen Umfang, und iſt ſehr weitläuftig gebauet; mitten durch ſie fließen zwey kleine Bäche.

In dieſer Herrſchaft fangen ſich die Hügel an, wo Silber und andere Mineralien gefunden werden, und erſtrecken ſich nach dem Königreiche Angola zu. Sie iſt ſehr reich, denn an der Küſte hat ſie einen großen Vorrath von Lumache, welches in Kongo ſtatt des Geldes gebraucht wird. Ueberdieß iſt hier ein größerer Handel mit den Sklaven von Angola, als in einer andern Gegend, und die Portugieſen führen deren jährlich über fünftauſend von hier aus.

Die Einwohner dieſer Landſchaft gehen bewaffnet, wie die Sklavonier, mit langen und breiten Schwerdtern, ſo aus Portugall kommen. Einige beſitzen eine ſeltene Leibesſtärke und ſind wohl im Stande, einem Ochſen mit einem Hiebe den Kopf abzuhauen.

Bamba iſt die Schanze von Kongo wider ſeine Feinde; denn da die Einwohner die ſtärkſten im ganzen Königreiche ſind, ſo halten ſie ihre Feinde in Angola und andern Orten in beſtändiger Furcht.

Im Nothfall kann es viermalhunderttauſend Mann ſtellen, und doch ſoll dieſes erſt der ſechſte Theil des ganzen Königreiches ſeyn.

Dieſer Regent von Bamba iſt ſehr mächtig und der oberſte Befehlshaber an dem kongoiſchen Hofe, denn er iſt der oberſte Hauptmann über alle Truppen, doch behält er dieſe Stelle nur nach Gefallen. Er macht Anſpruch auf die beyden Ondans gegen Süden von dem Fluſſe Danda. Die Einwohner ſind großentheils der katholiſchen Religion zugethan, und unterhalten zu ihrem Dienſte verſchiedene Jeſuiten und andere Prieſter, beydes Mulaten und Schwarze.

Die oben genannte Landſchaft Quizama wird wie eine Republik regieret, und hat eine Menge von Herren, welche ſonſt keinem König unterthan ſeyn mochten. Jedoch begaben ſie ſich endlich auf die Seite der Portugieſen.

Die Landſchaft Songo.

Die zweyte Landſchaft Songo, oder Sonho, gränzt gegen Morgen an den Fluß Zaire, gegen Süden an den Telunda, und gegen Weſten an die See. Sie iſt mit einem Walde faſt umgeben, und macht eine Halbinſel, die gegen Oſten an das Herzogthum Bamba gränzet und davon, durch dem Ambrize geſchieden wird.

Die Länder von Songo ſind ſehr weitläufig und groß, ſie befaſſen viele kleine Herrſchaften, die ehedem frey geweſen ſind, nebſt verſchiedenen Inſeln auf dem Zaire. Es iſt ferner voll von großen Städten, welche Banza heißen, denen wieder andere Gegenden und Gebiete unterthan ſind.

Eine von den vornehmſten Städten iſt Riova, allein die größte iſt ſie nicht, denn dieſe iſt Banza, wo der Graf ſeinen Sitz hat. Dieſes Banza wird allezeit

lezeit von einem nahen Anverwandten oder Freunde des Grafen regieret, welcher allein Regente genannt wird, und die andern heißen nur Mani.

Die Stadt Songo beſtehet aus ohngefähr vierhundert Häuſern, die unordentlich und zerſtreuet gebauet ſind, ſo daß alſo die Stadt einen ſehr großen Raum einnimmt. Sie liegt etwa eine Meile ins Land von dem Ende des Fluſſes oder der Bucht von Sonho, welche ſehr enge iſt, und die Sandbänke darinnen ſind mit kleinen Bäumen und dicken Sträuchern ſo ſehr bewachſen, das die Boote nicht füglich bis an die Stadt hinauffahren können.

Die Häuſer ſind durchgängig mit Stroh gedeckt, und alle vier Wände mit Palmäſten umzäunet oder auch mit Laubwerk zierlich umflochten. Sie werden mit einer Art von Strohdecken von verſchiedenen Farben behangen. Die Fußböden ſind von Leimen geſchlagen und ſehr hart, die Böden und Decken aber ſind von Binſen gemacht. Des Grafen Haus iſt gleichfalls viereckigt und von Bretern gebaut; die Vorderſeite iſt aber allezeit mit einer Farbe, die aus dem Ahornholze kommt, angeſtrichen. Selbſt die Kirchen ſind meiſtens nur von Bretern gebauet.

Die Einwohner ſind durchgängig von mittlerer Statur, wohlgebildet und äußern einen leichten ſcharfen Verſtand. Im Handel ſind ſie ſo argwöhniſch und vorſichtig, daß, wenn ſie mit den Weißen handeln, ſie allemal einen gewiſſen kleinen Betrug dabey ſpielen, den jene nicht ſo geſchwind einſehen.

Die engliſche Factorey die im Jahr 1760 errichtet und auch wieder verlaſſen ward, ſtand an einer Anhöhe, nahe bey der Stadt. Dieſe Landſchaft bringt beſonders viel Kupfer hervor, welches an Güte beſſer als das andere aus den Gegenden von Kongo iſt, in-

gleichen liefert es auch etwas Baumwolle, wovon ſie aber wenig verkaufen.

Die Vornehmen in Songo tragen eine Art von Strohdecken auf ihren Schultern, welche ſehr artig gewirkt ſind, und den Oberleib bedecken, von denen zwey Zipfel bis auf die Erde niederhangen. Einige tragen auch ſeidene, gewirkte, geſtickte Mützen auf den Köpfen, jedoch iſt dieſes nur ein Zeichen der Ehre, wie ſchon oben gedacht worden iſt. Die vornehmen Weiber haben eine Art von ſtrohernen Unterröcken, die aber nur ſehr kurz ſind. Den Oberleib bedecken ſie mit einem Stücke Zeug, welchen ſie zweymal um ſich nehmen und in der Kirche, wie einen Schleyer um den Kopf wickeln. Beyde Geſchlechter haben ſtets die Tabackspfeife im Gebrauch, das gemeine Volk beyderley Geſchlechts hat nur ein Tuch um die Lenden, welches nur bis an die Knie reichet.

Die Kleidung des Grafen iſt nach verſchiedenen Feſten und manchen andern Gelegenheiten eingerichtet, doch trägt er gemeiniglich eine ſtroherne Weſte, die feſt um ihn angegürtet und von ſolcher Arbeit iſt, daß ſie bloß von ihm, oder von andern, die er mit dieſem Vorrechte beehren will, darf getragen werden. Ueber dieſer Weſte hängt ein Mantel bis auf die Erde herab, und an Feſttagen verändert er dieſen Mantel mit einem kurzen Scharlachenem, der mit Franzen beſetzt iſt; an den allergrößten Feſten aber trägt er ein Hemde von ſehr feiner Leinwand, wie auch gelbe oder karmoſin ſeidene Strümpfe und einen ſeidenen geblümten Mantel, welcher den Namen des Frühlings führet. Bey der Feyer des Abendmahles trägt er einen weißen Mantel, den er hinter ſich her ſchleppet. Geht er in die Kirche, ſo trägt man ihm einen ſammtnen Stuhl voran, und er ſelbſt wird in einem Netze von

von zwey Perſonen, auf den Schultern getragen; wovon ein jeder einen Regentenſtab in ſeiner Hand trägt, davon der eine ganz von Silber, der andere aber von Ebenholz und mit Silber ausgelegt iſt. Sein Hut iſt erſtens mit Taffend und darüber mit ſehr feinen Federn bezogen. Vor ihm geht ein Muſikus, der verſchiedene kleine runde Glöckchen, die an einem zwey Spannen langen Eiſen angemacht ſind, trägt, worauf er ſpielet und Geſänge von dem Ruhme und der Größe ſeines Herren dabey abſingt.

Wenn er im Glanz erſcheint, ſo hat er von dem Nacken bis auf die Knie hinunter gemeiniglich verſchiedene Schnüre von purpurfarbenen Korallen hängen, nebſt einer breiten Kette von dem feinſten Golde und ein ſtarkes Kreutz auf ſeiner Bruſt; an den Händen trägt er gemeiniglich Armbänder von koſtbaren Korallen, und an allen Feſten goldene Ketten von der feinſten Arbeit. Seine Finger ſind faſt allezeit mit Ringen bedeckt, und an den Füßen trägt er gemeiniglich Pantoffeln ſtatt der Schuhe. Man trägt beſtändig vor ihm zwey Sonnenſchirme von Pfauenfedern, und zwey andere von Stroh, die beyderſeits oben an lange Stangen angemacht ſind; eben ſo haben zwey von ſeinen größten Günſtlingen unter ſeinem Gefolge das Geſchäfte auf ſich, die Fliegen von ihm wegzutreiben, obgleich dieſes mehr zum Staat als zur Nothwendigkeit dienet, weil dieſe Inſekten hiernicht ſehr häufig angetroffen werden.

An den vornehmſten Feſten giebt er eine Art von Schauſpiel, welche eine Kriegsübung vorſtellen ſoll; und an den geringern verrichtet ſolches entweder der oberſte Feldherr für ihn, oder ſeine Hofleute unter halten ihn mit Tanzen und Muſik.

Dieſe Grafſchaft iſt niemanden unterworfen und entrichtet dem König von Kongo nur einen geringen Tribut. Wohl aber hat der Graf viele kleine Herren unter ſich, die ehedem unabhängig waren: dergleichen die Mombalaer ſind, ein Volk, das gegen die Hauptſtadt Kongo zu wohnet, und jetzt unter dieſem Grafen ſtehet.

Dieſe Würde beſtimmet neun Wahlherren, und dieſe wählen oft ſchon einen neuen, wenn der verſtorbene uoch nicht begraben iſt, und während als der Thron leer iſt, regieret indeſſen ein Kind, welches in allen die Würde des Grafen vertritt, und dem jedermann denſelben Gehorſam und dieſelbe Ehrerbietung erzeiget, als ob es der Prinz wäre. Iſt die Wahl geſchehen, ſo wird ſie den Miſſionarien angemeldet, um ſie zu beſtätigen, außerdem wird ſie für ungültig angeſehen.

Doch der verwittweten Gräfin wiederfährt nach ihres Mannes Tode ſehr geringe Ehre, ſo wie der Königin in Kongo; ſie gehen beyde nebſt ihren Kinderu, in ihre erſte Wohnung zurück, und werden nur als gemeine Frauen angeſehen, mit dem einzigen Vorrang, daß ſie gleich nach der regierenden Gräfin ihren Rang nimmt: und ſo leben oft viele ſolcher Wittwen zu einer Zeit, weil ſie niemand anders als der Thronfolger heurathen darf. Da nun die Söhne des Verſtorbenen gemeiniglich nach der Regierung ſtreben, ſo entſtehen auch dadurch oft ſehr große Unruhen und Partheyen, und dieſe brechen oft noch bey Lebzeiten des alten Fürſten aus, denn ſie nehmen mehrentheils durch Hülfe ihrer Anhänger den Weg zum Throne, und verhindern die Wählenden; weshalb der Tod eines Grafen, ſo lange als möglich, verborgen gehalten wird. Iſt es keinem von dieſen Söhnen geglückt, zu der Regierung zu kommen, ſo kehren ſie gleichfalls in den Stand gemeiner Edelleute zurück; und wenn der

der Vater ihnen bey Lebzeiten einige Güter kaufen will, ſo muß er durch ſein ganzes Land kund thun laſſen, daß er es für ſein eigenes Geld gethan habe, ſonſt würden ſeine Kinder aller dieſer Güter beraubt werden.

An dem St. Jakobsfeſte muß jeder dem Fürſten Treue und Gehorſam auf folgende Art verſprechen. Auf dem großen Markte, in dem Capucinerkloſter, iſt ein Thron für den Grafen aufgerichtet, welcher, in Gegenwart des ganzen Volkes, von dem Miſſionario, der deshalb in der Halle der Kirche wartet, den Seegen erhält. Hierauf verrichtet er zwey Kriegesübungen; erſtlich da er, nach des Landes Gewohnheit, eine Krone von fliegenden Federn auf dem Kopfe trägt, bedienet er ſich eines Bogens und der Pfeile; alsdann übet er ſich mit der Flinte. Das Volk folgt ſeinem Beyſpiel nach, und thut nach ihm eben daſſelbe, ſie ſtellen ſich, als ob ſie Feinde angriffen, für ihm flüchtig würden, kurz, ſie halten eine förmliche Kriegesübung. Iſt dieſes vorbey, ſo begiebt ſich der Graf wieder auf ſeinen Thron, der für ihn unter einem Baume an der Südſeite des Marktes zubereitet iſt.

Nach ihm verrichtet der oberſte Hauptmann und das Volk eben dieſe Uebung, mit verſchiedenen Arten von Angriffen, Zurückziehen, und andern Kriegsliſten und ſobald er das verrichtet hat, ſetzt er ſich gleichfalls auf einen hohen Stuhl, der aber nur mit Leder bedeckt iſt. Ihm folgen die Mani in ähnlichen Uebungen nach, jeder Mani iſt Hauptmann von ſeiner Compagnie, und trägt ein Probeſtück von dem, was er dem Grafen jährlich liefern muß; ſo trägt er z. B. wenn er Fiſche liefern muß, ein Paar Fiſche oben an einem Spieße zuſammengebunden. Giebt er Oehl, ſo trägt er die Palmfrucht, woraus es gemacht wird; muß er Fleiſch geben, ſo trägt er ein Horn von einem Thiere,

re, ja, er wickelt ſich wohl oft ſelbſt in eine Kuhhaut ein. Dieſe Feyerlichkeit am St. Jakobstage hat ihren Urſprung deshalb, weil dieſer für den Beſchützer der Gegend angeſehen wird, und weil Alphonſus der Zweyte, König von Kongo, an dem Jakobstage eine Schlacht wider ſeine ungetreuen Unterthanen gewonnen hat.

Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts befeſtigte der Graf von Songo die Wälder, welche ſein Land gleich einer Schanze umgeben; und weil er überall für den mächtigſten Grafen angeſehen wurde, auch wirklich der wichtigſte iſt, ſo wollte er auch den König von Kongo für nichts anders, als einen Bundesgenoſſen, anſehen. Hierüber wurden langwierige und blutige Kriege geführt, und, ohne es auf einen feſten Fuß zu bringen, ſucht jeder neue Graf, die Vorrechte des erſtern zu behaupten, oder jeder König von Kongo ſucht, ſo gut er kann, ſeine Anſprüche auf Songo zu erhalten.

Die Landſchaft Sundi.

Die Landſchaft Sundi, als die dritte, liegt von Bango aus gegen Weſten, und von Pembo aus gegen Oſten, etwa vierzig Meilen von St. Salvator. Sie gränzt gegen Norden an die Zaire, von dem Kriſtallberg bis an den Fluß Benkare, und von da bis an den Waſſerfall; von dort aus erſtreckt ſie ſich zu beyden Seiten des großen Fluſſes bis an die Gränze von Anziko. Die Hauptſtadt welche Sundi heißt, wo der Statthalter wohnet, liegt nahe an der Landſchaft Songo, etwa eine Tagereiſe vom gedachten Waſſerfalle.

Dieſe Landſchaft iſt die vornehmſte unter allen, und iſt gleichſam das erbliche Kammergut der Könige von Kongo; daher iſt es allezeit, ſeit dem Don Johann, dem erſten chriſtlichen Königes, von ſeinem älteſten Sohn oder Prinzen, der ihm auf dem Thron folgen

folgen ſoll, regieret worden. Dieſem Prinzen ſind viele andere Prinzen unterworfen.

Die Einwohner handeln in den benachbarten Landſchaften mit Salz, Tüchern von vielerley Farben, die aus Indien und Portugall hierher gebracht werden, und mit Muſcheln, die ſie anſtatt des Geldes vertauſchen; ingleichen mit Zeugen von Palmbäumen, Elfenbein, Zobel und Marderhäute, wie auch mit gewiſſen Gürteln, die von dem Laube der Palmbäume gemacht und hier ſehr hoch geachtet werden.

Hier findet man auch verſchiedene Arten Metall und Kriſtall, doch achten ſie nichts als Eiſen, weil ſie deſſen Nutzen verſtehen, um Meſſer, Waffen, Aexte u. dergl. Dinge daraus zu verfertigen.

Die vierte Landſchaft iſt Pango, und hat gegen Norden Sundi, gegen Süden Batta, gegen Weſten Pemba und gegen Oſten die Sonnenberge. Die Landſchaft Pango.

Die Hauptſtadt Pango, die ehedem Panguelungos hieß, wo auch der Statthalter wohnet, liegt auf der weſtlichen Seite des Barbela. Dieſer Fluß läuft mitten durch die Landſchaft, welche, ob ſie gleich die kleinſte unter den übrigen iſt, dennoch eben ſo viel an den König Abgaben entrichten muß, als irgend eine andere.

Dieſe Landſchaft war ehedem ein freyes Königreich, und wurde, nach der Landſchaft Sundi, von den Königen von Kongo erobert, und die Einwohner haben einerley Sitten und Sprache.

Etwa hundert nnd funfzig Meilen gegen Oſten von Batta liegt das Gebiete von Ronde oder Pango de Okango, wodurch der tiefe und ſchnelle Fluß

Kongo fließt, und endlich ſeinen Ausgang in die Zaire nimmt.

Dieſes Land wird, einer alten Gewohnheit zu Folge, von einem Frauenzimmer regieret, das dem Mani Batta, oder Fürſten von Batta zinsbar iſt, der dieſen Zins im Namen des Königes von Kongo einnimmt.

Die Landſchaft Batta.

Die fünfte Landſchaft, Batta, gränzet gegen Norden an Pango: gegen Oſten erſtreckt ſie ſich über den Fluß Barbela, bis an die Sonnen- und Salpeterberge: und ſüdwärts von dieſen Bergen, bis wo die Flüſſe Barbela und Kaſinga zuſammenfließen; von da, bis an den Berg Bruſhato, das heißt, das verbrannte Gebirge.

Die Hauptſtadt, wo der Fürſt ſich aufhält, heißt auch Batta, ehedem aber Aghirimba. Sie war damals ein großes Königreich und ſehr mächtig, und nicht durch Eroberungen iſt es mehr, was es ehedem war, ſondern es hat ſich freywillig mit Kongo vereiniget, wozu vielleicht die Uneinigkeit der Großen im Lande, unter einander ſelbſt, die Quelle geweſen iſt. Die Regierung wird allezeit von den Königen von Kongo einer Perſon, die von den alten Königen dieſes Landes herſtammet, übergeben; jedoch richten ſie ſich dabey allemal nach ihrem Alter oder andern Umſtänden.

Dieſer Mani wohnet dem König näher als die übrigen, und hat den zweyten Rang im Königreiche; was er befiehlt, das darf kein anderer verwerfen, und wenn die königliche Linie ausſtirbt, ſo kommt die Thronfolge eigentlich auf ihn. Er ſpeiſet auch ſehr oft an des Königes Tafel, jedoch niedriger und ſtehend, welches ein Vorrecht iſt, das nicht einmal dem Sohn des Königes erlaubet wird. Sein Hofſtaat und ſein Gefolge iſt nicht viel kleiner als des Königes von Kongo; und geht es aus, ſo geſchieht er nie anders, als

unter

unter Muſik. Seine Kriegesmacht iſt gleichfalls nicht geringe, denn er iſt im Stande, ſiebenzig bis achtzig tauſend Mann aufzubringen; und weil er einen beſtändigen Krieg mit den Jaggas hat, ſo iſt ihm erlaubt, Muſketier zu halten, die ſeine eigenen Unterthanen ſind; da doch außer ihm niemanden dieſe Ehre zugelaſſen wird, weil dieſe Soldaten zu gefährlich für den Staat ſind.

Dieſer Fürſt hat ebenfalls verſchiedene Herren unter ſich. Die einheimiſchen Einwohner dieſer Landſchaft werden Manſoboer genannt, und ihre Sprache können die Moſikongoer wohl verſtehen; ſie ſind aber viel wilder nnd zum Aufruhr geneigter, als jene. Selbſt die Sklaven, welche von hier gebracht werden, ſind viel hartnäcki-ger, als die, welche aus andern Landſchaften kommen.

Die Handlung anbelangend, iſt weiter nichts zu ſagen, ſondern ſie iſt eben dieſelbe, wie in den vorigen Landſchaften, und die Einkünfte, die der König von hier erhält, betragen zweymal ſo viel, als er aus zwey andern Provinzen erhält.

Die Landſchaft Pemba.

Die ſechſte Landſchaft, Pemba, hat Sundi gegen Norden, Batta gegen Oſten, Bamba gegen Süden, und Songo gegen Weſten; ſo daß es alſo den Mittelpunkt von Kongo ausmacht. Aus dieſer Landſchaft ſtammten die alten Könige von Kongo her, und die königliche Hauptſtadt liegt auch darin.

Der Statthalter von Pemba wohnt in einem Gebiete, das eben dieſen Namen führet, und unten an dem verbrannten Gebirge, längſt an dem Fluſſe Loze hin, liegt.

Die vornehmen Perſonen und Bedienten des Königes von Kongo haben ihre Güter und ihr Vermögen

gen in dieſer Landſchaft, weil ſie dem Hofe am nächſten liegt, und weil ſie mit mehrerer Bequemlichkeit die nothwendigſten Sachen können daher bringen laſſen. Einige von dieſen Herren in der Gegend, die an Bamba ſtößt, haben viel Mühe, ſich wider die Einwohner von Kuizama zu ſchützen, weil ſie ihre Freyheit behaupten wollen, und wider den König von Kongo ſchon zu wiederholten Malen Aufruhr erreget haben.

Man theilt dieſe Landſchaft gemeiniglich in zwey Theile, die erſte in die Markgrafſchaft Pemba, uud die andere in die Landſchaft St. Salvator, oder heil. Erlöſer, von dem Namen der Hauptſtadt, wo damals der König, Don Alvaro, wohnte.

Dieſe Stadt hieß ehedem Banza, welches in ihrer Mundart ſo viel als den Hof bedeutet, weil der König oder Statthalter gemeiniglich hier wohnet. Sie liegt etwa hundert und funfzig Meilen von der See, auf einem großen und hohen Berge, der mehrentheils ein bloßer Fels iſt, und eine Eiſenmiene hat. Auf der Spitze iſt eine große Fläche, ohngefähr zehn Meilen im Umfange, die wohl angebaut und mit Häuſern und Dörfern beſetzt iſt, auf welchen wohl hunderttauſend Menſchen wohnen. Die Spitze unterſcheidet ſich von den übrigen Bergen ſehr wohl, daß ſie die Portugieſen auch die Ausſicht oder den Proſpect nennen, wovon man einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick auf die ganze Gegend hat. Und ob ſchon die Spitze des Berges ſehr hoch iſt, ſo hat ſie doch im Ueberfluß Brunnen mit verſchiedenem guten Waſſer; die Einwohner aber trinken nur aus einem davon, welcher einen Flintenſchuß weit gegen Norden an, dem Berge hinunter liegt; aus welchem ihre Sklaven alle ihr Waſſer in Gefäßen von Holz und Leder holen. Dieſe Ebene iſt ſehr fruchtbar am Getreide, und hat ſehr fettes Land: es ſind darauf Wieſen voller Gras und

Bäume, die immer grün ſind, die Luft iſt gleichfalls kühl und geſund. Deshalb haben die Könige meiſtens ihren Siß hier genommen, auch darum vorzüglich, weil es im Mittelpunkt des Reiches liegt, von wo aus jeder andern Provinz die geſchwindeſte Hülfe geleiſtet werden kann. Dabey iſt die ganze Gegend ſehr hoch, die es zu einem unerſteiglichen Aufenthalt machet. Von unten an der Weſtſeite des Berges an bis auf die Spiße ſind fünf Meilen, und dieſes iſt auch der gewöhnliche Weg nach der Stadt, der ſehr breit, aber etwas krumm iſt. An der Oſtſeite fließt ein Fluß, wo die Weiber eine Meile weit herunterſteigen und ihre Kleider waſchen. Das Vieh, welches ſie haben, wird meiſtentheils in der Stadt gehalten und gefüttert, als Schweine, Ziegen, einige wenige Schafe, aber keine Kühe, die des Nachts in Zäune, die um ihre Häuſer ſind, verſchloſſen werden.

Die Stadt liegt in einem Winkel des Berges gegen Südoſt, und der erſte chriſtliche König, gab ihr die erſten Mauern, davon die Thore des Nachts niemals geſchloſſen werden, die auch weiter keine Beſaßung hat. Zwiſchen den beyden Ringmauern, jede eine Meile im Umfange, iſt ein leerer Plaß gelaſſen, auf welchem die Hauptkirche gebauet iſt, welche einen ſchönen Marktplaß hat, an deſſen oberſten Ende verſchiedene Groſſe vom Hofe wohnen, deren Häuſer auf Art der Portugieſen gebauet ſind, und der Kirche gegenüber ſtehen.

Außer des Königs Gebäuden und der portugieſiſchen Stadt, giebt es eine große Anzahl andere Häuſer, die der Adel erbauet hat, ſo daß die Größe der Stadt nicht wohl beſtimmt werden kann; denn die ganze Spiße des Berges iſt mit Dörfern und Schlöſſern eingenommen, und ein jeder großer Herr beſißt gleichſam eine ganze Stadt für ſich. Es iſt ſonder-

bar, daß in dieſer Stadt nichts von allem dem Ungeziefer anzutreffen iſt, das ſonſt andere Städte ſehr unangenehm machet.

Die gemeinen Häuſer ſtehen in guter Ordnung, und ſind faſt in einerley Geſchmack erbauet, die meiſten ſind groß, wohl angeleget und umzäunet, dabey aber alle mit Stroh gedeckt, nur diejenigen ausgenommen, welche den Portugieſen gehören.

Das Schloß des Königs iſt von großem Umfange, mit vier Mauern umgeben, d von die, gegen die portugieſiſche Seite, von Leimen und Stein iſt, die übrigen aber von Stroh ſehr ſauber gearbeitet ſind. Die Zimmer, Speiſeſäle, Gänge und andere Behältniſſe darinne ſind auf europäiſche Art mit Tapeten behangen. In der innerſten Mauer ſind verſchiedene Gärten, die mit Pflanzen und Bäumen reichlich beſetzt ſind. In dieſen Gärten ſind verſchiedene kleine Säle angelegt, die alles Schöne in ſich enthalten, was bey ihnen ſchön genannt zu werden verdienet.

Dieſer königliche Pallaſt hat eine franzöſiſche Meile im Umfange, und iſt, wie geſagt, mit allen europäiſchen Zierrathen ausgeſchmückt, der vor der Portugieſen Ankunft ein viel einfacheres Anſehen hatte.

St. Salvator hat verſchiedene Kirchen, von denen einige aus Steinen gebauet ſind, und, ohne die unbedeutendſten mit zu rechnen, befinden ſich hier eilf gute Kirchen. Die Jeſuiten haben hier ein Kloſter, wo ſie täglich die Schwarzen unterrichten; es ſind auch Schulen, wo diei Jugend in der lateiniſchen und portugieſiſchen Sprache unterrichtet wird.

Das Gebiete dieſer Stadt begreift etwa zwanzig Meilen im Umfange, und ſteht bloß unter der Botmäßigkeit des Königes. Die Zahl der Einwohner ſoll

ſoll ſich auf vierzigtauſend belaufen, mehrentheils vornehmen Bürger und Adliche, die aber in dem ärmſten Zuſtand leben, und ſelten die nöthigſten Lebensmittel haben; und der gute Ruf der Einwohner iſt ſehr verdächtig gemacht worden.

Ehe wir das Königreich Kongo verlaſſen, müſſen wir noch einige Nachrichten von den benachbarten Nationen, beſonders den Jaggaern und Anzikiern ertheilen, welcher Völker zwar ſchon bey der Beſchreibung von Nigritien gedacht worden iſt, hier aber einer vollſtändigern Erwähnung verdienen.

Dieſe Völker ſchließen Kongo, weit nach Oſten zu, feſt ein, und haben ihren Namen überall ſo furchtbar gemacht, daß wenige Provinzen es wagen können, ſich mit ihnen in einen Krieg einzulaſſen, weil ihnen der Sieg allemal zur Seite ſtehet. Daher kommt es, daß dieſe Nationen verſchiedene Königreiche aufgerichtet haben, als z. B. Bokko Meala, Anziko, Matamba, Kaſanji u. dergl. allein ihre Lage von Norden nach Süden iſt uns Europäern wenig oder gar nicht bekannt. Wie erheblich aber dieſe Länder ſeyn müſſen, kann uns der Begriff von ihrer Größe mittheilen. Das Königreich Anziko hält ſechshundert und dreyßig Meilen von Weſten nach Oſten, und fünfhundert und vierzig von Norden nach Süden. Die Gränzen des Landes der Anziker ſind weſtwärts die Leute von Ambus, nordwärts andere afrikaniſche Nationen, nebſt der nubiſchen Wüſte; gegen Oſten der zweyte große See, aus welchem der Fluß Kongo entſpringt, in dem Theile, das Anzikana heißt, und vom Königreiche Kongo wird es durch den Fluß Zaire abgeſondert, deſſen Inſeln zum Theil den Anzikos gehören, ſo wie er ihnen auch zu Unterhaltung des Handels mit den Einwohnern von Kongo dienet.

Ob man ſchon wenig oder gar keine Kenntniſſe von der Güte und Fruchtbarkeit dieſes Landes hat, ſo weiß man doch aus den wenigen Nachrichten, daß ſich hier viele Kupfergruben und eine große Menge rothes und graues Sandelholz befinden ſoll, aus welchem letztern ſie ein ſehr wohlriechendes Pulver, und verſchiedene Arzeneymittel verfertigen, oder ſie vermiſchen es mit Palmöle, ſalben ſich damit den ganzen Leib, und ſagen, ſie könnten auf dieſe Art ihre Geſundheit viel beſſer erhalten.

Dem Charakter nach ſind ſie ein kriegeriſches und zum Aufruhr geneigtes Volk, das nicht allemal auf Urſachen zum Kriege wartet, ſondern eine immerwährende Unruhe weit höher achtet, als die Erweiterung ihrer Lebensbedürfniſſe. Ihre Waffen unterſcheiden ſich von den Waffen ihrer Nachbarn durch die weit kleinern Bogen und kürzern Pfeilen, die mit Schlangenhäuten von verſchiedenen Farben ſo künſtlich umwunden ſind, daß man ſie für ein Ganzes halten ſollte; wie man aber ſagt, ſollen die Bogen dadurch deſto ſtärker und dauerhafter werden. Die Sehnen ſind von biegſamen und dichten Baumäſten, aſchfarben und dunkelbraun. Ihre Pfeile ſind dünne, aber aus ſehr hartem Holze; dabey ſind die Einwohner ſo ſchnell im Gebrauche dieſer Waffen, daß ſie wohl etliche zwanzig Schüſſe thun, ehe der erſte Pfeil auf die Erde kommt, und nicht ſelten auf dieſe Weiſe die Vögel im Fluge erlegen.

Im Kriege ſtreiten ſie allemal zu Fuße, und führen eine Art Aexte und Beile bey ſich, welche ſehr ſeltſam geſtaltet ſind, weil das Eiſen faſt noch einmal ſo groß, als der Griff, iſt. Dieſer iſt mit einer Schlangenhaut überzogen, und hat am Ende einen Knopf, ihn deſto feſter zu halten. Auch iſt das Eiſen ſehr glänzend, und an dem Griff mit Kupferplatten, ſo lang als

als der Griff, befeſtiget. Der Rücken der Aexte dient ſtatt eines Hammers, und im Treffen wiſſen ſie ſogar die Pfeile der Feinde mit dieſen Aexten aufzuhalten, bis ſie dieſelben endlich auf die Schultern hängen, und ſelbſt zu ſchießen anfangen. Zuweilen, aber ſelten, tragen ſie auch Dolche in Scheiden von Schlangenhaut.

Dieſelbe Geſchwindigkeit ihrer Hände äußern ſie auch an ihren Füßen, und laufen nicht nur über die größten und gefährlichſten Berge mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, ſondern auch mit eben ſo viel Vorſicht, und erſteigen Anhöhen, die von niemanden anders, als etwan von Vögeln oder Gemſen, erſtiegen werden könnten. Daher ſind ſie auch ein beherztes Volk, und äußern, bey aller ihrer Wildheit, wieder ſo viel Eigenſchaften der Treue, Gefälligkeit und Freundſchaft, daß man faſt von ihnen ſagen muß, ſie haben im eigentlichen Sinne gar keinen feſten Charakter. Sie kommen nach Kongo, um zu handeln, und bringen Sklaven, ſo wohl von ihrer eigenen Nation, als auch aus Nubien, woran ſie gränzen, leinen Zeug und Elephantenzähne; dagegen führen ſie Salz und Zimbos nach Hauſe, welche ihnen anſtatt des Geldes dienen, nebſt einer andern größern Art, die von der Inſel St. Thomas kommt, und als eine Zierrath getragen wird. Ingleichen ſeidene Zeuge, Leinwand, Gläſer und dergleichen Waaren, die aus Portugall kommen.

Iſt es wahr, ſo beſchuldiget man ſie, daß ſie Menſchenfleiſch ſo gut als anderes Fleiſch auf öffentlichen Märkten verkaufen; ſie eſſen die Kriegesgefangenen, tödten auch aus der Urſache ihre Sklaven, wenn ſie ſtark und fett ſind; oder wenn ſie ſie nicht zu hohen Preißen verhandeln können, ſo überlaſſen ſie dieſe elenden Opfer an die Schlächter. Am

unwahrſcheinlichſten und am ſeltenſten wäre es, daß manche ſo wenig Gefühl für Leben und Tod äußern ſollten, daß ſie ſich freywillig zu Schlachtopfern darböten; da wohl bekannt iſt, daß Völker gewiſſer Gegenden ihre Kriegesgefangenen verzehren; aber ihre eigene Eingeborne dürften wohl mit dieſen Nachrichten verwechſelt werden.

Daß ſie alle Zeichen eines rohen und unkultivirten Lebens an ſich tragen, iſt gewiß; davon zeiget ihr ganzes äußeres Anſehen. Das gemeine Volk, geht mit bloßem Kopfe, vom Gürtel aufwärts nackend und mit aufgebundenen, in eine Art von Locken gelegten Haaren. Die Vornehmen kleiden ſich in Seide und Leinwand, und tragen rothe, blaue oder ſchwarze Hüte und Mützen von portugieſiſchem Sammte, nebſt andern Kappen. Auch iſt es ihnen darum zu thun, ſich durch die Kleidung vor dem andern hervorzuthun, jeder nach ſeinen Verhältniſſen, und wenn hier die Vergleichung möglich wäre, ſo würde man ſagen müſſen, ſie haben dieſelbe Eitelkeit, die in Europa unter gewiſſen Leuten herrſchet. Die Weiber ſind vom Fuß bis auf den Kopf, die Aermern aber nur vom Gürtel unterwärts bedeckt; die Edlen und Reichen hingegen tragen gewiſſe Mäntel, die ſie über den Kopf decken, und das Geſicht frey laſſen; ſo haben dieſe auch eine Art von Schuhe, da hingegen die Armen mit bloßen Füßen gehen.

Die Sprache dieſer Leute iſt von der in Kongo ganz unterſchieden; ſie lernen ſie aber ſehr leicht, weil ſie in der Ausſprache wenig Schwierigkeiten hat; da gegentheils die Schwarzen von Kongo jene ſehr ſchwer finden. Der Religion nach ſind ſie Heyden, welches man aus ihren eigenen Geſtändniſſen erfahren hat, übrigens hat noch niemand ihr Religionsſyſtem unterſu-

terſuchen können, ob ſie mehr oder weniger von der Religion in Kongo oder einer andern abgehen.

Man findet hier die Provinzen Pombo, Vamba, Mopenda und Moſongo, nebſt den Ländern der Bakkabakka, wo man die Einwohner, ihrer kleinen Figur halber, immer für Zwerge erkläret, und eigentlich in den nördlichen Wäldern ihre Wohnung haben. Die Einwohner von Anziko heißen jetzt Metikas oder Monſols, vielleicht von der Hauptſtadt Monſol, die nach den Gränzen von Bakka Meala zu liegt. Dieſe Stadt befindet ſich gleich unter der Linie, hat aber außer dem königlichen Pallaſt nichts Merkwürdiges, der, wie man ſagt, nach ihrer Art prächtig ſeyn ſoll.

Man ſagt auch, es wären dieſem Könige dreyzehn andere Könige unterthan, ihn aber nennte man den großen Makokko oder Makoko, und daher hat auch das Königreich den Namen, wie vorher gezeigt worden iſt.

Ein Gleiches muß man alſo auch zu mehrerer Auseinanderſetzung von der Völkerſchaft der Jaggaer ſagen. Sie ſind weit durch die inländiſchen Theile von Afrika ausgebreitet. Nordlich fangen ſie bey den Gränzen von Abiſſinien an, und gehen ſüdlich bis zu den Hottentotten, denn außer ihren ſchon erwähnten Landſchaften beſitzen ſie auch noch einen großen Theil von den Ländern des Mono Muji; über die eigentlichen Gränzen ihres Landes iſt man bis jetzt noch ſehr ſtreitig und ungewiß, zumal ihr Leben in einem ſteten Wechſel von Krieg, Aufbruch und Frieden getheilt iſt. Eben ſo zweifelhaft iſt ihr Name, denn die Kongo-Schwarzen nennen ſie Jakki, ſie ſelbſt aber heißen ſich Agag, und wir nennen ſie Jaggas.

Ihrem äußern Anſehen nach ſind ſie ſchwarz von Farbe, ungeſtaltet, ſtark von Perſon und zu kühnen Unternehmungen geſchickt. Auf den Wangen über den Lippen beſtreichen ſie ſich mit heißen Eiſenſtrichen, und wiſſen ſich durch das Verdrehen ihrer Augen ein abſcheuliches Anſehen zu geben. Sie gehen unbekleidet, und ſind in ihrer ganzen Lebensart ſehr wild; ohne Könige und ohne einen beſtändigen Wohnort zu haben, leben ſie zügellos in Wäldern, und ſchwärmen gleich den Arabern herum. Sie ſind außerordentlich kühn, und wenn ſie ihren Feind anfallen, ſo geſchieht es mit einen entſetzlichen Geſchrey, den Feind in Furcht zu ſetzen. Ihre ſtärkſten Gegner ſollen die Amazonen ſeyn, welche man für ein Geſchlecht Kriegerinnen hält, welche an den Gränzen dieſes Reiches auf die Jaggaer ſtoſſen, in den Gegenden von Monoemuji, und verſuchen daſelbſt ihre Stärke, daß ſie faſt beſtändig zu Felde ſind.

Ihre Waffen ſind Dolche, Wurfſpieße und lederne Schilder, die ihren ganzen Leib bedecken. Sie ſtecken ſie oft beym Lagern vor ſich in die Erde, und bilden gleichſam eine Schanze um ſich her; zu anderer Zeit bedecken ſie ſich damit, ziehen gegen ihre Feinde und beunruhigen ſie, damit jene ihre Schüſſe auf ihre Schilder abſchießen ſollen, worauf ſie den Angriff erneuern, jene in die Flucht treiben, und oft groſſes Blutvergießen anrichten. Wo ſie ihr Lager aufſchlagen, und wäre es nur auf eine Nacht, da verſchanzen ſie ſich mit Holz oder Bäumen, ſo gut als es der Platz zuläßt, und eine ſolche Verſchanzung beſtehet in einem Kreiſe mit zwölf Thoren, ſo daß ein jeder Befehlshaber ſein Thor zu bewachen hat. In der Mitte iſt des Anführers Haus mit einer beſondern Verſchanzung nebſt einer ſtarken Wache am Thore. Ihre Hütten ſtehen dicht an einander, und Bogen,

Pfeile und Wurfſpieße ſind an den Thüren befindlich, ſo daß ſie auf jedem Augenblick in Bereitſchaft ſind. Ob ſie übrigens Menſchenfleiſch eſſen; ob es nur ihre Feinde ſind, oder dergleichen, kann man nicht mit Gewißheit behaupten.

Sie halten ſich an keinem Orte länger auf, als bis der Vorrath aufgezehrt iſt; zur Erndtezeit brechen ſie auf, und machen ſich an die fruchtbarſten Oerter, die ſie finden können, erndten ihres Feindes Korn ein, rauben ſein Vieh und leben von nichts als vom Stehlen. Der Heerführer kleidet ſich auf folgende Weiſe: er knüpft ſeine langen Haare in verſchiedene Knoten, und zieret ſie mit Bambaſchalen. Er trägt ein Halsband von Moſos, welches eine Art Muſcheln ſind, die ſie auf der Küſte finden und für zwanzig Schillinge verkaufen. Mitten um den Leib hat er Schnuren von Kugeln aus Straußeneyern, nebſt einem Palmenzeuge, ſo fein als Seide. Auf dem Leibe ſind verſchiedene Figuren eingedruckt, und täglich wird er mit Menſchenfett geſalbet. Queer über die Naſe trägt er ein Stück Kupfer, zwey Zoll lang und zwey dergleichen Stücke in den Ohren. Der Leib wird überall weiß und roth gemahlt, und ſeiner Perſon folgen beſtändig eine Anzahl von dreyßig und mehrern Weibern zur Bedienung; die eine trägt ſeinen Bogen und Pfeile, eine andere ſeine Trinkgefäße, denn wenn er trinkt, ſo fallen ſie alle nieder, klopfen in die Hände und ſingen.

Die Weiber tragen ihre Haare hoch aufgewickelt, mit Bambaſchalen gezieret, und ſalben ſich mit Zibeth. Sonderbar iſt es, daß ſie zwey von den obern und zwey von den Unterzähnen ausreiſſen, und dann erſt ſchön zu ſeyn glauben, verachten auch ſogar diejenigen, die das nicht thun, und dürfen weder in ihrem Um-

gange erſcheinen, und mit ihnen weder eſſen noch trinken. Um den Hals, Arm und Füße tragen ſie viele Schnuren kleiner Kugeln, auch ſeidene Zeuge mitten um den Leib; ob ſie aber wirklich ſo grauſam ſind, daß ſie ihre Kinder tödten und verzehren, und nur dann leben laſſen, wenn ſie einen fremden Ort eingenommen haben, gehört ebenfalls zu den unentſchiedenen Nachrichten. So viel iſt gewiß, daß ſie ihrem kleinen Knaben, ein Band umbinden, welches ein Zeichen der Verachtung iſt, und ihm nicht eher abgenommen werden kann, bis ſie dem Heerführer, zum Zeichen ihres Muthes, den Kopf eines Feindes gebracht haben; alsdann wird ihm dieſes Band abgenommen, und er zum Songo oder zum Soldaten erklärt.

Auch hat man ſie durchgängig für Anbeter des Teufels gehalten, welches man aus gewiſſen Ceremonien ſchloß, die der Heerführer verrichtete, wenn er etwas Großes unternehmen wollte. Er ſitzt zum Beyſpiel auf einem Stuhle mit einer Kappe, welche Pfauenfedern zieren, und hat auf jeder Seite einen Zauberer, ringsum vierzig Frauen, von denen jede einen wilden Pferdeſchwanz hält, ihn ſchwenkt und dazu ſingt. Hinter dieſen ſtehen einige mit muſikaliſchen Inſtrumenten, und in der Mitte iſt ein großes Feuer, auf dem ſich ein irdener Topf mit weißem Pulver befindet. Mit dieſem Pulver bemahlten die Zauberer den Anführer an der Stirne, den Schläfen, der Bruſt und an dem Leibe, unter langweiligen Ceremonien und Beſchwörungen. Hierauf bringen ſie ihm ſein Gewehr, welches wie eine Axt geſtaltet iſt, und geben es ihm in die Hand mit der Anpreiſung, tapfer gegen die Feinde zu ſeyn, denn ſein Mokiſſo wäre bey ihm. Gleich darauf bringt man einen Knaben vor ihn, den er tödtet, und nach dieſem noch einige Männer, vermuthlich Gefangene. Alsdann werden Ochſen, Ziegen

gen und Hunde geſchlachtet, gebraten und verzehrt, während deſſen ihr Blut auf das Feuer geſprengt wird, wobey ſie die perſönliche Gegenwart des Mokiſſo glauben.

In der Art, ihre Todten zu begraben, haben ſie gleichfalls etwas Eigenes. Sie graben etwas tief in die Erde, bereiten einen Sitz, und auf dieſen wird der Verſtorbene geſetzt. Können ſie ihn übrigens durch irgend eine Verſchönerung an ſeinem Körper noch eine Ehre erweiſen, ſo geſchiehet es, und, wie man ſagt, ſo werden auch allemal etliche Weiber neben ihn begraben, denen zuvor die Aerme gebrochen werden. Monatlich drey Tage verſammlen ſich die Verwandten bey dieſem Grabe, gießen Palmwein auf das Grab, und wiederholen einige Klagen.

Ueberhaupt gefällt es dieſen Völkern an keinem Orte, wo nicht recht viel Vorrath von Palmbäumen anzutreffen iſt, weil ſie dieſe Frucht am meiſten lieben, theils um zu eſſen, theils preſſen ſie ein Oel daraus. Allein ſie ſind auch dabey die größten Verſchwender, denn ſie hauen den Baum bey der Wurzel nieder, welche viele Tage liegen, ehe ſie Wein geben: hierauf machen ſie in den Gipfel und in das Herz des Baumes viereckigte Löcher, aus deren jedem ſie des Morgens und Abends ein Quart Getränke nehmen, ſo daß ein jeder Baum ſechs und zwanzig Tage lang täglich zwey Quart Wein giebt, alsdann aber vertrocknet und ſtirbt.

So wenig dieſer Nachrichten auch ſind, die wir von dieſen Völkern nachgeholt haben, ſo ſind ſie doch auch nur die einzigen wahrſcheinlichſten. Gegen die Küſte befinden ſich zwar auch noch verſchiedene Herren, die ſich den Titel eines Königes anmaßen, allein ihre Armuth iſt ſehr groß. Auch an den Flüſſen und

keine

keine erheblichen Häfen; giebt es wirklich auch außer dieſen noch mehrere Nationen, ſo ſind ſie doch theils zu roh, theils zu wenig bekannt, als daß ſie einer Beſchreibung verdienten.

3) Angola. Wichtiger und auch viel bekannter, iſt das folgende Königreich Angola, oder wie es ſeinem eigentlichen Namen nach auch Dongo genannt wird, denn die erſte Benennung iſt bloß durch die Portugieſen entſtanden, und zwar nach dem Namen des Fürſten, der es zuerſt von Kongo erobert hatte; ehedem hieß es Ambonda, und auch noch jeƺt werden die Einwohner Ambondas genennet.

Die Gränzen dieſes Königreiches ſind gegen Norden Kongo, wovon es durch den Fluß Danda geſchieden wird; gegen Oſten ſtößt es an das Königreich Matamba, gegen Süden an Benguola, deſſen wir weiter unten gedenken werden, und gegen Weſten an die offenbare See, in einer Größe, von Weſten nach Oſten, ungefähr fünfhundert, und von Norden gegen Süden, hundert und neunzig Meilen.

Die Bewäſſerung iſt dieſem Stück Landes ſehr vortheilhaft, als da ſind, die Flüſſe Bengo, Quanzo, Lukala, Kalukala und noch viele andere kleinere Flüſſe und Seen. Der beyden erſten iſt zwar ſchon gedacht worden, allein zu mehrerer Berichtigung muß man wiſſen, daß, ob man wohl ſagt, er nehme ſeinen Urſprung, gleich dem Nil, aus dem See Zambre, ſo iſt es doch ungewiß, weil man keine zuverläſſige Nachricht hat, ob Europäer jemals ſo weit hinauf gekommen ſind. Er bildet auf ſeinem Lauf verſchiedene kleine Inſeln, als z. B. die Inſel Maſſander, die etwa vierzehn Meilen lang und zwey Meilen breit iſt. Sechs und dreyßig Meilen weiter hinauf liegt eine andere, Mochiama genannt, zehn Meilen lang und zwey breit, welche beyde aber ſehr fruchtbar ſind.

Da

Da wir hier eine Beſchreibung der Naturgeſchichte dieſes Königreiches, wie bey jedem andern Lande, liefern ſollten, ſo finden wir jedoch, nach aller angewandten Mühe, nichts Auszeichendes von dem, was wir kurz zuvor bey Kongo vollſtändig angeführt haben. Dieſe Länder ſind ſich in allen und jeden Arten der Produkte, des Stein- Pflanzen- und Thierreiches völlig gleich; und da wir hier keine Specialauswahl einzelner kleiner Produkte liefern dürfen, ſo verweiſen wir unſre Leſer mit dieſem ganzen Kapitel auf Kongo, und wenden uns dafür zu einer nähern Kenntniß der Lebensart, des Handels, Geldes, der Sprache und Eintheilung der Einwohner von Angola.

Man kann die Einwohner jeder Herrſchaft von Angola, ganz ſchicklich in vier Klaſſen eintheilen; die erſtern ſind die Edlen, Mokatas genannt; die zweyten heißen Kinder der Herrſchaft, welche meiſtens den Landbau treiben, drittens die Sklaven oder Quiſikos, welche das Eigenthum ihrer Herren ausmachen, und viertens die Sklaven der Sobas, welche durch Krieg oder auf andere Art in die Umſtände gekommen ſind.

Die Kleidung der Einwohner von Angola iſt faſt ganz dieſelbe, die wir bey Kongo gefunden haben; ihre Zierrathen beſtehen in runden Glaskorallen, die ſie am Halſe und Aermen tragen, ſo wie überhaupt ihre Sitten und alle Gebräuche der Einwohner denen von Kongo ſo ähnlich ſind, daß wir dieſelben Worte wiederholen müßten, wenn wir mehr ſagen wollten.

Sie eſſen verſchiedenes Fleiſch von Thieren, allein das Fleiſch der Hunde hat für ſie am meiſten Reiz, und wird öffentlich feil geboten; daher ein groſſer Bullenbeißer ſo viel als zwey und zwanzig Sklaven gilt, welches, einem zu zehn Dukaten gerechnet,

zwey-

zweyhundert und zwanzig Dukaten macht, und allenfalls hinlänglich bezeuget, wie hoch ihre Begriffe von dieſem Thiere ſind.

Ihre Waffen beſtehen in Bogen und Pfeilen, doch ſind die vornehmſten, Lanzen, Aexte und Hackemeſſer, welche ſie an der linken Seite im Gürtel tragen. Auch hier müßte man in Abſicht ihrer Kriegeskunſt daſſelbe ſagen, was bey Kongo ſteht, denn ſie haben dieſelben Gewehre und eben die Ordnung im Fechten. Ihr kühner und verwegener Geiſt verleitet ſie oft zu Entſchließungen, die mit unmenſchlichen Handlungen verbunden ſind, oder ſie entſchließen ſich, ein gewiſſes gefährliches Unternehmen auszuführen, nehmen Abſchied vom Könige, oder von ihrer Familie, und kommen wirklich nicht eher zurück, bis ſie ihre Abſicht erreicht haben.

Bey ihrer unſteten Lebensart können ſie alſo auch wenig oder gar keinen Fleiß auf den Landbau wenden, und müſſen bey den wenigen Hülfsmitteln auch noch ſehr ſchlecht arbeiten, wenn ſie ja noch etwas thun. Sie werfen z. B. die Erde, wie in Kongo, mit Spaten in einen Rain auf, und laſſen auf jeder Seite eine Furche. Wenn die Flüſſe vom Regen, der von den Bergen herabkömmt, aufgeſchwollen ſind, ſo durchſtechen ſie derſelben Ufer und laſſen das Waſſer in die Furchen. Nachdem es daſelbſt einige Zeit geſtanden hat, und die Erde wohl durchfeuchtet iſt, ſo laſſen ſie es wieder in ihre Kanäle ab, und verſtopfen die Ufer. Kurz darauf wird die Erde geſchickt, den Saamen anzunehmen, der drey Monate hernach ſchon geerndtet werden kann. Reich werden die Einwohner nicht, und ſie ſind auch mit etwas Hirſe, Vieh und Palmenwein zufrieden, nur daß ſie auch zu dieſen Nahrungsmitteln nicht immer die ehrlichſten Mittel des Erwerbes anwenden.

Der

Der vornehmſte Handel der Portugieſen und anderer Europäer in Angola beſteht in Sklaven, die nach den Eyländern, Porto Ricco, Rio Plata, St. Domingo und andern Theilen des feſten Landes geführt werden, beſonders nach Braſilien, wo ſie in den Pflanzſtädten und Bergwerken arbeiten müſſen. Ehedem ſchickten die Spanier jährlich über funfzehntauſend Sklaven zu dieſer Arbeit hinüber, und die Portugieſen bedürfen ihrer wohl nicht weniger. Die letztern kaufen ſie etliche hundert Meilen in dem Lande hinauf. Wenn ſie an der Seeküſte anlangen, ſo ſind dieſe armen Menſchen ſehr abgemattet von der unbequemen Reiſe; alsdann werden ſie gleichſam wieder fett gemacht, und dann werden ſie eingeſchifft. Beſonders in der Stadt Rambamba kaufen die Portugieſen viel Sklaven, doch nicht ſo viel als in Maſſingan und Embakka; denn wenn die benachbarten Schwarzen der Produkte der Europäer bedürfen, ſo bringen ſie dafür nichts als Sklaven.

Hier werden alle Arten Waaren eingeführt, z. B. Tuche, grobe Leinwand und auch ſchleſiſche feine Leinewand, feiner Sammt, goldene und ſilberne Treſſen, Branntewein, Leinöl, alle Arten von Spezerey, weiſſer Zucker und viele andere Kleinigkeiten; auch Bänder, türkiſche Teppiche, weißes und buntes Garn von allerhand Farben, Glaskorallen, Seide, Kanarienwein, Nadeln, Schnallen, u. ſ. w. Gemeiniglich dienen ihnen ſtatt des Geldes die Glaskorallen, ſo groß als eine Nuß, wie ſie in Venedig gemacht werden, ſo wie die Zimbi, oder Muſcheln, die aus Kongo kommen, und auch anſtatt des Geldes dienen, und ſo haben ſie noch verſchiedene Waaren, ſo gar Früchte, die ſie an ſtatt des Geldes annehmen, eigentlich aber iſt ihr ganzer Handel nichts anders, als ein Tauſch. Hier pflegen die Weiber den Handel zu treiben, was eigentlich

gentlich an andern Orten die Männer thun, und dieſe verrichten wieder, während dieſer Zeit, alle Arbeiten der Frauen. Sie bleiben zu Hauſe und ſpinnen, weben Kattun nebſt manchen andern weiblichen Verrichtungen.

Man ſchreibt der ungeſunden Luft verſchiedene hier ſehr gefährliche Krankheiten zu, allein die unordentliche Lebensart der Einwohner und ihre völlige Unwiſſenheit, die Hülfsmittel dagegen anzuwenden, raubt vielen ſchon in den frühen Jahren das Leben, zumal wenn ſie ſich der Vielweiberey, ohne alle Einſchränkung, überlaſſen.

Sie ſind überhaupt, wie ſchon geſagt, ein Volk, wie ihre Nachbarn, das heißt, ohne Geiſtesgaben und unfähig, ſie zu erweitern, oder ihren Geſchmack auszubilden und man hätte, dafür gar keine Beweiſe, ſo iſt es die unveränderliche Einförmigkeit in der Muſik, die den Ohren eines nur halb geübtern ſchon unerträglich anzuhören wäre; denn ſie beſteht nur aus einem Inſtrumente, Ras genannt, das nach Art eines Korbes aus dem Stamme des Palmitobaumes gemacht, mit Blumen ausgeſchnitzt und mit einem Brete bedeckt iſt, welches, wenn es geſchlagen wird, mehr einen Schall, als einen Ton von ſich giebt. So iſt auch in dieſem ganzen weitläuftigen Striche Landes kein Haus, das nur dieſen Namen verdiente, als in Loanda und Maſſingan, welches Städte, von den Portugieſen angelegt, ſind; alle übrigen ſind elende Hütten, Pfahlwerk und Rohr, ſehr ſchlecht zuſammengeſetzt, doch an einigen Orten ſtärker, als an andern. Die Wohnungen der Vornehmern, haben Vorhäuſer mit einem Hofe, und von außen einen Platz, Beſuche anzunehmen; aber in Angola ſind ſie faſt wie Bienenkörbe geſtaltet.

So viel man von der Regierung und Kriegsmacht des Königs von Angola weiß, ſo war er vor Zeiten nur ein Statthalter oder Abgeordneter des Königs von Kongo; allein ſeitdem er ſich zu dem Chriſtenthum gewendet, warf er ſich zu einem unumſchränkten Herrn auf, nahm Beſitz von dem Lande, eroberte noch andere dazu, ſo daß er ſeine Güter und ſein Anſehen in kurzem ſo anſehnlich vermehrte, daß es der König von Kongo nicht wagen durfte, ihm mit Gewalt Tribut abzufordern. Dieſes haben in der Folge alle Nachkommen gethan und ſelbſt Frauen, welche zur Regierung gelangten, haben ſich ſtets in dieſen Rechten zu erhalten gewußt, ſo daß Angola bis gegenwärtig nicht im geringſten von Kongo abhängt und völlig ſeinen eigenen König hat. Wohl aber werden die Provinzen von Angola unter der Oberherrſchaft eines Königs, von verſchiedenen Herren regieret, und die kleinern Kreiſe von niedrigen Herren oder Sovas. Jeder ſolche Sova hat eine gewiſſe Anzahl Räthe, die, ſo oft ſie ihn anreden, auf die Knie niederfallen und in die Hände klopfen. Dieſe ziehet er bey allen Angelegenheiten zu Rathe, und dieſe Sovas leben alsdann für ſich in ihren Dörfern, die mit dicken Hecken umgeben ſind, und nur enge Oeffnungen zum Eingange haben.

Auch haben ſie Strafen für die Verbrechen, welches gemeiniglich in der Beraubung der Freyheit beſtehet, manchmal wird auch dem Verbrecher Gift gegeben; denn, an ſtatt auf die Gründe der beyden Partheyen zu hören, gehen ſie in dieſem Falle von ihren Nachbarn ab, und der Ausſpruch oder der Wille des Sovas entſcheidet, es mag Recht oder Unrecht ſeyn.

Doch müſſen die Statthalter aller Länder, welche die Portugieſen in Angola vermittelſt der Waffen im Gehorſam halten, jährlich einen Tribut liefern, und ihnen

nen als Vaſallen Dienſte leiſten. Der portugieſiſche Statthalter von Loanda pflegt daher ſeinen Tribut von den Sovas an einige von ihren eigenen Nationen zu verpachten, welche mit der geſetzten Zahl von Sklaven nicht zufrieden ſind, ſondern oft mehr nehmen, und dadurch einen unverſöhnlichen Haß der Einwohner gegen ſich erregen. Auch müſſen ſie Träger für die Portugieſen beſorgen, wenn ſie von einem Ort zum andern reiſen wollen.

Jedoch ſind die Einkünfte des Königes von Angola ſehr beträchtlich, welche theils von dem jährlichen Tribut der Sovas, theils aus den Zöllen auf die Waaren und Sklaven, die man aus und ein führt, herſtammen. Man ſagt, daß ſich die Einkünfte, nebſt dem Rechte, Sklaven nach Braſilien und an andere Orte zu führen, jährlich auf eine große Summe belieſen, die zu Liſſabon an einen oder mehrere, die den Namen, Contractador, führen, und ihre Factorey zu Loanda halten, verpachtet wird. Ein ſolcher Mann entſcheidet, wie ein Conſul, alle Sachen, die Tauſch und Handel betreffen. Er hat einen Secretair, zwey Notarien und zwey Unterbedienten.

Auch muß die Macht des Königs ſehr groß ſeyn; ob man zwar behauptet, daß ſich die Anzahl der Einwohner, ſeit der Annahme des Chriſtenthumes, ſehr verringert habe; dahingegen Angola, wegen Beybehaltung der Vielweiberey, unglaublich volkreich iſt; ja man will behaupten, daß dem König eine Million ſtreitbarer Männer dienen, und gewiß iſt es, daß der König in kurzer Zeit eine ungeheuere Anzahl ins Feld ſtellen kann. Die Zahl wäre furchtbar, wenn ſie mit dem Muth und Tapferkeit überein käme, allein die Kriege mit den Portugieſen haben das Gegentheil bewieſen. Die Bewegungen ihrer Kriegsvölker werden von dem Generalcapitain angeordnet, der ſich ſelbſt

ſelbſt ins Mittel des Heeres ſtellet, und durch den Ton eines Inſtrumentes den Befehl ertheilet, ob ſie ſich zurückziehen oder vorrücken, fliehen oder fechten ſollen.

Sie haben drey Arten von Kriegesmuſik: die erſte ſind große Klappern, in hölzernen Büchſen beſeſtiget, aus einem Baume ausgehöhlt und mit Leder überzogen ſind. Dieſe werden mit kleinen elfenbeinernen Stäben geſchlagen. Die zweete iſt wie eine umgekehrte Glocke, und aus dünnen Eiſenplatten gemacht; dieſe werden durch hölzerne Stecken geſchlagen. Das dritte iſt ein ausgehöhlter Elephantenzahn, darein ſie durch ein Loch in der Seite blaſen, welches eben ſo klingt, als ein Horn. Dieſe Inſtrumente ſind von verſchiedener Größe, Klang und Geſtalt, die größern aber gehören nur zum Dienſt des Generalcapitains, und die kleinern für die niedern Befehlshaber des Heeres.

Der Befehlshaber, oder vielmehr alle Befehlshaber zeichnen ſich vor den übrigen aus. Sie haben viereckigte Mützen mit Federn von Straußen, Pfauen und dergleichen gezieret, welches ihnen ein ſchönes, aber auch furchtbares Anſehen giebet. Der Oberleib iſt bloß und nur über die Schultern hängen eiſerne Ketten mit Gliedern eines kleinen Fingers lang. Unter dem Gürtel tragen ſie Hoſen von Leinwand, die bis auf die Ferſen reichen; aufwärts aber ſind ſie gefaltet und an dem Gürtel zuſammen gebunden. An dieſem ſehr artig gemachten Gürtel hängen Glocken, und an den Füßen tragen ſie, nach Art der Portugieſen, Halbſtiefeln.

Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile, Schwerdt, Dolch und Schilde, das Schwerdt und Schild können zuſammen getragen werden. Diejenigen, welche

Bogen führen, tragen einen Dolch und kein Schild; die gemeinen Soldaten, welche vom Unterleib aufwärts bloß gehen, führen Bogen und Dolche, wie Meſſer, die ſie an die linke Seite in den Gürtel ſtecken. Ihre Bogen ſind drey Fuß lang, mit Sehnen von Baumrinden; die Pfeile eben ſo lang, aber nicht ſo ſtark als ein Finger; haben eiſerne Spitzen, wie Hacken gekrümmt, und tragen ihrer ſechs bis ſieben in der Hand. In der Schlacht rücken diejenigen, ſo Bogen und Dolche führen, vor den übrigen auf den Feind zu voraus, reitzen ihn zum Gefechte an, und vermeiden ſeine Pfeilſchüſſe, indem ſie, mit ſeltener Geſchicklichkeit, auf dieſe und jene Seite hüpfen. Dieſe ſtreiten ſo lange, bis ſie ermüden, oder ſie der Feldherr abruft, oder endlich beyde Heere näher an einander kommen.

Nur kennen ſie weder Ordnung noch Kriegszucht, und der König zieht niemals mit zu Felde; die Soldaten fliehen, ſobald ihr Anführer todt iſt, und können durch nichts wieder in Ordnung gebracht werden. Ihre ganze Macht beſtehet in Fußvolk, denn ſie haben wenig oder keine Pferde, daher die Befehlshaber auf den Schultern der Sklaven getragen werden, wie auch mit ihren Lebensmitteln geſchehen muß.

Dieſe Völker ſind, in Abſicht der Religion, eben das, was die Einwohner von Kongo ſind, und alle ihre Götzen, Verehrungen und Fabeln gehören alſo zu einer und derſelben Religion, ſo daß wir das ſchon Geſage hier gleichfalls nicht wiederholen können; gegenwärtig wollen wir an deſſen Stelle etwas von der Herrſchaft der Portugieſen in Angola, ihren Sitten und Gebräuchen gedenken.

Es iſt ſehr ſchwer, die Gränzen und den Umfang der portugieſiſchen Herrſchaft in dieſer Gegend von Afri-

Afrika zu beſtimmen, weil es bis jetzt noch an guten Nachrichten fehlet, und gewiß ſind ſie nicht ſo groß, als ſie gemeiniglich angegeben werden; denn ob die Portugieſen auch behaupten, daß ſie Herren weit hinter den Ländern von Angola und Benguela, ingleichen hinter den Seeküſten wären; ſo haben ſie doch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, hinter dieſen Seeküſten keinen Fuß gefaßt, außer zu Maſſingan, in Bengo, Danda und einigen wenigen Orten im Lande, deren Beſchreibung uns weiter unten übrig bleibrt.

Der Urſprung von ihrer Einnahme dieſer Plätze war dieſer. Zur Zeit des König Johanns des von Portugall, führten die Portugieſen mit Erlaubniß des Königes von Kongo, dem Angola damals zugehörte, einen großen Sklavenhandel zu Loando, welche ſie nach St. Thomas brachten, und das ſie auf ihrem Wege dahin bloß berührten. Als dieſer Handel zuzunehmen anfieng, ſo ſchickten ſie ihre Schiffe von Liſſabon gerade nach Angola, und ſandten den Paul Diaz von Novais, als Statthalter mit, deſſen Verfahren zuerſt dieſe Küſte entdeckt hatten. Don Sebaſtian gab dieſem Diaz einen Verwilligungsbrief für ihn und ſeine Erben auf alles, was er längſt der Küſte innerhalb drey und dreyßig Seemeilen gegen Norden, von dem Fluſſe Quanza, und innerhalb des Landes, ſo weit er kommen könnte, erobern würde, um die Unkoſten dieſer Unternehmung zu beſtreiten. Hier giengen nun manche Schiffe der Handlung wegen mit, die vielen Handel um Angola eröffneten und wo Loanda der Markt war. Nach und nach faßte Diaz feſten Fuß hieſelbſt, bauete ſich ein Haus in dem Dorfe Anzelle, eine Meile von beſagtem Fluſſe, welches ſehr bequem zur Handlung mit Angola liegt.

Die Portugieſen und andere Europäer, die in dieſen Landen leben, ſind von dreyerley Art. Erſtlich die

Geiſtlichen, deren nur wenige ſind, zweytens, die nur hinkommen, um zu handeln oder zu befehlen, und derer ſind viele; drittens Verbrecher, deren eine ſehr große Anzahl iſt; aber doch nicht ſo viel von der andern Art, und unter dieſen ſind verſchiedene, die von den Juden herſtammen, daher auch von den Bürgern die neuen Chriſten genennt werden. Dieſe werden von den geiſtlichen Gerichten herübergeſchickt und abgehalten, daß ſie zu keiner prieſterlichen Bedienung gelangen können.

Die unter den Schwarzen erzogene Frauensperſonen werden, einige wenigeausgenommen, ſo verändert, daß ſie außer, ihrer Haut, nichts Reinlichweiſſes, an ſich behalten, und maßen ſich wie man ſagt, eine Gewalt über die Männer an, andie ſie in Europa nicht einmal denken können. Gehen die Weißen aus, ſo folgen ihnen zwey Schwarze mit einer geflochtenen Hamack. Ein anderer Schwarzer geht an der Seite ſeines Herren mit einem Sonnenſchirm; und gehen die weißen Weiber aus, welches aber ſehr ſelten geſchieht, ſo werden ſie in einem bedeckten Netze getragen, und haben Sklaven zur Begleitung, welche knieen, wenn ſie mit ihrem Herrn reden. Iſt eine Komödie zu ſehen, ſo geht alles und jedes dahin. Auch giebt es eine große Anzahl Mulatten hier; und dieſe Weiber tragen weder Hemden noch Röcke, ſondern bloß ein Stück Zeug unter den Armen um den Leib gegürtet; doch werden die Mulatten gemeiniglich Soldaten, oder auch Prieſter.

Was die in Loanda und dem Königreiche Angola wohnenden Negern betrifft, einige wenige ausgenommen, welche als Eingebohrne frey ſind, ſo ſind ſie alle Sklaven der Weißen; einige werden zu den Pachtern geſchickt, den Landbau oder die Fiſcherey zu treiben, oder auch zum Bauen gebraucht.

Bey der großen Mannigfaltigkeit der Sklaven von ſo verſchiedenen Völkern dieſes Landes, muß auch nothwendig eine eben ſo große Mannigfaltigkeit der Gemüthsart und der Gebräuche beſtehen; denn ob ſie gleich Chriſten ſind, ſo wird doch bemerkt, daß ſie ihre Religion mehr aus Furcht für ihre Herren, als aus wirklicher Achtung für dieſelbe, ausübten.

Diejenigen Landſchaften, welche zu dieſem hier beſchriebenen Königreich Angola gerechnet werden, ſind folgende: **Loanda, Sinſo, Jlamba, Jkollo, Enſaka, Maſſingano, Embakka, Kambamba**, und eine jede hiervon wird wieder in kleinere Kreiſe eingetheilet, die unter beſondere Regenten oder Sovas ſtehen. So begreift z. B. Loanda deren neun und dreyßig; Jlamba zwey und vierzig; Jkollo und Enſaka etliche; Manſingano zwölfe; Kambamba ſechszig und Embakka eben ſo viel.

Sinſo ist das Land, welches von Loanda gegen Norden über dem Fluß Bengo liegt. Sinſo.

Jlamba oder Elvama iſt ein großer Strich Landes, der über hundert Meilen lang iſt, ſich Südoſtwärts an dem Gebiete von Jkollo an ausbreitet, und ſich von dem Fluſſe Bengo, bis an den Quanza und wieder von Kolumba bis an Maſſingano, erſtreckt; dabey ſo wohl bevölkert, daß man aller drey Meilen, oder auch öfterer, ein Dorf, oder etliche Familien antrifft. Die Negern pflegen die Gränzen ihres Landes zu bezeichnen, daher die Eintheilung des Ganzen in zwey und vierzig Kreiſe entſtanden iſt. Jlamba.

Der erſte davon, der an Jkollo ſtößt, heißt **Khonſo**; hernach folgen die andern hinter einander, als Namboal, Quolomba, Bamba, Galungo, Makea, Kombi, Quitendel, Etombe und ſo weiter, aus denen gegen zwölftauſend Bogenſchützen aufgebracht

werden können. Ob man zwar denken ſollte, es müßte wegen der Gränzen ſo vieler Sovas ſtets Uneinigkeit entſtehen; ſo iſt es doch ſelten der Fall, weil die Sovas eine genaue Ordnung in denſelben erhalten.

Ikollo. Von Ilamba nordwärts liegt Ikollo.

Enſaka. Enſaka geht ſechs oder ſieben Meilen oſtwärts von Loanda an, und liegt zwiſchen den Flüſſen Bengo und Quanza. Allein das Gebiete iſt nur klein, und man kann es ſogar in einem halben Tage durchreiſen.

In einigen kleinen Gegenden können die Einwohner das Feld bauen, denn zwey oder drey Meilen aufwärts iſt viel Wald, welches zwar dem Lande große Sicherheit, aber wenig Nutzen giebt.

Maſſingan. Dreyßig Meilen oſtwärts und über oben gedachter Inſel, Mochiama, in der Landſchaft Maſſingan, liegt eine Stadt gleiches Namens, wo ſelbſt die Portugieſen ein Fort haben, und welche Stadt zwiſchen dem Quanza und Sunda erbauet iſt, davon der letzte ſie gegen Norden, der erſtere gegen Süden umgiebt, und die ſich beyde, zwey Stunden davon, mit einander vereinigen. Von dieſer Vereinigung hat die Stadt ihren Namen erhalten, weil in ihrer Sprache Maſſingan die Vereinigung der Gewäſſer ausdrückt. Ehedem war ſie nur ein großes, offenes Dorf, nachgehends aber iſt ſie mit verſchiedenen ſteinernen Häuſern vermehret und endlich zu einer Stadt erhoben worden. Nicht weit von der Stadt iſt die königliche Reſidenz von Angola, auf einem großen Gebirge, welches auf ſieben Meilen im Umkreiſe hat, und vieles vortreffliches Land in ſich begreifet. Auch iſt nur ein einziger Zugang hierzu, und nach ihrer Art ſo befeſtiget, daß er ſich weder vor den Königinnen von Sina, noch vor den Jaggaern zu fürchten hat.

Kambamba ſtößt an den Quanza, woſelbſt oſtwärts von Maſſingan, etwa eine Tagereiſe weit, ein Dorf liegt, das auch dieſen Namen führet. Hier haben die Portugieſen ein Fort, das ebenfalls von verſchiedenen Familien und vielen freyen Schwarzen, die eine große Anzahl Sklaven haben, bewohnet wird. Kambamba.

Etwa acht Tagereiſen nach dem Fluſſe Lukala hinauf kommt man nach **Embakka**, woſelbſt, zwölf Tagereiſen von der See aus, ebenfalls ein Dorf gleiches Namens iſt. Dieſer Ort iſt der Portugieſen Gränze. Embakka.

Luiola iſt ein ſehr feſter Ort, liegt, wo ſich der Quanza und Luiola vereinigen, hundert und fünf Meilen von der See. Dieſe Flüſſe ſcheiden ſich kurz nach ihrer Vereinigung wieder und bilden nicht weit davon eine Inſel. In dieſem Eylande, wo die zwey Flüſſe zuſammen kommen, erheben ſich verſchiedene Hügel, die zu des Diaz Zeiten kleine Feſtungen abgaben. Luiola.

Die Provinz **Loanda**, führt den Namen der in ihr befindlichen Stadt, und iſt die Hauptſtadt von allen in dieſen Gegenden, ſo wie auch der Statthalter den Rang über alle andere behauptet. Ein Theil der Stadt liegt nach der Seeſeite, der andere erhebt ſich zu der Spitze eines Berges. An der Nordſeite erſcheint ein ander Gebirge, welches ſehr hoch und ſteil iſt, an deſſen Seite die Jeſuiten ein Kloſter, nebſt einigen anliegenden Häuſern errichtet haben. Dieſe Stadt wurde von den Jeſuiten im Jahr 1578 erbauet, als Paul Diaz hierher geſchickt wurde, ihr erſter Statthalter zu ſeyn. Sie hat, bey einem großen Umfange, auch wirklich ſchöne Häuſer, Kirchen und Klöſter, iſt aber weder mit einer Mauer umgeben, noch befeſtiget, nur an der Waſſerſeite ſind einige Forts, zur Sicherheit des Hafens, errichtet. Die Häuſer der Loanda.

Schwarzen beſtehen nur aus Thon und Stroh, dagegen ſind die Häuſer der Weißen in europäiſcher Art; und hier hält ſich auch der Biſchof von Kongo und Angola, nebſt dem Kapitel von acht oder neun Stiftsherren auf. Ehe die Holländer ſich deſſen im Jahr 1641 bemächtigten, hatten die Portugieſen ſechs Kirchen hieſelbſt.

Hier bedienen ſich die Einwohner zu ihrer täglichen Nahrung viel Fleiſch von Kühen, Ziegen und Schafen, und an ſtatt des Brodes eſſen ſie die Wurzel Manjoza, ſo wie in Braſilien, dabey auch den indianiſchen Weizen, woraus ſie verſchiedene Kuchen und Backwerk bereiten. Nur ſehr ſchlecht iſt ihr Waſſer, welches ſie von einem benachbarten Eylande bringen, wo ſie einen Teich graben, der mit der See gleich hoch iſt, und dieſes Waſſer wird, ſo wie es durch den Sand dringt, ſüße, jedoch nicht völlig. Ja, ſie holen ihr ſüßes Waſſer wohl zwölf oder vierzehn Meilen weit von Loanda in Kähnen, die dazu gebaut ſind, auf eine leichte Art das Waſſer einzunehmen, und zwar durch eine Oeffnung am Boden, die, wenn ſie auf den Fluß kommen, geöffnet, und, wenn das Kahn genug geſchöpſt hat, wieder verſtopft wird.

Dieſe ſchlechte Bewäſſerung hat daher einen ſehr großen Einfluß auf die ſchlechte Fruchtbarkeit dieſes Landes, an der andern Seite des Fluſſes Bengo, aber iſt es fruchtbarer, trägt viel Reis, Bohnen, Früchte und Kräuter.

Als die Portugieſen hier ankamen, war dieſe Gegend mehr einem Walde gleich, allein von Zeit zu Zeit wurde ſie, durch Hülfe der Sklaven, von dem Buſchwerk gereiniget und in wohnbares Land verwandelt. Nur der Krieg mit den Holländern verwandelte dieſe aufkeimende Gegend wieder in eine Wohnung wilder Thiere, bis es nach dem Frieden von beyden

den Nationen wieder zu ſeiner Schönheit und Fruchtbarkeit gebracht worden iſt.

Etliche Meilen von der Stadt liegt das Eyland Loanda, welches etliche Meilen breit, und gegen zwanzig Meilen lang iſt. Man hält dafür, es ſey nach und nach entſtanden, indem ſich der Sand und Schlamme geſetzet, der von den beyden großen Flüſſen, Bengo und Quanza, herzugeführet worden ſey.

Das beſte Waſſer in dieſem ganzen Lande wird auf dieſem Eylande geholet, wenn man nur etliche Hände tief gräbt, und ſeltſam iſt es, daß dieſes Waſſer bey der Fluth ſüße, und bey der Ebbe ſalzig iſt.

In dieſem Eylande ſind ſieben oder acht Flecken, welche die Einwohner Labata nennen, worunter der vornehmſte Spirito Santo iſt. Hier wohnt des Königes von Kongo Statthalter, die Gerechtigkeit zu verwalten, und die Einkünfte einzunehmen, die ſich auf eilftauſend Dukaten jährlich belaufen ſollen. Dieſes Eyland iſt ihm unterthan, ob er gleich keinen Fußbreit auf dem feſten Lande gegen Süden von dem Fluſſe Bengo beſitzt.

Was das Erdreich betrifft, ſo iſt es ſehr ſandigt, und nur hier und da mit Buſchwerk bedeckt, ſo wie an der Nordſeite noch weit weniger Dornſträucher, und hat weder Korn noch Wein; dafür ſind aber viel Ziegen, Schafe und Eber in großer Anzahl allhier. Auch haben die Portugieſen ihrer Seites ſchöne und mit Früchten verſehene Gärten angelegt, ſo daß es jetzt durch die Portugieſen immer mehr zu ſeiner Vollkommenheit ſchreitet.

Ehedem wohnten die Jaggaer hieſelbſt, aber im Jahr 1578 wurden ſie von den Portugieſen vertrieben und nach Maſſingan gejagt, wo ſie, zu ihrer Sicherheit, ein Fort errichteten. Die Holländer beſaßen

die

die Stadt Loanda Santo Paulo bis ums Jahr 1648, um welche Zeit ſie die Portugieſen, durch einen Vertrag, den ein und zwanzigſten Auguſt wieder erhielten, und dem zu Folge verließen die Holländer noch in demſelben Monat dieſe Gegend.

4) Benguela. Das Königreich Benguela wird gegen Norden von Angola, zu deſſen Theil es Einige zählen, gegen Oſten von dem Lande der Jagga Kaſſanji, wovon es durch den Fluß Kumeni abgeſondert iſt, gegen Süden von Mataman, und gegen Weſten von dem Ocean begränzet.

Ehedem gehörte Benguela zu Angola, und wo ietzt die Stadt S. Philipp ſteht, liegt in der Mitte der Küſte, von da man es, bis an das Vorgebirge Negro, zweyhundert und zwanzig Meilen rechnet. Das Land und Erdreich iſt dem gegen Norden gleich, und gehört vielen Herren, die unter dem König von Angola ſtehen. Die ſüdliche Gränze von Angola läuft von dem Vorgebirge oſtwärts mitten durch die kalten Gebirge, welche in einigen Theilen gegen die Linie, die höher ſind als die andern, ſich mit den Schneegebirgen endigen. Dieſe verſehen die Seen mit Waſſer, bis ſich dieſe Gewäſſer mit dem Fluſſe Zairo im Königreich Kongo vereinigen.

Die vornehmſten Flüſſe von Norden her ſind der Longo, Nika, St. Franciſco, nebſt vielen andern großen und kleinen Flüſſen, welche alle von Oſten nach Weſten ihren Lauf nehmen. Das Klima iſt hier außerordentlich ſchlecht, und giebt den Speiſen eine ſehr ſchädliche Eigenſchaft, daß die gewiß ſterben, welche nicht recht behutſam von europäiſchen Speiſen zu dieſen übergehen. Es fliehen daher alle Reiſenden dieſen Ort und Waſſer, und man kann es an den Weißen, die hier leben, ſehen, wie ungeſund dieſe

Landſchaft iſt, da ſie lebend ſchon wie Schatten aus-ſehen.

Die hier befindliche Bay, die Kuhbay genannt, iſt nicht ſehr groß, aber geſchickt, viele Schiffe aufzu-nehmen. Ihren Namen hat ſie von den vielen Heer-den Rindvieh erhalten, welche hierherum gefunden werden. Sonſt war gar kein Ort hieſelbſt, und nur durch die Portugieſen iſt es angelegt worden, und das Dorf Neu St. Philippe hat ſeine Entſtehung bloß den Portugieſen zu verdanken.

Die eigentliche Stadt St. Philippe, oder auch Benguela, hat ungefähr zweyhundert weiße Ein-wohner und eine Menge Schwarze. Die Häuſer ſind von Stroh und Leim gebauet, eben ſo die Kirchen und das Fort. Man ſagt, dieſes Volk habe gar keine Re-gierung, und es ſey alſo auch ſehr gefährlich, mit ihnen zu handeln. Dabey ſind ſie einfältig, ſo daß ſie es ganz ungeſtraft anſehen können, wenn Fremde ſich tief ins Land hinein wagen, und ihr Vieh wegtreiben; wenn ſie aber Kühe an Fremde verkaufen, ſo geſchieht es für Glaskorallen, deren funfzehn für eine Kuh gelten.

Das männliche Geſchlecht kleidet ſich in Häute, die ſie mitten um den Leib wickeln und Knöpfchen um den Hals. Dabey führen ſie Wurfſpieße, Bogen und Pfeile. Das weibliche Geſchlecht trägt um den Kopf einen kupfernen Ring, welcher wenigſtens etli-che Pfund ſchwer iſt, oder kleinere kupferne Armbän-der; um die Lenden tragen ſie einen leichten Zeug, der aus dem Inſandiebaum gemacht, weder geſponnen noch gewebt iſt, und an den Füßen haben ſie ebenfalls Ringe aus Kupfer.

Die Provinz, zu der dieſer Kreis gehöret, heißt Dombe, und hat eine Reihe hoher Berge in ihrem

Dombe.

Gebie-

Gebiete, die ſich von denen von Kambamba erſtrecken, wo man etliche Bergwerke antrifft. Dieſe liegen längſt der Küſte ſüd- und weſtwärts, und haben viel feines Kupfer, wenn anders die Einwohner dieſen Reichthum zu benutzen wüßten, ſo aber nehmen ſie nicht mehr daraus, als ſie bedürfen, um ſich zu putzen.

Kaſchil. Kaſchil iſt ein Flecken, der ziemlich groß und ſo baumreich iſt, daß die Straßen ganz dunkel ſind. In der Mitte der Stadt befindet ſich eine Statue von zwölf Fuß Höhe, in deren Fuße ein Zirkel von Elephantenzähnen in dem Boden ſtecket. Auf dieſen Zähnen ſtehen verſchiedene Hirnſchädel von den Kriegsgefangenen, oder die den Götzen geopfert worden ſind. Sie gießen auch Palmwein und Ziegenblut zu ſeinen Füßen, und iſt eigentlich ihr Mokiſſo, oder, wie er hier heißt, Queſongo. Außer dieſer Statue ſind noch viele andere kleinere der Art, und die Straßen ſind mit Palmenröhren verpfählet. Die Häuſer ſind rund, und ſehen eher den Bienenſtöcken ähnlich, inwendig aber ſind ſie mit artigen Matten behangen.

Das gangbare Geld in dieſem Königreiche beſtehet aus kleinen Stückchen Glaskorallen, die von den Portugieſen hergebracht werden, welche die Eingebornen Miſangas nennen, und die ihnen ſo wohl zur Zierrath, als zum Gelde dienen, indem ſie dieſelben am Halſe und an den Armen tragen.

VIII.

VIII.

Afrikaniſche Inſeln.

Um Afrika her liegen eine Menge Inſeln zerſtreuet, von denen wir noch eine Beſchreibung liefern müſſen, welche um ſo vollſtändiger werden muß, da dieſe Inſeln entweder ſehr merkwürdige Dinge enthalten, oder den Europäern zum Theil wichtiger ſind, als das ganze übrige Afrika. Man kann ſie in die Inſeln auf der Oſtſeite und in die auf der Weſtſeite eintheilen.

Zu den erſtern gehören: Madagaskar, Isle Bourbon, Isle de France, die Inſeln der ſieben Brüder, die Inſel Zanzibar Sokatra und die Komorriſchen Inſeln. Auf der Weſtſeite liegen: die Inſeln Helena, St. Aſcenſion, Annabon, Fernand del Po, St. Thomas, die Inſeln des grünen Vorgebirges, Madeira und Porto Santo, die Kanariſchen und die Azoriſchen Inſeln, welche letztern zwar von den meiſten Erdbeſchreibern mit zu Europa gerechnet werden, eigentlich aber, und um ſo mehr, da ſie 1432 erſt entdeckt worden ſind, bey Afrika beſchrieben werden ſollten.

A) Oſt-Afrikaniſche Inſeln.

1) Madagaskar.

Wir machen mit den oſt-afrikaniſchen Inſeln, und zwar mit der Inſel Madagaskar, als der größten von allen, den Anfang. Dieſe Inſel, welche auch ehedem die St. Lorenzinſel genannt wurde, ſtreckt ſich der Küſte des Kafferlandes und Zanguebar gegenüber in einer Länge von hundert und etlichen dreyſſig Meilen hin, und wird durch den Kanal von Mozambik von dem feſten Lande geſchieden. Der Flächeninhalt von Madagaskar, beträgt zehntauſend fünfhundert Quadratmeilen, ſo daß es die größte unter allen afrikaniſchen Inſeln iſt. Die größte Breite der Inſel iſt etwan ſechszig Meilen; allein ſo breit

iſt ſie auch nur am ſüdlichen Ende, gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung zu, gegen Norden wird ſie dann immer ſchmäler, bis ſie ſich nach dem indiſchen Meere zu, in Geſtalt eines Bogens, herum krümmt. Dieſer nördliche Theil iſt auch durchaus unbekannt, denn zu Lande kann er, aus Urſachen, die ſich bald ergeben werden, nicht beſucht werden, und von der See her ins Land zu kommen, iſt deswegen ſchwer, weil die See voll Klippen, Sandbänke und Untiefen iſt, welche die Schifffahrt äußerſt gefährlich machen.

Die Temperatur des hieſigen Klimats, vornehmlich in den gegen das Meer zu gelegenen Gegenden, iſt ſehr ungeſund. Das ganze Jahr über herrſcht beynahe eine ununterbrochne Hitze, die in der Regenzeit nur deſto drückender iſt. In dieſer Regenzeit ſchwellen alle Ströme außerordentlich an, und da der, in der trocknen Jahrszeit durch die Meereswellen bey ihrer Mündung angehäufte Sand ihren Ausfluß hemmet, ſo treten ſie nunmehr allenthalben aus, bilden auf den Ebenen ſtehende Gewäſſer, und vergiften die Luft mit ſehr ſchädlichen Ausdünſtungen, bis endlich der Damm geſprengt iſt, und das Waſſer allmählich Ablauf gewinnet. Die trockne Jahreszeit im Gegentheil, ohngeachtet in derſelben der Himmel kaum von einem Wölkchen bedeckt iſt, hat niemals ſo nachtheilige Folgen für die Geſundheit, denn die größte Hitze währet nur ohngefähr vier Monate, fängt auch jeden Tag erſt um neun Uhr an, und endigt ſich des Nachmittags um drey Uhr, worauf die Luft durch einen friſchen Seewind merklich abgekühlet wird.

Wenn man von der erſten Anſicht, welche das Land von den Schiffen, oder auch nachdem man an Land gekommen iſt, auf die Fruchtbarkeit deſſelben ſchließen wollte, ſo würde man ein ſehr irriges Urtheil fällen,

fällen, und kaum glauben, daß es die nöthigſten Nahrungsmittel hervorzubringen im Stande ſey; denn ſo weit das Auge reichen kann, erblickt es nichts als eine ſandigte Ebene, auf welcher nur hier und da ein Gräschen wächſt. Allein dieſe Unfruchtbarkeit gehet nur etliche Meilen ins Land hinein, und macht bald den ſchönſten grasreichſten Ebenen, und waldigen Anhöhen Platz. Im Innern der Inſel ſind viele Berge, theils mit Holzung bedeckt, theils kahle ſteile Felſen, die ihre Spitzen zu einer beträchtlichen Höhe hinauf ſtrecken worunter auch ein Vulkan iſt. Die Flüſſe ſind zahlreich und zum Theil ſchon ſchiffbar, auch große Teiche, welche man zum Theil Landſeen nennen könnte, und Quellen, deren Wäſſer vielleicht manche noch unentdeckte Heilkraft beſitzen.

Die Produkte dieſer Inſel ſind äußerſt vielfach, und die meiſten von vorzüglicher Güte, ohngeachtet die Madekaſſen eben nicht die beſte Art, das Land zu bauen, anwenden. In den niedrigen Gründen wächſt der gewöhnliche Reis in Menge, und auf den Anhöhen wird rother Reis erzeuget. Gerſte und Hafer wird gleichfalls häufig gebauet, Roggen kommt aber nicht zur Reiſe, ſo wenig als Wein, ohngeachtet man das letztre bey der Hitze des Klimats nicht erwarten ſollte. Nur wiſſen die Inſulaner eigentlich von keiner andern Art des Feldbaues, als den des Reiſes. Man reißt die Binſen, die in den Moräſten wachſen, heraus: auf die Plätze wirft man den Saamen nachläßig hin, Heerden gehen hernach darüber, und durch ihr Eindrücken geben ſie den Saamen der Erde: das übrige wird dem Glück überlaſſen. Ferner hat man Baumwollbäume, Sago, Bananas, Reis und Pfeffer, Indigo, Kokos, Pomeranzen, Gummibäume, Citronen, Granaten, u. ſ. w. In den Wäldern giebt es ſehr gute Holzarten, beſonders eine zum Bauen ſehr

taugliche Art, welche ſchwarz und durch Länge der Zeit ſo hart als Stein wird. Tabak wächſt in Menge und von beſondrer Stärke. Nebſt den Ignames, wovon es hier viele Gattungen giebt, hat das Land vortreffliche Wurzeln, davon ſich die Einwohner hauptſächlich nähren. Die vornehmſte iſt Uviſut-chi, welche in gutem Erdreiche Mannsdicke, gemeiniglich aber doch die Dicke eines Schenkels hat. Andere giebt die Natur ohne Mühe der Menſchen, als z. B. die Valabairs, die ſo groß als ein Menſchenkopf, und dem Geſchmack einer Birne nicht unähnlich ſind. Die Fannhits, ebenfalls von einem ſehr angenehmen Geſchmack, röthlich von Rinde und oft von mehr denn Menſchendicke. Von Bananas hat die Inſel mehrere Gattungen, die alle von gutem Geſchmack und nahrhaft ſind. An einigen Orten macht man aus den Fäden des Stammes Zeuge, die das Anſehen der ſeidenen Zeuge haben. Die Venanue, eine feigenartige Frucht, wächſt auf einem Baum von erſtaunlicher Höhe und Dicke; und dennoch reichen einige von den Blättern auf die Erde, wo ſie Wurzeln ſchlagen, und wieder neue Bäume treiben. Eine gewiſſe Art von Hanf, deſſen Blätter die Einwohner ſtatt des Tabacks brauchen, wächſt ſehr häufig; wer ſelbige kauet, fällt in kurzem davon in einen Schlaf, und fühlt ſich hernach beym Aufwachen ſehr luſtig; dahingegen, wer ihrer nicht gewohnt iſt, etliche Tage eine Raſerey darauf folget. Auf den Blättern einer Staude findet man eine Art von Zucker, welcher die Süßigkeit und Härte des Zuckerkandi hat, und, wie man ſagt, von einem kleinen Thierchen, welches in der Rinde des Baumes entſtehet, zubereitet wird. Zu Anfange gleicht es einer an der Rinde hängenden Blume; nach einiger Zeit reißt es ſich los und wird in einen kleinen Schmetterling verwandelt, frißt alsdann etwas von den Blättern der Staude, und bereitet ſeinen

nen Zucker. Korn und Wein ſind zwey Produkte, welche beyde wie geſagt, hier in Madagaskar nicht fortkommen, vermuthlich, weil ſie beyde nicht recht zu bauen verſtehen, dagegen aber erhalten ſie etwas mehr Gerſte und Hafer. Alle Erdgewächſe werden gewöhnlich zweymal des Jahres geerndet, das Zuckerrohr ausgenommen, welches zwey Jahr auf dem Stamme gelaſſen werden muß, ehe es zu ſeiner gehörigen Stärke gelanget. Weihrauch, Benzoe und Ambra ſind ebenfalls nichts Seltenes auf den Küſten.

Es iſt faſt kein Land, wo es mehr Vieh, vorzüglich Ochſen und Kühe giebt, als hier in Madagaskar, und man kann ſie eigentlich in drey Gattungen theilen. Die eine hat Hörner, wie alles Rindvieh in Europa; die andern aber haben herabhängende Hörner, und die dritte Gattung hat gar keine; alle drey aber haben einen Höcker von Fett zwiſchen den Schultern und dem Halſe, weshalb ſie einige für Kameele gehalten haben. Die Schafe haben einen halben Schuh breiten Schwanz, den ſie auf der Erde nachſchleppen. Auch giebt es wilde und zahme Schweine auch Ziegen im Menge. Jngleichen ein Thier, Farafes genannt, welches viel Aehnliches mit einem Wolfe hat, aber noch größer und gefräßiger iſt. Die Einwohner ſcheuen es ſo ſehr, daß ſie Tag und Nacht ein Feuer in ihren Hütten unterhalten, welches das einzige Mittel, dieſes Thier zu entfernen. So giebt es auch in einigen Gegenden böſe Affen, vor denen man ſich ohne Gewehr nicht ſicher ſehen laſſen kann. Wilde Katzen ſind in den Wäldern ſehr häufig, aber zum Glück ſo furchtſam, als unſere Haſen. Hunde und Stachelſchweine giebt es in groſſer Anzahl, und Schlangen von großer Dicke, aber dabey ohne Gift. Der Tondrak, eine Art von Stachelſchwein, verſcharrt ſich in tieſe Löcher, und ſchläft

in denſelben gegen ſechs Monate ohne die geringſte Nahrung; während der Zeit fallen ihm alle Borſten aus, und wachſen alsdann wieder, wenn er umhergehet. Der Antamba iſt eine große wilde Hundsart, und gleicht in etwas den Leoparden, iſt aber ſehr gefährlich, weil er Menſchen und Vieh zerreißt. Tretretretre iſt ein Thier in der Größe eines Kalbes, mit einem runden Kopf und menſchenähnlichen Geſichte, gleicht an den Vorder- und Hinterfüßen den Affen. Magarſahok iſt ein großes Thier mit Pferdefüßen und langen Ohren, hat im Geſchrey etwas Aehnliches mit einem wilden Eſel. Der kleine Taureck beträgt in ſeiner ganzen Länge ſieben Zoll. Er hat kurze Beine, eine länglichte, faſt in eine Spitze auslaufende Schnautze, kleine Augen, keinen Schwanz, iſt ſchwarz von Farbe, und hat fünf länglichte, weiße Streifen über den Leib hin. Alles, was ſchwarz an ihm iſt, iſt mit ſteifen Haaren bewachſen. Die weißen Streifen ſind kleine Stacheln, gleich denen am Stachelſchwein, und aus den ſchwarzen Streifen über dem Rücken gehen lange, einzelne Haare hervor, die bis auf die Erde reichen. Sie haben einen langſamen Gang, ſie grunzen wie ein Schwein, weshalb ſie von den Europäern den Namen Erd- und Stachelſchwein erhalten haben. Den Tag über verſtecken ſie ſich, und kommen erſt nach Untergang der Sonne hervor, ihre Nahrung zu ſuchen. Sie leben von Früchten und Kräutern, und ihr ganzer Körper iſt nichts, als ein Fettklumpen. Die Einwohner von Madagaskar (das einzige Land, wo man bisher Tauręcks angetroffen hat,) eſſen ſie, machen aber jedoch keine beſondere Leckerey daraus. Vom Federvieh findet man rothe und grüne, ſehr kleine Rebhühner, Holztauben, Turteltauben und graue Papogoyen, auch Enten, Kriechenten, Faſanen, und indianiſche Hühner, Flamingos, Reiher, eine Art von Straußen

und ein dieſer Inſel eigener Vogel, Nelikurvi genannt. Er iſt eine Art von Dickſchnabel oder Kernbeißer. Sein Neſt, das er am Ufer von Bächen bauet, und meiſt an Blätter vom Kaldeir, oder Vaquois hänget, beſtehet aus künſtlich in einander verwebten Strohhalmen und Binſen, und bildet oben einen Beutel, worin ſich der Vogel aufhält, auf der einen Seite des Beutels ziehet ſich eine Röhre herab, und am Ende derſelben iſt die Oeffnung des Neſtes. Im zweyten Jahre baut der Vogel an das alte Neſt ein neues an, ſo daß oft viele Neſter an einander zu hängen kommen. Dieſe Vögel leben in Geſellſchaft zuſammen, und bauen gemeinſchaftlich ihre Wohnung, und es iſt daher nichts Seltenes, fünf bis ſechshundert derſelben an einem Baume zu ſehen. Sie brüten für jedesmal nur drey Jungen aus. Ein anderer Vogel iſt die Fami, eine Fledermaus, ſo groß als ein Kapaun, hängt ſich an dürre Bäume, vermittelſt zweyer Hacken an ihren Flügeln, worein ſie wie in einen Beutel eingeſchloßen iſt. Sie bringt ihre Jungen lebendig zur Welt, und kein Vogel wird ſo fett als ſie, ob ſie gleich nur vom Obſt lebt. Unter den Fiſchen, die man außerhalb Madagaskar gar nicht findet, iſt das wilde Meerſchwein das ſeltſamſte. Es hat Ochſengröße, Borſten, ſtatt der Schuppen, und ein groſſes Loch auf dem Kopfe, Floßfedern auf dem Rücken, kleine Augen, funfzig Zähne auf jeder Seite des Rachens, Krokodillenfüße und einen zottigen Schwanz, der in Klafterslänge gegen das Ende ſpitzig zuläuft. Ein anderes wird die Fanghene genannt, ein Thier, das noch größer als der Wallfiſch ſeyn ſoll; allein da die Einwohner dem Aberglauben ſehr ergeben ſind, und am Seltſamen und Wunderbaren Gefallen haben, ſo kann wohl manches von der Seltenheit dieſer Thiere und ähnlicher andern, die ſie Seemenſchen u. dergl. nennen, ungegründet ſeyn. Indeſſen iſt es gewiß,

daß dieſe Inſel manche eigenthümliche Thierarten hat, und beſonders unter den kriechenden Thieren und Inſekten. Schlangen und Eidechſen giebt es von verſchiedenen Arten. Eine andere Art iſt der Flamakantrara, er hat auf dem Rücken, am Schwanze, Beinen, Halſe und Ende der Schnautze kleine Klauen, womit er ſich an den Bäumen feſt hält. Er ſpringt den Menſchen an die Bruſt und klammert ſich ſo feſt in die Haut, daß man nur mit Hülfe eines Scheermeſſers ſich von ihm losreißen kann. Er nährt ſich eigentlich von Spinnen und Fliegen, doch müſſen ſie ihm in ſeinen aufgeſperrten Rachen von ſelbſten hinein kommen. Unter den unzähligen Fliegenarten iſt die Herechereſche, eine leuchtende Fliege, davon die Wälder ſo voll ſind, daß ſie des Nachts in Feuer zu ſtehen ſcheinen. Von Seidenwürmern giebt es vier Arten, welche eine gute Seide liefern. Honig findet man ebenfalls ſehr viel auf der Inſel, ſo wohl von ordentlichen Bienen, als von grünen Fliegen und von zweyerley Arten Ameiſen, deren eine geflügelt iſt und in hohlen Bäumen Honig macht, die andere größere Art aber in aufgeworfenen Erdhügeln wohnet.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, da Madagaskar mit andern Ländern, wo Gold gefunden wird, in gerader Linie lieget, daß dieſes Metall auch hier anzutreffen ſeyn würde, wenn man einige Unterſuchung anſtellen wollte. Allein man iſt noch nicht tief genug ins Land gekommen, um es entdecken zu können. Wahrſcheinlich gewiß haben die Inſulaner Gold und Silber, allein man glaubt, ſie verhehlen den Ausländern den Ort, woher ſie es hohlen, und geben vor, daſſelbe von einer arabiſchen Flotte bekommen zu haben, die ſich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Inſel bemächtigte, und in alle Gegend derſelben Befehlshaber aus

ihrem Volke geſetzt hatte. Allein die Urſache dieſer Erzählung iſt wohl ſehr leicht zu errathen, und vielleicht ſind ſie auch nur ſo lange glücklich, als ſie dieſes Geheimniß verſchwiegen halten können. Auch ſelbſt auf den bekannten Stellen des Landes findet man Bergwerke, worin man **Steinkohlen**, **Salpeter**, **Stahl** und **Eiſen** gräbt, und wie könnten alſo keine Gold- und Silbererze zu finden ſeyn, da gar keine Hinderniſſe anzutreffen ſind. Auch liefert dieſe Inſel vortreffliche **Edelſteine**, als z. B. **Kriſtall**, **Topaſen**, **Granaten**, **Amethyſten**, **Opale** u. ſ. w. dabey ſind die Kriſtalle vorzüglich ſchön und groß, ja, man gräbt Stücken von ſechs Fuß in der Länge und vier Fuß in der Breite, dabey wohl eben ſo viel an der Stärke. Blutſtein, Agat, Jaspis und Milchſteine, die am häufigſten geſchätzt werden, ſind häufig. Des Talkſteines bedienet man ſich in Ermanglung des Glaſes zu Fenſterſcheiben.

Die Anzahl der **Einwohner** kommt mit der Größe des Landes keinesweges überein, denn ob man ſchon ſechszehnmalhunderttauſend Menſchen darauf zählet; ſo iſt dieſe Zahl, wenn ſie auch richtig ſeyn ſollte, lange nicht groß genug, wenn man die verſchiedenen hierlebenden Nationen zuſammen vergleicht. Zwar liegen der Vermehrung zwey zu große Hinderniſſe im Wege, die einen weſentlichen Einfluß aufs Ganze haben, und dieſe ſind erſtens, daß ſie der unmäßigen Ausſchweifung zu ſehr ergeben ſind, und anderns, daß ſie bey der Geburt ihrer Kinder, allemal durch Wahrſagungen und durch den Lauf der Geſtirne, das Schickſal derſelben zu beſtimmen glauben, und, wenn es nicht nach Wunſche erſcheint, allemal das Kind ohne Barmherzigkeit verlaſſen, als es nur einmal wider dieſe grauſame Gewohnheit auf Gradewohl erziehen. Eigentlich giebt es drey ſehr von

Einwohner und ihre Kultur.

einander verſchiedene Menſchengeſchlechter auf Madagaskar. Das erſtere iſt ſehr ſchwarz von Farbe, haben kurze und krauſe Haare, und machen die Eingebornen aus; diejenigen, welche das andere ausmachen, bewohnen einige innere Provinzen, ſind gelb von Farbe, haben lange flache Haare, und heißen Malambus. Sie führen beſtändig Krieg mit den erſtern, ſie ſind aber dabey ein ſehr faules und unkräftiges Volk, das mehr verachtet, als gefürchtet wird. Das dritte Geſchlecht wohnt in der Nachbarſchaft des Forts Dauphin, und in einigen Gegenden der weſtlichen Küſte. Dieſe Leute ſtammen von einigen alten Arabern ab, welche durch Schiffbruch auf die Inſel kamen, und ſich darauf anbaueten. Sie haben von ihren Vorfahren die äußerliche Geſtalt und einige Gewohnheiten beybehalten, wiſſen aber gar nichts von ihnen, ſondern ſagen bloß, ſie wären keine Eingeborne, wobey ſie ſich zugleich für Kinder des Meeres halten, weil ihre Stammväter auf dieſe Weiſe wären hierher geworfen worden. Eben ſo ſtammen auch die Großen im Lande eigentlich aus den Arabern her, welche noch immer etwas von ihrer Farbe behalten, bis ſie ſich durch die Fortpflanzung endlich auch ins Schwarze verlieret. Man ſagt zwar, gegen Morgen der Inſel halte ſich eine weiße und zwergartige Nation, Quimoſſe genannt, auf, die faſt wie die Hottentotten leben, dabey aber ſehr arbeitſam ſind, aber mit ihren Nachbarn in keiner Gemeinſchaft leben mögen, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag machen, und jeden, der in ihre Gegend kommt, opfern ſollen. Man weiß zu wenig von dieſen drey bis vier Fuß hohen Menſchen, und es klingt zu ſehr nach fabelhaften Erzählungen, als daß man hiervon was Gewiſſes ſagen könnte. Die eigentlichen Unterſcheidungszeichen eines Einwohners von Madagaskar, ſind übrigens ſein groſſer Wuchs, ſeine hurtige und ſtolze Geberden, ihr

Geſicht iſt ſtets freundlich, und ſollen nicht ſelten die unredlichen Abſichten dadurch verdunkeln. Sie ſind zwar zu Künſten geneigt, aber zu träge, ſie auszuüben. Bey der geringſten Unpäßlichkeit legen ſie ſich nieder, und thun nachher in langer Zeit nichts. Ausſchweifung iſt ihre Hauptleidenſchaft, zu der ſich bey den meiſten Nationen Aufruhr, Grauſamkeit und Rachſucht geſellet. Doch dieß ſind nur die Urtheile derer, die der ganzen Nation nicht wohlwollen, und aus einzelnen Handlungen auf alle geſchloſſen haben. Alle jetzige Reiſende ſagen, ſie wären ein von Natur geſelliges, lebhaftes, munteres, eiteles, doch auch erkenntliches, Volk und hätten jeden Reiſenden, wie Brüder, aufgenommen, und in jedem Bedürfniſſe unterſtützt. Selbſt bis an den Küſten, wo doch das Mistrauen gewöhnlich größer iſt, haben die Seefahrer nur ſelten Gewaltthätigkeit oder Treuloſigkeit erfahren.

Die **Kleidung** der Madagasker iſt bloß eine drey Ellen lange Schürze, die ſie über die Schultern werfen, ſo daß die beyden Ende vorn herunter hängen. Sie beſteht aus Zeug, der aus den Blättern vom Naphia oder Muphia, einer Palmart, die mit dem Sagu auf den Molukken einerley ſeyn dürfte, gemacht wird. Man kennet dieſe Zeuge in Europa unter dem Namen Baumrindenzeuge, und einige davon ſind feiner als unſere ſchönſten Kamelote. Die Vornehmen haben ihre Schürze von Seide oder Kattun und am Saume mit Franzen, oder kleinen gläſernen oder zinnernen Stückgen beſetzt. Den Kopf bedecken ſie mit einer Kappe aus Binſen. Die Weiber umgürten ſich mit einer blauen Leinewand von drey bis vier Ellen, welche ihnen ſtatt eines Rockes dienet, unter welcher ſie noch ein Stück weiße Leinewand tragen. Auch haben ſie noch eine Art von Korſet oder

Halb-

Halbhemd von blauer Leinwand, das nur bis an die Hälfte des Buſens hinunter reicht, und vorn mit vielen goldenen und ſilbernen Plättchen gezieret iſt. Sie tragen auch Ohrgehänge, ſilberne und gläſerne Armbänder, und um den Hals goldene oder ſilberne Ketten, die im Lande ſelbſt verfertiget werden.

So viel ſie auf ihren Putz bedacht zu ſeyn ſcheinen, ſo einfach ſind ſie in ihren **Nahrungsmitteln** und Speiſen; ſie beſtehen gewöhnlich in Kuhmilch, Reis und Wurzeln, und nur an Feſttagen oder bey beſondern Feyerlichkeiten Fleiſch. Meiſtens eſſen ſie auch Reis, mit Fiſchen und Hühnern vermiſcht. Ihr liebſtes Getränke iſt eine Art von Meth, oder ein aus Zuckerrohr bereiteter Wein, auch aus Bananas, der zwar ſo ſtark nicht, aber ſehr lieblich vom Geſchmack iſt. Auch brauchen ſie die Vorſicht, das Waſſer zum Trinken erſt allemal abzukochen, welches hier, wo es ſehr ſchlecht iſt und faſt immer Seewaſſer bey ſich hat, ſehr nothwendig iſt. Statt des Tiſchtuches und der Schüſſeln bedienen ſie ſich der Blätter vom Piſang, auf deren eines Ende ſie den Reis und auf das andere das Fleiſch legen; ſo wie ſie auch zum Reiseſſen ein Stück Piſangblatt nehmen, das wie ein kleiner Trichter gebogen iſt, womit ſie etwas Brühe auffaſſen.

Ihre Häuſer haben weder Feſtigkeit noch äuſſeres Anſehen, und verdienen kaum Häuſer genannt zu werden. Viele derſelben haben nur ein einziges Gemach, in welchem die ganze Familie ſchläft. Das Zimmerwerk daran beſteht aus dicken, in die Erde geſteckten Pfählen, und die Wände ſind aus zuſammengeſetzten und an Latten von Bambusholz gehefteten Ribben von Ravenalablättern verfertigt und inwendig mit Matten behangen. Das Dach iſt ebenfalls mit ſolchen Blättern bedeckt, deren Ribben nahe an einander

ander ſtoßen, welches dem Dache eine feſte Oberdecke giebt. Der Fußboden iſt gewöhnlich ein oder zwey Fuß hoch erhaben; beſteht ebenfalls aus Bambushürden, und iſt mit Matten belegt, außer an der einen Ecke, wo der Heerd zum Kochen angebracht iſt. Auf dieſem Heerde unterhalten ſie ihrer Geſundheit wegen beſtändig Feuer, ſogar die Nacht hindurch. Nichts ſchöner ſind die Wohnungen der Vornehmern, und das Einzige, wodurch ſie ſich unterſcheiden, iſt ein darum gezogenes Pfahlwerk und ein vor dem Hauſe ſtehender Maſt, der höher als das Gebäude iſt, und woran die Hörner von alle den Ochſen hängen, die man an öffentlichen Feſten geopfert hat. Ihr Hausgeräthe beſtehet aus etwas irdenem Küchengeſchirr, aus Kalabaſchen oder Kürbiſſen zum Waſſerſchöpfen, und aus einigen kleinen geflochtenen Körben, worinnen ſie ihre Schürzen verwahren.

In Abſicht ihres **ehelichen Lebens** und in der Art ihrer Verheurathung haben ſie das Beſondere, daß ſich der künftige Mann wenig oder gar nicht um die Aufführung oder um den guten Ruf ſeiner Braut bekümmert. Ein Vornehmer nimmt ihrer gemeiniglich viere zu Frauen, jede wohnt beſonders, und jede hat gleiche Rechte. Die Neigung der Kinder kommt wenig dabey in Erwägung, ſondern man hält bey den Eltern um ſie an, beſchenkt ſie hernach dafür mit Ochſchen, Schafen, ſilbernen oder goldenen Armbändern, oder andern ſeinem Stande gemäßen Dingen. Sonderbar iſt es, daß hier die Religion gar nichts dabey zu thun hat, da ſie doch außerdem ſo viel abergläubiſche Gebräuche zu Religionshandlungen machen. Allein ihre frühe Verheurathung, die gewöhnlich im neunten und zehnten Jahre geſchiehet, beraubt ſie einer Menge Menſchen eben ſo ſehr, wie der obengenannte unnatürliche Gebrauch des Verſtoßens ihrer Kinder.

Wird

Wird nämlich ein Kind an einem Unglückstage geboren, ſo wird es nicht geſäuget, ſondern weggeſetzt, ſtatt daß man bey andern überaus fröhlich iſt.] Man badet ſie im fließenden Waſſer; die Mütter tragen ſie in einem Tuche auf dem Rücken, und äußern überhaupt alle mögliche mütterliche Zärtlichkeit, zu ſo grauſamen Entſchließungen ſie andrer Seits ihr Aberglaube verleitet.

Daher iſt es gekommen, daß man behauptet, die Einwohner von Madagaskar hätten gar keine Religion; allein ſo unſchicklich ſie auch immer dieſen Namen führen mag, ſo glauben ſie doch an einen Gott, den ſie Janhar nennen, und dem ſie die Erſchaffung und Abſtammung alles Guten und nichts Böſen zuſchreiben. Dagegen halten ſie den Teufel Angat genannt, für den Urheber alles Uebels und aller Laſter, weshalb ſie ihm bloß aus Furcht Geſchenke bringen, und beym Opfer das erſte Stück zueignen. Auch beten ſie eine dritte Gottheit an, welche ſie den Gott der Reichthümer nennen, und unter welchem ſie das Gold verſtehen. Abgerechnet der auffallenden Fabeln, die ſie in ihre Erzählungen miſchen, haben ſie verſchiedene Begriffe von der Bevölkerung der Welt durch das erſte Menſchengeſchlecht, ſelbſt von der Perſon Chriſti, den ſie Rahiſſa nennen, die wenigſtens Spuren ehemaliger Kenntniße, oder wenigſtens Umgang mit chriſtlichen Nationen vermuthen laſſen. Doch haben ſie weder Tempel, noch eine andere ſichtbare Gottheit, als die ſich jeder in ſeinem Hauſe macht, und eine Gattung von Grillen iſt. Die Grille ſitzt in einem Korbe, wird darin gefüttert, und hat die ſchönſten Sachen des Hausherrn neben ſich liegen. Das ganze Weſen zuſammen nennen ſie ihr Oly, um welches ſie in ſinnloſem Tanzen umher tanzen. Wenn es ihnen einfällt, als habe ihnen Oly etwas eingegeben,

ben, ſo vollziehen ſie es auch ſogleich unerſchrocken. Ob ſie gleich keine andere Geſetze kennen, als die Geſetze der Natur, ſo ſind ſie doch ausnehmend abergläubiſch, und bey ihrem groben Begriffen vom Sterndeuten, verbinden ſie mit allem, was ihnen einfällt, eine Vorbedeutung; daher ſie auch allezeit ihre Wahrſager zuvor um Rath fragen, ehe ſie etwas von Wichtigkeit unternehmen. Ihre böſen Tage nehmen mehr als die Hälfte des Jahres weg, und man kann alſo denken, wie viel tauſend Kinder Schlachtopfer dieſes Aberglaubens werden. Zuweilen giebt es noch Väter, die menſchlich genug ſind, dieſe ausgeſetzten Kinder von Sklaven aufſuchen und ernähren zu laſſen, allein ſie werden niemals mehr für ihre rechte Kinder angeſehen. So glauben ſie auch, daß die Menſchen nach dem Tode böſe Geiſter werden, die ihnen manchmal erſcheinen und im Traume mit ihnen reden. Den Lehrſatz von der Seelenwanderung kennen ſie zwar nicht, aber doch halten ſie dafür, daß einige Seelen, nach dem Charakter der Perſon, in einen Thierkörper oder in eine Pflanze übergehen.

Es nennen ſich einige von ihnen Muſelmänner, ob ſie ſchon nicht das Mindeſte vom Muhamed wiſſen, vielleicht bloß deshalb, weil ſie mit Arabern handeln, die ihnen das Geld wieder abnehmen, das ſie jährlich von den Franzoſen für Sklaven, Ochſen und etliche Millionen Scheffel Reis löſen. Mit dieſen falſchverſtandenen Begriffen von Muhamedismus verbinden ſie die ausſchweifenſten abergläubiſchten Handlungen. Schon in ihrer Kindheit werden ſie beſchnitten, und dieſe Ceremonie wird aller drey Jahr vorgenommen, wo man einen großen Faſttag feyert, und an demſelben alle Kinder aus der Nachbarſchaft herbey bringt. Das Oberhaupt läßt verſchiedone Ochſen ſchlachten und Tock herbey ſchaffen, welches ein aus

Zucker-

Zuckerrohr mit Bela-aye bereitetes Getränke iſt. Das Feſt dauert, ſo lange die Lebensmittel zureichen, und wenn dieſe aufgezehrt ſind, kehrt jedes wieder nach Hauſe. Dagegen geht die Achtung für ihre Vorältern wieder weiter, als mau denken ſollte, und es iſt was Gewöhnliches, Männer vom hohen Alter noch auf dem Grabhügel ihrer Eltern weinen zu ſehen, oder ſie in wichtigen Angelegenheiten um Rath fragen zu ſehen. Dieſe ſtarken und wohlgeſtalten Inſelbewohner ſind gegen die gegenwärtige Zeit nicht ſo gleichgültig, als gegen die Zukunft. Da ſie in ihrer Religion, Sittenlehre oder Policey keine Zwangsgeſetze kennen, ſo überlaſſen ſie ſich ganz und gar deſſen, zu was ſie ihre Leidenſchaft reitzet. Sie lieben die Feſte außerordentlich, ſo auch den Geſang, Tanz und ſtarke Getränke, doch mehr als das alles, das weibliche Geſchlecht. Alle Augenblicke eines müßigen, ruhigen und mit allem Bedürfniſſen reichlich verſehenen Lebens werden in ſinnlichen Vergnügungen hingebracht; welche die Natur den nördlichen Wilden verweigert, und ſie genöthiget hat, ihre Kräfte zur Ausfindung nothwendiger Nahrungsmittel anzuwenden.

Man ſollte auf die Gedanken kommen, daß ſie Anbeter des Meeres wären, wenn man ſie eine Ceremonie beobachten ſiehet, die ſie, ſo oft ſie eine Reiſe längſt der Küſte hin machen, vornehmen. Es iſt dieſes eine Art von Segnung, die ſie dem Schiffe ertheilen. Der Steuermann faßt mit einem Stück Ravenablatt etwas Seewaſſer auf, und richet alsdann Gebete an das Element, das ihn nun tragen ſoll; beſchwört es, ſeinem Schiffe nichts zu Leide zu thun, ſelbiges vielmehr vor allen Klippen zu bewahren, und bald mit vielen Sklaven beladen, wieder in den Hafen zu bringen, hernach läßt er ſich ins Waſſer hinab, fährt

rings

rings um das Fahrzeug herum und beſprengt es allenthalben mit Waſſer. Hierauf kommt er wieder ans Geſtade, gräbt ein Loch in die Erde und legt ein Stück von obigem Ravenalablatt hinein. Die übrigen Schwarzen, welche die Fahrt mit machen ſollen, ſetzen ſich in einem Kreis herum, richten Gebete an das Meer, machen das Fahrzeug flott und laufen dann aus. Man irret, wenn man glaubt, dieſe und alle andere Ceremonien verrichteten ihre Prieſter, die man Ombis nennt; ſie haben gar keine, und dieſe ſind nichts als Betrüger, die ſich für Zauberer ausgeben.

Etwas mehr Einfluß hat die Religion auf die Art ihrer Begräbniſſe. Noch ehe ſie ſich zu ſchwach fühlen, legen ſie ein förmliches Bekenntniß ihres Lebenswandels ab, ſegnen ihre Kinder, bitten Gott um die Vergebung der Sünden, bringen Verſöhnopfer, und theilen ihren Kindern die beſten Vermahnungen zum Guten mit. Iſt jemand geſtorben, ſo waſchen ihn die Anverwandten, ſchmücken ihn mit allerhand Zierrathen, und legen ihm verſchiedene Kleider und Zierrathen an. Hierauf wickelt man ihn in eine Binſenmatte; ſetzt zwey Lichter zu ihm und alle Anweſende erheben ein lautes und langes Klagen und Weinen. Dieſe Traurigkeit geht dann in eine Art von Tanz über, der ſehr ernſthaft und nach einer Trommel getanzt wird, worin man ſo wohl die Betrübniß auszudrücken ſucht, als auch d bey die Verdienſte des Verſtorbenen laut dabey zu erheben pflegt. Es ergehen dabey mancherley Fragen an den Verſtorbenen auf deren Beantwortung man bis gegen den Abend wartet; alsdann wird ein Ochſe geſchlachtet, den die ſämmtliche Geſellſchaft verzehret. Während der Nacht ſchießt man Flinten vor dem Hauſe los, um die böſen Geiſter zu vertreiben. Den andern Morgen wird die Leiche in einen Sarg gelegt, der aus zwey Baumſtämmen ge-

macht iſt, und man ſetzt ſie unter einem hölzernen Hauſe bey, doch iſt dieß nur eine Ehre für die Vornehmern, denn gemeine Leute begräbt man nur zwiſchen zwey Pfähle. Man läßt dem Todten eine Pfeiſe, Taback, Feuer und eine Schürze zurück, und bedient ihn eine Zeitlang mit Speiſe. Stirbt aber ein Großer außerhalb ſeines Vaterlandes, ſo hauet man ihm den Kopf ab, und bringt ihn in ſein eigenes Land. Stirbt er in der Schlacht, ſo begräbt man ihn auf dem Schlachtfelde, und dann erweiſen ſie, wie ſchon geſagt, ihren Verſtorbenen die möglichſte Achtung. Auf dem Begräbnißplatze errichtet man eine Hütte, und hängt vor derſelben an einer Stange von alle den Ochſen, die bey ſeinem Tode geſchlachtet worden, die Hörner auf.

Alle ihre **Vergnügungen** ſind ſo wenig geſchickt, ihrem Körper Nahrung zu verſchaffen, als es die Religionsübungen für den Geiſt ſind. Gemeiniglich verſammeln ſich die Einwohner einer Stadt oder eines Fleckens, nach Sonnenuntergang, bey dem Donak, oder Oberhaupt, tanzen und jauchzen vor ſeinem Pallaſt, es wäre denn, daß ſie Alter oder Krankheit davon abhielte, ſonſt kommen ſie gewiß alle zuſammen. Allein, dieſe Art des Vergnügens dauert nur kurze Zeit, und iſt mehr ein ſinnloſes Durcheinanderlaufen, mit abſcheulichem Geſchrey begleitet. Dann erzählen ſie die Thaten ihrer Vorfahren, auf eben dieſelbe Weiſe mit gräßlichem Geſchrey begleitet; oder ſie erheben die Tapferkeit ihres Fürſten und ſuchen Prophezeyungen aufzubringen. Iſt es ja einmal ein Tanz, der ohne Lärm geſchieht, ſo tanzen die Weiber im Kreiſe, nach dem Klange eines Inſtruments, das aus einem dicken Rohr beſteht, und ſtatt der Saiten mit Fäden bezogen iſt. Sie können es faſt alle ſpielen, und es iſt auch die einfachſte Art des Erlernens. Sie ſtämmen

men es an die linke Bruſt, welche von einem halben Kürbiſſe, der unten an das Rohr befeſtiget iſt, bedeckt wird; die Saiten werden mit der rechten Hand berührt und laut dazu geſungen.

Ihre einfache Lebensart findet in dieſen Dingen hinlängliches Vergnügen, und ihre hauptſächlichen Beſchäftigungen ſind dieſem Vergnügen auch ziemlich angemeſſen. Die Sorge für ihr Vieh, das ihren größten Reichthum ausmacht und beſonders den Männern obliegt, iſt das einzige Hauptgeſchäfte dieſer Inſulaner. Der Reis und Wurzelbau gehört hingegen den Weibern. Dieſe machen, neben der groſſen Zehe am rechten Fuß, mit einem Stock ein Loch in die Erde, und werfen Reiskörner hinein, daſſelbe thun ſie auch bey dem Wurzelbau, und auf dieſe Weiſe iſt ihre Arbeit nicht mühſam. Zwar iſt, wie wir ſchon geſagt haben, der Ackerbau noch nicht ſehr weit gekommen; ſie ackern an manchen Orten das Feld nicht, ſondern verbrennen nur das in den Sümpfen wachſende Gras, und ſäen dann, zu Anfange der Regenzeit, ihren Reis darauf, oder ſie geben ſich wohl nicht einmal die Mühe zu ſäen, ſondern laſſen einige Aehren auf den Stengeln ſtehen, von denen die künftige Ausſaat von ſelbſt ausfallen und aufwachſen muß.

In demſelben Verhältniſſe ſtehen die Künſte dieſer Leute. Die Weiber im ſüdlichen Theile verfertigen zwar Schürzen von Baumwolle und Seide, und die im nördlichen Theile von Raphiablättern, allein ſie ſind beyde ſehr kunſtlos. Ihre Weberſtühle ſind ſehr einfach, und beſtehen bloß aus vier in die Erde geſteckten Stücken Holz. Zwar findet man auch Goldarbeiter und Schmiede unter ihnen, welche Ketten und andere Sachen verfertigen, die aber weder künſtlich ſind, noch gefallend ausſehen. Auch haben ſie es ſo weit gebracht, alle zu einer Flinte gehörigen einzelnen

Stücke machen zu lernen, allein zum Bohren des Lau-
ſes, als der Hauptſache, haben ſie es noch nicht brin-
gen können.

Handlung und Gewerbe treiben ſie unter ein-
ander durch Tauſch. Sie haben keine Münze, ſon-
dern die Kramwaaren und Glaskorallen vertreten
die Stelle derſelben. Ja, ſie haben ſo gar nur weni-
ge oder gar keine Begriffe vom auswärtigen Handel,
daher ſie nie auf die Vermehrung oder Benutzung ihrer
Produkte, oder daran ſie an auswärtige zu verhandeln
denken. Die geringſte Sache, ſobald ſie ihnen gefällt,
hat bey ihnen viel mehr Werth als die vortrefflichſte
Seltenheit. So hat, zum Beyſpiel, ein kupfernes
Halsband vor dem ſchönſten Edelſtein den Vorzug, und
ſie lachen, wenn ihnen Fremde dergleichen unbedeutende
Dinge aufzuſuchen anrathen. Sie ſchätzen weder ih-
re Koſtbarkeiten, noch ſind ſie von dem Werthe der-
ſelben unterrichtet, und brennen bey ihren Opfern eben
ſo oft ein Stück Ambra von ſehr hohem Gehalt, als
das unbedeutendſte Stückgen Holz.

Wer wird von ihnen erwarten, daß ſie es in der
Gelehrſamkeit nur zur mindeſten Vervollkommnung
haben bringen können; obgleich ihre Sprache ihnen
hierzu keinesweges hinderlich, wohl aber beförder-
lich ſeyn würde. Die Sprache der Madagasker
ſcheint mit den morgenländiſchen Sprachen einige
Verwandſchaft zu haben; ſie iſt reich an Worten, und
iſt auf der ganzen Inſel einerley; nur hier und da lei-
det die Ausſprache einige Abweichungen; in einigen
Provinzen ſpricht man geſchwind, in andern langſa-
mer, in manchen erhält die Sprache eine gezwunge-
ne Zärtlichkeit, die ſie mißfallend macht. Ihre Om-
biaſſen ſchreiben mit arabiſchen Buchſtaben, welche
ſchon einige Jahrhunderte unter ihnen eingeführt
ſind. Das Papier, welches ſie ſelbſt verfertigen, be-
ſteht

ſteht aus der mittlern Rinde eines Baumes, Avo genannt, welcher Baſt ſo zart iſt, daß man Panges daraus verfertiget, welche den ſeidenen gleichen. Auch iſt die Zubereitung dieſes Papieres faſt dieſelbe, wie in Europa, freylich mit weit weniger Werkzeugen und mühſamer. Ihre Tinte wird aus einem gewiſſen Holz bereitet, das man im Waſſer kocht, und das Waſſer verdicken läßt; ſie iſt mit etwas Vitriol vermiſcht, ſo gut und ſchwarz, wie die unſrige. Anſtatt der Federn haben ſie Rohrſtöcke in der Größe einer Hand, und zwar ſo dick als unſere Kiele; auch werden ſie auf dieſelbe Weiſe geſchnitten und geſpalten.

Doch iſt dieſe Kunſt nur ein Geheimniß der Ombiaſſen, und nur ſie beſitzen Bücher, die von der Arzeney und Sternkunde handeln; weshalb auch die Aerzte in großer Achtung ſtehen, obgleich ihre ganze Kenntniß, bloß in einer unvollſtändigen Kräuterkunde beſteht, deren Nutzen und Wirkſamkeit ſie weder ſelbſt verſtehen, noch durch bewerthe Erfahrungen verſtehen lernen können. So lange ſich die Natur ohne Hülfsmittel zu helfen vermag, ſo lange hat es auch den Anſchein, als ob die Bemühung des Arztes die Urſache davon ſey; ſobald aber die Krankheit unheilbar wird, ſobald hört auch die Kenntniß des Arztes auf, und alles, was man thut, iſt, man ſteckt irgend einen Baumaſt, der ſeine Blätter noch hat, über die Hausthüre, und verſchließt ſie mit einer in ein Dreyeck gezogenen Schnur, vermittelſt eines in die Erde geſteckten Steckens. Durch dieſes Zeichen giebt man den Fremden zu verſtehen, daß ſie nun nicht, wie gewöhnlich, hierein kommen ſollen, und daß die Thüre nur dem Arzt und andern zum Dienſt des Kranken brauchbaren Perſonen geöffnet werde. Wird die Krankheit zum Tode, ſo verordnet der Arzt die Opfer,

und man ſchlachtet Ochſen, die den Nachbarn ausgetheilet werden, nachdem man allemal vorher einen Theil für die wohlthätige Gottheit, den andern für das beſchädigende Weſen weggethan hat.

Da Madagaskar in große und kleine Provinzen eingetheilt iſt, und jede dieſer ſchwachen Geſellſchaften einen ihr eigenthümlichen Bezirk regieret, den ſie nach ihren Gewohnheiten und nach Gefallen verwalten, ein bald gewähltes, oder ein Erboberhaupt zum Regenten hat; ſo kann auch die Juſtizverwaltung nicht anders als auf das Recht der Natur und der Gewohnheiten gegründet ſeyn. Die ganze Nation hat keine geſchriebene Geſetze, ſondern die Fürſten halten aufs ſtrengſte über die Geſetze der Natur. Der Mord wird mit dem Tode und der Straßenraub mit vierfacher Erſetzung des Geraubten beſtraft; hat aber der Räuber keine Mittel, das Eigenthum wieder zu erſtatten, ſo wird er der Sklave des Beleidigten. Dabey bedienen ſie ſich verſchiedener Proben, wodurch ſie glauben, die Wahrheit zu erfahren, ob ſie gleich an ſich nicht die vernünftigſten ſind. Die erſte beſteht darin, daß man bey dem Kayman ſchwört. Die, welche ſich dieſer Probe unterwerfen, müſſen durch einen Fluß waten, worin ſich dieſe Thiere in Menge aufhalten, und eine Zeitlang darin verweilen; werden ſie von den Kaymans nicht angefallen, ſo hält man ſie für unſchuldig. Die ſüdlichen Bewohner haben eine andre Waſſerprobe. Man wartet, bis die See äußerſt ſtürmiſch iſt, und ſetzt dann den Schuldigen auf einen außer dem Fort Dauphin liegenden Felſen; wird er da von den Wellen verſchont, ſo iſt ſeine Unſchuld erwieſen. Eine andre Peobe iſt die mit dem Feuer, daß man ein glühendes Eiſen über die Zunge zieht. Da es unmöglich iſt, daß dieſe nicht davon verletzt werde, ſo werden allezit diejenigen, welche ſich die-

ſer

ſer Probe unterziehen müſſen, für ſchuldig erkannt. Noch eine andere Art iſt die Giftprobe. Das Daughin iſt eins der tödtlichſten Gifte aus dem Pflanzenreich. Man läßt ſolches in zweifelhaften Fällen, wo es an Beweiſen mangelt, die Beſchuldigten verſchlingen; doch werden nur Leute, welche Sklaven und Heerden beſitzen, dieſer Probe unterworfen. Stirbt einem Oberhaupte ein Anverwandter, und es iſt ihm etwa ein reicher Privatmann bekennt, ſo veranſtaltet er einen Kabar, d. i. eine Rathsverſammlung der Vornehmſten im Dorfe und der benachbarten Dorfshäupter, klagt vor ihnen den Mann, deſſen Güter er an ſich ziehen will, an, er habe ſeinen Freund mit Gift vergeben, und verlangt, daß er das Daughin nehmen ſolle. Findet er Gehör, ſo geht er nun ſelbſt zu dem Angeklagten und kündiget es ihm an. Jener, weil er ſich in ſeinem Gewiſſen rein glaubt, hofft, das Gift werde ihm nichts ſchaden, beſtimmt ſelbſt, woran er es nehmen will, läßt ſeine Verwandten zu ſich kommen, und bereitet ſich zur Probe vor, indem er nichts von alle dem genießt, was Leben hatte. An dem geſetzten Tage reicht man ihm eine ſtarke Doſis Gift, die ihn alsdann, wie ganz natürlich, tödtet. Er wird dahero für ſchuldig erklärt, und ſeine Verwandten werden Sklaven des Oberhaupts, dem nun die Güter des Unglücklichen von Rechtswegen zugehören. Indeß, da es dieſem nur um die hinterlaſſenen Heerden und Sklaven zu thun iſt, ſo ſchenkt er oft jenen die Freyheit. Dieſe und ähnliche andere Rechte ſind hier ſo feſt gegründet, und werden ſo ſtreng beobachtet, als ob ſie durch tauſend Geſetzbücher befeſtiget wären.

Weil nun die Inſel niemals einem höchſten Regenten unterworfen geweſen iſt, ſondern unter vielen Fürſten und Oberhäuptern ſtehet, ſo ſind dieſe auch

ſtets in Kriege verwickelt, wo einer den andern zu vertreiben denkt. Ob ſchon das Oberhaupt eine ziemliche Gewalt hat, ſo kann er doch nicht anders, als mit Einwilligung der vornehmſten Glieder des Staats den Krieg anfangen, noch auch anders, als mit Beyſteuer und freywilliger Theilnehmung ſeines Volkes, ſolchen fortführen. Die Verheerung der beſäeten Felder, oder der Raub einer Heerde, die Entführung der Weiber und Kinder, ſind die gewöhnlichſten Quellen ihrer Streitigkeiten. Dieſe rohen Völker werden von der Wuth, durch Ungerechtigkeit und Gewalt etwas an ſich zu ziehen, eben ſo ſehr gequält, als die aufgeklärteſten Nationen. Zwar ſind ihre Feindſeligkeiten nicht mörderiſch; aber die Gefangenen werden allemal zu Sklaven gemacht. Man hat zwar zu Madagaskar eben nicht viel Begriffe von Eigenthumsrecht, von dem Geſchmack an Arbeit, den Beweggrund zur Vertheidigung. Daher zeigen dieſe Völker auch wenig Anhänglichkeit an ihren Geburtsort. Gründe des Mißvergnügens, der Zuträglichkeit oder der Nothwendigkeit, verurſachen, daß ſie ihren Aufenthalt gegen einen andern beſſern, oder auf dem von ihren Feldern entfernten Gegenden, leicht vertauſchen. Oft wählen ſie ſich bloß aus Unſtätigkeit ein ander Vaterland, um es noch einmal zu vertauſchen, wenn ſie auf irgend eine Weiſe etwas begangen, oder Verantwortung zu erwarten haben; denn ſie wiſſen daß ſie überall Felder zum Anbauen finden werdn. Dieſe ſind niemals abgetheilt worden, ſondern gewöhnlich beſäet ſolche die Gemeinheit, und dieſe vertheilt dann auch die Erzeugniſſe unter ſich; daher das bürgerliche Recht eben ſo unbedeutend als das Staatsrecht iſt. Ob ſie ſchon genöthiget ſind, Kriege zu führen, ſo iſt ihnen doch die Kriegskunſt unbekannt; ſie ziehen nie ordentlich gegen einander zu Felde, ſondern nähern ſich durch allerhand Umwege heimlich der feindli-

chen Hauptſtadt, thun unverſehens einen wilden Angriff mit erſchrecklichem Geſchrey, dringen hinein, und machen alles nieder, oder zu Sklaven. Gewinnt aber der überfallende Theil Zeit, ſich zuſammen zu ziehen, ſo wird das Blutbad größer, und dann bleiben gewöhnlich von beyden Seiten nur wenig übrig. Ihre Waffen ſind lange und große eiſerne Wurfſpieße, deren einer gemeiniglich zehn bis funfzehn führet; auch haben einige Schilde und Andere Bogen und Pfeile. Die Nation der Manambruller wird unter allen für die tapferſten gehalten; allein ſie ſtreiten ebenfalls ohne Ordnung, machen dabey tauſend lächerliche Stellungen, und ſtoßen ſingend allerley Schmähungen gegen den Feind aus. Während die Männer im Kriege ſind, ſo laſſen die Weiber keinen Tag oder Nacht vorbeygehen, ohne zu tanzen; weil ſie dafür halten, ſie flößen ihren Männern dadurch Muth und Stärke ein. Im Fall, daß ein Fürſt Frieden verlangen ſollte, ſo ſchickt er einige von ſeinen Unterthanen mit Geſchenken an den Feind; welcher ihm gleichfalls Geſandte mit Geſchenken zuſchickt und eine Zuſammenkunft vorſchlägt. Am feſtgeſetzten Tage kommen ſie mit gerüſteten Heeren bey einem Fluſſe zuſammen, ſchlachten beyderſeits einen Ochſen, und ſchicken einander ein Stück Leber, welches ſie aufeſſen müſſen. Dann ſchwören ſie, den Frieden zu halten, und gehen aus einander. Sind aber die beyden Partheyen nicht gleich mächtig, ſo muß ſich der Schwächere dem Mächtigern unterwerfen, und der Sieger ſchickt alsdann dem Beſiegten ein Stück Ochſenleber, um ihn zur Treue zu verbinden.

So war Madagaskar beſchaffen, als im Jahr 1665 vier franzöſiſche Schiffe daſelbſt anlangten. Die Geſellſchaft, welche ſie ausgerüſtet hatte, war entſchloſſen, auf dieſer Inſel eine dauerhafte Beſitzung anzulegen, und die Ausführung deſſelben konnte nicht

koſtbar ſeyn. Alle Colonien, welche die Europäer in Amerika, um Erzeugniſſe davon zu erhalten, oder auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf Isle de France und Bourbon, St. Helene, wegen der Ausbreitung ihres Handels in beyden Indien, anlegten, haben faſt unerſchwingliche Koſten eine lange Zeit hindurch und viel Arbeit erfordert. Verſchiedene dieſer Gegenden waren völlig verlaſſen, und in den andern ſah man bloß Einwohner, die man ohnmöglich nützlich machen konnte. Madagaskar ſtellte einen von Natur fruchtbaren Boden und eine zahlreiche, gelehrige verſtändige Völkerſchaft dar, die nur Anleitung bedurfte, um die ſich vorgeſetzten Abſichten zu unterſtützen. Dieſe Inſel-Bewohner waren des Zuſtandes von Kriegen und Anarchie, in dem ſie beſtändig lebten, müde. Sie ſeufzten nach einer Staatseinrichtung, die ihnen den Genuß des Friedens und der Freyheit verſchaffte. So günſtige Umſtände ließen keinen Zweifel übrig, daß ſie ſich nicht gern in die Bemühung, welche man zu ihrer Verfeinerung anwandte, ſich ſchicken ſollten. Mit fortgeſetzten Bemühungen mußte Madagaskar viele für beyde Indien, Perſien, Arabien und das feſte Land von Afrika, taugliche Lebensbedürfniſſe hervorbringen. Man hätte leicht Schiffe daſelbſt erbauen können, weil die Materialien von guter Art und im Ueberfluß vorhanden ſind; ſelbſt die Bemannung wäre leicht geweſen, weil die Leute daſelbſt zur Schiffahrt aufgelegt befunden wurden. Alle dieſe Veränderungen würden eine Dauer gehabt haben, welche die Eroberung der Europäer in Indien, wo die Landeseingebornen niemals unſere Geſetze, Sitten und Gewohnheiten annehmen, niemals erreichen werden.

Eine ſolche glückliche Veränderung mußte aber nicht das Werk der Gewaltthätigkeit ſeyn. Ein williges, zahlreiches und tapferes Volk würde ſeine Hände

de keinesweges den Feſſeln, die ihn die Hand roher Fremden hätte anlegen wollen, dargeboten haben. Durch dieſe verführeriſche Lockſpeiſe des Glückes, durch die Reitze eines ruhigen Lebens, durch die Vortheile der Staatseinrichtung u. ſ. w. mußte die ganze Inſel zu einem, beyden Nationen gleich nützlichen, Endzweck geleitet werden. Die Geſetzgebung, welche dieſen Völkern angemeſſen ſeyn ſollte, mußte auf ihre Sitten, ihren Charakter, ihren Himmelsſtrich paſſen. Sie mußte ſich in allen Stücken, von der durch die Barbarey der Lehnsgewohnheiten verdorbenen und verworrnen europäiſchen gänzlich entfernen. Dieſe und noch tauſend größere Vortheile hätte die franzöſiſche Nation von Madagaskar ziehen können; allein das Betragen ihrer Bedienten, untergrub dieſe Hoffnungen, ſie bereicherten ſich ſelbſt, verthaten unſägliche Summen in Kleinigkeiten und unnützen Dingen, machten ſich gegen die Inſulaner verhaßt, und ſo wurden die Theilnehmer der Geſellſchaft, die dieſen Plan unterſtützten, wieder in Jahr 1672 gezwungen, ihre Beſitzungen fruchtlos zurück zu nehmen. Der größte Theil der Franzoſen, der auf der Inſel geblieben war, machte ſich ebenfalls mehr verhaßt, als beliebt, und wurde zwey Jahr nachher ermordet; die aber entgiengen, mußten ſich auf immer von ihnen entfernen. Der Hof hatte jedoch zuweilen auf Madagaskar ein aufmerkſames Auge gerichtet, doch ohne deſſen ganzen Werth jemals recht zu fühlen; daher dieſe Macht all ihr Anſehen und ihre Handlung in Indien verlieren mußte, um der Wichtigkeit einer Inſel, deren Beſitz ihr wahrſcheinlich dieſes Uebel erſpart haben würde. Seit dieſem Zeitpunkt hat man bemerkt, das ſie ein großes Verlangen hegt, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Die beyden Verſuche vom Jahr 1770 und 1773 ſollten ſie nicht abgeſchreckt haben, weil ſie ohne Plan und Hülfsmittel geſchehen ſind, und

weil

weil man, ſtatt dem Ueberfluß der Einwohner von Bourbon, dieſer friedfertigen, geſcheuten und der Gegend gewohnten Leute nur Landläuſer hinſannde. Alles, was der Nation zu ihrer Beruhigung übrig bleibt, ob gleich dieſe Ruhe ſehr ſchwankend iſt, iſt die, daß England ebenfalls vergebliche Verſuche angewendet hat, dieſe Gegend zu behaupten. Die Feſtung Fansbere, die ihren ganzen Ernſt anzeigte, hat ſie demohngeachtet nicht in dem Beſitz erhalten, den ſie ſich vorſetzten, und Portugal, als der erſte Erfinder, hat es nie wieder ſo weit bringen können, oder bringen wollen, als an dem Tage des heil. Laurentius 1506, wo ſie dieſelbe entdeckten und nach dem Namen des Heiligen nannten.

Geographiſche Beſchreibung.

Man kennet bloß die öſtliche Küſte dieſer Inſel, und die vorzüglichſten Häfen an derſelben ſind: das Fort Dauphin, Tamatave, Foule pointe, die Inſel St. Marie und der Hafen Choiſeul in der Bucht von Antongil. Der weſtliche Theil hingegen wird, wegen der Unſicherheit dieſer Küſtenbewohner, ſehr wenig beſucht, und iſt daher auch wenig bekannt. Die Spitze, worauf die Feſtung auf dem Fort Dauphin gebauet war, wird für die geſundeſte Gegend auf der ganzen Inſel gehalten. Es giebt aber wenig Vieh daſelbſt; daher ſind die Verdrüßlichkeiten der Franzoſen entſtanden, welche beſtändig Partheyen ausſchicken mußten, um ſolches aus andern Provinzen herbey zu holen. Der lange Weg und das beſchwerliche Fortkommen in den engen Päſſen, benahm den Einwohnern die Luſt, es ihnen zuzutreiben. Der Hafen konnte fünf oder ſechs Schiffe einnehmen, aber um ſicher zu ſeyn, mußte man ſich unter der Feſtung vor Anker legen, denn die Winde in der Bay ſind allezeit mit Gefahr verknüpft. Außer dem vornehmſten Platze hatten die Franzoſen noch andere Woh-

Das Fort Dauphin.

nungen;

nungen; ſie dienten ihnen aber faſt zu nichts, als das weggenommene Vieh daſelbſt zu füttern. Sie erbaueten zwar auch etwas Taback, niemals aber genug, um ihn zu verkaufen.

Die Bay von Antongil. Die Bay von Antongil ſcheint einen Vorzug zu haben, weil die Schiffe ſicherer darin liegen können. Ihre Oeffnung hat fünf oder ſechs Stunden in der Breite, und nimmt auch nach und nach mehr zu. Zum Unglück ſind die hier fallenden Regen gefährlich, und machen die Gegend ſehr ungeſund. Die Holländer laden alle Jahre daſelbſt für zwey Schiffe, welche ſie von dem Kap der guten Hoffnung abſchicken, und hier iſt auch der beſte Reis, den die Holländer gegen allerhand Arten von Eiſen und Klipperarbeiten eintauſchen.

Die Bay St. Auguſtin. Die Bay St. Auguſtin, ob ſie ſchon keinen ſonderlichen Sicherheitsort für die Schiffe abgiebt, iſt doch lange Zeit die Niederlage der engliſchen Schiffe auf ihren Reiſen nach Indien geweſen. Sie mußten ihre Zuflucht zu einer zwey Stunden weit entlegenen Inſel nehmen, wo ſie ein kleines Fort von Erde, auf einer ſehr dürren Ebene, angelegt hatten; weil aber die Leute, die ſie daſelbſt zurückließen, alle an Krankheiten ſtarben, ſo haben ſie die ganze Einrichtung eingehen laſſen. Man bedient ſich dieſer Bay, um friſches Waſſer und Holz zu laden, weil die Schaluppen die Bequemlichkeit haben, in zwey Flüſſe einzulaufen, wo die Schwarzen auch Rindvieh gegen Salz herbey bringen; welches leztere ungemein ſelten daſelbſt iſt. Inſonderheit lieben dieſe Wilden das Schießpulver, ob man ſchon kein Feuergewehr bey ihnen antrifft. Sie haben auch Schalen von Schildkröten, allerhand Muſchelwerk und eine Art von Gummi, dem Drachenblute ähnlich, deſſen ſie ſich anſtatt des Peches bedienen, um ihre Schiffe damit zu beſſern.

Die

Die nördliche Spitze von Madagaskar iſt noch wenig bekannt, weil viele kleine Inſeln, Klippen und Sandbänke da herum liegen, welche die Schiffahrt gefährlich machen. Dieſer Theil der Inſel krümmt ſich nach dem indianiſchen Meere zu, und iſt ſchmaler, als der ſüdliche, welcher ſich bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung erweitert. An den Küſten, ja auch in dem Innerſten der Inſel, ſieht man Städte, Flecken und Dörfer. Es giebt einige von dieſen Städten, welche gegen tauſend Häuſer haben, und mit Gräben und Palliſaden umgeben ſind. Dieſe Häuſer ſind aber nichts als hölzerne Baraken mit, Blättern gedeckt und ſo niedrig, daß man kaum darinnen ſtehen kann. In der Mitte ragt das Herrn-Haus hervor, welches höher und größer, aber von eben den Materialien, gebaut iſt, d. h. mit Holz, Bretern und Baumblättern.

Hier folgt noch eine kurze Beſchreibung der mittäglich Provinzen, die wir kennen.

Die Provinz Matalan.

Die Provinz **Matalan** iſt ohnſtreitig eine der beſten auf Madagaskar. Sie liegt auf einem angenehmen Hügel, deſſen Anhöhe einen ſanften, ſich bis an das Seeuſer hin erſtreckenden, Abhang bildet, den verſchiedene ſtillfließende Bäche durchſchneiden, und die Fruchtbarkeit des Bodens vermehren. Man findet daſelbſt viel hochſtämmiges Holz, eine Menge Kokos-Areken und andere Palmbäume, den Maniock, Pataten und die Kambarts gedeihen zu einer ſeltenen Stärke, und das Zuckerrohr wird daſelbſt viel ſchöner, als auf andern Inſeln. Die Einwohner bauen den Reis auf trocknem Boden. Dieſe Provinz wird von zwanzig Dorfsherren beherrſcht, von denen einer in wichtigen Vorfällen ein überwiegendes Anſehen hat. Man nennt ſie Zafe **Raminie**, und ſie ſtammen alle von einer arabiſchen Familie ab, die ſich in dieſer Ge-

gend niedergelaſſen hat, und deren Oberhaupt Ramininie hieß. Dieſer hatte viele Kinder: zwey davon zogen ſich in die Provinz Anoſſie, machten ſich zu Herren derſelben, und ihre Nachkommen beherrſchen ſie noch immer; die übrigen erbten die Würde ihres Vaters, die nun ſeit ohngefähr dreyhundert Jahren bey ihren Abkömmlingen geblieben iſt. Matalan nährt ohngefähr ſechstauſend Einwohner und viertauſend Stück Hornvieh, Hammel und Ziegen ſind ſelten, Federvieh aber giebt es im Ueberfluß. Auch findet man eine große Menge wildes Geflügel und verſchiedene Arten von Tauben und Papogoyen.

Die Provinz Manatinghe.

Die Provinz Manatinghe wird von dem Fluß Menanpanie bewäſſert, der ſich in verſchiedene Arme theilet. Die Inſelchn, welche er bildet, werden ſehr oft von ihm unter Waſſer geſetzt, und es entſtehen daraus in der Folge viel Moräſte, welche die Provinz ungeſund machen. Ihre Produkte, an welchen ſie zwar nicht ſo ſehr ergiebig iſt, als die erſtere, ſind inzwiſchen die nämlichen. Sie ernährt gegen zweytauſend Stück Hornvieh und dreytauſend Einwohner, die von acht Herren, welche Zaphe-Raniu heißen, regiert werden. Dieſe letztern Eingeborne des Landes, ſind faſt immer mit den Zaphe-Raminies in Krieg verwickelt, indem ſie ſelbige für fremde Uſurpatoren anſehen. Sie haben einen verrätheriſchen Charakter, und werden deshalb von allen ihren Nachbarn gefürchtet.

Die Provinz Anoſſie.

Die Provinz Anoſſie iſt diejenige, in welcher das Fort Dauphin liegt, deſſen wir ſchon oben gedacht haben. Dieſe ganze Provinz enthält gegen funfzehntauſend Stück Hornvieh, und in derſelben ſchlägt auch die Ziegen- und Hammelzucht am beſten an. Die Pomeranzen und Bananen, Ananas und Granaten ſind die gemeinſten Früchte hieſelbſt; auch ſieht man

einige

einige Weinſtöcke, die, ohne Kultur, die ſchmackhafteſten Trauben tragen. Die Anzahl der Menſchen beträgt zehntauſene Seelen, die unter der Regierung zweyer Oberhäupter ſtehen, welche mit denen in Matalan einerley Namen führen, weil ſie von eben den zwey Söhnen des Raminie abſtammen, die höchſte Gewalt gleich unter ſich vertheilen und das Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen haben. Man findet in dem Teiche Fauzer immer noch die Ruinen einer Schanze, welche die Portugieſen 1506 daſelbſt angelegt haben, als ſie auf Madagaskar landeten. Auch ſieht man beträchtliche Höhlungen auf einem Berge, deſſen Mienen ſie bearbeitet und, woraus ſie, wie die Einwohner ſagen, viel Gold gezogen haben ſollen.

Die Provinz Andrue.

Die Provinz Andruc wird von dem Fluß Mandar bewäſſert, der ſich alljährlich nur zwey oder dreymal ins Meer ergießt, und auch weiter als zwanzig Mailen landeinwärts Seewaſſer mit ſich führet. Dieſes Land iſt ungemein flach, und hat mit der See faſt einerley Höhe; daher auch alle Gewäſſer unrein ſind. Der Boden iſt trocken und zum Reisbau nicht ſehr geſchickt. Die Einwohner bauen Sorg, Mais, Pataten, Baumwolle und den Wunderbaum, wovon ſie ein Oel machen, das ſie bey ihren Nachbarn gegen Reis vertauſchen. Sie ſind wilderen Charakters als die letztern, und dieſe und jene vom Handel mit den handelnden Nationen abzuſchrecken, bereden ſie andere, daß ſie nur Sklaven kaufen, um ſie zu eſſen. Dieſe Provinz enthält dreytauſend Einwohner, die von acht Oberhäuptern regiert werden, und ernährt zweytauſend Stück Vieh nebſt anſehnlichen Schaf- und Ziegenheerden.

Die Provinz Antekuda.

Die Provinz Antekuda oder Empate enthält ſechstauſend Einwohner, die unter eilf Oberhäuptern ſtehen. Sie ſind aus den anliegenden Provinzen ausgewan-

gewandert, und leben daher immer mit ihren Nachbarn im Streit: Ihr Boden beſteht aus einer röthlichen Erde, die bloß zum Bau von Sorg, Pataten und Mais tauglich iſt. Man trifft daſelbſt ſehr ſchlechtes Waſſer an, und die Einwohner ſind genöthigt, Regenwaſſer zu trinken, das ſie bey ſtürmiſchem Wetter auffangen. Hier ſieht man wenig Hornvieh, weil es ihnen an Weide mangelt, die Hammel aber und die Ziegen kommen ſehr gut fort.

Die Provinz Mariafale hat einen ſehr großen Umfang. Der Boden iſt eben ſo dürre, wie in den vorigen. Man bauet bloß Hirſe, Mais, Ambrevadis und Waſſer-Melonen, doch giebt es auch einige reichlich mit Holz bewachſene Gegenden. Durch dieſe Provinz läuft ein ſehr großer Fluß, der ſich in die See ergießt und eine Bucht bildet, wo die Schiffe ankern können, wenn anders die Süd- und Südoſtwinde nicht an der Seite hinſtreichen. Sie ernährt zehntauſend Einwohner, die von zehn barbariſchen Herren regiert werden. An Ochſen, Hammeln, Ziegen und Sklaven hat dieſe Landſchaft einen Ueberfluß. Aus derſelben hohlen die Einwohner des Fort Dauphin die meiſten, die ſie an die Franzoſen verkaufen. Die Provinz Mariafale.

Die Provinz Fierien, worin die Bay St. Auguſtin liegt, der ſchon oben gedacht worden iſt. Sie enthält ohngefähr achttauſend Einwohner, die unter ſieben Herren ſtehen. Die Engländer beſuchen dieſe Bay mehr, als irgend eine andere Nation. Hier iſt das Vieh ſehr wohlfeil. Das Land wird von einem ſehr großen Fluß durchſtrömt, und nährt gegen ſechstauſend Stück Hornvieh. Die Provinz Fierien.

Die Provinz Maſchikores liegt im Innern der Inſel. Sie iſt voll kleiner Berge, die mit Kieſel- Die Provinz Maſchikores.

ſteinen bedeckt ſind, und enthält gegen zehntauſend Menſchen, die von eilf Oberherren regiert werden, und bloß nur Reis bauen, den ſie, ſo wie das Regenwetter einfällt, in den Sümpfen pflanzen. Die Weiber ziehen Seidenwürmer, welche ihnen den Stoff geben, wovon ſie Schürzen, die ſehr theuer bezahlt werden und ſehr im Werth ſind, verfertigen. Dieſe Provinz ernährt gegen tauſend Stück Hornvieh. Es giebt darin Brüche von weißem, ſchwarzem und grauem Marmor. Ingleichen eine Art von Tufſtein, den man, ſo wie er aus der Erde kommt, ſo leicht wie Seife ſchneiden kann; der aber an der Luft hart wird. Die reichen Einwohner haben ihre Serails, die, ſo wie in verſchiedenen andern Provinzen, von Verſchnittenen bewacht werden. Vermuthlich haben ſie dieſe Gewohnheit, die in dem ganzen nördlichen Theil verabſcheuet wird, von den Arabern angenommen.

Die Provinz Salame. Die Provinz Salame iſt von hohen Bergen eingeſchloſſen, von welchen ſich verſchiedene Bäche ergießen, die die Thäler fruchtbar machen, und auf welchen man auch eine Menge von Weinſtöcken antrifft. Sie enthält gegen zweytauſend Einwohner, die von fünf Oberhäuptern beherrſcht werden. Es ſind daſelbſt noch die Ruinen eines ſteinernen Hauſes, von dreyßig Fuß in die Länge und über zwanzig in die Breite, zu ſehen, das, nach dem Vorgeben der Einwohner, von Europäern erbaut geweſen ſeyn ſoll, die ſich bey ihnen niederließen.

Die Provinz Elakelake. Die kleine Provinz Elakelake liegt zwiſchen den beyden Provinzen Anoſſie und Andrue. Obſchon der Boden derſelben zum Anbau nicht ſehr tauglich und mit eiſenhaltigen Felſen bedeckt iſt; ſo hat er doch vortreffliche Viehweiden. Sie enthält zweytauſend Einwohner, die von vier Oberherren regieret werden.

Die

Die Provinz Ambulle, eigentlich nur ein Thal genannt, iſt eine der ſchönſten Provinzen auf Madagaskar. Sie wird von einem ſehr großen Fluß bewäſſert, und erſtreckt ſich auf der einen Seite bis Manatinghe, und auf der andern wird ſie von einer Bergkette begränzt, die nur drey Durchgänge hat. Die Thäler zwiſchen den Bergen ſind mit Holz, das zum Bauen geſchickt iſt, bewachſen, und werden von kleinen Bächen fruchtbar gemacht. Dieſe Provinz mag gegen funfzehntauſend Einwohner enthalten, die von zwölf Herren regiert werden. Das Hornvieh wird hier mehr fett als in den übrigen Provinzen. Es finden ſich auch hier zwey warme mineraliſche Waſſerquellen, die einerley Grad der Hitze, einerley Geſchmack und Kraft haben, woraus man vermuthet, daß ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, ob ſie gleich etliche Meilen aus einander liegen. Die Eingebornen ſchreiben auch dem Waſſer alle mögliche gute Wirkung, bey allen Arten der Schmerzen, zu. So findet ſich auch hier ein kleiner Fluß, der Goldſand mit ſich führet. An demſelben finden ſich Ueberreſte einer kleinen Schanze, die ebenfalls von den Europäern angelegt ſeyn ſoll. Die Provinz Ambulle.

Die Provinz Mandrere, eigentlich ein kleines Ländchen von zweytauſend Einwohnern, die von vier Oberhäuptern regieret werden, liegt auf einer ſehr hohen Gebirgfläche. Vier Monat im Jahr iſt es daſelbſt ſo kalt, daß das Waſſer zwey Zoll dick friert. Der Boden iſt ſehr gut, und man bauet vortrefflichen Reis. Es ſind noch die Ueberreſte einer alten Wohnung zu ſehen, welche die Franzoſen 1662 daſelbſt gebauet haben. Die Provinz Mandrere.

Die Provinz Ekuda-Inwerſe iſt gut und fruchtbar, wird aber wenig beſucht, weil die Einwohner, an der Zahl dreytauſend, von ſechs Oberherren Die Provinz Ekuda-Inwerſe.

 regiert,

regiert, immer mit den Bewohnern der Provinzen, Matatan oder Manatinghe, in Krieg verwickelt ſind.

Die Provinz Manatan.

Die Provinz Manatan, oder auch das Land Racki-Muſchy, macht eine kleine, an dem Urſprung des Fluſſes Matatan liegende, Provinz aus. Der Boden iſt zu dürre, daß nichts als Kambards und Piſangbäume darauf wachſen. Dieſe Provinz enthält zweytauſend Einwohner, die unter ſechs Oberhäuptern ſtehen, welche von einem kleinen, drey Fuß hohen, Manne abſtammen ſollen; und ob ſie gleich die gewöhnliche Länge eines Mannes haben, dennoch den Namen Zaphe-Rakimuſche, d. i. Zwerg, beybehalten haben. Allein dieſe Zwerg-Nation hat wohl nie exiſtiret, auſſer in der Einbildung abergläubiſcher Reiſenden. Man findet hier eine Menge wilder Ochſen, von beſonderer Art; ſie ſind ſehr klein, und haben kleine Höcker, wie die andern.

Außerhalb Madagaskar ſieht man noch eine Menge anderer Inſeln, womit ſie gleichſam wie Jupiter von ſeinen Trabanten umringt wird. Einige, an der Zahl ſieben, heißen Irmas, oder die ſieben Schweſtern. Sie gehören den Portugieſen, ſind ſehr unbedeutend und meiſtentheils unbewohnt. Die andern fünfe, Comorres genannt, nach dem Namen der größten unter ihnen, werden von kleinen Souverainen beherrſcht, welche beſtändig wider einander zu Felde liegen, und ſind mit Schwarzen beſetzt, die ſich kaum erhalten können. Außer ihren allgemeinen Namen haben ſie noch beſondere, ſind auch nicht alle unfruchtbar. Die, welche Johanna oder Anjuan heißt, iſt mit Bergen und Thälern bedeckt: jene geben ſchöne Weide und dieſe herrliches Obſt, auch noch dazu im Ueberfluß. Wären die Einwohner nicht zu faul, ſo lieferte der Boden noch weit mehr, allein ſie hungern lieber, als daß ſie arbeiteten. Man hält ſie für

Nach-

Nachkommen von ſchwarzgelben Arabern, die ſich mit äthiopiſchen Weibern vermiſcht haben. Ihre Religion, wenn ſie eine haben, iſt Mohamedaniſch, und ihre Sprache Arabiſch. Ihr Reichthum beſteht in Muſcheln, die in verſchiedenen Theilen Aſiens, anſtatt des Geldes, gebraucht werden. Einige alte Ueberreſte von einer großen Mauer in der Stadt Demos, auf portugieſiſche Art gebauet, zeugen, daß die Inſel ehedem dieſer Nation zugehöret hat. Es findet ſich hier ein ſonderbarer Baum, der von den Einländern ſehr hoch gehalten wird, und deſſen Stamm eine Verbindung vieler kleiner, in einander gewachſener, Bäume zu ſeyn ſcheinet, die aber nur einen einzigen Schaft ausmachen. Unter dieſen Baum legt man die Körper der Miſſethäter zur Schau, um durch das Beyſpiel der Strafe einen Abſcheu an den Verbrechen einzuflößen. Keine benachbarte Nation iſt ſo kriegeriſch, wie die Aujuaner: die Männer lieben nichts als Eiſen und Waffen: die Weiber ſind ihre Sklavinnen.

Die Inſel Bourbon wurde im ſechszehnten Jahrhundert von den Portugieſen entdeckt, welche ſie Maſcarenhas nannten, ſich aber mit der bloßen Entdeckung begnügten, und weiter keine Niederlaſſung darauf bildeten. So blieb ſie bis 1660, da einige Franzoſen und nachher noch etliche von den Trümmern der Kolonie auf Madagaskar hierher kamen, und ſich anzubauen anfiengen. Dieſe Leute, denen es durchaus an Sitten fehlte, und die kein ordentliches Oberhaupt über ſich hatten, lebten zwar in der größten Ungebundenheit, waren aber doch dabey darauf bedacht, das Land worauf ſie ſich feſtgeſetzt hatten anzubauen, und europäiſche Getreidearten, aſiatiſche und afrikaniſche Früchte, nebſt einigen der Inſel eigenen Gewächſen zu kultiviren. Die Auffindung eines wil-

2) Inſel Bourbon.

wilden Koffeebaumes flößte ihnen den Gedanken ein, einige Koffeebäume aus Arabien zu ziehen, und ſich auf den Bau dieſer zum Bedürfniß gewordnen Bohne zu legen. Das Unternehmen gelang über ihre Erwartung; und die Inſel Bourbon, denn dieſen Namen hatten ihr die Franzoſen ſtatt das ehemaligen gegeben, ward nun ein Gegenſtand, auf welchen die franzöſiſch-oſtindiſche Kompagnie ihre Aufmerkſamkeit richtete. Unglücklicherweiſe hatte die Inſel keinen Hafen, man richtete alſo ſein Augenmerk auf die Inſel Cerne oder Moritz, wohin 1720 einige Pflanzer von Bourbon ausgeſendet wurden.

Im J. 1735 bekam Bourbon durch den Herrn de la Bourdonnais, einen Mann, dem Frankreich ſehr viel verdanket, ein, ſo zu ſagen, beſtändiges Daſeyn, und noch iſt ſie durch ihre Produkte, und als eine gute Niederlage für die nach Oſtindien gehenden Schiffe, von großer Wichtigkeit.

Dieſe Inſel hat dreyßig Meilen in der Länge und etliche zwanzig in der Breite, aber der größte Theil dieſes Raums iſt von der Natur unnütz für ſeine Bewohner gemacht. Allenthalben iſt ſie von hohen Bergen durchſchnitten, von denen drey völlig unzugänglich ſind und auf ſechszehnhundert Toiſen hoch geſchätzt werden. Unter dieſen Bergen iſt auch ein Vulkan, der ehemals ſchrecklich gewütet haben muß, da man noch in ziemlicher Entfernung von demſelben Spuren des Feuers, und, wenn man drey Fuß gegraben hat, die Felſen zu wirklichen Kalche gebrannt findet. Auch ſind die Gipfel der übrigen Berge alle dürre rauhe Felsſpitzen, das meiſte übrige Land ſogar iſt ſo abhängig, daß es nicht anders, als mit der größten Mühe, urbar gemacht werden kann. Die Ufer ſind äußerſt ſteil, und liegen beſtändig voll Kieſel, welche von den Wellen darauf geworfen werden, die zuweilen ſo gewaltig

gehen, daß das Ufer mit einem Gäſcht bedeckt wird, der ſich wie Schnee ballen läßt.

Die Luft iſt ziemlich heiß, aber doch geſund, wie denn auch die Einwohner ein ſehr hohes Alter erreichen. Im Chriſtmond erhebt ſich jährlich ein heftiger Wind, der alle Unreinigkeiten von der Erde und alle übeln Dünſte aus der Luft hinwegnimmt. Dieſer Orkan wird zwar zuweilen ſo heftig, daß er ganze Pflanzungen zerſtöret, und Häuſer zu Boden wirft, aber man hat auch bemerkt, daß, wenn er ein einziges Jahr außenbleibt, ſich ſogleich anſteckende Seuchen einſtellen, welche einen großen Theil der Einwohner wegraffen. Ein franzöſiſcher Reiſender giebt folgende Nachricht von dieſem merkwürdigen Phänomene: „Den erſten December legte ſich der Landwind, der „mehrere Tage vorher ſehr ſtark geweht hatte, und es „ſtieg aus der offenen See eine ungeheure Barre, die „ſich an dem Ufer mit dem heftigſten Ungeſtüm brach. „Auf den Gipfeln der Gebirge lagen dicke Wolken, „ſtarr und unbeweglich. Drey Barren, kleinen Bergen ähnlich, nahten ſich, eine hinter der andern, dem „Ufer, und aus ihrem Obertheile kamen mächtige „Waſſerſtralen hervor. Sie ſtürzten ſich auf das Ufer, „indem ſich das Waſſer zu einer Höhe von mehr als „funfzig Fuß erhob. Der Athem fiel einem ſchwer, „der Himmel ward immer dunkler, und die Seevögel flüchteten nach dem Strande. Den zweyten waren die Barren noch heftiger, und die See tobte weit „ſtärker. Gegen Mittag fieng der Wind ſich an aus „Südoſt zu erheben; man fürchtete, daß er nach Weſten gehen und die Schiffe, die auf der Rheede lagen, „an Land werfen würde, daher ihnen das Zeichen zum „Abſegeln gegeben ward. Um drey Uhr Nachmittags endlich brach der Orkan mit völliger Stärke „los; alle Winde tobten wechſelsweiſe; das geſchla-

„gene von Grund aus bewegte, Meer warf ganze „Wolken Schaum, Muſcheln, Sand und Steine „ans Land; eine Schaluppe ward unter den Stei„nen begraben, und der Wind führte einen Theil des „Kirchdachs nebſt der Kolonnade des Gouvernements„hauſes weg.“

So ſandig übrigens der Boden iſt, ſo wird er doch von vielen fiſchreichen Strömen, und einer Menge Bäche und Quellen gewäſſert, welche ſehr gutes Waſſer geben, und das Erdreich fruchtbar machen, welches von ſo trockner Beſchaffenheit iſt, daß das Vieh im Junius, Julius und Auguſt faſt gar keine Weide findet, ſondern in die Gebirge getrieben werden muß, wo es ſich von dem Laube der Bäume ernähret.

Man erbaut auf dieſer Inſel Getreide, Mais, Reis, und dieſen vorzüglich, weil das Getreide ſich nur ein Jahr hält, und mit Handmühlen gemahlen werden muß. Im Jahr 1776 betrug die Erndte 5,441,025 Quintal Korn, 3,191, 440 Tonnen Reis, 22,461, 800 Tonnen Mais, 2,515, 190 Tonnen Küchenkräuter, welches alles zum Theil hier verzehrt, zum Theil auch nach der Inſel Frankreich gebracht ward. Ferner erzeugt man Baumwolle, Maniok, weißen Pfeffer, Indigo, Zucker, und der Koffee iſt, wie ſchon erwähnt worden, ſehr gut fortgekommen, ſo daß ihm an Güte nur der arabiſche vorzuziehen ſeyn ſoll. In dem genannten Jahre waren hier 8,493,583 Koffeebäume, von denen jeder ohngefähr ein Pfund Koffee gab. Die anfangs hier gepflanzten Weinſtöcke kamen ebenfalls ſehr gut fort; allein die Trauben wurden ſo, wie ſie reiften, von den Vögeln abgefreſſen. Obſtbäume giebt es mehrere Arten, und viele geben theils köſtliches Harz, theils ſehr gutes Bauholz, das aber zum Schiffbau dennoch nicht tauglich iſt, weil es

zu ſchwer iſt, und auch, ſeiner Härte ohngeachtet, leicht reißt und ſplittert. Die ſchönſten Bäume ſind die ſogenannten Nattins oder Mattenbäume, das Ebenholz und die Benjoinbäume, welche ein wohlriechendes Harz geben, mit welchem man in Ermanglung des Theers die Schiffe auspicht.

Von zahmen Thieren befanden ſich an Hornvieh, Ziegen, Schweinen und Pferden in dem beſagten Jahre 57,858 Stück auf der Inſel. Die Jagd war ehedem ſehr ergiebig, weil das Wild, ſtatt ſich für dem Jäger zu ſcheuen, vielmehr zu ihm hintrat, und ſich fangen ließ. Allein das häufige Schießen hat hierinnen viel verändert. Die wilden Schweine und Ziegen, deren es in Menge giebt, haben ſich auf die Gebirge zurückgezogen. Von den Kaninchen, Wachteln, Rephühnern und Pintados ſind nur die Pintados geblieben, welche ſich häufig gemehrt haben. Die Wachteln zogen bald weg, die Rephühner wurden ebenfalls unſichtbar, und die Kaninchen, welche ſich nicht eingraben konnten, ſtarben völlig aus. Von andern Vögelarten findet man viele Papogoien, ſchöne blaue Vögel von ſehr gutem Geſchmack, Droſſeln welche für Fett kaum fliegen können, Fledermäuſe, welche ſo groß als Hühner, und von trefflichem Geſchmack ſind. Erdſchildkröten waren ſonſt häufig, ſind aber ſo ſelten worden, daß ſelbſt die Einwohner bloß in der Faſtenzeit welche fangen dürfen. Schädliche und giftige Thiere trifft man gar nicht auf der Inſel, denn die Baumſpinnen, welche ſo groß als Taubeneyer ſind, haben keinen Gift in ſich. In der See und den Flüſſen fängt man ſehr viele Fiſche, ſo wie auch an den Ufern Muſcheln, Korallen und Ambra gefunden werden.

Die Bevölkerung der Inſel belief ſich im Jahr 1776 auf 6,340 Weiße, welche wohlgebaute, ſtar-

ke, muthige Leute ſind, welche in neun Pfarreyen eingetheilt leben, von denen St. Denis die vornehmſte iſt. Die Anzahl der Negerſklaven war 26,175. Unter den weißen Leuten befinden ſich nur wenig Geſchlechter ohne Vermiſchung mit Negergeblüte. Ehedem waren die Sitten den Einwohner von Bourbon ſehr einfach, und ihre Rechtſchaffenheit, Aufrichtigkeit und Billigkeit ſtanden überall in dem beſten Rufe. Ihre Wohnungen ſtanden meiſt alle offen und ein Thürenſchloß war eine Seltenheit, welche man nur bey ſehr Wenigen zu ſehen bekam. Viele hatten ihr baares Geld in einer Schildkrötenſchale über der Hausthür liegen. Ihre Kleidung beſtand in einem Rocke von blauer Leinwand; Strümpfe und Schuhe war keine gewöhnliche Tracht, und die beynahe allgemeine Nahrung beſtand in Reis und Koffee. Aus Europa zogen ſie faſt gar nichts, und wenn ein Fremder auf die Inſel kam, ſtritten ſich die Einwohner um die Ehre, wer ihm ſein Haus zur Wohnung anbieten ſollte.

Dieſe einfachen ungekünſtelten Sitten ſind durch die letztern Kriege nicht wenig verdorben worden, und die Liebe zur Pracht, der Geiſt der Verſchwendung und des Stolzes haben ſich in vielfacher Geſtalt auf der Inſel eingeſchlichen. Ehedem begnügte ſich jeder, wenn er hier in Ruhe ſein Brod eſſen konnte, jetzt iſt vielen jungen Leuten der Wirkungskreis, in welchem ſie ſich befinden, zu klein: ſie gehen alſo nach Frankreich, von woher ſie entweder gar nicht, oder mit zerrütteter Geſundheit und verdorbenen Sitten zurückkehren, daher auch zuweilen ſich etliche hundert mannbare, unverheurathete Frauenzimmer auf der Inſel befinden.

Der Hauptort der Inſel, wo ſich auch der Statthalter aufhält und der hohe Rath ſeinen Sitz hat, iſt St.

St. Denis. Hier iſt eine Redoute in Stein gebaut, St. Denis.
und eine Batterie vor dem Gouvernementshauſe. Weil das Ufer ſehr ſteil iſt, ſo hat man zur Bequemlichkeit der anlandenden Schaluppen eine Zugbrücke angelegt, welche von ſtarken eiſernen Ketten gehalten wird. Sie erſtreckt ſich über achtzig Fuß ins Meer hinaus. Am Ende derſelben iſt eine Strickleiter, an welcher diejenigen, welche an Land wollen, hinaufklettern. Auf der ganzen übrigen Inſel kann man nicht anders als ſchwimmend ankommen.

Der zweyte vorzügliche Ort iſt St. Paul, in St. Paul.
einer weiten ſandigen Ebene gelegen. Es ſind große, nach der Schnur abgeſteckte, mit Zäunen umgebene Anbauplätze, in deren Mitte ein Häuschen ſteht, in welchem die Familie wohnt. Eben ſo iſt auch St. Denis gebaut, ſo daß dieſe Orte wie große zerſtörte Flecken ausſehen, in welchen nur hier und da ein Haus ſtehen geblieben iſt.

Dieſe Inſel, welche nur vier und zwanzig 3) Inſel
Stunden von Bourbon entlegen iſt, ward zu gleicher Frankreich.
Zeit mit der letztern entdeckt, und von den Portugieſen Cerne genannt. Nachher ſetzten ſich die Holländer darauf feſt, und gaben ihr den Namen Moritzinſel, verließen ſie aber wieder im J. 1712, worauf die Franzoſen ſich darauf niederließen, in deren Händen ſie auch noch gegenwärtig iſt, die aber lange Zeit ſich mehr damit beſchäftigten, daß ſie unterſuchten, zu welchem Behufe ſich die Inſel am beſten benutzen laſſe, als daß ſie in der That Gebrauch von derſelben gemacht hätten. Dem erſten Plane nach ſollte es eine Art von Niederlage für alle aſiatiſche Waaren ſeyn, welche in indiſchen Schiffen hieher gebracht und nachher erſt in franzöſiſche geladen werden ſollten. Dieſe Einrichtung ſchien mit großer Erſparniß verbunden zu ſeyn, weil nicht allein die Beſoldung und

Koſt

Koſt indiſcher Matroſen weit wohlfeiler iſt, als die der europäiſchen, ſondern weil auch dabey viele Leute gerettet wurden, die theils ſchon durch die bloße weite Reiſe, noch öftrer durch die ungeſunde Witterung, in den arabiſchen und bengaliſchen Gewäſſern drauf gehen. Indeſſen ward doch aus dem ganzen Unternehmen nichts, weil man fürchtete, die Kompagnie würde verächtlich werden, wenn ſie in dieſen Gegenden keine beträchtliche Seemacht erſcheinen laſſe. Man kam nun auf den Einfall, den Einwohnern der Inſel Frankreich, den indiſchen Handel frey zu geben, der ihnen vorher unterſagt geweſen war. Die Vertheidiger dieſes neuen Syſtems behaupteten, daß dieſe Freyheit eine ergiebige Quelle des Reichthums für die Kolonie ſo wohl als das Mutterland werden würde. Die Inſel hatte aber weder Schiffe noch Geld, weder Gegenſtände der Ausfuhr, noch Mittel zur Konſumtion. So fiel auch dieſer Plan, und die Kolonie ward bloß auf den Ackerbau geſetzt. Das verurſachte denn abermals wieder neue Fehler: man ſchickte Menſchen aus Frankreich her, welche weder Luſt noch Geſchick zur Arbeit hatten. Die Ländereyen wurden auf Gerathewohl vertheilet und die Vorſchüſſe, welche die Pflanzer erhielten, wurden ihnen nicht nach Verhältniß ihrer Arbeitſamkeit, ſondern nach Maaßgabe des Schutzes ertheilt, den ſie genoſſen. Die Kompagnie, welche an den europäiſchen Waaren hundert aufs hundert, und funfzig aufs hundert an den indiſchen gewann, foderte, daß die Produkte der Inſel um ſehr niedrige Preiſe in ihre Magazine geliefert werden ſollten. Dadurch und durch ähnliche ſchlechte Anſtalten mehr, verfielen die Pflanzer in den höchſten Grad der Unthätigkeit, und diejenigen, denen noch einige Thätigkeit übriggeblieben war, hatten entweder keine Mittel, oder keine Standhaftigkeit, die ihnen im Wege liegenden Hinderniſſe zu über-

überſteigen. Im J. 1764 endlich nahm ſich die Regierung der Kolonie unmittelbar an, und ſeitdem hat ſich der Zuſtand der Inſel merklich verbeſſert, welche, da ſie gewiſſermaßen am Eingange des indiſchen Meeres liegt, für Frankreich von ſehr großer Wichtigkeit iſt.

Nach der Ausmeſſung des Abt de la Caille hat die Inſel Frankreich 90,668 Ruthen im Umfange; ihre größte Länge von Norden nach Süden iſt 31890 Ruthen, die Breite von Oſten nach Weſten 22124 Ruthen, und ihre Fläche enthält 432,680 Morgen, den Morgen zu hundert Ruthen, und die Ruthe zu zwanzig Schuh gerechnet.

Gegen Nord-Weſten hin iſt die Inſel ziemlich eben, allein auf der andern Seite ſind ganze Ketten von Bergen, die dreyhundert bis dreyhundert und funfzig Ruthen hoch ſind. Der höchſte Berg auf der ganzen Inſel hat vierhundert und vier und zwanzig Ruthen, und liegt am Ausfluß des ſchwarzen Fluſſes. Ein andrer Berg, Pieterboth genannt, iſt vierhundert und zwanzig Fuß hoch, und endigt ſich in Geſtalt eines Obelisken, auf welchem ein großer würflichter Felſen ruht, den noch niemand hat beſteigen können. Die Inſel wird von mehr als ſechszig Bächen gewäſſert, von denen aber einige in der trocknen Jahreszeit kein Waſſer führen. Im Innern der Inſel ſind viele Teiche, und Regen fällt dort beynahe das ganze Jahr durch, weil die Wolken ſich an den Gipfeln der Berge und der darauf wachſenden Wälder verweilen.

Der Boden iſt faſt allenthalben von röthlicher Farbe, und mit Eiſenadern vermiſcht, ſo daß man öfters, auf der Oberfläche der Erde, Eiſenkörner von der Größe einer Erbſe findet. In der trocknen Jahrs-

zeit

zeit gleicht die Erde einem hart gekneteten Thon, und muß oft, wenn man Gräben machen will, mit Aexten von einander gehauen werden. Ueberall iſt das Erdreich mit Felſen bedeckt, von der Größe einer Fauſt an, bis zur Größe einer Tonne und drüber. Sie ſind voller Löcher, und viele beſtehen aus geſchobnen Lagen, welche wie Nieren ausſehen, und man könnte beynahe ſagen, daß die ganze Inſel mit dieſen Felſen gepflaſtert ſey.

Gras findet man von dreyerley Arten: das eine hat ein feines Blatt, ſo ſpitzig, daß es durch die Kleider ſticht. Das Vieh frißt es nicht. Ferner eine Art Hundsgras, das in der Länge fortläuft, und aus ſeinen Knoten Zweige treibt. Das beſte Gras wächſt in den kühlen Gegenden, und hat breite, ſaftige Blätter, welche das ganze Jahr durch grün und zart bleiben. Andre einheimiſche bekannte Gewächſe ſind: ein Kraut, deſſen Frucht aus einer Hülſe beſteht, welche mit einer Art Seide angefüllt iſt, die wahrſcheinlicherweiſe zu nutzen wäre. Ferner eine Art ſtachlichter Spargel, der höher als zwölf Fuß ſchießt. Am Vorgebürge der guten Hoffnung wächſt er häufig, und wird gegeſſen. Ferner eine Art Pappeln mit kleinen Blättern, eine Art kleiner Diſteln mit gelben Blüten, deren Saamenkörner dem Federvieh tödtlich ſind; lebendiges Baſilikum, deſſen Geruch dem Nelkengeruch ähnlich iſt, und bey Wunden mit Nutzen gebraucht wird. Die Raketten, aus welchen man Hecken macht, welche ſehr gefährlich ſind, tragen eine gelbe, mit Rothgeſprenkelte Blume. Die Dornen ſtehen dicht bey einander und ſind äußerſt ſpitzig. Der Sammetartige wächſt im Sande am Meerufer. Seine Zweige ſind mit einem weichen Weſen bedeckt, das ſich wie Sammet anfühlt; und die Blätter ſtehen voll glänzender Haare. Der

Strauch und die Blumenbüſchel, welche er trägt, gegen in der Entfernung einen angenehmen Geruch von ſich, der, je näher man kommt, immer mehr abnimmt, bis er zuletzt ganz unausſtehlich widrig wird.

Man findet hier eine Pflanze, welche, in ſehr ſtachlichten Schalen, eine harte Nuß, perlgrau von Farbe und ſo groß als eine Flintenkugel hervorbringt. Dieſe Nuß iſt ſehr bitter, und wird von den Negern wider veneriſche Krankheiten gebraucht. In den Wäldern wächſt ein holzigtes Kraut, Korbkraut genannt. Man hat Fäden daraus geſponnen und Zeug davon verfertigt, der nicht ganz ſchlecht gerathen iſt. Die Blätter deſſelben werden als Ptiſane bey Bruſtkrankheiten gebraucht. Lianen giebt es eine ſehr große Menge. Sie hängen ſich an die Bäume an, und erhalten dieſelben gegen die Wuth der Orkane, von denen wir nachher noch etwas ſagen werden. Wenn Holz in den Wäldern geſchlagen wird, ſchneidet man ohngefähr zweyhundert Stämme unten am Fuße durch, und dieſe bleiben ſo lange ſtehen, bis die Lianen abgehauen worden ſind, worauf ein Theil des Waldes zu gleicher Zeit mit einem ſchrecklichen Gepraſſel niederſtürzt. Auf den Wieſen entdeckt man auch nicht eine einzige Blume, die unſern Wieſen ſo viel Zierde geben, und die wir, ohne auf ſie zu merken, mit Füßen treten.

Die vorzüglichſten einheimiſchen Bäume ſind folgende: der Mapu, ein großer Baum, der aber ſo weich iſt, daß man ohne Mühe ein Meſſer bis an den Heft hineinſtoßen kann. Man hält ihn für giftig. Das Rundholz, ein kleiner harter, krum gewachſener Baum. Man macht Fackeln daraus, und hält das Holz für unverweslich. Das Zimmetholz, einer der größten Bäume auf der Inſel, deſſen Holz an Farbe

und

und Adern dem Nußbaum gleicht und zur Tiſchlerarbeit ſehr tauglich iſt. Gleich nach der Verarbeitung hat es einen Geruch, der mit dem Geruch der Zimmtblüte einige Aehnlichkeit hat. Das Nattenholz giebt das ſchönſte rothe Holz, und wird zu Zimmerarbeiten gebrauchet, wozu auch das Olivenholz dienet, deſſen Blätter den Blättern des Oelbaums gleich ſehen. Das Aepfelholz, ein rothes Holz von mittelmäßiger Güte. Der Baum trägt eine Frucht, die man Affenäpfel nennt und einen äußerſt kraftloſen Geſchmack hat. Der Benjoinbaum, das beugſamſte Holz auf der Inſel, wächſt ſehr dick und ſplittert niemals. Der After Taramaka giebt gutes Bauholz, iſt ſehr geſchmeidig, hat zuweilen funfzehn Schuh im Umfange, und giebt ein Harz von ſich. Der Milchbaum hat einen milchweißen Saft bey ſich. Der Eiſenbaum, der ein ſo hartes Holz hat, daß es im Waſſer unterſinket, und ſich das Eiſen der Beile daran umlegt. Der Feigenbaum, ein ſehr großer Baum, der aber weder Blätter noch Holz mit dem unſrigen gemein hat. Die Feigen gleichen den ächten, ſind aber nicht beſſer als Affenäpfel. Sein Saft iſt milchigt, und giebt, wenn er getrocknet iſt, das bekannte elaſtiſche Gummi. Der Ebenbaum, deſſen Rinde weiß, das Blatt breit, dick, unten weiß und oben dunkelgrün iſt. Nur das Mittlere dieſes Baumes iſt ſchwarz und ein Stamm von ſechs Zoll im Gevierte hat zuweilen nicht zwey Zoll Ebenholz. Der Ebenbaum trägt Früchte, welche den Miſpeln gleichen, aber voll eines zuckerſüſſen lieblichen Saftes. Der Zitronenbaum bringt nur an friſchen und feuchten Orten Früchte, welche zwar klein, aber voll Saft ſind. An dergleichen Orten wächſt auch der Orangenbaum; ſeine Früchte ſind bitter und herbe. Der Sandelbaum iſt ſelten, und ſein Holz giebt nur einen ſehr ſchwachen Geruch. Der Vacca iſt eine kleine Palmenart, deren

Blät-

Blätter in einer Schneckenlinie um den Stamm her wachſen. Es werden Matten und Säcke daraus verfertigt. Mit den Blättern des Latamiers aber, der weit größer iſt, werden Dächer gedeckt. Der Palmit iſt der höchſte von allen. An ſeinem Gipfel ſteht ein Buſch Blätter, aus welchem eine hohe Spitze junger zarter Blätter empor ragt, welche eßbar ſind, derentwillen man aber den ganzen Baum umhauen muß. Am Geſtade wächſt auch der Mangher, den wir noch aus Guinea her kennen. In den hieſigen Wäldern, ſagt ein philoſophiſcher Reiſender, trifft man ſehr einſame ſchauervolle Gegenden an. Bald winden ſich die Ströme ſtillſchweigend durch Felſentrümmer; bald ſtürzen ſie mit einem dumpfen Getöſe über dieſelben herab. Ihre Ufer ſind mit Bäumen beſetzt, von welchen große Büſchel Milchkraut und Lianen herabhangen. — Alte Stämme ruhen hier von ungeheuern Schwämmen bedeckt, und ſtatt der Büſche und des Schilfes, welche unſre Ufer ſo angenehm einfaſſen, findet man hier nichts als Träume (eine Art Nymphea, welche auf dem Waſſer ſchwimmt), die im Ueberfluß wachſen. Nie werden dieſe Wildniſſe durch den Geſang der Vögel ermuntert: und man hört nichts, als die Stimme der Papagoien, oder das gellende Geſchrey boshafter Affen — und doch, troß aller Wildniſſe, würden dieſe Felſen angenehm ſeyn, wenn der Europäer nicht noch weit mehr Uebel hergebracht hätte, als ſie von der Natur erhalten haben.

So viel von den der Inſel einheimiſchen Gewächſen; es giebt deren auch eine Menge, welche hieher verpflanzt worden ſind. Dahin gehören unter den wildwachſenden: eine Art Indigo, die aber weiter zu nichts genußt wird. Portulak wächſt an ſandigen Orten, iſt auch vielleicht dieſem Lande eigen. Kreß wird in allen Bächen angetroffen, ohngeachtet ſie

nicht vor langer Zeit hergebracht worden iſt. Das weiße Kraut, von der Farbe ſeiner Blumen ſo genannt, iſt als ein gutes Futter hergebracht worden, wird aber dennoch von keiner Thierart gefreſſen. Die Brette d. i. ein Blatt, welches ſich eſſen läßt, iſt eine Art Nachtſchatten. Es giebt zwey Arten; die eine Brette von Madagaskar genannt, hat ſtachlichte Blätter, einen lieblichen Geſchmack und eine abführende Kraft. Die andre wird auf den Tafeln ſtatt des Spinats gebraucht, wächſt allenthalben, und iſt die einzige Koſt, deren Gebrauch den Negern frey ſteht.

Fremde Pflanzen, welche auf dem Felde gebaut werden, ſind der Maniok. Eine eigne Art deſſelben wird Camaignok genannt. Er wächſt an den trockenſten Orten. Sein Saft hat völlig ſeine giftige Eigenſchaft verloren. Die Wurzel iſt dick und armslang. Sie wird geraſpelt, und, ohne gepreßt zu werden, grobes Brod daraus gebacken. Es iſt die gewöhnliche Nahrung der Neger, und kommt aus Amerika. Mais oder türkiſcher Waizen wächſt hier ſehr gut; außer daß es eine Speiſe der Neger, Hühner und des Viehs iſt, bäckt man auch nebſt Zucker, Waizenmehl und Eydottern Kuchen davon. Korn gedeiht ſehr gut, kommt aber nie zu einer beträchtlichen Höhe. Man ſteckt es körnerweiſe mit der Hand, worauf es mit Meſſern abgeſchnitten, und mit kleinen Stecken gedroſchen wird. Es erhält ſich nicht über zwey Jahr. Reis kömmt ebenfalls ſehr vortrefflich fort, hält ſich länger als das Korn, und trägt weit ſtärker. Kleine Hirſe trägt hier tauſendfältig, iſt aber faſt allein eine Speiſe der Neger nnd des Viehs. Hafer kommt auch ſo ziemlich fort, wird aber wenig gebauet, weil das, was nur für Sklaven und Vieh taugt, im höchſten Grade vernachläßigt wird. Der

Tabak

Tabak taugt nicht viel, und nur die Neger bauen ſich welchen. Man hat verſucht Wicken, Klee; Lein, Hanf und Hopfen hier anzubauen, es hat aber nicht gelingen wollen. Von unſern Zugemüſen arten die meiſten hier aus, und wer noch etwas Erträgliches haben will, läßt alle Jahre Saamen aus Europa oder vom Kap kommen. Die Zuckererbſen ſind hart und nicht ſüß; eben ſo wie die Schminkbohnen, von denen eine Art zu kleinen Lauben gezogen wird. Man hackt ihre Schoten grün zu Muß, und macht kleine Erbſen daraus. Die Artiſchocken treiben große Blätter, und haben kleine Früchte Der Giromon iſt eine Art Kürbis; die Gurke iſt kleiner als die unſrige; die Melone taugt gar nichts; die Waſſermelone iſt etwas beſſer. Piment giebt es zwey Arten, den, welchen man in Europa kennt, und ein andrer, der dem Lande eigen iſt. Die Körner ſind ſehr klein, ſehen korallenroth aus, und übertreffen den ſchärfſten, beiſſendſten Pfeffer noch. Die Ananas wird niemals reif; Erdbeeren fangen an, ſich an kühlen Orten zu vermehren, kommen aber an Geruch und Süßigkeit den unſrigen gar nicht gleich. Sie tragen wenig, ſo wie die Himbeeren, welche gänzlich aus der Art geſchlagen ſind.

Spinat iſt ſelten, Peterſilje, Fenchel, Kerbel, Sellerie bekommen faſrigte Stengel, und vermehren ſich nicht ſtark. Lattig, Blumenkohl, Cichorien ſind weder ſo groß, noch ſo gut, als die unſrigen, nur der Kohl, das beſte Zugemüſe, das allenthalben geräth, kommt ſehr gut fort. Der Spargel iſt nur von der Stärke eines Bindfadens, und hat auch an Geſchmack abgenommen, ſo wie die Paſtinaken, Steckrüben, Radisgen und Rüben. Der Erdapfel wird nicht viel größer als eine Nuß, der Erdapfel aus Indien, Cambar genannt, aber

wiegt manchmal über ein Pfund. Seine Haut hat eine ſchöne Violettfarbe, inwendig aber iſt er weiß und ſehr fade vom Geſchmack. Der hieſige Ingwer iſt nicht ſo hitzig wie der Indianiſche. Die Pimpernuß beſteht aus einer kleinen Mandel, welche in der Erde in einer runzlichten Hülſe wächſt. Gebraten ſchmeckt ſie gut, iſt aber unverdaulich; man braucht ſie, um Brennöl daraus zu ſchlagen.

Von Blumen kommen hier mehrere europäiſche Arten recht gut fort, als z. B. Tuberoſen, Nelken, Ritterſporn .u ſ. w. Die meiſten andern Blumen wollen nicht fortkommen, ſo viele Mühe ſich auch einige Koloniſten gegeben haben, ſie zum Wachsthum zu bringen. Von afrikaniſchen Blumen findet man eine ſehr ſchöne Sonnengoldblume, welche ein großes rothes Saamenkorn hat, das traubenartig am Ende des Stengels hervorkommt. Ferner eine Boiſe, nicht ſtärker als ein Haar, die oben einen Buſch weißer und violetter Blumen hat; ſo daß der Strauß von weitem in der Luft zu ſchweben ſcheint. Sie kommt vom Kap, ſo wie eine Art Tulipane, welche nur zwey Blätter hat. Eine ſineſiſche Pflanze, welche kleine Roſen von verſchiedener rother Farbe trägt. Keine von dieſen Blumen hat Geruch, und ſelbſt die europäiſchen verlieren denſelben. Die Aloe kommt ſehr gut fort, und es giebt deren verſchiedene Arten. Einige beſtehen aus lauter Blättern, die ſtark und dick von der Größe eines Menſchen, und mit langen Stacheln bewaffnet ſind; aus ihrem Mittelpunkt erhebt ſich ein Stengel, der ſo hoch wie ein Baum und voller Blumen iſt. Die andern ſind gerade, wie große Wachskerzen, ſind mit Dornen verſehen, und ſehen wie Schlangen aus. Der Roſenſtock vermehrt ſich ſo ſtark, daß man Zäune davon macht. Seine Blüte iſt aber weder, ſo voll noch

ſo wohlriechend, als die unſrigen. Außer dieſen, dem Jaſmin, dem Granatbaum und der Mirthe, hat hier kein europäiſcher Strauch gedeihen wollen. Von andern aus den übrigen drey Welttheilen ſind hier: die ſchwarze Johannisbeere, ein großer Strauch mit gelben wohlriechenden Blüten, die wie kleine Quaſten ausſehen; nach ihnen kommen Schoten, deren Körner zum Schwarzfärben gebraucht werden. Die Fulſapatte d. i. Schuſterblume, vermuthlich deshalb ſo genannt, weil die Blüte, auf Leder gerieben, ſchwarz färbt. Aus dieſem und dem vorigen Strauch macht man Hecken. Die Poinculade ſtammt aus Amerika, iſt eine Art Brombeere, und hat ſchöne gelb und rothe Blumenbüſche, denen eine Bohne folgt. Die Mougris und Framhipanier ſind Jaſminarten, deren Blätter ſehr wohlriechend ſind. Die Pfefferſtaude kommt ſehr gut fort, trägt aber keine Früchte; der Baumwollenbaum trägt Wolle, die aber aus Mangel an Mühlen, wo ſie gereinigt werden könnte, nicht geſammelt wird. Zuckerrohr gedeiht recht gut, und die Einwohner machen einen ſchlechten Liqueur daraus.

Von europäiſchen Bäumen gelangen Fichten, Tannen und Eichen zu einer mittelmäßigen Höhe, und gehen als dann ein. Kirſch- Abrikoſen- Aepfel- Birn- und andre Obſtbäume bringen keine Früchte; die des Feigenbaums taugen nichts, von den Weintrauben reift nur ein Theil auf einmal.

Andere hieher verpflanzte Obſtbäume ſind: der Attier, deſſen Frucht dem Fichtenapfel gleicht, und, wenn ſie reif iſt, einen weißen, ſüßen, wie Orangeblüte riechenden Saft enthält, der aber erhitzt und Halsweh verurſacht. Der Mangiuer iſt ein ſehr ſchöner Baum, deſſen Blüte den wilden Kaſtanienblüten ähnlich iſt. Seine zahlreichen Früchte haben die Geſtalt großer

platter Pflaumen, und ſind mit einem Balg überzogen, der wie Terpentin riecht. Ihr Geſchmack iſt angenehm, und ſie ſchaden niemals. Der Bananasbaum wächſt allenthalben; unſre Leſer kennen ihn noch von Oſtindien her. Die Jam-Roſe iſt ein kleiner ſchattigter Baum, deſſen Früchte wie Roſenknoſpen riechen, aber kraftlos vom Geſchmack ſind. Der Badamier erhebt ſich in Geſtalt einer ſchönen Pyramide, die aus vielen, von einander geſonderten Abſätzen beſteht. Er bringt Mandeln, welche nicht übel ſchmecken. Der Jaqueira iſt ein Baum mit ſchönem Laub, deſſen Frucht einem großen länglicht geformten Kürbiſſe gleichet. Papay- und Tamarindenbäume wachſen allenthalben, ſo wie auch mehrere Arten Orangenbäume. Der Kokos kommt ebenfalls fort, erreicht aber ſeine gehörige Größe nicht. Man hat auch Seekokos angepflanzt, welche auf den Inſeln Sechelles wachſen, und deren Frucht zuweilen durch Seeſtröme an die Küſte von Malabar geworfen wird. Der Baum trägt nur drey bis vier ſolcher Früchte, jede derſelben wiegt aber vierzig Pfund. Im Geſchmack iſt ſie wenig von der gewöhnlichen verſchieden.

Der Dattelbaum trägt ſelten Früchte, eben ſo haben auch der Areka, Raſſia und Sagobaum kein rechtes Gedeihen. Der Zimmtbaum giebt eine nur wenig aromatiſche Rinde. Alle dieſe und mehrere andere Bäume kommen mit Mühe fort, weil das Klima für die aſiatiſchen Bäume zu kalt, und für die europäiſchen zu heiß iſt. Mit dem Anbau des Koffees hat man ſich große Mühe gegeben, ohne weiter den mindeſten Vortheil davon zu haben.

Im Jahr 1770 kamen durch die Bemühungen des Herrn le Poivre die erſten Muskat- und Negeleinpflanzen nach der Inſel Frankreich, von welchen aber

aber die erſten Jahre darauf der größte Theil wieder zu Grunde gieng. Im Jahr 1775 blühten zwey dieſer leztern Bäume, bekamen aber nur trockne, kleine und magre Früchte. Vor zwey Jahren aber wurden hier und auf Bourbon von vierhundert und funfzig Bäumen hundert Pfund Negelein gezogen, und hundert und dreyßig lieferten überdem noch dreyßig bis vierzigtauſend Mutternägelein, welche die Holländer mit Eſſig und Zucker einmachen. Die Muskatbäume ſind nicht ſo gut gerathen, demohngeachtet aber brachten in demſelben Jahre zehn Bäume achthundert Nüſſe, nachdem ein Orkan im Brachmond dreyhundert Bäume mit unreifen Früchten umgeworfen hatte.

Von Thieren giebt es auf der Inſel Frankreich Affen, welche von mittelmäßiger Größe ſind, graurothes, dichtes Haar und lange Schwänze haben. Sie leben in Geſellſchaft von funfzig bis ſechszig beyſammen, und plündern ſehr oft die Plantagen. Man weiß nicht genau, ob dieſe Thiere natürliche Bewohner der Inſel ſind. Von den **Ratten**, welche in ungeheurer Menge da ſind, wird dieß wenigſtens durchgängig behauptet. Es giebt Plantagen, wo deren jährlich gegen dreyßigtauſend getödtet werden. In der Erde legen ſie große Magazine von Korn und Früchten an, auch klettern ſie auf die Gipfel der Bäume, und freſſen die kleinen Vögel. Sie gleichen übrigens den europäiſchen Ratten, und ſind daher auch wohl durch Schiffe hierher gekommen. Faſt eben ſo gemein ſind die Mäuſe, welche unſäglichen Schaden thun.

Einheimiſche Vögel ſind **Flamingos**, **Tropikvögel**, viele Arten **Papagoien**, worunter grüne, ſo groß wie Sperlinge, welche nie zahm werden, aber gut zu eſſen ſind, **Amſeln**, welche dem Jäger bis vor die Mündung der Flinte kommen, **Holztauben**,

ben, wovon eine Art ſo gefährlich iſt, daß diejenigen, welche davon eſſen, Verzuckungen bekommen, zwey Arten Fledermäuſe, die eine gleicht den unſrigen, die andre von der Größe einer jungen Katze, ſehr fett und wohlſchmeckend, eine Art Sperber, Hühnerfreſſer genannt, die auch von Heuſchrecken lebt, Meerſchildkröten, Krabben, welche in und außer dem Waſſer leben, und ſich Höhlen gleich den Maulwürfen graben. Eine andere Krabbenart hält ſich am Fuße des Kokosbaums auf. Sie hat vorn an einem langen Fuß einen Nagel, mit welchem ſie das Weſen der Frucht durch ihre Löcher heraus holt. Ein andres ſonderbares Amphibion iſt Bernhard der Einſiedler, eine Art kleiner Krebſe, deren Hintertheil keine Schale hat, und die den Trieb hat, ſich in leere Schneckenhäuſer zu begeben. Schädliche Inſekten auf der Inſel ſind Heuſchrecken, welche wie Schneeflocken auf die Erde herabfallen, und einige Zoll hoch auf dem Boden liegen bleiben, Ameiſen, die alles, was eßbar iſt, verzehren, und vor denen man die Speiſebehälter nicht anders ſichern kann, als daß man ſie ins Waſſer ſetzt, Tauſendfüße, deren Biß heftig ſchmerzt, die aber von den Ameiſen verzehrt werden, Skorpione, Weſpen, u. ſ. w. Die Bienen bereiten einen Honig, der nicht der ſchlechteſte iſt. Eine Art Inſekten, Karias genannt, kommt den Ameiſen gleich, thut großen Schaden an Bäumen und Zimmerholz, welche ſie in Staub verwandeln, mit dem ſie Gewölber erbauen. Viele Häuſer ſind durch ſie zu Grunde gerichtet worden. Eine Käferart zerſtört Papier und Bücher. Es giebt Fliegen, Maraigoins, kleine Eydechſen, welche nur fingerlang ſind, und in den Zimmern ſich aufhalten, und alles Ungeziefer wegfangen. Noch fúchterlicher iſt dieſem eine Spinne, deren Gewebe ſo dicht iſt, daß ſich kleine Vögel darinnen fangen. Ohne die Orkane, wel-

che

che zuweilen alle dieſe Inſekten vertilgen, würde man kaum auf dieſem Eilande bleiben können.

In der See findet man bey dieſer Inſel **Wallfiſche**, die aber hier nicht gefangen werden, **Lamentius**, alte **Weiber**, **Kapitäns**, **Karangas**, **Haye**, **Röthlings**, **Makreelen**, **Sardellen**, **weiße Rochen**, und andre, an welchen Haut und Fleiſch ſchwarz iſt; ferner **Säbel**, welche von ihrer Geſtalt ſo genennt worden, **Beutel**, deren Haut wie geſtrickt ausſieht, **Papagoien**, die nicht allein grün ſind, ſondern auch einen gelben Kopf, weißen und krummen Schnabel haben, und truppweiſe wie dieſe Vögel ziehen bewaffnete **Fiſche**; dieſe ſind klein, ihr Kopf iſt wie ein Hechtskopf, von Farbe ſind ſie braun mit Weiß geſtreift, und auf dem Rücken haben ſie ſieben Stacheln, ſo lang als der Körper, deren Stich ſehr giftig iſt; der **Kufferfiſch**, ſo genannt, weil er viereckt wie ein Kuffer iſt, hat zwey Hörner gleich einem Ochſen, das **Stachelſchwein**, das ganz mit langen Spitzen überſäet iſt. Alle dieſe Seefiſche ſind am Geſchmack, weit unter den europäiſchen, die aus dem ſüßem Waſſer aber ſind weit beſſer. Man bemerkt darunter den **Lubin**, den **Karpfen**, den **Meeraland**, die **Chevrette**, den **Aal**, der zuweilen bis acht Fuß lang iſt, ſich in Löchern aufhält, und zuweilen diejenigen frißt, welche ſich baden. **Hummern** giebt es hier von außerordentlicher Größe. Sie haben keine großen Füße, und ſind blau mit Weiß geſprenkelt; eine andre Art iſt himmelblau, hat zwey kleine Beine. **Krabben** ſind hier folgende Arten: eine Art, die wie ein Madrepore ganz rauch iſt; eine, die auf dem Rücken ein Gepräge, wie fünf rothe Siegel, hat; eine, die mit Haaren bedeckt iſt, keine Scheeren hat, und ſich an dem Kiel der Schiffe an-

 hängt;

hängt; eine, die grau gemarmelt iſt, und, ob ſie gleich glatt iſt, eine ſehr ungleiche Schaale hat.

Am Ufer hin trifft man etliche Fuß tief unter dem Waſſer eine große Menge Thiere an, welche **Würſte** genannt werden. Sie ſind dick, weiß und ſchwarz, und laſſen, wenn man ſie aus dem Waſſer zieht, einen weißen dicken Schleim fahren, der ſich augenblicklich in klebrichte Fäden verwandelt. Man hält es für einen Feind der Krabben, unter denen es häufig gefunden wird. Es giebt verſchiedne Arten **Meerigel**, und eine ungeheure Menge **Muſcheln**, **Schnecken** und **Madreporen**, von welchen letztern wir hier einige Nachricht geben müſſen. Es ſind ſteinigte Gewächſe, welche die Geſtalt einer Pflanze haben, und von äußerſt verſchiedner Geſtalt ſind, in der That aber keine Gewächſe, ſondern das Werk einer unendlichen Menge kleiner Thierchen ſind.

Dieß ſind die Thierarten alle, welche dieſer Inſel eigen ſind: man hat aber auch etliche einheimiſch gemacht, oder doch zu machen verſucht, und dieß ſind folgende: **Pferde** von ſchlechter Art, aber ausnehmend theuer, da ein gewöhnliches hundert Piſtolen koſtet; **Maulthiere** und **Eſel** ſind gleichfalls ſelten, ſo nützlich auch die letztern für die Inſel werden könnten. Die **Schafe** nehmen ab, und verlieren die Wolle, **Ziegen** kommen beſſer fort, die **Ochſen** ſtammen aus Madagaskar, und haben oben am Halſe ein groſſes Gewächs; europäiſches Rindvieh artet ſchon in der erſten Generation aus, und wird weit kleiner. Die **Katzen** ſind gleichfalls aus der Art geſchlagen, und die Ratten haben keine Furcht vor ihnen, daher auch die Hunde, welche die Haare und den Geruch verlieren, zur Rattenjagd weit beſſer ſind. In den Wäldern trifft man **wilde Ziegen**, entlaufene **Schweine** und beſonders **Hirſche**, welche in ſo großer Menge

da

da ſind, daß man ganze Schiffe damit beladen kann. Man zieht Heerden von zahmen auf, die ſich aber nicht vermehren.

Die Tauben ſchlagen hier gut ein, und ſind das beſte Geflügel auf der Inſel; andres zahmes Geflügel ſind manilliſche Enten, europäiſche Hühner, afrikaniſche, deren Haut, Fleiſch und Knochen ſchwarz ſind. In den Wälden ſind Pintadohühner, ſineſiſche Faſane angeſetzt worden, auch hat man drey Arten Rephühner, und Gänſe und Enten. Andre fremde Vögel ſind: der Kardinal, der zu einer gewiſſen Jahreszeit einen rothen Kopf, Bauch und Hals hat; ferner der Kapvogel, eine Art Zeiſige, welche der Erndte ſo nachtheilig ſind, daß die Regierung einen Preis auf ihren Kopf geſetzt hat. Der Rabe, den man in die Wälder hat fliegen laſſen, um die Ratten und Mäuſe zu vertilgen, den aber die Einwohner beſchuldigen, daß er die jungen Hühner freſſe, den Martin, eine Art indianiſchen Staars, der allen Vögeln nachäfft und vorzüglich von Heuſchrecken lebt, und der Gärtnerfreund, ein kleiner brauner Vogel, der von Würmern, Raupen und kleinen Schlangen lebt, die er nicht nur gleich auf der Stelle auffrißt, ſondern auch an die Dorne der Zäune ſpießt, und als Vorrath aufhebt.

Sogar ausländiſche Fiſche ſind in die hieſigen Wäſſer geſetzt worden, z. B. der Gurami, der aus Indien kommt, dem Salm gleicht, und einen ſehr guten Geſchmack hat; und den bekannten ſineſiſchen Goldfiſch. Auch hat man verſucht, Fröſche einheimiſch zu machen, weil ſie die Eyer freſſen, welche die Fliegen auf ſtehende Wäſſer legen, allein ſie ſind verſchwunden, ohne daß man weiß, wo ſie hingekommen ſind.

Zum Beſchluß dieſer naturhiſtoriſchen Nachrichten fügen wir noch etwas über die hieſige Witterung hinzu. Die trockne Jahreszeit fängt gegen Ende des Märzmonats an, wo es doch mit unter noch Regenſchauer ſetzt, die auch im Junius ſchon wieder ihren Anfang nehmen. Im Julius iſt die Luft ſo friſch, daß man nicht gut ohne Tuchkleider ſeyn kann. Im Auguſt regnet es beynahe täglich, ſo wie im September, wo die Zeit der Erndte fällt. Zu Ende des Oktobers fängt die Hitze an ſtark zu werden, und im December wird es abmattend heiß, und nun iſt die Zeit des Donners, der Orkane, und der fürchterlichſten Regengüſſe. Im Jahr 1760 wurde ein großer Balken mit der Schnelligkeit eines Pfeils durch die Luft geführt. Im Jenner und Hornung fährt dieſelbe Witterung fort; und wenn gleich die Erde ſich wieder mit Gras und Kräutern ſchmückt, ſo iſt doch der Himmel beſtändig mit ſchweren Regen und Donnerwolken bedeckt.

Als die Portugieſen dieſe Inſel entdeckten, war ſie ohne alle Einwohner, und die erſten, welche ſich darauf niederließen, waren einige Pflanzer, die von Bourbon herüber geſchickt wurden. Dieß waren gute, ehrliche, gaſtfreye, mit Wenigem ſich begnügende Leute, die aber übrigens ziemlich nach Art der Wilden gelebt haben würden, wenn Herr de la Bourdonnaye, den man als den Stifter der Kolonie anſehen kann, ihnen nicht einige Handwerker zugeführt hätte, wodurch einige Thätigkeit unter dieſe Leute kam, und die Inſel in einen weit blühendern Zuſtand verſetzt wurde. Wie man in Frankreich mit der Idee ſchwanger gieng, die Niederlage des indiſchen Handels aus dieſer Inſel zu machen, fanden ſich Leute aus allen Ständen hier ein; beſonders im Anfang Kompagniebediente, welche alle erſte Aemter auf der Inſel in Hän-

den

den hatten, und den Ackermann, der doch, einer geſunden Politik zu Folge, vorzüglich hätte geſchützt werden ſollen, viele Hinderniſſe in den Weg legten. Jedermann klagte über ſie, aber niemand konnte ihrer Uebermacht entgehen. Nachher ließen ſich einige Seefahrer, in Dienſten der Kompagnie hier nieder; ſie machten ſo wenig ihr Glück, als die Officiers von den königlichen Landtruppen. Alle dieſe verſchiednen Klaſſen von Menſchen haßten einander, und die Kaufleute wurden von allen gehaßt, und mit dem Namen Banianen gebrandmarkt. Endlich füllte der vorletzte indiſche Krieg die Inſel mit Bankerottmachern, Wollüſtlingen, die in Frankreich nicht mehr zu ſündigen im Stande waren, und mit Böſewichtern an, die ihrer Verbrechen wegen aus Europa gejagt worden waren. Bey ihrer Ankunft nahm das Misvergnügen allenthalben zu, und die Inſel Frankreich ſtand am Rande des Verderbens, als die Kompagnie dem König 1765 dieſe unruhige Kolonie völlig überließ. Man glaubte nun, es würde Ruhe und Ordnung hergeſtellt werden, aber es geſchah nicht, was man gehofft hatte. Noch vor wenigen Jahren herrſchte hier Uneinigkeit durch alle Klaſſen, die Geſelligkeit der Franzoſen war völlig verbannt, und jeder ſuchte nur ſein Glück zu machen, und ſobald als möglich wieder nach Hauſe zu kommen.

Der Officier, der aus Europa kommt, ſagt der Reiſende, aus deſſen Beſchreibung wir dieſe Nachrichten ziehen, verliert hier bald alle militäriſche Beeiferung. Da er gewöhnlich wenig Geld hat, da die Lebensmittel im einzelnen ſehr theuer ſind, da er nichts zu verdienen im Stande iſt, ſo fängt er bald an, Wucher zu treiben. Von den gemeinen Soldaten arbeiten viele als Handwerker; es iſt aber nicht ſehr überdacht, daß ſo viele boshafte Buben als Rekruten hieher

her geſchickt werden, welche der Kolonie ohnmöglich Nutzen bringen können. Auch die Seefahrer, ob ihr Aufenthalt gleich nicht von Dauer iſt, haben ſtarken Einfluß auf die Sitten der Kolonie, und geben dem geſellſchaftlichen Ton einen Anſtrich von Grobheit, der nicht der beſte iſt. Aus dieſer Miſchung iſt ein höchſt ſonderbarer Charakter gefloſſen: nichts wird hier geſchätzt als die Falſchheit, und um einen klugen Mann zu bezeichnen, ſagt man, daß er fein ſey. Man iſt hier fühllos für Wiſſenſchaften und Künſte, ſelbſt die Empfindungen der Menſchheit ſind ſchwächer worden, und es iſt ſehr gemein, daß Kinder bey dem Tode ihrer Eltern, Männer bey dem Tode ihrer Weiber auch nicht eine Thräne vergießen. Dieſe Gleichgültigkeit erſtreckt ſich auf alles, was ſie umgiebt. Ihre Gaſſen und Höfe ſind weder gepflaſtert, noch mit Bäumen beſetzt, ihre Häuſer ſind hölzerne Hütten, die gleich den hölzernen Häuſern in Moskau auf Walzen fortgeſchafft werden können, ihre Fenſter haben weder Glasſcheiben noch Vorhänge, und ihr Hausgeräthe iſt nicht viel beſſer, als das, was man bey den Negern in Guinea findet.

Verheurathete Weiße giebt es nur wenig auf der Inſel. Die nicht reich ſind, entſchuldigen ſich mit ihren mittelmäßigen Vermögensumſtänden, und die Reichen geben für, daß ſie ſich in Frankreich ſetzen wollen; da doch die wahre Urſache dieſe iſt, daß ſie ſo leicht ſich Beyſchläferinnen unter den Negerweibern halten können. Wer noch verheurathet iſt, lebt auf ſeiner Plantage, und die Weiber kommen nur in die Stadt, um zum Abendmahl zu gehen, oder zu tanzen, denn den Tanz lieben ſie bis zum Unſinn. Die Frauenzimmer haben überhaupt wenig Farbe, ſind aber wohlgebaut und von guter Bildung. Sie haben von Natur Anlage zum Witz; und wenn ihre Erziehung

ziehung weniger vernachläßigt wäre, die ſo ſchlecht iſt, daß viele nicht leſen können, ſo würde ihr Umgang ſehr angenehm ſein. Uebrigens beſitzen ſie wirklich ſehr lobenswürdige Eigenſchaften: man rühmt ihre Keuſchheit, die doch mit dem heißen Klima, der Gleichgültigkeit der Männer und dem wilden Ungeſtüm der Seefahrer zu kämpfen hat. Ihre Kleidung iſt ſehr ſauber. Sie tragen, Mußelin mit roſenfärbnem Tafft gefüttert. Ihre Kinder lieben ſie außerordentlich, und dieſe, werden von der phyſiſchen Seite betrachtet, ſehr gut erzogen. Kaum ſind ſie auf die Welt gekommen, ſo kriechen ſie nackend auf die Erde herum, werden nie in Windeln gepreßt, oft gebadet, eſſen ſoviel Früchte, als ſie wollen, und werden zu keinem Lernen angehalten. In kurzer Zeit ſind ſie ſtark und handfeſt, und es giebt Mädchen, die mit eilf Jahren ſchon mannbar ſind.

Man zählet nicht mehr als vierhundert Pflanzer oder Landeigenthümer auf der Inſel; den übrigen Theil der Bewohner dieſer Inſel machen die **Indianer** und **Negern** aus.

Die erſtern ſind **Malabaren**, kommen von Pondichery, ſind faſt alle Handwerker, und wohnen in einer eignen Vorſtadt, le camp des noirs, das **Lager der Schwarzen** genannt. Sie ſind mäßig, wirthſchaftlich und Ausſchweifungen mit dem weiblichen Geſchlechte ergeben. Ihr Kopfputz iſt ein Tulbant; ſie tragen lange Röcke von Mußelin, groſe goldne Ohrgehänge, und ſilberne Armbänder. Einige von ihnen treten als **Pions** (eine Art Bedienten, welche ein groſes Rohr in der Hand tragen, und im Gürtel einen Dolch ſtecken haben) in Dienſte reicher Leute.

Die Neger, welche das Land bauen, kommen von Madagaskar. Der theuerſte kommt nicht über funfzig

zig Thaler zu ſtehen, und die Anzahl derſelben beläuft ſich auf 25154. Dieſe Armen ſind geſchickt, witzig, und haben Gefühl für Ehre und Dankbarkeit. Die größte Beleidigung, welche man einem Neger anthun kann, iſt dieſe, daß man ſeine Familie ſchimpſt; gegen perſönliche Beleidigungen aber ſind ſie weit weniger empfindlich. Tanz und Muſik lieben ſie leidenſchaftlich. Ihr Inſtrument heißt Tamtam, und iſt eine Art Bogen, an welchem eine hohle Kürbißflaſche angebracht iſt. Dieß einfache Inſtrument giebt eben ſo einfache, aber ſanfte, Töne von ſich, mit denen ſie ihre Lieder, deren Hauptinhalt Liebe iſt, begleiten.

Ihr hieſiges Schickſal iſt ſo, wie man es bey rohen wilden Menſchen erwarten kann. Sie werden ganz nackend, mit ein paar Lumpen um den Leib, an Land gebracht. Die Männer werden auf die eine, die Weiber auf die andre Seite geſtellt, und die Kinder nach dem Geſchlechte zu dieſem oder jenem. Brüder, Schweſtern, Eltern, Kinder und Gatten werden nun von einander getrennt; und nun wenn ſie abreiſen müſſen, gerathen ſie manchmal in Verzweiflung, fürchtend, daß die Weißen ſie freſſen, und aus ihrem Blute rothen Wein und aus ihren Knochen Schießpulver machen werden. Auf den Plantagen erwartet ſie das ſchrecklichſte Elend; drey Peitſchenhiebe geben mit Anbruch des Tages das Signal zur Arbeit. Jeder muß nun mit ſeiner Hacke auf das Feld, wo ſie in der Sonnenhitze beynahe nackend arbeiten. Ihre Speiſe iſt in Waſſer zerriebner Mais, oder Brod von Maniok; ein Stück Zeug iſt ihre Kleidung. Des geringſten Verſehens wegen werden ſie mit Händen und Füßen an eine Leiter befeſtigt, und von dem Aufſeher mit hundert, ja wohl gar zweyhundert Peitſchenhieben auf den Hintern gezüchtigt. Jeder Hieb nimmt ein

ein Stück Haut mit weg; Männer und Weiber werden auf gleiche barbariſche Weiſe behandelt; und damit auch die Religion mit ins Spiel gebracht werde, läßt man ſie Abends, wenn ſie wieder in ihren Löchern angelangt ſind, zu Gott für das Wohl ihrer Herren beten.

Man hat ein Geſetz, das zu ihrem Beſten gemacht iſt, und das ſchwarze Geſetzbuch, code noir genannt wird; allein alles, was dieſes Geſetz thut, iſt, daß es dem Herrn verbietet, ſeine Sklaven zu verſtümmeln und zu ermorden, und auch dieß Geſetz wird nicht befolget. Man jagt ſie zuweilen fort, wenn ſie alt worden ſind, und unſer Reiſende ſah einſt einen, der nichts als Haut und Knochen war, Fleiſch von einem todten Pferde reiſſen, um es zu eſſen. So aufgeräumt dieſe Unglücklichen auch von Natur ſind, ſo fallen ſie doch in tiefe Schwermuth, wenn ſie einige Zeit in der Sklaverey zugebracht haben. Bloß die Liebe ſcheint ihr Elend noch einigermaßen erträglich zu machen: ſie thun, was in ihrem Vermögen ſteht, eine Geliebte zu erhalten, ſchenken dieſer, was in ihrem Vermögen iſt, und laufen, wenn ſie in einer andern Plantage wohnt, mitten in der Nacht die ödeſten Wege, um ſie zu ſehen. Zuweilen kommen mehrere dieſer glücklichen Paare in der Nacht zuſammen, und tanzen hier nach dem traurigen Schall einer mit Erbſen angefüllten Kalabaſche, aber bloß das Bellen eines europäiſchen Hundes zerſtört plötzlich dieſe nächtlichen Verſammlungen.

Wird ihnen ihr Schickſal endlich zu ſchwer ſo überlaſſen ſie ſich der Verzweiflung. Einige erhängen oder vergiften ſich, andre ſetzen ſich in einen elenden Kahn, und wagen ohne Segel, ohne Proviant, ohne Kompaß eine Reiſe von zweyhundert Stunden, um nach Madagaskar zurück zu kehren, da man denn Beyſpiele hat, daß welche wieder ergriffen und an ihre Her-

ren ausgeliefert worden ſind. Gewöhnlich flüchten ſie in die Wälder, wo man ſie mit Kommandos, die aus Soldaten, Negern und Hunden beſtehen, aufſucht und wie Wildpret jagt. Kann man welche erreichen, ſo werden ſie erſchoſſen, den Getödteten aber die Köpfe abgehauen und auf Stangen herumgetragen. Ertappt man einen flüchtigen Neger, ſo wird er gepeitſcht und ihm ein Ohr abgeſchnitten. Entwiſcht er wieder, ſo erhält er abermals die Peitſche, man zerſchneidet ihm eine Knieſcheibe, und er wird an die Kette gelegt. Entweicht er endlich zum drittenmale, ſo wird er gehangen.

Man taufet welche, ſagt ihnen dann, ſie wären Brüder der Weiſen worden, und würden ins Himmelreich kommen, was ihnen aber nur einen ſchwachen Troſt bey der Behandlung giebt, der ſie auch noch als Chriſten ausgeſetzt bleiben.

P. Louis. Port Louis iſt der Hauptort der Inſel, der zugleich im unangenehmſten Theile der ganzen Inſel liegt. Die Wohnungen, welche zuſammen kaum das Bild eines elenden Fleckens geben, ſind im Grunde des Hafens an der Oeffnung eines Thals angebaut, das durch eine Kette ſteiler Felſen in der Form eines Winkels gebildet iſt. Die Seiten dieſer Gebirge ſind ſechs Monat im Jahr mit einem verbrannten Kraute bedeckt, ſo daß die ganze Landſchaft ſchwarz wie eine Köhlerhütte iſt. Die Stadt ſelbſt beſteht aus hölzernen Hütten, die nur ein Stockwerk haben. Jedes Haus liegt einzeln und iſt mit Palliſaden umgeben. Der Boden iſt allenthalben mit Felſen bedeckt, und daher ſo höckerig, daß man keinen Schritt thun kann, ohne Gefahr zu fullen. Sie hat weder Mauern noch ſonſt einige Befeſtigung; nur zur Linken, nach dem Meere zu, liegt eine ſchlechte Verſchanzung, aus

ſchlech-

ſchlecht über einander gelegten Steinen, die ohne Mörtel und Kalk befeſtigt ſind.

Am großen Fluſſe, der aber nichts weiter als ein breiter Bach iſt, liegt wieder ein kleiner Ort, der aus einem Spital und einigen Vorrathshäuſern beſteht, wo auch die Waſſerleitung anfängt, welche das Waſſer in die Stadt bringt. Eine Stunde weiter davon iſt eine Höhle, wie ein Kellerloch geſtaltet, deſſen Gewölbe eingefallen iſt. Das Gewölbe dieſer Höhle beſteht aus ſchwarzem Fels, hat dreyßig Schuh in der Breite und zwanzig in der Höhe. An jeder Seite der Höhle läuft ein Mauerkranz herum, und das ganze Gewölbe iſt mit einem glänzenden und trocknen Firniß überzogen. Dieſe Höhle wird immer enger, je weiter man kommt, und wird mit Wahrſcheinlichkeit für das alte Bette eines unterirdiſchen Fluſſes gehalten.

Weiter ſind keine ordentliche Flecken auf der Inſel; ſondern die Einwohner leben in ihren Pflanzungen zerſtreuet, wo die Lebensart oft wenig von der Lebensart der Wilden verſchieden iſt. Bis jetzt hat Frankreich übrigens nur noch ſehr geringe Vortheile von dieſer Inſel gezogen; legt man ſich aber mehr auf den Landbau, und iſt es wahr, daß der Anbau der Negelein und Muskatbäume einen ſo glücklichen Erfolg gehabt hat, ſo kann ſie mit der Zeit noch eine ſeiner einträglichſten Beſitzungen werden.

4) Komorriſche Inſeln.

Zwiſchen der Küſte Zanguebar und der Inſel Madagaskar im Kanal von Mozambik liegen die komorriſchen Inſeln, deren vier an der Zahl ſind. Die vornehmſte darunter heißt Komorra, und iſt wenig bekannt. Die Portugieſen, welche bey ihren erſten Unternehmungen dieſe Inſelgruppe entdeckten, machten durch ihre Grauſamkeiten den Namen der Europäer auf Komorra ſo verhaßt, daß ſich ſeitdem kei-

ner hier hat dürfen ſehen laſſen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſein Leben zu verlieren. Die Inſeln Mayotta und Moely werden eben ſo wenig beſucht, weil man wegen Seichtheit des Ankergrundes nicht gut landen kann.

Die letzte heißt Anjouan, und dieſe iſt die einzige, von der man wenigſtens etwas ſagen kann, weil die Engländer hier zuweilen anlanden, und Erfriſchungen einnehmen.

Dieſe Inſel hat nur dreyßig Stunden im Umfange, aber ſie iſt von der Natur mit den köſtlichſten Gaben, welche ſie hat, reichlich beſchenkt worden. Das Land iſt meiſt allenthalben eben, und hat hier nur hie und da angenehme, mit einem ewigen Grün bedeckte, Höhen, zwiſchen denen ſich die ſchönſten Thäler befinden. Produkte von Anjouan ſind, ſo viel man weiß, Mais, Pataten und andre Wurzeln und Kräuter, Kokos- Orangen- und andre Fruchtbäume, Ochſen, Ziegen, Flügelwerk, Rephühner, Faſane, Pintados, Rehe, Haſen, u. ſ. w.

Die Anzahl der Einwohner wird auf dreyßigtauſend geſchätzt, welche in drey und ſiebzig Dörfern wohnen, und von nichts als Milchſpeiſen und Vegetabilien leben. Sie reden arabiſch, und bekennen ſich zu einem ſehr verdorbenen Mohämediſme. Ihre Sitten ſollen eine weit geſundre Moral verrathen, als man ſie ſonſt in dieſen Gegenden findet. Arbeit ſcheuen ſie ſehr, und aus dieſer Nachläßigkeit iſt wahrſcheinlich die Gewohnheit entſprungen, daß einigermaßen wohlhabende Leute die Nägel an ihren Fingern zu einer ungeheuern Größe wachſen laſſen. Damit dieſe langen Nägel aber doch auch ſchön ausſehen, färben ſie dieſelben mit dem Saft eines Strauches, der ſie gelbroth machet. Ehedem hatten dieſe Leute eine Art republika-

publikaniſche Verfaſſung, allein vor hundert Jahren etwan kam ein arabiſcher Kaufmann durch einen Zufall von Mozambik nabch Anjouan. Seine überlegnen Talente und Kenntniße machten ihn bald zum wichtigſten Mann auf der Inſel, und da er von einigen ſeiner Landsleute Unterſtützung erhielt, bemächtigte er ſich bald der völligen Oberherrſchaft, in deren Beſitz vor zehn Jahren noch ſein Enkel war.

Dieſe Revolution verminderte indeſſen die Sicherheit, welche die Engländer ehedem bey ihren hieſigen Landungen gefunden hatten; ſie durften nach wie vor ihre Kranken an Land ſetzen, wo ſie durch die geſunde Luft, die Güte der Landesfrüchte und des Waſſers bald wieder hergeſtellt waren, und die einzige Veränderung beſtand darinnen, daß ſie die Dinge deren ſie nöthig hatten, theurer als vorher bezahlen mußten. Dieß kommt aber daher, weil ſich, ſeit der Zeit, daß eine arabiſche Familie hier die Regierung hat, mehrere arabiſche Kaufleute hieher gewandt, und den Geſchmack an indiſche Manufakturwaaren, die nicht mit Koris und Kakos zu bezahlen ſind, unter dieſe Inſulaner gebracht haben, ſo daß ſie nun für ihr Vieh und andre Lebensmittel, die ſie vorher für Glaskorallen und dergleichen Kleinigkeiten vertauſchten, Geld haben müſſen.

Noch mehr nach der arabiſchen Küſte zu, aber doch noch im afrikaniſchen Gewäſſer, liegt die Inſel Sokatra, auch Sokotora und Zokotora genannt, welche von den Portugieſen im Jahr 1507 entdeckt ward. Sie iſt zwanzig deutſche Meilen lang und neune breit, und in der Mitte der Inſel ſtreicht eine Bergkette durch, deren Gipfel ſich noch über die Wolken erheben; dennoch aber, ſagt man, führen die Nordwinde den Sand vom Ufer des Meeres bis zu den Spitzen der Berge. Das Klima iſt äußerſt hitzig,

5) Inſel Sokatra.

hitzig, die Luft, wenn ſie nicht durch den Nordwind gemildert wird, brennend heiß, und der Boden ſo glühend, daß man zuweilen die Füße darauf verbrennet. Da nun das Land bey dieſer, dem Wachsthum und Gedeihen aller Erzeugniße ſo wenig erſprießlichen, Beſchaffenheit des Klimats auch faſt überall bergigt iſt, und die wenigen Ebenen ſandigt und ſteinigt ſind, ſo iſt Sokatra ſehr arm, und bringt weder Reis noch Mais, noch andres Getreide, noch einige zum Lebensunterhalt nothwendige Gewächſe hervor.

Bäume wachſen nur in einigen Thälern im Innern des Landes, welche auch, dem Anſchein nach, gut angebaut werden könnten, wenn die Einwohner nur etwas Fleiß daran wenden wollten. Unter den wenigen fruchttragenden Bäumen iſt der Dattelbaum noch am meiſten zu finden, von dem auch die Einwohner ihre vorzüglichſte Nahrung haben. Den Mangel an eßbaren Gewächſen erſetzt indeſſen die Menge Arzneypflanzen und gewürzhafter Kräuter, welche die Berge im Ueberfluß hervorbringen. Das wichtigſte Produkt der Inſel aber iſt die Aloe Sokoterina, welche für die beſte in der ganzen Welt gehalten wird. Auch der Drachenbaum iſt nicht ſelten, und liefert den ſchönen Gummi, der unter dem Namen Drachenblut bekannt iſt.

Zahmes Vieh, als Ochſen, Kühe, Ziegen, Schafe und Hühner giebt es in Menge, alles Vieh aber iſt außerordentlich mager, weil die Weide ſo außerordentlich ſchlecht iſt. Wildpret findet man gar nicht, doch hat das Gebirge einige Füchſe. Deſto fiſchreicher iſt aber die See, welche den Inſulanern reichlichen Unterhalt giebt.

Die vorzüglichſten und an der Anzahl ſtärkſten Einwohner der Inſel ſind arabiſche Beduinen, welche

che ſich ehedem des Landes bemeiſtert und die alten Ureinwohner in die Sklaverey verſetzt haben. Dieſe Leute ſind groß von Statur, wohl gewachſen, gut gebildet von Geſicht, und ſchwärzlicht von Farbe. Es ſind wilde ungeſittete Leute, faul, träge, unmäßig und im höchſten Grade mißtrauiſch. Sie gehen meiſt nackend, und bedecken bloß den Unterleib mit einem Stück Kambou's, einer Art Zeugs, das auf der Inſel in Menge verfertigt wird. Zuweilen bedecken ſie den Leib mit einem Mantel, der mit einer Kappe verſehen und von Ziegenhaaren gemacht iſt. Ihre Wohnungen ſind Höhlen und Felslöcher, wie bey den alten Troglodyten, oder mit Stroh bedeckte Hütten, deren eine von der andern abgeſondert iſt. Gehen ſie des Morgens frühe mit ihren Weibern, Kindern und Viehe aus, ſo irren ſie auf den Feldern umher, und bleiben liegen, wo ſie von der Nacht überfallen werden. Ihre gewöhnliche Nahrung ſind Datteln, Fiſche, Muſcheln und das Fleiſch ihrer Thiere; dabey trinken ſie Milch und Waſſer.

Jeder nimmt ſo viele Weiber, als er ernähren kann, und wenn er mehrere nimmt, kann er ſie ohne viele Umſtände los werden. Oft vertauſchen ſie auch die Weiber gegen einander, und zwar nur auf eine Zeit, nach deren Ablauf jede wieder zu ihrem Manne zurückkehrt. Die Beſchneidung ſollen ſie ſchon ſeit undenklichen Zeiten im Gebrauch gehabt haben, ohne daß ſie übrigens den Urſprung dieſes Gebrauchs anzugeben wiſſen. Ein Unbeſchnittener würde, wenn man ihn entdeckte, die Finger verlieren, und in die Tempel darf nie einer kommen.

Sie begraben diejenigen, welche in den letzten Zügen liegen, eben ſo als die Todten, und man glaubt, daß man dem Kranken dadurch einen wirklich ſehr großen Liebesdienſt erweiſe. Die Kranken ſelbſt ſe-

hen dieſem Augenblick mit einer außerordentlichen Heiterkeit entgegen, verſammeln ihre Angehörigen um ſich, unterhalten ſich noch eine Zeitlang mit ihnen, und ſagen ihnen dann gelaſſen, daß ſie nun begraben zu werden wünſchten. Sie treiben einige Handlung auf den arabiſchen Küſten, und kommen ſogar, wie man ſagt, bis nach Goa, wo ſie Datteln, Drachenblut, Aloe, Räucherwerk, Bernſtein und ſchöne von Palmblättern gemachte Matten, und dergleichen hinbringen.

Nach den Berichten einiger Schriftſteller ſollen die Einwohner von Sokatra Chriſten und zwar durch den Apoſtel Thomas ſchon bekehrt worden ſeyn. Man weiß aber ſchon, wie viel von dergleichen Sagen zu halten iſt, und wie wenig man vorzüglich dem blinden Bekehrungseifer der Mönche bey allen dergleichen Erzählungen trauen darf. Jene Schriftſteller behaupten, man finde in allen ihren Tempeln Kreuze, für welche ſie eine ſehr große Ehrerbietung hätten, die Männer hätten gewöhnlich Namen dieſer oder jener Apoſtel, und die Weiber hießen gewöhnlich Maria. Andre aber, welche ſie näher haben kennen lernen, ſagen ſehr beſtimmt, daß ſie von der chriſtlichen Religion gar keine Kenntniß haben, ſondern ihre Religion ein ſchrecklicher Miſchmaſch von der chriſtlichen, mohämedaniſchen und heidniſchen ſey. Sie beten den Mond an, halten ihn für den Schöpfer aller Weſen, rufen ihn um eine gute Erndte an, und glauben, daß ihnen nichts glücklich von ſtatten gehen könne, wenn der Mond ihnen nicht hülfreich dabey ſey. Haben ſie kein Waſſer, welches in dieſer heißen Gegend ſehr oft der Fall iſt, ſo ſchließen ſie einen von ihnen an einem gewiſſen Orte mit einem Erdwalle ein, aus welchem er bey Lebensſtraſe nicht gehen darf, wo er denn den Mond ohne Unterlaß um Regen anrufen muß. Wird ſein Gebet erhört, ſo bekommt er häufige Ge-

kein

ſchenke; kommt aber, alles Betens ungeachtet, dennoch kein Regen, ſo werden ihm beyde Hände abgehauen.

Ihre Tempel ſind klein und niedrig, und haben drey enge niedrige Thüren. Inwendig, ſagt man, iſt ein Altar, auf welchem ein Kreuz ſtehet. Beym Auf- und Untergange des Mondes verſammelt ſich das Volk in dieſen Tempeln, wo es unter einer Menge ſonderbarer Ceremonien, den Mond anbetet, und ihm zu Ehren wohlriechend Holz und von Butter gemachte Lichter verbrennet werden. An gewiſſen Tagen im Jahre halten ſie feyerliche Proceſſionen, und wer durch das Loos dazu berufen wird, einen beſonders großen geweiheten Stab zu tragen, bezahlt dieſe Ehre mit zween ſeiner Finger; ein Verluſt, welcher ihm dadurch vergütet wird, daß er erſtens auf Lebenszeit einen mit gewiſſen Figuren bezeichneten kleinen Stab erhält, kraft deſſen er eine Art von Unverleßlichkeit erhält, und daß er überall in den Geruch der Heiligkeit kömmt, weil er vom Himmel gewürdigt worden, bey dem Umgange den großen geweihten Stab zu tragen.

Von der politiſchen Verfaſſung dieſer Inſel iſt äußerſt wenig bekannt; man ſagt aber, daß ſie der Botmäßigkeit eines arabiſchen Fürſten unterworfen ſey, der ſie durch eine Art von Statthalter regieren laſſen. Sonſt machen die Pfaffen auch die Richter, wie das von jeher bey einem recht dummen bigotten Volke ſo Sitte geweſen iſt. Hat jemand geſtohlen und wird dabey verfolgt, ſo entgeht er der Strafe, wenn er das Glück hat, in einen Tempel zu kommen, und da jemand findet, der ihm ſtatt eines Beſchützers dienet, ſtellt ſich aber niemand dar, der ihm dieſen Dienſt erweiſen will, ſo bringt man ihn aus dem Tempel heraus, und hauet ihm die Hände ab. — Weiter iſt von Sokatra gar nichts bekannt, was nur

einigermaßen erwähnt zu werden verdiente. Noch weit weniger bekannt aber ſind die folgenden Inſeln, von denen wir nun etwas anführen müſſen.

6) Inſeln der ſieben Brüder u. ſ. w. Die Inſeln der ſieben Brüder nebſt der Admiranteninſel liegen öſtlich von der Küſte Zanguebar, und ſüdlich von der Inſel Sokatra. Es ſind kleine, zum Theil aber an Mais, Gemüſen, Wurzeln, Baumfrüchten, Vieh und Fiſchen ſehr fruchtbare Inſeln, daher ſie auch ſtark bewohnt ſind. Ihre Einwohner leben meiſt vom Fiſchfang. Die Portugieſen behaupten eine Art von Oberherrſchaft über dieſe Inſeln.

7) Inſel Zanzibar. Noch näher an der Küſte Zanguebar liegt die Inſel Zanzibar, ein kleines, aber fruchtbares, Eyland, deſſen Bewohner ſich wenig von den Bewohnern der benachbarten Küſte unterſcheiden, und mit den Europäern gar keinen Verkehr haben.

Dieß iſt das Merkwürdigſte, was ſich ohngefähr von den Inſeln auf drr Oſtſeite von Afrika ſagen läßt; die auf der Weſtſeite gelegnen ſind meiſt ungleich bekannter, meiſt zum Theil merkwürdiger und wichtiger für Europäer. Darunter ſind denn die vornehmſten

1) St. Helene. fürs erſte die Inſel St. Helene, welche von den Portugieſen im Jahre 1508 am Tage dieſer Heiligen entdeckt ward. Die geſunde Beſchaffenheit der hieſigen Luft, wodurch die Kranken, welche ausgeſetzt wurden, ſehr bald ihre Geſundheit wieder erlangten, brachte die Seefahrer der europäiſchen Nationen dahin, daß ſie dieſe ſonſt eben nicht ſo angenehme Inſel zu einem Ruheplatz wählten, bis endlich, nachdem ſich die Portugieſen und Holländer lange über den Beſitz derſelben geſtritten hatten, die Engländer 1673 beyde davon wegjagten, ſich der Inſel bemeiſterten und die Feſtung James Fort darauf anlegten.

Dieſe

Dieſe Inſel liegt mitten im großen Weltmeere, vier hundert Stunden von der afrikaniſchen und auf fünfhundert und drüber von der amerikaniſchen Küſte entfernt. Sie hat nur ohngefähr ſechs deutſche Meilen im Umkreiſe, iſt mit ungeheuern Felſen eingefaßt, an denen ſich die Wellen mit Ungeſtüm unaufhörlich brechen, und in welchen ſie Höhlungen bilden, worinnen das zurückbleibende Seewaſſer ein herrliches Salz anſetzet. Die ganze Inſel ſelbſt iſt ein ungeſtalteter Klumpen von Bergen und Felſen, an deren jedem man unverkennbare Spuren findet, daß hier ehedem Vulkane geweſen ſind. Nach den Berichten einiger Schriftſteller iſt aber dennoch der Boden ſo vortrefflich, daß er alley Lebensmittel in Menge hervorbringt. Glaubt man ihnen, ſo bringt das Land, Erbſen, Bohnen, große und kleine Rüben, Ananas, Bananas, Citronen, Orangen, Granaten, Melonen und Feigen; das Rindvieh iſt zahlreich, und überdem findet man Ziegen, wilde Schweine, Pferde und eine Menge des ſchönſten Geflügels, ſo daß die Bequemlichkeit des Lebens durch nichts als eine unſägliche Menge Ratzen geſtört wird. Nach andern hingegen muß man ſich von St. Helene einen ganz verſchiednen Begriff machen: ihnen zu Folge hat von allen hieher verpflanzten Fruchtbäumen kein einziger gedeihen wollen, als der Pfirſichbaum; der Weinſtock iſt ſogleich wieder eingegangen; eine Menge Ungeziefer hat alle Pflanzen zernaget, die Feldmäuſe laſſen nur einen geringen Theil der Erndte übrig, und man hat ſich bloß auf die Hornviehzucht einſchränken müſſen, die aber auch nicht eher gelungen iſt, als bis ein groſſer Theil dieſer Thiere gefallen war. Dieß kam daher, weil alle geſäten Grasarten wieder eingiengen, bis man auf den Einfall kam, kleines Strauchwerk zu pflanzen, in deſſen Schatten bald ein ſehr friſches, geſundes Gras zum Vorſchein kam, das indeſſen nie

mehr

mehr als dreytauſend Ochſen zu ernähren im Stande geweſen iſt, eine Anzahl, die für die Bedürfniſſe der Seefahrer und Einwohner nicht hinreichend iſt. Die letzte Nachricht ſcheint uns mehr das Gepräge der Wahrſcheinlichkeit zu haben, als die erſte, denn St. Helene iſt in der That für die Engländer nichts weiter als ein Erhohlungsplatz, da es doch eine nutzbare Kolonie hätte werden müſſen, wenn der daſige Boden nur halb ſo gut wäre, als ihn jene Schriftſteller machen.

Indeſſen hat die Inſel doch eine Bevölkerung von zwey tauſend Einwohnern, worunter ſich ſechshundert Neger befinden, welche zur Beſtreitung beſchwerlicher Arbeiten vom feſten Lande herüber gebracht werden.

Der Hauptort auf der ganzen Inſel iſt das Fort James. Die Häuſer liegen unordentlich wie Negerhütten durch einander, ſind aber weit feſter und zierlicher als auf den Inſel Bourbon und Frankreich erbauet. Die Feſtungswerke haben nicht viel zu bedeuten, und die Garniſon beſteht aus fünfhundert, mit ihrem Standort ſehr unzufriednen, Soldaten. Die Einwohner bekommen faſt alles, was ſie bedürfen, aus Europa, wofür ſie nichts als etliche Erfriſchungen und Ochſen geben können. Fiſche ſind die gewöhnliche Nahrung der Schwarzen, und ſelbſt die Weißen haben ſehr oft weiter keine andern Speiſen. Die Inſel iſt auch oft als ein Verweiſungsplatz für Böſewichter gebraucht worden, welches wieder zu der Vermuthung führt, daß ſie nicht ſo ganz fruchtbar ſeyn müſſe.

2) St. Aſcenſion. Dieſe Inſel, welche eigentlich nichts als ein grauſer ſchrecklicher Felſen, ein Ueberbleibſel eines alten Vulkans iſt, der vielleicht vor Jahrtauſenden hier ſein Daſeyn gehabt hat, hat nur ohngefähr anderthalbe Stunden im Durchſchnitt, erhebt ſich aber ſo ſehr

über

über des Meeres Oberfläche, daß man ſie wohl in einer Entfernung von zehn Stunden entdeckt. Ein einziges Kap ſieht grün aus, die ganze übrige Inſel beſteht aus ſchwarzen und roſtfarbenen Felſen. Kommt man näher an die Küſte, ſo wird der Anblick noch weit gräßlicher; und die ganze Küſte giebt den Anblick von den Trümmern einer ungeheuern Stadt. Es ſind dieß geſchmolzne Felſen, die als Lava aus dem Vulkan gefloſſen ſind, und ſich unter ſeltſamen Geſtalten über die Ebene, und bis an das Meer verbreitet haben. Das ganze Ufer beſteht daraus, und hat allerhand abentheuerliche Geſtalten. Die ganze Inſel hat keine beſſre Geſtalt; allenthalben iſt der Boden mit Sande von allen Farben bedeckt; überall ſtehen Felſen, welche ſich in Menſchengröße erheben, nirgends wächſt ein ſchattigter Baum, nirgends ein Strauch oder nur eine kleine Grasblume; alles iſt öde und ſtill, und man hört nichts, als das Brauſen des Meers oder das dumpfe Geſchrey der Fregatten und Seemöven.

Indeſſen, obgleich dieſer ſchreckliche Felſen weder Waſſer noch Erde hat, ſo nimmt er doch keinen ganz unbrauchbaren Platz ein. Er iſt ein Aufenthalt unzählbarer Schildkröten, welche hier ihre Eyer legen, und der Fregatten und anderer Seevögel, welche hier in ungeſtörter Freyheit niſten und brüten. Die Schiffe verſehen ſich hier mit Schildkröten, Auſtern, und Fiſchen, von denen eine Gattung Meerſchlange mit blauen Gräten beſonders berühmt iſt. Die hieſige Luft iſt ſehr rein, und wenn ein Matroſe am Scharbock krank liegt, ſo bringt man ihn auf die Inſel, bedeckt ihn mit Sand, und er ſpürt eine geſchwinde Erleichterung.

In einigen Tiefen ſoll es etliche Waſſertümpfel geben; und dort ſollen auch einige magere Ziegen geſehen

ſehen werden, ſonſt aber ſieht man auf der ganzen Inſel, wie ſchon erwähnt, nichts als Sand, Aſche, und einen mit Salzrinde bedeckten Boden; kein andres Gewächs als Hundegras und äußerſt giftige Wolfsmilch; und keine anderen Thiere als, außer den ſchon erwähnten, einige Krabben und Skorpione.

Die Inſel hat keinen Oberherrn, aber die meiſten nach Indien gehenden engliſchen ſowohl, als franzöſiſchen Schiffe legen hier an, und laſſen in einer Flaſche, welche in einer Grotte verwahrt liegt, Briefe an die Nachkommenden zurück.

3) St. Thomá. Die Thomasinſel erhielt dieſen Namen von den Portugieſen, welche ſie am Tage dieſes Heiligen im Jahr 1505 entdeckten. Sie liegt unterhalb der Küſte von Guinea, und hat ohngefähr vierzig Meilen im Umfange. Da ſie nicht weit von der Linie entfernt iſt, ſo hat ſie auch ein ſehr hitziges Klima und alle die Unbequemlichkeiten, welche Ländern, die ſich in dieſer Lage befinden, eigen ſind. In der Regenzeit, welche vom December bis zum April währt, fällt der Regen in Strömen vom Himmel, und alle niedrige Ländereyen werden mit ſtehenden Wäſſern bedeckt, welche die ſchädlichſten Ausdünſtungen geben; im Sommer aber oder der trocknen Jahreszeit iſt die Hitze ſo groß, daß alles verbrennt, und der Erdboden dergeſtalt erhitzt wird, daß die Glut ſogar durch doppelte Sohlen dringt. Das Klima iſt daher auch ſo ungeſund, daß die wenigſten Europäer auch nur funfzig Jahr alt werden, wenn auch die Landeseingebohrnen ein etwas höheres Alter erreichen. Man ſagt ſogar, daß, wenn noch unerwachſene Leute hieher kämen, ſie nicht gröſſer wüchſen, als ſie bey ihrer Ankunft wären; und daß jeder thieriſche Körper in der Erde binnen vier und zwanzig Stunde verweſe, welches eine Folge der großen feuchten Hitze des Bodens ſey.

Dabey iſt der Boden aber außerordentlich fruchtbar, und alle Gewächſe kommen im Ueberfluß ſehr gut fort. Die vornehmſten Erzeugniſſe ſind, Reis, Ignames, Maniok, Pataten, Citronen, Pomeranzen, Weintrauben und andres Obſt, nebſt vielem Ingwer, Malaghettepfeffer und Zuckerrohr, welches leztre aber, weil der Boden gar zu geil iſt, allzu hoch ſchießt, und daher nicht ſo viel Saft als anders wo bringt, auch nur einen ſchwarzen Zucker liefert, von welchem aber doch jährlich ohngefähr dreymalhunderttauſend Pfund zubereitet werden.

An zahmen Thieren, als Hornvieh, Ziegen, beſonders Schweinen, wie auch an Hirſchen, Rehen, wilden Schweinen, Geflügel und vielen Fiſchen, Muſcheln und Auſtern iſt kein Mangel, daher auch die hieſigen Portugieſen ein ſehr träges lüderliches Leben führen, und alles durch die Negerſklaven verrichten laſſen, die ſie jährlich aus Kongo hierher führen. Die Bevölkerung der ganzen Inſel ſoll ſich etwan auf dreytauſend Seelen belaufen, die zum Theil in einer häßlich gebauten und ſchlecht befeſtigten Stadt wohnen, wo auch der Statthalter und ein Biſchof ihren Siz haben.

4) Annabon und Fernand del Po.

Die Inſeln, **Annabon** oder **die gute Jahrszeit** und **Fernand del Po**, ſind klein, haben aber gute Produkte, als Getreide, Reis, Pataten, Ignames, Citronen, Orangen und andre Obſtfrüchte; ferner Ziegen, Schweine und eine Menge Geflügel. Die Bevölkerung iſt nicht die ſtärkſte, und die Einwohner ſind theils Weiße theils Neger. Beyde Inſeln ſind im Jahre 1777 im Traktat von San Ildefonſe, von den Portugieſen den Spaniern abgetreten worden, wobey leztere die Freyheit erhalten haben, für ſpaniſche Unterthanen auf der gegenüber liegenden Küſte von Guinea handeln zu dürfen; eine Vergünſtigung,

welche dieſen Inſeln, die an und für ſich keine wichtige Beſitzung ſind, noch einigen Werth ertheilet.

5) Inſeln des grünen Vorgebirges.

Dieſe Inſeln haben ihren Namen vom demgrünen Vorgebirge auf der Küſte von Afrika, welchem ſie in einer Entfernung von etwan funfzig Meilen gegen über liegen. Sie wurden im Jahre 1456 vom Kada Moſto entdeckt, der zuerſt an die Inſel Buena viſta kam, welche er, ſo wie die übrigen, unbewohnt fand. Die Portugieſen ſetzten ſich zuerſt zu S. Jago, der größten und fruchtbarſten unter allen, feſte und von hier ſchickten ſie nach und nach einige Leute in die übrigen aus, von denen aber etliche aus Mangel an Lebensmitteln wieder verlaſſen wurden.

Dieſer Inſeln ſind zehn, nehmlich: St. Jakob, Brava, del Fuogo, Majo, Buena viſta, del Sale, St. Niklas, St. Lucia, St. Vincent, und St. Antonio. Nach dem einhelligen Zeugniſſe aller Reiſenden iſt die Luft auf allen dieſen Inſeln äußerſt heiß und ungeſund, und der Erdboden beſtändig ſo erhitzt, daß man es kaum mit guten Schuhen aushalten kann, im Sonnenſchein zu gehen. Der Nordoſtwind, der kurz vor vier Uhr Nachmittags zu wehen anfängt, macht ſo eine jählinge Veränderung in der Temperatur der Luft, daß, wer nicht daran gewöhnt iſt, übeln Zufällen in Abſicht ſeiner Geſundheit unterworfe iſt. Auch ſoll der Mond hier ſehr bösartige Einflüſſe auf den menſchlichen Körper haben, daher niemand bey offnem Fenſter oder unter freyem Himmel ſchlafen darf. Krankheiten ſind auch ſehr gemein, beſonders Fieber, Dyſenterie, Schnupfen, u. dergl. von der Veränderlichkeit der Witterung entſtehende Krankheiten.

Die Jahreszeiten treten hier nicht beſtändig zu gleicher Zeit ein. So erwartet man ſchon zu Ende des Brachmonds den Südwind, mit welchem die Regen-

Regenzeit eintritt, der aber oft erſt im Heumonat oder Auguſt kommt. Im Herbſtmonat haben ſie gewöhnlich ſtarke Südoſtwinde mit Regen, im Weinmonat Südweſt- und am Ende Nordweſtwinde mit ſtarkem Donner, Platzregen und Stürmen, die aber ſelten lange anhalten. Nach der Regenzeit tritt eine ſehr heftige Hitze ein, welche gewöhnlich vom Anfang des Wintermonats bis zum Ausgange des Winters fortwähret. Im Februar, März und April ſpringt der Wind meiſt von Nordoſten nach Nord, und von hier an bis zur Regenzeit wendet er ſich immer mehr nach Oſten und wird beſtändig ſchwächer.

Dieſe Inſeln ſind zwar ſehr gebirgigt und voller Steine, doch iſt auf den niedrigen Bergen alles mit Graſe bedeckt. Im Ganzen genommen, fehlt es dieſen Inſeln auch am Waſſer, denn die Inſel St. Jago ausgenommen, auf welcher ein mäßiger Fluß iſt, giebt es auf einigen allein Brunnenwaſſer. Eine Inſel beſteht aus einem feuerſpeyenden Berg.

Die Fruchtbarkeit der Inſeln des grünen Vorgebirges iſt nicht geringe, und ſie zählen eine Menge der ſchönſten Produkte. Dahin gehören Reis, Mais, Bananas, Limonien, Citronen, Pommeranzen, Granaten, Kokosnüſſe, Feigen, Melonen, Piſang, Gujaves, Baumwolle, Wein, Zuckerrohr und Papabs. Dieſe letztere Frucht wächſt an einem etwan zehn Fuß hohen Bäumchen, deſſen Stamm etwan dreyviertel Ellen dick iſt. Der Baum hat keine Aeſte, ſondern nur große breite zackigte Blätter, zwiſchen welchen die Frucht von Größe, Geſtalt und Farbe der Biſammelone hervorwächſt. Inwendig iſt ſie weich, voll glänzender Kerne und von ſehr angenehmem Geſchmacke.

An zahmen Vieh haben dieſe Inſulaner Ochſen, aber in geringer Anzahl, Eſel in großer Menge,

Schweine, die ein vorzüglich gutes, zartes, und geſundes Fleiſch haben, beſonders aber Ziegen und Schafe, von welchen die erſtern oft drey bis vier Junge, und das oft dreymal in einem Jahre, haben. Das gewöhnliche Wildpret beſteht in Truthühnern, Perlhühnern, Wachteln, Rephühnern, Flamingos und vielen Kaninchen. Hayfiſche, Piloten und Saugefiſche fängt man zuweilen an den Küſten; Schildkröten aber ſind hier in ſo großer Menge, daß jährlich viele Schiffe bloß deshalb herkommen, um welche zu fangen, und einzuſalzen, worauf ſie in die europäiſchen Kolonien nach Amerika geführt werden, da ihr Fleiſch ſo beliebt als in Europa der Stockfiſch iſt. An der Küſte des Meeres findet man auch Ambra, und hie und da etwas Gold, das aber von geringem Ertrag iſt. Das Wichtigſte aber, was dieſe Inſeln liefern, iſt Salz, welches hier in ſo großem Ueberfluſſe gefunden wird, daß man wohl zwey tauſend Schiffe damit beladen könnte.

Drey der größten von dieſen Inſeln, nehmlich Sal, St. Lucia und St. Vincent, ſind ganz unbewohnt, auf den übrigen aber ſind die Einwohner meiſt Neger und Mulatten, die ſie aber auch nur erſt ſeit der Zeit der portugieſiſchen Beſitznehmung haben, denn vorher hatten ſie durchgängig keine Einwohner. Als nehmlich die Portugieſen ſich auf St. Jago niedergelaſſen hatten, und, um die ſchweren Arbeiten zu verrichten, von Guinea Sklaven herüberbrachten, ward es bald unter ihnen zur Gewohnheit, um für ihre Sünden zu büßen, einem oder etlichen dieſer Sklaven die Freyheit zu ſchenken. Da ſich nun dieſe in einer Gegend befanden, die ihrer Natur gemäß war, ſo nahmen ſie allmählig überhand, und wurden zuletzt ſo zahlreich, daß ſie von den Weißen nicht mehr überwältigt werden konnten, ſondern dieſe es geſchehen laſſen mußten, daß ſie ſich auf mehreren Eylanden neben ihnen ſetzten,

woraus nachher Vermiſchungen der Schwarzen und Weißen entſtanden ſind.

Die hieſigen Neger ſind muntre, ſtarke Leute, Männer und Weiber ſind fett und fleiſchig, und ihre Kinder ſehen wie kleine ungeſtaltete Fettklumpen aus. Vom Charakter ſind ſie mehrentheils unſchuldige, unſchädliche und leutſelige Leute, aber unwiſſend und abergläubiſch im höchſten Grade. Kleider haben ſie gar nicht, ſondern gehen größtentheils nackend, und bedecken nur den Untertheil des Leibes mit einem um die Hüften geſchlagenen Tuche. Ihre Lebensart iſt höchſt armſelig, und ihre Speiſen, die in Fiſchen, Schildkröten, Ziegenfleiſche und Milch beſtehen, ſind alle auf die einfachſte Weiſe zubereitet. Viele von ihnen nähren ſich davon, daß ſie den Europäern bey Verfertigung des Salzes helfen, und das Salz auf ihren Eſeln an das Meer herab bringen, wofür ſie Lebensmittel, alte Kleider u. dergl. erhalten. Die Portugieſen haben ſie zum Chriſtenthum bekehrt, ihre Religion beſteht aber in nichts weiter, als in Beobachtung der äußern Kirchengebräuche, in Verehrung der Geiſtlichen und darinnen, daß ſie heydniſchen Aberglauben gegen chriſtlichen vertauſcht haben. Dieſe Negern ſind die zahlreichſten; die hieſigen Portugieſen ſind in Farbe, Sitten und Verſtandeskräften nicht ſehr von ihnen unterſchieden.

Die erſten Portugieſen, welche ſich auf St. Jago niederließen, waren meiſt alle Leute, welche wegen ihrer Diebereyen, Mordthaten und anderer Verbrechen aus dem Vaterlande verjagt worden waren; alſo ohne Sitten, ohne Arbeitſamkeit, die hier nicht beſſer wurden, und auch keine beßre Nachkommenſchaft hinterlaſſen konnten, und die immer noch durch nichts als Avantüriers und lüderliches Geſindel Zuwachs erhalten. Nimmt man eine geringe Aehnlichkeit in

der Geſtalt und Farbe und die Mundart weg, welche mit der portugieſiſchen Sprache doch mehr Verwandtſchaft hat, als mit der Sprache der Negern, ſo ſind dieſe Leute faſt gar nicht von den Negern zu unterſcheiden. Sie ſind alle vollkommne Mulatten, lang, aber nicht wohlgeſtaltet, beſonders die Weiber, welche breite Lippen, übelgebaute Gliedmaßen, hoch aufgeſtülpte Naſen, und obendrein einen ſchlechten Charakter haben, der durch Leichtſinnigkeit und laſterhafte Neigungen bezeichnet iſt. Die meiſten leben in der äußerſten Dürftigkeit, und da ſie ihr Stolz abhält, zu arbeiten, ſo betteln und ſtehlen ſie lieber, als daß ſie etwas thun ſollten. Wenige von ihnen beſitzen eine vollſtändige Bekleidung; und es fehlen ihnen entweder Schuhe und Strümpfe, oder die Schultern ſind entblößet, oder es fehlt ſonſt etwas, das nicht fehlen ſollte. Iſt einer von ihnen dahin gekommen, daß er einen alten Hut mit einer goldnen oder ſilbernen Quaſte, ein weiß Hemde, ein Kamiſol, ein Paar Hoſen und einen langen Degen beſitzt, ſo dünkt er ſich ſo viel als ein Grand, wenn er gleich weder Schuhe noch Strümpfe hat. Ihre Einſichten ſind eben ſo beſchränket; ſie wiſſen gar nichts was nur etwas weiter hinaus geht, als ihre thieriſchen Bedürfniſſe reichen, und ihre Unwiſſenheit in der Religion, ſo wohl bey Laien als Geiſtlichen, iſt unter aller Erwartung. Die letztern führen noch über dieß ein ſehr ärgerliches, ausſchweifendes Leben. Es giebt auch viele ſchwarze Prieſter auf den Inſeln, die aber nicht zur Würde eines Biſchofs, Domherrn, oder biſchöflichen Kapellans gelaſſen werden, welche Stellen alle mit Europäern beſetzt werden müſſen. Man erzieht viele junge Schwarze zu St. Jago, welche mit der Zeit als Prieſter angeſtellt werden, aber einen ſehr kläglichen Unterricht erhalten.

Bey dem allen treiben dieſem Inſeln beſonders wegen der Nachbarſchaft von Guinea und Benin, mit den Negern einen anſehnlichen Handel. Die vornehmſte Waare iſt Salz, und nächſt dieſem Zucker, Baumwolle, Ambra, Zibeth, Schwefel, Eſel, welche nach Barbados in Weſtindien gebracht werden, nebſt allerley Lebensmitteln. Doch dürfen die letztern ohne Erlaubniß des Statthalters nicht verkauft werden, und aller Handel mit zahmen Vieh iſt allein in ſeinen Händen. Unter den Waaren welche hier Abſatz finden, nehmen alte Kleider die erſte Stelle ein; dann folgen Meſſer und Scheeren, welche in größerm Werthe ſtehen, als die ſchönſten Piaſter. Der Hafen Praya auf der Inſel St. Jago wird am meiſten beſucht, indem die nach Oſtindien, Guinea und Braſilien gehenden Schiffe hier gewöhnlich einlaufen, um friſches Waſſer und andere Lebensmittel einzunehmen.

Dieſe Inſeln gehören der Krone von Portugall, die ſie vor einiger Zeit wieder in Beſitz genommen hat, nachdem ſie lange in den Händen einer Geſellſchaft Kaufleute geweſen waren. Die Krone ſetzt einen Statthalter zu St. Jago, welcher den Titel eines Generals über alle Eylande des grünen Vorgebirges, und die Küſte Guinea von Rio Sanaga bis Sierra Leona führet. Auf jeder der andern Inſeln iſt ein Ovidor, der alle bürgerliche Gerichtsbarkeit und die Beſorgung der Kroneinkünfte hat. Die letztern ſind ſehr geringe, doch koſten die Inſeln auch ſehr wenig zu erhalten, weil nur zu St. Jago und Philipp Feſtungswerke angelegt ſind, und ſie auch von den Einwohnern ſelbſt vertheidigt werden.

Die Inſeln haben wir ſchon genannt; wir müſſen nun noch eine kleine Beſchreibung von jeder einzelnen liefern. Die vorzüglichſte, welche auch zuerſt erwähnt zu werden verdient, iſt die Inſel St. Jago. Sie iſt die größte unter allen Inſeln des grünen Vorgebirges und

a) St. Jago.

und hat fünf und neunzig Seemeilen im Umfange. Man verſichert, daß die Witterung in der Regenzeit hier ſo äußerſt ungeſund ſey, daß man alsdann die Inſel mit einem Lande, in welchem die Peſt wüte, vergleichen könne. Dabey iſt aber der Boden ſehr fruchtbar, von anmuthigen Bächen gewäſſert, und hat die ſchönſten fetteſten Viehweiden. Er giebt vielen Mais, Hirſe, Pataten, Jgnames, Bananas, Piſang und andre Obſtfrüchte. Ein beynahe dieſer Inſel eigenes Gewächs iſt der Kuſtardapfel, der die Größe einer Granate hat, auch beynahe von derſelben Farbe iſt. Dieſer Apfel iſt rund umher mit einer Art von Warzen beſetzt, und hat inwendig ein weißes, ſehr ſüß ſchmeckendes Fleiſch, das, weil es einem Milchfladen (Kuſtard) an Geſchmack und Farbe gleich iſt, dem Apfel den Namen gegeben hat.

An zahmen und wilden Thieren hat St. Jago keinen Mangel. Dahin gehören Ochſen, Pferde, Eſel, Mauleſel, Ziegen, Schweine, ſowohl zahme als wilde, Rehe, Affen, Meerkatzen, Hühner, Pintados, Pfauen u. ſ. w. Reis und Meerſalz wird von hieraus häufig verführt. Die Anzahl der Einwohner wird auf zehn bis ſechszehntauſend geſchätzet. Die Haupt- und die Reſidenzſtadt des portugieſiſchen Statthalters heißt Ribeira Grande, und iſt ein nach daſiger Art gut gebauter Ort, bey welchem auch zwey ſchöne Häfen ſind.

b) St. Juan. Brava.

Die Inſel St. Juan oder Brava iſt ein ſehr hochliegendes Land, das ſich wie ein Teraſſen über die Fläche des Meeres erhebt. Der Boden iſt dabey ſo fruchtbar als auf einer der andern Inſeln, und bringt Mais und andre Früchte reichlich hervor, hat auch allerley Thiere, beſonders Schweine im Ueberfluß. Eines der ergiebigſten Produkte iſt der Salpeter, der in einigen Höhlen der Inſel wächſt, und die ganze inwendige Seite derſelben, wie ein dicker Reif, bedeckt, die

und da auch wie Eiszapfen hängt. Auch wird in den Felslöchern, in welchen von der hohen Fluth Seewaſſer zurückbleibt, viel Salz gewonnen. An der Küſte fängt man viele Fiſche, worunter eine Art Wallfiſche iſt, und ſammelt etwas ſehr guten Ambra.

Die Mayen-Inſel oder Inſel Majo hat ſieben Seemeilen im Umfange, einen niedrigen Boden, ein ſehr trocknes und im Ganzen unfruchtbares Erdreich, das ſehr ſandigt und ſteinigt iſt. Früchte deſſelben ſind Mais, Reis, Yams, Pataten, Platanen, Bananas, Papahs, Feigen, Waſſermelonen und Kürbiſſe, welche die gewöhnliche Speiſe der Einwohner ausmachen. Unter allen Inſeln des grünen Vorgebirges hat dieſe das beſte Rindvieh, viel Eſel und die meiſten Ziegen. Das vornehmſte Produkt iſt Salz, daher auch Majo unter allen dieſen Inſeln am häufigſten beſucht wird, beſonders von den Engländern, welche das Salz nach Terre-Neuve in Amerika bringen, und dort den Stockfiſch damit einſalzen. Das Salz wird hier auf folgende Art gewonnen: an der Weſtſeite des Eylandes iſt eine große Sandbank, welche zwar nur etwa vierzig Schritte breit iſt, aber in einer Strecke von mehr denn einer Stunde längs dem Ufer hinläuft. Zwiſchen dieſer Sandbank und den Hügeln, welche auf der Inſel hinter ihr ſind, findet ſich eine große Salzlache, in welche das Waſſer aus dem Meere durch eine hohe Oeffnung bey hoher Fluth eintritt. In dieſer Salzlache erzeugt ſich das Salz in der trocknen Jahrszeit vom November bis zum May. Wenn zu der Zeit, da die Fluth eintritt, Salz in der Lache iſt, löſet es ſich den Augenblick auf. Nach zwey oder drey Tagen aber fängt es an körnigt zu werden, und dieß währet denn ſo lange, bis alles Salzwaſſer oder doch der größte Theil ſich gekörnt hat, oder bis eine neue Fluth nachkömmt. Die Seefahrer, c) Majo.

fahrer, welche hier Salz einnehmen, laſſen es zuſammenſcharren, wenn es körnet und auf dem trocknen Lande in Haufen legen, ehe die neue Fluth eintritt.

d) Bona Viſta.

Die Inſel Bona Viſta, oder der guten Ausſicht, war ehedem das reichſte unter allen, und hatte einen Ueberfluß von Mais, Pataten, Kürbiſſen, Melonen und andern Früchten, ſo wie von Rindvieh, Pferden, Eſeln, Ziegen und Schweinen. Im J. 1722 kam aber ſo eine anhaltende außerordentliche Dürre, daß alle Keime des Wachsthums erſtickt wurden, und die Inſel auf einmal ihre ganze Fruchtbarkeit verlohr. Seitdem hat ſie ſich auch nie wieder erholen können, und man findet gegenwärtig nichts weiter als Salz, Ziegen, Eſel, Fiſche, Schildkröten und Muſcheln auf derſelben. Doch ſind noch die Baumwollenbäume häufig, ſo wie auch die Indigopflanze, welche die Einwohner aber nicht zu benutzen wiſſen. Eine Seltenheit der Inſel iſt ein Stein von grauer Farbe, welcher gleich einer Pflanze und in Geſtalt wie Blumenkohl aufſchießt und ſehr viele Luftlöcher hat, wahrſcheinlicherweiſe aber zu dem Geſchlechte der Madreporen gehöret.

e) Salzinſel.

Die Salzinſel iſt ſehr bergigt und hat einen äuſſerſt unfruchtbaren Boden. Auch dieſe Inſel wurde 1705 durch eine große Dürre beynahe in eine völlige Wüſte verwandelt, und hat ſeit dieſer Zeit nur ſehr wenige Einwohner. Es wächſt hier das Feſchun, eine Pflanze, die ſich gleich unſerm europäiſchen Hopfen an den Bäumen hinaufwindet, und im Monat Auguſt eine gute eßbare Frucht liefert. Die Datteln ſind hier von außerordentlicher Güte; auch Seidenwollenbäume ſind häufig; die Seidenwolle aber hat weiter keinen Nutzen, als daß Betten damit geſtopft werden. Seit der angeführten großen Dürre giebt es faſt gar keine Thiere, als etliche wenige Ziegen

und wilde Eſel auf der Inſel. Seevögel ſind hier in großer Menge, und das Ufer iſt mit Schildkröten bedeckt, beſonders um die Zeit, wenn ſie Eyer legen. Ambragries wird hier oft in großer Menge gefunden, meiſt aber von den wilden Katzen oder grünen Schildkröten aufgefreſſen. Die Inſel iſt übrigens voller Salzlachen, in denen ſowohl, als in den Ritzen der Felſen, das Salz von der Sonnenhitze bereitet wird.

Die Inſel St. Niklas iſt ſehr bergigt und an der Küſte unfruchtbar, hat aber gegen die Mitte zu Thäler, wo die Portugieſen Weinberge und andre Pflanzungen angelegt haben. Es wächſt hier Mais, viel Feſchun, ſchöne Obſtfrüchte, auch etwas Zuckerrohr und Wein. Sonſt hatten die Einwohner eine ſtarke Rindviehzucht, allein dieſe iſt, durch die bey der vorigen Inſel angeführte Dürre, ebenfalls drauf gegangen. Doch ſind noch Schweine, Pferde und Eſel ſehr häufig. f) St. Niklas.

Die Inſel St. Lucia iſt klein, hat viele Ziegen und Eſel, aber gar keine Einwohner. g) St. Lucia.

Eben ſo iſt auch St. Vincent nicht bevölkert, ſondern ſie iſt gebirgigt und hat einen dürren unfruchtbaren Boden, der nicht einmal Gewächſe hervorzubringen im Stande iſt. Sie hat auch gar keine andern Thiere als Ziegen und wilde Eſel, an den Küſten aber giebt es eine große Menge Schildkröten. h) St. Vincent.

Weit fruchtbarer iſt die Inſel St. Antonio, welche durch eine Menge Bäche gewäſſert und fruchtbar gemacht wird, daher auch Mais, Feſchun, Obſt und ziemlich viel Wein hier wächſet. Ferner findet man Indigo und Baumwolle in Menge, und in den Thälern ſehr viel Holz, worunter der Drachenbaum ſehr häufig iſt. Eſel und Schweine ſind gemein, das Rindvieh geht in zahlreichen Heerden, und die Ber- i) St. Antonio.

ge ſind mit wilden Ziegen bedeckt. Es ſoll auch eine Silbermine vorhanden ſeyn, die aber nicht gebaut wird.

k) del Fuego. Die Inſel del Fuego (d. i. die Feuerinſel), auch ſonſt die Inſel St. Phelipe genannt, iſt weit höher als die andern, und ſo zuſagen, nur ein einziger Berg, der ohngefähr um die Mitte eine hervorragende Spitze macht. Aus dieſer brechen faſt unaufhörlich Feuerflammen hervor, wodurch der Berg zur Nachtzeit in einer ſehr weiten Entfernung geſehen werden kann. Zuweilen warf er durch dieſe geöffnete Spitze ungeheure Steine mit dem ſchrecklichſten Getöſe in einer ſehr beträchtlichen Ferne; die Aſche, welche aus ihm kommt, bedeckt zollhoch die umliegenden Felder, und der geſchmolzene Schwefel ſoll bey heftigen Ausbrüchen wie Waſſer vom Berge herablaufen.

An Waſſer fehlt es dieſer Inſel, aber ſo wie volkaniſche Gegenden überhaupt fruchtbar ſind, bringt auch ſie Mais, Reis, Feſchun, Kürbiſſe, Waſſermelonen und andere Früchte, und hat viele Ziegen, Pferde, Rindvieh, Eſel und Schweine.

6) Inſel Madera. Ueber den Inſeln des grünen Vorgebirges, der Küſte der Barbarey gegen über, liegt die Inſel Madera, den Portugieſen gehörig, deren wichtigſte afrikaniſche Kolonie ſie iſt. Die Erzählung, wie ſie zuerſt im funzehnten Jahrhundert entdeckt worden, iſt etwas abentheuerlich, ſoll aber in der That ſtrenge Wahrheit ſeyn. Ein Engländer, Namens Robert a Machin oder Macham, hatte, ſich in ein ſchönes und edles Mädchen Anna d'Arfel verliebt, und ward von ihr mit der zärtlichſten Gegenliebe wieder geliebet. Doch hatte er keine Ausſicht im Vaterlande, je ihre Hand zu erhalten; er floh alſo mit ihr, des Vorſatzes, in Frankreich eine Freyſtätte für ſeine Liebe zu ſuchen.

Ein

Ein widriger Wind trieb ſie, die der Schiffahrt völlig unkundig waren, auf das offene Meer; wo ſie vierzehn Tage lang umher getrieben wurden, bis ſie endlich ein unbekanntes waldigtes Land entdeckten. Machin gieng mit ſeiner Geliebten und einigen Leuten an Land; ein Sturm aber trieb ihr Schiff vom Ancker an die Küſte von Marokko, wo es ſcheiterte, und das Volk in die Sklaverey kam. Dieſes Unglück ſetzte die auf der Inſel zurückgebliebene in Verzweiflung; Anna ſtarb drey Tage nachher und Machin überlebte ſie nur fünf Tage. Die noch Uebergebliebenen wollten in der Schaluppe nach England ſegeln, allein ſie kamen ebenfalls an die Küſte der Barbarey und wurden Sklaven. Ein Spanier Juan de Morales, der auch zu Marokko in der Sklaverey war, hörte dies Abentheuer, und lernte von ſeinen Mitgefangnen die Lage und Merkmale des neuentdeckten Landes. Er wurde hernach mit andern los gekauft, unter Weges aber von einem portugieſiſchen Schiffe weggenommen, und zum Prinzen Heinrich von Portugall gebracht, deſſen Trieb nach neuen Entdeckungen bekannt iſt. Dieſer ſchickte im Jahr 1419 ein gut ausgerüſtetes Schiff aus, welches die Inſel auch glücklich fand, da ſie, wegen der Menge des darauf befindlichen Holzes, den Namen Madera erhielt. Der Schiffshauptmann, Juan Gonſalvo Zarka, nahm das Eyland im Namen der Krone Portugall in Beſitz, und wurde das Jahr darauf als Hauptmann wieder zurückgeſchickt, wo er die Stadt Funchal erbaute. Die Inſel gerieth in der Folge mit Portugall unter ſpaniſche Herrſchaft, ward aber 1640 bey der Revolution wieder portugieſiſch, welches ſie auch ſeitdem geblieben iſt.

Madera hat ohngefähr hundert und vierzig Seemeilen im Umfange, und beſteht in gewiſſer Betrach-

tung

tung aus einem einzigen großen Berge, der ſich von allen Seiten von der See gegen die Mitte der Inſel erhebt und zuletzt in eine Spitze zuſammen läuft. Alles verräth hier ehemalige volkaniſche Ausbrüche von den Kratern, die man hie und da entdecket, bis auf die mit Erde vermengte, noch häufig gefundene Lava. Madera genießt eines ſehr geſunden Klimats, daher es auch eines der angenehmſten Länder der bekannten Erde iſt. Hier wüten keine Orkane, welche dem Landmann plötzlich die Frucht ſeines emſigſten Fleißes rauben, keine Regengüſſe ſchwemmen die die Hoffnungen eines ganzen Jahres fort, keine ſtickende Hitze benimmt dem Körper die Beweglichkeit und dem Geiſte ſeine Spannkraft, ſondern es herrſcht ein ewiger Frühling, der Pflanzen und thieriſchen Körpern gleich heilſam und vortheilhaft iſt.

Auch hat die ganze Inſel ein ganz herrliche romantiſche Geſtalt und Seefahrer können den reitzenden Anblick, den ſie von den Schiffen aus darbietet, gar nicht genug beſchreiben, denn da das Land ſich bergan ſtreckt, ſo überſieht man mit einemmale die ganze Seite der Inſel, welcher man gegenüber iſt, wie ein Amphitheater. Oben ſind die Spitzen der Berge mit Waldungen gekrönt, zwiſchen denen hie und da ein ſchroffer Fels hervorraget; weiter herab zeigt ſich die Hand der Kultur in Pflanzungen aller Art, in Landhäuſern, und Weinbergen, zwiſchen denen ſich zahlreiche Bäche herabwinden, die, in Kanäle vertheilt, allenthalben Fruchtbarkeit verbreiten.

Ehedem ſoll die Inſel guten Getreideboden gehabt haben; gegenwärtig aber wird zwar Weitzen und Gerſte geſäet, allein die ganze Erndte reicht kaum auf drey Monate zu, und die Einwohner müſſen dreyviertel ihres Brodkorns kaufen, daher ſüße Kartoffeln nebſt Kaſtanien die Hauptnahrung armer Leute ausmachen.

machen. Die größte und einträglichſte Erndte auf Madera giebt der Wein, von welchem die Inſel auch berühmt iſt. Die Weinberge ſind entweder mit Mauerwerk oder mit Hecken von Granaten, Myrthen, Brombeer und wilden Roſen umgeben, und nehmen die Rücken der Anhöhen ein, auf deren Gipfeln Kaſtanienbäume wachſen. Der Ertrag der Weinberge wird in zehn Theile getheilet: nehmlich einer für den König, einer für die Geiſtlichkeit, vier für den Eigenthümer, und eben ſo viel für den Winzer. Es wachſen hier mehrere Arten von Wein; die beſte und ſeltenſte kommt von Stöcken, welche von der Inſel Kandien gebracht worden ſind. Er iſt von einer höchſt angenehmen Süße, und unter dem Namen Madera ſattſam bekannt. Die Pipe wird für hundert Piſtolen verkaufet. Eine etwas geringre Art geht vorzüglich nach England, und die noch ſchlechtern finden in beyden Indien und Nordamerika ihren Abſatz. Gewöhnlich giebt eine Erndte dreyßigtauſend Pipen. Zehrwurzel werden häufig gepflanzt; die Inſulaner brauchen die Blätter zum Futter für die Schweine, die Wurzeln aber wird von den Landleuten gegeſſen. In den Gärten werden auch Pfirſichen, Aprikoſen, Quitten, Aepfel, Birnen, welſche Nüſſe und andre europäiſche Früchte, wie auch Ananas, Piſangs und Gujaves gezogen. Orangen und Limonien ſind allenthalben im Ueberfluſſe, und aus den häufigen Citronen machen die Einwohner Konfituren, mit welchen jährlich etliche kleine Schiffe nach Frankreich geladen werden. Unter den Bäumen haben die Ceder und der Naſſo den Vorzug. Die erſte iſt groß, ſtark und gerade; der Naſſo hat ein ſchönes roſenfarbnes Holz, aus welchem allerley Geräthſchaften verfertigt werden. Auch wächſt der Drachenbaum und ſehr gutes Zuckerrohr hier.

Alle

Alle zahme europäiſchen Thiere findet man auch auf Madera, und wenn die daſigen Ochſen und Hämmel nur ſehr klein ſind, ſo iſt ihr Fleiſch dafür von beſonderm Wohlgeſchmack. Auch die Pferde ſind klein, aber dauerhaft gebauet und ſicher im Gange, daher ſie mit der größten Fertigkeit die ſteilſten Wege hinauf klettern. Zum Ziehen werden ſie gar nicht gebraucht, denn kein Räderfuhrwerk iſt auf der ganzen Inſel, und die Schleifen oder Schlitten, welche aus zwey durch Queerhölzern verbundenen Bretern beſtehen, werden durch Ochſen gezogen. Schafe hat man wenig, dafür aber deſto mehr Schweine und Ziegen. Wildpret iſt nicht zu finden, Kaninchen ausgenommen, aber an wildem Geflügel iſt kein Mangel, wofür aber wieder Hühner, Enten, Gänſe und Truthühner ſehr ſelten ſind. Fiſche fängt man häufig an der Küſte; Schlangen giebt es gar nicht; aber alle Häuſer, Weinberge und Gärten wimmeln von Eydechſen.

Die Einwohner, deren Anzahl ſich 1768 auf 63,913 belief, und welche in der Stadt Funchal, ſieben Flecken und drey und vierzig Pfarrdörfern leben, ſind ein Gemengſel von Portugieſen, Negern und Mulatten, und treiben faſt alle Handlung. Die meiſten ſind wohlgebildet und von ſtarkem, dauerhaftem Körperbau. Geilheit und Unzucht iſt hier herrſchendes Laſter, und die Männer geben den Weibern ſo üble Beyſpiele, daß dieſe ſo wenig aus der Beobachtung der ehelichen Treue machen, als ob ſie in der aufgeklärteſten Stadt Europas wohnten. Mordthaten ſtehen hier in einer Art von Hochachtung, und es wird für ein Kennzeichen eines Menſchen vom Stande gehalten, Menſchenblut vergoſſen zu haben. Auch iſt das Morden deshalb mit ſo gemein, weil die Mörder allezeit in den Kirchen ihre Zuflucht finden. Die größte

größte Strafe, welche er dann etwan noch erhält, iſt Verbannung oder Gefangenſchaft, kann aber durch Geſchenke leichtlich abgekauft werden.

Die hieſige Kleidung iſt völlig portugieſiſch und weit anſtändiger als auf den Inſeln des grünen Vorgebirges. Die ſchwarze Farbe wird aus Achtung gegen die Geiſtlichen ſehr hoch geſchätzt, ohne Degen oder Dolch aber glaubt niemand bekleidet zu ſeyn, und es iſt nichts Seltenes, daß ſelbſt die Bedienten die Speiſen mit einem langen Korbdegen an der Seite auftragen. In Abſicht der Tafel herrſcht hier überall eine ſeltene Mäßigkeit. Gewöhnliche Speiſen wohlhabender Leute ſind Gartengewächſe, Obſt, Ziegen und Schweinefleiſch. Arme begnügen ſich mit Kartoffeln, Kräutern, Wurzeln, Obſt und Fiſchen; zur Zeit der Weinleſe aber ſind reife Trauben mit Brod eine auf der ganzen Inſel bey Reichen und Armen gemeine Speiſe.

Bey Heurathskontrakten gehen die vorzüglichſten Unterſuchungen auf das Geſchlecht des Freyers, um die Verbindung mit Mohren und Juden zu vermeiden, weil es beſonders Frauenzimmern für einen Schimpf gehalten wird, wenn ſie ſich mit Leuten dieſer Art verheurathen. Auch ſagt man, daß auch ein regelmäßiger Wandel denjenigen geſchadet hat, welche um ein Mädchen angehalten haben, weil man geglaubt, daß Leute, die nicht mit veneriſchen Seuchen für ihre Ausſchweifungen geſtraft worden, eine ſehr ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit haben müßten.

Die Einwohner der Inſel treiben einen unmittelbaren Handel mit den Engländern, wie ſich denn auch beſtändig engliſche Kaufleute hier aufhalten. Der Handel wird durch Tauſch getrieben. Die Einfuhre beſteht in Lebensmitteln, als Brod, Rindfleiſch, Hering,

Käſe,

Käſe, Butter, Salz und Oel; in wollnen und leinenen, beſonders ſchwarzen Zeugen, Hemden, Strümpfen und Hausgeeräthe. Ausgeführt werden dagegen Zucker, Honig, Wachs, Orangen, Citronen, Konfituren und Wein.

Die Religion iſt die römiſch-katholiſche; allein die Einwohner wiſſen wenig mehr von derſelben, als den Roſenkranz und das Kniebeugen. Die Anzahl der Geiſtlichen iſt ſehr groß, und ſie beſitzen auch die beſten einträglichſten Güter im Lande. Die Engländer, welche hier wohnen, genießen Gewiſſensfreyheit, allein die Toleranz erſtreckt ſich nicht weiter, als ſo lange man ſie benutzen kann; wenn ſie todt ſind, geſteht man ihnen kein Begräbniß auf dem Lande zu, ſondern die Körper werden in die See geworfen.

Die Regierung iſt in den Händen eines Statthalters. Die öffentlichen Einkünfte fließen aus dem von allen Produkten gehobenen Zehnten und aus einer Auflage die zehn vom Hundert von der Einfuhr, und zwölf vom Hundert von der Ausfuhr beträgt. Man ſchätzt den Ertrag auf 2,700,000 Livres, allein die Landesverwaltung hat ſo viele und große Mängel, daß von einer ſo beträchtlichen Summe faſt gar nichts ins Mutterland kommt.

Die ganze Inſel wird von nicht mehr denn hundert regulirten Soldaten vertheidigt, allein ſie hat dreytauſend Mann Miliz, welche alle Jahr einen Monat durch exerciren muß.

Funchal. Die Hauptſtadt der Inſel heißt Funchal, in einem fruchtbaren Thale, am Fuße einiger Gebirge gelegen, deren Abhang mit Gärten und Landhäuſern bedeckt iſt. Hier wohnt der Erzbiſchof und der Statthalter. Bey der Stadt iſt eine gute Rhede.

Nicht

Nicht weit von Madera liegt die Inſel Porto Santo, welche einige Weinberge und ſiebenhundert Einwohner hat. J. Porto Santo.

Die kanariſchen Inſeln, welche ebenfalls der Küſte der Barbarey gegenüber gelegen ſind, waren wahrſcheinlicherweiſe den Alten, ſo wie auch die vorhergehenden, bekannt, und wurden von ihnen die glücklichen Inſeln (Inſulae fortunatae) genannt. Indeſſen hatte man immer noch keine deutliche Begriffe von dieſen Inſeln, ſie kamen vielmehr gänzlich wieder in Vergeſſenheit, bis man in Europa zwiſchen den Jahren 1326 und 1334 wieder einige gewiſſe Nachricht durch ein franzöſiſches Schiff, welches durch Stürme war dahin verſchlagen worden, von ihnen bekam. Man unternahm nun von Spanien aus zu verſchiedenenmalen die völlige Entdeckung und Eroberung dieſer Inſeln, allein alle dieſe Unternehmungen liefen fruchtlos ab, und es ſchien beynahe, als ob die Entdecker bloß ihrer Mord- und Raubbegierde Genüge zu leiſten ſuchten. Im J. 1400 gelang endlich dem Johann von Betancour, einem franzöſiſchen Edelmann, und dem Gadifer de la Sala das ſo oft mislungene Unternehmen. Sie kamen mit drey Schiffen nach der Inſel Lancerota, wo zwar die Einwohner anfangs Miene machten, ihnen die Landung zu verwehren, nachher aber, als ſie ſahen, daß die Franzoſen ſich weit beſſer betrugen, als die Spanier gethan hatten, ſich ſehr freundſchaftlich und gefällig gegen ſie zu betragen anfiengen. Ermuntert durch die ſo leicht errichtete Freundſchaft, entſchloſſen ſich unſre Abentheurer, nach der Inſel Fuertaventura, welche von Lancerota nur durch einen ſchmalen Kanal getrennt wird, überzugehen, allein hier fanden ſie Widerſtand, und da ſie zu ſchwach waren, reiſte Gadifer nach Frankreich zurück, wo er ſtarb, ohne die Unterſtützung, welche er ſuchte, bewirken zu können. 7) Kanariſche Inſeln.

Sein Gefährte gieng nun in derſelben Abſicht nach Spanien, und erhielt da vom König Heinrich III von Kaſtilien eine Schenkung nebſt dem Titel eines Königs der kanariſchen Inſeln, welches freylich ſonderbar war, da Heinrich ein ihm nicht gehöriges Land nicht verſchenken konnte, doch aber aus dem Geiſte des damaligen Zeitalters erklärt werden kann.

Während Betancours Abweſenheit hatten indeſſen die auf Lancerota zurückgebliebnen Europäer ſo viele und große Grauſamkeiten begangen, daß die Inſulaner endlich zur Nothwehr gedrungen, verſchiedene derſelben niedermachten und die übrigen in ihrem Fort blockirten. Betancour deſſen eigner Bruder bey dieſem Zwiſte das Leben eingebüßt hatte, unterſuchte bey ſeiner Rückkunft die Urſache deſſelben, erklärte die Europäer für ſchuldig, und war gerecht genug, nichts von dem Vorgefallnen an den Inſulanern zu ahnden; ein Betragen, welches dieſe ſo ſehr rührte, daß ſie ſich mit Freuden ſeiner Regierung unterwarfen. Auf der Flotte mit welcher Betancour zurückkam, befanden ſich auch verſchiedene Prieſter, welche in ihrem Bekehrungsgeſchäft ſo glücklich waren, daß in kurzer Zeit alle Eingebohrne auf Lancerota das Chriſtenthum annahmen.

Nun war man ſtark genug, auch auf die Eroberung der übrigen Inſeln zu denken. Mit Fuertaventura, damals Fortuite genannt, ward der Anfang gemacht, und weil ſie ſtark bevölkert war, glaubte Betancour alle ſeine Macht brauchen zu müſſen. Allein zwey Weiber bewegten ihre Landsleute, die Waffen nieder zu legen, noch ehe ein Schwerdtſtreich geſchehen war. Die beyden Könige der Inſel ließen ſich taufen, und ihre Unterthanen folgten bald dieſem Beyſpiel. Nun folgte Kanaria Wenn ſich aber Betancour geſchmeichelt hatte, hier eben ſo friedlich zum

Beſitz zu kommen, ſo hatte er ſich geirret. Denn kaum war er gelandet, als die Einwohner, mit Steinen, Wurfpfeilen und hölzernen Spießen bewaffnet, ihn angriffen und mit ſolchem Ungeſtüm auf ſeine Truppen eindrangen, daß dieſe ſich wirklich wieder einſchiffen mußten, welches auch der Erfolg einer zweyten Unternehmung war, bey welcher ſie eigentlich wegen Menge der am Ufer verſammelten Inſulaner nicht einmal die Landung wagten.

Um doch nicht müßig zu ſeyn, richtete Betancour nunmehr ſein Augenmerk auf die Inſel Gomera, wo er mit ſo viel Freundlichkeit aufgenommen wurde, daß er ſich ſogleich entſchloß, ſein übriges Leben auf dieſer Inſel zuzubringen. Von hier ſegelte er nach der Inſel Hierro oder Ferro, wo der Empfang nicht minder freundſchaftlich, als auf Gomera, war. Zwey ſo leichte Eroberungen konnten ihm indeſſen ſein misglücktes Unternehmen auf Kanaria nicht aus dem Kopfe bringen; er hielt ſeine Ehre dabey befleckt, und wagte endlich einen neuen Verſuch, der aber ſo wenig als die erſtern gelang. Er kam zwar glücklich und ſeiner Meinung nach unentdeckt an Land, allein die Kanarier hatten ſeine Anweſenheit ſchon wahrgenommen, und als die Europäer ſich in der Nacht ganz ſorglos ausſchifften, griffen ſie dieſelben mit ſolcher Hitze an, daß ſie nur mit vielem Verluſte ſich wieder auf ihre Schiffe retten konnten. Betancour war jetzt in halber Verzweiflung, er vergaß, daß dieſe Leute, unbekannt mit der Güte ſeines Charakters, nur ihre Freyheit zu vertheidigen ſuchten, und gieng abermals nach Spanien, um Unterſtützung zur Eroberung des widerſpenſtigen Kanaria zu ſuchen, die ihm auch verſprochen ward, er aber nicht benutzen konnte, da er 1408 in einem Alter von ſiebzig Jahren in Frankreich, wohin er, ſeine Verwandten zu beſuchen, gereiſt war, ſtarb.

Sein Neffe, Maſon von Betancour, dem er die Regierung während ſeiner Abweſenheit übertragen hatte, verwaltete dieſe eine Zeitlang zu allgemeiner Zufriedenheit. Als er aber den Tod ſeines Oheim erfuhr, verwandelte er ſeine Gelindigkeit in eine ſchreckliche Deſpotie; und da ſich ihm der Biſchof widerſetzte, und die Sache nach Spanien meldete, wurde hier eine ſtrenge Unterſuchung ſeines Verhaltens beſchloſſen und eine Flotille nach den kanariſchen Inſeln beſtimmt. Indeſſen ward Betancour dennoch von der Anklage losgeſprochen, wahrſcheinlich deswegen, weil er ſich dazu verſtand, ſein Recht auf die Inſeln dem Grafen von Niebla zu verkaufen. Der Kaufkontrakt ward 1418 geſchloſſen; allein die Inſeln mußten nun erſt erobert werden, und das war nicht leicht, weil dort alles gegen den Maſon, der vermöge des Kontrakts Gouverneur bleiben ſollte, eingenommen war. Er verließ auch bald dieſe Inſeln und begab ſich nach Madera, und der Graf ſchenkte ſie einem gewiſſen Peraza, welcher bald ſtarb, und ſie ſeinem Neffen hinterließ, der in einer Unternehmung gegen die Inſel Palma getödtet wurde. Nun ward Diego von Herrera, der Schwager des Getödteten, Herr der kanariſchen Inſeln im Jahr 1444, ein kühner Mann, der ebenfalls mehrere Verſuche machte, die Inſel Kanaria zu erobern, welche aber alle höchſt unglücklich ausfielen; denn wenn er auch einmal ganz freundſchaftlich von den Einwohnern aufgenommen wurde, ſo geſchah dieß doch nur dann, wenn er ohne viele Leute dahin kam, und ſobald er nun wirklich Beſitz von der Inſel nehmen wollte, war alles auf einmal in den Waffen. Eine Reihe Niederlagen ließen ihn endlich den Gedanken aufgeben, die tapfern Kanarier mit Gewalt zu bezwingen; aber er fieng an auf Liſt zu ſinnen, und erhielt endlich, nachdem er Frieden mit ihnen geſchloſſen hatte, die Erlaubniß,

des Handels wegen ein Haus auf der Inſel zu bauen, welches bald in ein Fort verwandelt ward, und deſſen Befehlshaber den Auftrag hatte, die Inſulaner, ſo ſehr als möglich, uneinig unter ſich ſelbſt zu machen. Allein auch dieß mislang, denn die Kanarier, welche der ſpaniſchen Plackereyen aus dem Fort bald müde wurden, brauchten eine Kriegsliſt, und bemächtigten ſich des Forts glücklich, die Beſatzung aber machten ſie gefangen.

So viele Unfälle machten zuletzt alle Unterthanen des Herrera gegen ihn ſchwierig; es kam zu öffentlichen Beſchwerden, und da die Krone Spanien die drey noch uneroberten Inſeln, Kanaria, Teneriffa und Palma, gern unter ihre Botmäßigkeit bringen wollte, ſo ward Herrera beredet, ſeine Rechte darauf für ohngefähr achtzehntauſend Thaler zu verkaufen, welches damals, da die Entdeckung von Amerika noch nicht ſo viel Geld im Umlauf gebraucht hatte, eine ſehr große Summe Geldes war.

Nachdem nun dieſer Handel zu Stande gebracht worden war, wurde Don Juan Rejon, mit einer anſehnlichen Flotte, im Jahr 1477 nach Kanaria abgeſchickt. Die Landung geſchah ohne Widerſtand, aber es währte nicht lange, ſo hatten die Kanarier ihre ganze Macht vereinigt, und giengen auf die Spanier los. Das Gefecht war äußerſt hartnäckig, zuletzt aber mußten die Kanarier weichen, und ſeitdem wagten ſie es nie wieder, den Spaniern auf freyem Felde zu begegnen. Indeſſen zeigte ſich für dieſe letztern ein neuer Feind, nämlich die Portugieſen, welche ſiebzehn Karavellen hierher ſchickten und den Einwohnern Hülfe zu leiſten verſprachen. Allein der ſpaniſche General ſchlug die gelandeten Portugieſen, ehe ſie noch alle aus den Schiffen waren, und die übrigen kehrten wieder nach Portugall zurück. Eine

Reihe Mishelligkeiten unter den Spaniern hielten den Gang der Operationen eine lange Zeit auf; und als der Krieg wieder ſeinen Fortgang nahm, hatten ſich die Kanarier wieder ſo ſehr gerüſtet, daß die Spanier unaufhörlich zu kämpfen hatten. Dieſe kleine Inſel machte den Spaniern ſo viel Mühe, und koſtete ihnen ſo viel Blut, als ihnen, wie wir im letzten Bande unſers Werkes ſehen werden, die Zerſtörung der Reiche, Mexiko und Peru, nicht gekoſtet hat. Endlich mußten die braven Kanarier dem neuerfundenen Feuergewehr unterliegen, und ihre Inſel war 1483 völlig erobert, nachdem ſie, von Johann Betancours erſtem Verſuche angerechnet, ſieben und ſiebzig Jahr ihre Freyheit vertheidigt hatten. Die Eroberung dieſer Inſel ſchien auch den Spaniern ſo wichtig, daß ſie dieſelbe durch eine feyerliche Ausrufung allem Volke verkündigten, und ihr den Titel eines Königreichs ertheilten.

Einer der Offiziers, die mit auf Kanaria geweſen waren, Namens Alonzo de Luga, unternahm nun die Eroberung von Palma, wo er zwar vielen Widerſtand fand, zuletzt aber doch ſo wohl dieſe als die Inſel Teneriffa eroberte.

Wir wollen nun von dieſen Inſeln überhaupt einige Nachrichten liefern, und nachher von jeder insbeſondre eine beſondre Beſchreibung machen.

Im ganzen genommen ſind dieſe Inſeln ſehr fruchtbar, haben alles was die Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens erheiſchen. Nur das Waſſer iſt nicht das beſte, welches aber die Einwohner auf alle Weiſe zu verbeſſern ſuchen. Vorzügliche Produkte dieſer Inſeln ſind Korn, Bohnen, Erbſen, alle Arten von Gartengewächſen, Wurzeln, Kräuter, Obſt, Wein, Zuckerrohr, Honig, Wachs, allerley

zahmes Vieh, Pferde, Wildpret, Federvieh, Fiſche, u. ſ. w. von welchen allen wir bey Beſchreibung der einzelnen Inſeln umſtändlicher ſprechen werden.

Wir machen mit den Inſeln **Lancerota** und **Fuertaventura**, die zuerſt entdeckt wurden, und ſich auch in den meiſten Stücken ähnlich ſind, den Anfang. Beyde Inſeln haben ein ſehr geſundes Klima, wozu wohl die Trockenheit des Bodens und die immer wehenden Nordwinde das meiſte beytragen. Die Witterung iſt ohngefähr folgende: von der Mitte oder dem Ende des Aprils, bis zu Anfang oder Mitte des Oktobers, wehet ein ſehr ſtarker Wind, und faſt ununterbrochen aus Norden und Nordoſten. Von der Mitte des Oktobers bis zu Ende des Aprils ſpringt er zuweilen auch in andre Gegenden um. Der Südoſtwind bringt beſtändig Regen, und iſt daher den Inſulanern jederzeit ſehr willkommen. Wenn dieſer Regen, der den ganzen Boden durchweicht, zu fallen anfängt, ſäen die Einwohner ihr Korn aus, und zu Ende des Aprils iſt es reif zur Erndte. Die Nord- und Nordoſtwinde ſind ſo heftig, daß ſie keine Art von Bäumen aufkommen laſſen, beſonders auf Lancerota, denn Fuertaventura iſt dem Winde nicht ſo ſehr ausgeſetzt, daher auch nicht völlig ſo unfruchtbar an Bäumen und Stauden. Hier wachſen noch Palmen, wilde Oelbäume, und eine Art von wilden Fichten, welche die Einwohner Tarrahala nennen. Die Baumwollen und Euphorbiumſtaude, Feigenbäume und eine Staude, welche ſtachlichte Birnen trägt, wachſen in Gärten, wiewohl die letztere in den weſtlicher gelegenen Inſeln wild auf den Feldern wächſt.

a) J. Lancerota und Fuertaventura.

Den Mangel an Bäumen erſetzt der Ueberfluß von trefflichen Kräutern, und die Menge wohlriechender Blumen. Auch wächſt auf beyden Inſeln Getreide von verſchiedener Art, als Waizen, Gerſte,

Mais und zwar alles ſo häufig, daß es nicht nur für ſie ſelbſt, ſondern auch für die Einwohner von Teneriffa und Palma zureicht, die ihr Brodkorn faſt allein von dieſen Inſeln ziehen. Der Weinſtock iſt auf Lancerota erſt in dieſem Jahrhundert gepflanzt worden. Damals brach ein Volkan aus und bedeckte viele Felder mit leichtem Staube und Bimsſteinen, wodurch der Boden ſo ſehr verbeſſert wurde, daß man Weinſtöcke anpflanzen konnte, welche ſehr gut fortkommen und Trauben bringen; der Wein aber, den man davon macht, iſt leicht, ohne Kraft, und ſo ſcharf vom Geſchmack, daß ein Fremder ihn kaum vom Weineſſig unterſcheiden wird. Fuertaventura aber bringt mehr und beſſern Wein.

Auf den Felſen an der Seeküſte findet man eine Menge von Orchillakraut (Orſeille). Es hat einen runden Stengel von der Stärke eines Bindfadens; ſeine Farbe iſt grau, und fällt ins Weiße, und hin und wieder findet man auf demſelben weiße Flecken. Aus einer Wurzel wachſen mehrere Stengel, die ſich wieder in Zweige vertheilen. Von Erde oder Staub ſieht man nicht das Geringſte auf dem Felſen, auf welchem es wächſt. Es färbt ſehr ſchön purpurroth, und je runder und dunkler es von Farbe iſt, je mehr weiße Flecken es hat, deſto beſſer und theurer iſt es. Man findet es auf den kanariſchen, maderiſchen und den Inſeln des grünen Vorgebirgs, auf auch der Küſte der Barbarey; das beſte und meiſte aber wächſt auf den kanariſchen Inſeln.

Auf Lancerota ſind ſehr wenig Waſſerquellen oder Brunnen befindlich. Die Einwohner ſammeln daher für ſich ſelbſt und ihr Vieh das Regenwaſſer in Gruben und Ciſternen. Eben ſo machen ſie es auf Fuertaventura, ohngeachtet man hier mehr Quellen und

Brun-

Brunnen hat, deren Waſſer aber faſt durchgängig von ſalzigtem Geſchmacke iſt.

Das Thierreich auf dieſen Inſeln beſteht in Kameelen, Pferden, Eſeln, Ochſen, Schafen, Ziegen, und Schweinen, welches alles, die Schafe und Ziegen ausgenommen, erſt nach der Eroberung aus der Barbarey und Spanien dahin gebracht werden. Im Frühjahr iſt dieß Vieh ſo fett, als ob es mit Oel überzogen wäre; wenn aber zu Anfang des Herbſts das Gras verwelkt oder aufgezehrt iſt, wird es ſo mager, daß es nicht einmal zum Eſſen taugt. Die Seeküſten liefern den Einwohnern beyder Inſeln einen Ueberfluß von guten Fiſchen, vorzüglich mit einer Art Stockfiſch der weit wohlſchmeckender iſt, als der Stockfiſch von Newfoundland. Einer der hieſigen Fiſche, der Pikudo oder Seehecht, beißt tödtlich, iſt er aber getödtet und zugerichtet, ſo giebt er eine ſehr gute Speiſe.

Vögel ſind wegen Mangel der Gebüſche ſehr ſelten, doch giebt es einige Kanarienvögel, Tubaydas von der Größe eines Staars, weiß mit ſchwarz gefleckt, Rephühner und Raben. Giftige Thiere findet man gar nicht außer einer ſchwarzen Spinne.

Die alten Einwohner von Lancerota ſowohl als Fuertaventura waren ein gutes harmloſes Volk, deſſen einziges Vergnügen im Singen und Tanzen beſtand. Sie waren ſehr ſchnell, und es galt für Ruhm, wenn es einer dem andern im Springen zuvorthun konnte. Sie waren größer von Wuchs und beſſer gebildet, als die Bewohner der übrigen Inſeln. Ihre Häuſer waren von Steinen erbaut, ohne Kitt oder Kalk, dennoch aber ſehr feſt. Auch hatten ſie Häuſer zum Gottesdienſt, Efeguen genannt. Dieſe waren rund und beſtanden aus zwey Mauern, eine innerhalb der andern mit einem offnen Raum dazwi-

ſchen. In dieſer Art von Tempeln opferten ſie ihrem Gott, denn ſie verehrten nur einen, Milch und Butter. Die Kleidung der Einwohner von Lancerota beſtand aus Ziegenfellen, welche zuſammengenäht und wie ein Mantel mit einer Kappe geſtaltet waren. Von eben dieſer Materie waren die Schuhe, und bey dieſen das Rauche auswärts gewendet. Auch ihre Mützen waren von Ziegenfell mit drey Federn vorn an der Stirne. Das Haar trugen ſie lang und den Bart in Flechten gedrehet. Ihre Nahrung war geröſtetes Gerſtenmehl, gebratenes und gekochtes Ziegenfleiſch, auch Milch und Butter. Ihre Art, Feuer zu machen, war, daß ſie einen Stock von trocknem harten Holze nahmen, den ſie in einer weichen, trocknen, ſchwammigten Diſtel ſo lange herum drehten, bis ſie in Brand gerieth. Wenn ſie ihr Land mit Gerſte beſäeten, gruben ſie es mit Ziegenhörnern, droſchen ſie mit Stecken, und mahlten ſie in einer Handmühle von zween Steinen. Wenn ſie krank wurden, heilten ſie ſich ſelbſt mit den Kräutern, die auf der Inſel wuchſen, und wenn ſie an einem Gliede des Leibes Schmerzen hatten, ritzten ſie den leidenden Theil mit ſcharfen Steinen auf, oder brannten ihn mit Feuer, und rieben ihn dann mit Ziegenbutter. Starb einer, ſo ward er in einer Höhle begraben.

Die Einwohner auf Fuertaventura kleideten ſich in Schaffelle mit kurzen, bis an den Ellnbogen reichenden, Aermeln. Sie hatten auch kurze Hoſen, und kurze und ſolche Schuhe, wie die Lancerotaner, denen ſie auch in Bedeckung des Kopfs und dem Tragen des Haares gleich waren.

Die jetzigen Einwohner dieſer Inſeln ſind eine Vermiſchung von ächten Eingebornen, Europäern und mauriſchen Gefangenen. Sie ſind groß, ſtark, und von ſehr dunkler Farbe. Bey den Einwohnern

der übrigen kanariſchen Inſeln ſtehen ſie in dem Rufe, Leute von ſehr groben, ungeſchliffnen Sitten zu ſeyn. Ihre Kleidung iſt ſpaniſch, aber ſehr ſchlecht. Die Häuſer der Gouverneurs ſind von Steinen und Kalk erbauet, die der Vornehmern mit Ziegeln, gemeiner Leute Häuſer nur mit Stroh gedeckt; die meiſten aber nicht anders gebaut, als bey uns die Scheunen, ſo daß die Zimmer oben keine weitre Bedeckung als das Dach haben. Der Landmann nährt ſich gewöhnlich von geröſtetem Gerſten- oder Waizenmehl, welches ſie in einen Teig kneten, und ohne weitere Zubereitung eſſen, zuweilen aber dadurch wohlſchmeckender machen, daß ſie jeden Biſſen in Honig tunken. Iſt die Milch gut, thun ſie es auch wohl in dieſelbe, und eſſen es mit Seemuſcheln wie Suppe. Brod wird, außer von den Vornehmen, faſt gar nicht gegeſſen, und Fleiſch oder Fiſche ißt der Landmann nur an Feſttagen, bey Hochzeiten u. ſ. w. Die meißten Einwohner treiben den Landbau, und nur ſehr wenige treiben Handwerke, denn ihre Kleidung machen ſie ſich ſelbſt, Hausgeräthe und dergl. aber bekommen ſie aus den andern Inſeln.

Alle lieben den Boden, auf welchem ſie geboren ſind, außerordentlich. Sehr wenige von ihnen kommen nach Spanien, oder auch nur nach Kanaria, auſſer wenn ſie einer Rechtsſache wegen dahin müſſen. Wenn einer nur einigermaßen etwas hat, ſo wird er gewiß ſein ganzes Leben durch hier bleiben, und ein Vornehmer würde ſich ſchämen, außer Land zu gehen, und ſein Vermögen durch Handlung zu verbeſſern. Aber ſchämen wird er ſich nicht, zu betrügen, wie er nur kann, und die Bauern zu drücken, ſo viel an ihm iſt. Stolz, Geiz, Treuloſigkeit, Unwiſſenheit und der höchſte Grad von Bigotterie charakteriſiren übrigens die hieſigen Einwohner.

Ohnge-

Ohngeachtet die Nachkommen des Hauſes Herrera eigentlich die Herren dieſer beyden Inſeln ſind, ſo beſitzen ſie doch nur einen ſehr kleinen Theil von Macht und Gerichtsbarkeit, und die Regierung iſt jetzt in den Händen eines Alkade Major und Governador de las Armas, von denen der erſte die bürgerlichen, der zweyte die militäriſchen Angelegenheiten zu beſorgen hat. Von dem Ausſprüchen des Alkade Major kann an das königliche Obergericht in der Inſel Kanaria appellirt werden, und der Governador empfängt ſeine Befehle von dem Generalgouverneur auf Teneriffa. Regulirte Soldaten ſind nicht auf der Inſel, aber eine ordentlich eingerichtete Miliz, welche auch immer in gutem Zuſtande iſt; weil man Beyſpiele hat, daß die barbariſchen Seeräuber hier gelandet ſind, und vielen Schaden gethan haben. Ohngeachtet übrigens dieſe Inſeln nur wenig von der Krone Spanien geachtet werden, ſo ſind ſie von großer Wichtigkeit, denn wenn ſie einmal erobert werden ſollten, ſo wäre es unausbleiblich auch um Palma und Teneriffa geſchehen, da dieſe von hier aus mit Getreide verſorgt werden. Die Ausfuhre dieſer beyden Inſeln ſchränket ſich bloß auf die andern Kanarien ein, und beſteht in Waizen, Orſeille, Mais, Vieh, Geflügel, Käſe, Ziegenfellen, Salz und etwas eingeſalznen Fiſchen. Vor etlichen zwanzig Jahren führte man viele Kameele aus Fuertaventura nach den engliſchen Kolonien in Weſtindien, allein der Handel ward bald verboten, weil man befürchtete, die Zucht möchte ſich hier verlieren. Die Kornausfuhr aus der ebengenannten Inſel iſt gleichfalls verboten, daher die Einwohner nur ſo viel bauen, als ſie für ſich nöthig achten, und in dürren Jahren bald Hungers ſterben müſſen. Die Einfuhr kommt auch faſt allein von den andern Inſeln, beſonders von Teneriffa, welche der Mittelpunkt der Handlung für alle kanariſchen Inſeln

ſeln iſt. Sie beſteht in engliſchen wollenen Zeugen, deutſcher Leinwand, Branntwein, Wein, Oel, Obſt, Dielen, andren Arten Bauholz, Barken, Fiſcherkähnen, Wachs, Hausgeräth, Rauch- und Schnupftaback, Seife, Lichter und eine anſehnliche Menge baares Geld, das meiſt für Proceßkoſten nach Kanaria geht; denn die Einwohner ſind im höchſten Grade proceßſüchtig.

Die Inſel **Lancerota** hat drey Häfen; bey dem einen iſt ein Salzwerk, in einem viereckten Stück Landes beſtehend, und von zwey Zoll tiefen Gräben durchſchnitten, in welche das Seewaſſer gelaſſen wird, das dann durch die Sonnenhitze und die Natur des Bodens ſich in Salz verwandelt. Der Hauptort der Inſel iſt die Stadt **Cayas** oder **Rubicon**, welche ohngefähr zweyhundert Häuſer, eine Kirche und ein Mönchskloſter enthält. Die Wohnhäuſer haben größtentheils ein ſchlechtes Ausſehen, und in der Nähe iſt ein altes Kaſtell mit einigem Geſchütz beſetzt. So wohl hier als auf der andern Inſel ſind viele Hügel, die ehedem Vulkane geweſen ſeyn müſſen; ihre Gipfel haben nur einen kleinen Umfang, und ſind hohl; der Rand der Gipfel aber iſt gewöhnlich ſehr ſchmal und ſcharf. In neuern Zeiten errinnert man ſich noch Ausbrüche auf Lancerota, wo vor funfzig Jahren ein Volkan ausbrach, der eint ſo ungeheure Menge Aſche und Steine auswarf, daß viele Einwohner ihre Häuſer verließen, und nach Fuertaventura flohen. Dieſer Volkan war dicht an der See, und in derſelben erhob ſich ein kleiner pyramidenförmiger Felſen über das Waſſer, der noch jetzt da iſt und mit der Inſel durch die von dem Volkan ausgeworfne Materie verbunden iſt. Cayas.

Fuertaventura wird durch einen engen Kanal von Lancerota geſchieden. Dieſe Inſel iſt in der Mitte

ſo

ſo ſchmal und niedrig, daß ſie von der See beynahe in zwey Theile geſchieden wird. Was auf der Südſeite der Erdenge liegt, iſt bergigt, ſandigt, unfruchtbar und faſt ganz unbewohnt, der nördliche Theil iſt auch bergigt, jedoch im Innern bewohnt und bevölkert. Der Hauptort iſt eine in einer ſehr kornreichen Gegend gelegene Stadt, mit ſchlechten Häuſern, etwan hundert an der Zahl.

La Villa.

Dieſe beyden Inſeln ſind beynahe Wüſteneyen, wenn man ſie mit der angenehmen und fruchtbaren Inſel Kanaria vergleicht. Dieſe Inſel hat ohngefähr vierzehn Stunden in der Länge, neun in der Breite, und fünf und dreyßig im Umfange. Der Mittelpunkt des Landes iſt hoch und voller Gebirge, welche ſo weit über die Wolken emporragen, daß ſie den Lauf des Nordoſtwindes hemmen. An dem nordöſtlichen Ende iſt eine Halbinſel, von etwan zwey Stunden im Umfange. Unter allen kanariſchen Inſeln iſt die Luft auf Kanaria am angenehmſten. Selten überſteigt die Hitze des Sommers diejenige, welche im Julius und Auguſt bey uns herrſcht, und der kälteſte Winter iſt nicht ſtrenger als der May in unſern Gegenden. Selten bedecken Wolken den Himmel, und die einzige unangenehme Witterung iſt dann, wenn der Südoſtwind von der großen Wüſte in Afrika gegen die Inſel zu wehet, denn dieſer Wind iſt heiß, trocken und erſtickend, thut auch den Früchten viel Schaden, theils wegen ſeiner verderblichen Eigenſchaften, theils weil er Wolken von Heuſchrecken mitbringt, die alles was ſie finden, verzehren. Auf den Bergen aber iſt die Witterung von andrer Beſchaffenheit, denn hier iſt es ſehr kalt im Winter, und die Gipfel derſelben ſind wegen des häufigen Schnees unbewohnbar.

b) Kanaria.

Die Inſel iſt auch ſehr waſſerreich, hat Ueberfluß an Holzungen, und alles, was gepflanzt wird,

kommt

kommt auf das beſte fort, und die Fichte, Palme, wilde Olive, Lorbeer, Pappel, Hollunder, Drachenbaum, Roſenholz, Aloe, Sykomorus und Tubayba wachſen hier ohne alle Wartung. Die letztere iſt eine Staude, deren Zweige nur an den äußerſten Spitzen Blätter haben. Wenn dieſe Staude mit einem Meſſer geſpalten, oder auch nur mit einem Stocke geklopft wird, giebt ſie eine klebrige Subſtanz von weißer Farbe von ſich. Euphorbium wächſt ſehr häufig; die Terrabaka iſt eine Art Tachsbaum; die Retama eine dürre Staude ohne Blätter, den Zweigen eines Weinſtocks nicht unähnlich.

Von Baumfrüchten giebts hier Mandeln, Haſel- und Wallnüſſe, Aepfel, Birnen, Pfirſchen, Aprikoſen, Kirſchen, Pflaumen, Maulbeeren, Feigen, Bananas, Datteln, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Granaten, mit einem Worte, alle amerikaniſche und europäiſche Obſtfrüchte, die Ananas ausgenommen, deren es auf allen dieſen Inſeln keine giebt.

An Getreide haben ſie Waizen, Gerſte und Mais, aber Erbſen, Bohnen und Linſen ſind ſehr ſelten. Melonen von verſchiedner Art, Pataten, Yams, Kürbiſſe, Kohl, Sallat und anderes Gemüſe und Wurzeln ſind in Menge vorhanden. Demohngeachtet aber ſoll ſich das angebaute Land gegen den unfruchtbaren Boden wie eins zu ſieben verhalten, wiewohl die Bauern mit geringem Fleiß und Aufwand viele Bäche auf ihre dürren Felder leiten könnten, wenn die Regierung nicht die Ausfuhr der Lebensmittel verboten und dadurch dem Landbau ein ſo mächtiges Hinderniß in den Weg gelegt hätte.

Der fruchtbarſte Theil von Kanaria iſt der Berg Dorames, etwan zwey Stunden von der Stadt Palmas. Dieſer iſt mit Hainen von verſchiednen Arten wohl-

wohlriechender Bäume bedeckt, deren Zweige ſo dicht in einander verflochten ſind, daß kein Stral der Sonne hindurch dringen kann. Die Bäche, welche dieſe anmuthigen Gehölze bewäſſern, das Wehen der ſanften Winde, und der melodiſchen Geſang der Kanarienvögel machen ein Ganzes zuſammen, daß man ſich nicht enthalten kann, an die Sagen der Alten zu denken, welche die Wohnung Seligen hieher ſetzen.

So angenehm dieſe Gegend iſt, ſo dürr und trocken iſt der höher gelegene Theil der Inſel; er trägt weder Gras noch Stauden, weil er über die Wolken erhaben, weder Thau noch Regen hat, und beſtändig einem trocknenden Winde ausgeſetzt iſt. Die ungeheure Menge verkalchter Steine, Aſche und Lava machen den Boden ſehr unangenehm, volkaniſche Ausbrüche aber haben ſich ſeit der Eroberung nicht eräuget. Der Wein, welcher in Kanaria wächſt, iſt gut, und wird häufig nach dem ſpaniſchen Amerika verſchiffet. Oel macht man weder in dieſer noch in den andern Inſeln, ungeachtet Oliven in Kanaria angepflanzt worden ſind. Ehedem ward auch viel Zucker gemacht, allein der ſtarke Abſatz von Wein und Branntewein aus Kanaria nach dem ſpaniſchen Amerika verminderte den Zuckerbau, weil es die Einwohner einträglicher fanden, von dem Ertrag ihrer Weine zu Havanna Zucker einzukaufen, als ihn in ihrem eigenen Lande zu erzeugen.

Die hieſigen Thiere ſind Kameele, Pferde, Eſel, etliche wenige Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninichen, Hühner, Truthühner, Gänſe, Enten, Rephühner, Krähen und Kanarienvögel. Zuweilen wird die Inſel auch durch Heuſchrecken verwüſtet. Eydechſen ſind hier ſehr häufig, aber Schlangen, Skorpione findet man nicht, die große

ſchon

ſchon genannte Spinne und eine Art von Viper aus- genommen.

Als die Europäer zuerſt auf Kanaria kamen, ſchätzten ſie die Anzahl der Einwohner auf nicht weni- ger, als vierzehntauſend ſtreitbare Männer; aber zwey Drittel derſelben wurden bald darauf durch eine Peſt hingerafft. Sie waren von brauner Farbe, groß, wohl gewachſen, muthig, kriegeriſch, fröhlich, gut- herzig und ſo pünktlich in ihren Verſprechungen, daß ſie eine Lüge für das größte Verbrechen hielten. Sie hatten einen Adel, der ſich von dem gemeinen Volke durch beſondern Schnitt ſeiner Haare und Bärte un- terſchied. Dieſen Adel erbte man nicht bloß durch Geburt, ſondern erhielt ihn erſt durch eine förmliche und öffentliche Erklärung des Faykags, eines Man- nes von großer Würde und des nächſten nach dem Guanarteme, deſſen Geſchäft es war, die Streit- ſachen der Eingebornen zu entſcheiden, und die gottes- dienſtlichen Ceremonien anzuordnen. Ihre Art, den Adel zu ertheilen, war ſehr ſonderbar. Hatte der Sohn eines Edelmanns ein gewiſſes Alter erreicht, ſo ließ er ſein Haar wachſen, und ſobald er fand, daß er Stärke genug hatte, die Beſchwerden des Kriegs zu ertragen, gieng er zu dem Faykag, und verlangte den Adel. Hierauf gieng der Faykag in das Dorf, wo der Jüngling her war, verſammelte dort die Ein- wohner und ließ ſie bey dem Akoran, ihrem Gott, ſchwö- ren, daß ſie ihm einen getreuen Bericht von dem jun- gen Menſchen geben wollten. Dann fragte er ſie, ob ſie jemals geſehen, daß er ſich ſo ſehr erniedrigt hät- te, Speiſen zuzubereiten, Vieh zu hüten, zu melken u. ſ. w. ob er zankſüchtig ſey, oder ſonſt etwas gethan habe, daß einem guten Mann nicht zuſtehe. Be- antworteten ſie dieſe Fragen alle mit Nein, ſo ſchnitt der Faykag dem Jüngling das Haar in die Runde,

gab ihm eine Stange in die Hand, und erklärte ihn für edel. Konnten ihm die Anweſenden aber etwas Schuld geben, ſo ſchor ihm der Kaykag den Kopf ganz kahl, und ſchickte ihn mit Schimpf hinweg.

In ihren Kriegen hielten ſie es für klein und niederträchtig, den Weibern und Kiudern des Feindes etwas zu Leide zu thun. Die Waffen, deren ſie ſich im Kriege bedienten, waren Keulen, welche ſie Modagas nannten, und ſcharfgeſpitzte, im Feuer gehärtete Stangen, Amodagas genannt. Nachdem aber die Europäer Einfälle auf die Inſel gethan hatten, ahmten ſie denſelben nach, und machten ſich Schilde und Schwerdter, welche im Feuer ſo ſehr gehärtet wurden, daß ſie der Schärfe des Stahls wenig nachgaben. Außerdem hatten ſie auch den Europäern Waffen abgenommen, die ſie im Treffen gut zu brauchen wußten. Sie hatten öffentliche Plätze zu Zweykämpfen, um welche Bühnen angelegt waren, daß jedermann zuſehen konnte. War eine Ausfoderung angenommen, ſo begaben ſich die Partheyen zu dem Rath der Inſel, der aus zwölf Gliedern beſtand, und baten um die Erlaubniß, ſich ſchlagen zu dürfen. Wenn dieß geſchehen war, verſammelten ſie alle ihre Verwandten, nicht um Hülfe von ihnen zu haben, ſondern bloß um Zuſchauer ihrer Tapferkeit zu ſeyn. Die Geſellſchaft verfügte ſich dann auf einen öffentlichen Platz, wo die Kämpfer zwey an den entgegengeſetzten Enden deſſelben aufgerichtete Steine beſtiegen, die oben flach und etwan eine halbe Elle breit waren. Auf dieſen ſtanden ſie feſt, bis ſie drey runde Steine auf ſeinen Gegner geworfen hatte. Darauf bewaffneten ſie ſich mit ſcharfen Kieſeln in ihrer Linken, und Keulen in ihrer Rechten, giengen auf einander los, fielen ſich an, und ſchlugen und ſchnitten einander ſo lange, bis ſie müde waren; worauf ſich dann beyde Partheyen, nach gemein-

ſchaft-

ſchaftlicher Einwilligung, mit ihren Feinden entfernten, um zu eſſen und zu trinken, dann aber wieder auf den Kampfplatz zurückkehrten und das Gefecht wieder erneuerten, bis die Richter riefen: Genug! Zerbrach einer während des Kampfs ſeine Keule, ſo hörte der andre auf zu ſchlagen, und keiner wurde als Sieger erklärt. Dieſe Zweykämpfe geſchehen gewöhnlich bey feyerlichen Gelegenheiten, Feſten, u. ſ. w.

Die Vielweiberey war hier ſo wenig eingeführt, als die Vielmännerey. Ihre Kinder wurden mit groſſer Sorgfalt erzogen, und ihre Kinderzucht verrieth wirklich ſehr viele Ueberlegung. Sie hatten eine Art Nonnen, Magadas genannt, welche ſich von andern Weibern durch ihre langen Kleider, die ihnen im Gehen auf dem Boden nachſchleppten, unterſchieden. Die Klöſter oder Häuſer, in welchen ſie wohnten, hieſſen Tamogantern Akoran. Sie beſprengten ſich täglich mit Ziegenmilch. Der Akoran, glaubten ſie, wohne in der Höhe, und regiere alle Dinge auf Erden. Sie hatten zwey Felſen auf der Inſel: zu dieſen giengen ſie, bey allgemeinen Landesnöthen, in Proceſſion, begleitet von den Nonnen, welche Palmzweige und Gefäße mit Milch und Buttor in den Händen trugen. Dieſe goſſen ſie auf die Felſen aus, tanzten um dieſelben herum, und ſangen Klagelieder. Von da giengen ſie an die Seeküſte, ſchlugen alle zugleich mit ihren Ruthen ins Waſſer, und erhoben zu gleicher Zeit alle ein ſehr lautes Geſchrey.

Die Kleidung der Kanarier war ein enger Rock mit einer Kappe, wie bey den Kapuzinern, welcher bis auf die Knie reichte, und mit einem ledernen Riemen gegürtet war. Dieſe Kleidung machten ſie aus einer Art Binſen, welche ſie ſo lange klopften, bis ſie ſo weich wurden, als Flachs. Ueber derſelben trugen ſie Mäntel von Ziegenfellen, die rauche Seite

im Sommer auswärts, und im Winter einwärts gekehrt. Ihre Mützen von Ziegenfell waren ſo gemacht, daß unter jedem Ohre ein Ziegenbart herabhieng. Ihre Schuhe waren wie die ſchon angeführten; ihre ganze Kleidung aber hatte eine weit zierlichere Form, als auf den übrigen Inſeln.

Ihre Häuſer waren von Steinen, ohne Kalk, erbauet, und ſo regelmäßig, daß ſie ſehr gut in die Augen fielen. Oben legten ſie hölzerne Balken, dicht neben einander, und bedeckten ſie mit Erde. Die Mauern dieſer Häuſer waren ſehr niedrig, und der Fußboden gieng tiefer herab, als der Grund, auf welchem ſie erbauet waren. Ihr Hausgeräthe beſtand aus Körben, und Matten von Palmblättern und Binſen, ſehr ſauber gemacht und künſtlich geflochten. Die Weiber beſchäftigten ſich vorzüglich mit Mahlen und Färben. Die Fäden, deren ſie ſich zum Nähen bedienten, wurden von den Sehnen der Thiere gemacht; die Nadeln von Knochen und die Fiſchangeln von Horn.

Wenn einer von ihren Edeln ſtarb, nahmen ſie die Eingeweide aus dem Körper, wuſchen dieſelben und begruben ſie in die Erde. Der Leichnam ward in der Sonne getrocknet, in Ziegenfelle gewickelt, und dann aufrecht in eine Höhle geſtellt, mit denſelben Kleidern, die er bey Lebzeiten getragen hatte. Das gemeine Volk wurde in Löchern begraben, und diejenigen ausgenommen, welche aufrecht ſtanden, legte man die übrigen alle mit dem Kopfe gegen Norden.

Als die Spanier dieſe Inſel eroberten, wurde ſie von zwey Fürſten regiert, vorher aber hatten ſie Hauptleute über jeden kleinen Diſtrikt gehabt.

Die jetzigen Einwohner ſind ſchmächtig von Körper, von mittlerer Größe, gut gewachſen, und ſe-

hen

hen ſchwärzer aus, als die Bewohner der ſüdlichſten Theile von Spanien. Die Landleute kleiden ſich völlig wie ſpaniſche Bauern. Alle geringen Leute laſſen ihr eigenes, ſchwarzes Haar ſehr lang wachſen; die Vornehmen aber tragen ſtatt deſſelben weiße Perücken, die gegen die braune Geſichtsfarbe ſehr ſonderbar abſtechen. Ihre Perücken, Oberkleider und Degen tragen ſie nie, als wenn ſie förmliche Beſuche ablegen, Proceſſionen halten, und an hohen Feſttagen zur Kirche gehen. Zu andern Zeiten tragen ſie eine beinerne Nachtmütze, mit Spitzen eingefaßt, und auf derſelben einen breitrandigen, niederhangenden Huth, und ſtatt des Oberkleides einen langen weiten kamelottnen Mantel von roſenrother oder ſchwarzer Farbe. Weibsperſonen von geringem Stande tragen auf dem Kopfe ein grobes leinenes Tuch, welches ihnen auf die Schultern herabhängt; und heften es unter dem Kinn mit einer Nadel zuſammen, ſo daß der Untertheil ihren Nacken und Bruſt bedeckt. Darüber haben ſie beym Ausgehen einen breiten Huth. Schnürbrüſte haben ſie gar nicht, aber eine Menge Unterröcke, welche ihnen ein äußerſt dickes Anſehen geben.

In Palmas, der Hauptſtadt der Inſel, fahren einige Damen in Kutſchen, und kleiden ſich nach franzöſiſcher und engliſcher Art, keine aber geht ohne Schleyer über die Gaſſe, den ſie aber ſo tragen, daß man Geſicht und Bruſt ſehen kann. Mädchen vom Stande haben keine Kopfbedeckung, ſondern flechten ihr langes Haar, und befeſtigen es oben auf dem Kopfe mit einem goldenen Kamme. Statt der Schnürbrüſte tragen ſie, gleich gemeinen Leuten, kurze ſenge Wämſer, auch Mäntelchen von Scharlachtuch, mit Gold und Silber beſetzt; das Koſtbarſte ihres Anzuges aber ſind Arm- und Halsbänder, Ohrringe und andre Geſchmeide.

Die Koſt des gemeinen Volks iſt Gerſtenbrey, Früchte, Weintrauben und eingeſalzne Fiſche, von welchen auch die unter allen Ständen ſo gemeine Krätze herrühren ſoll. Die Häuſer haben nur ein Stockwerk, ſind von Steinen und Kalch gebaut, und haben theils Stroh theils Ziegeldächer. Dieſe Häuſer ſind gewöhnlich ſauber, bequem und reinlich. Balken, Sparren und Fußböden ſind von Fichtenholz. Die Häuſer der Vornehmen ſind zwey Stockwerke hoch, viereckigt, mit einem offnen Hofe in der Mitte, und Balkons an jeder Ecke inwendig. Die Thür befindet ſich in der Mitte der Front des Hauſes; auf dieſe folgt noch eine andere Thür, und der Raum zwiſchen beyden heißt la Caſa Puerta. Geht man durch die innre Thür, ſo kömmt man in den Patio oder Hof, welcher nach Verhältniß des Hauſes groß oder klein und gewöhnlich mit Steinen gepflaſtert iſt. In der Mitte des Hofes befindet ſich viereckte oder runden ſteinerne Mauer, etwa vier Fuß hoch und mit Erde angefüllt, worein gewöhnlich Bananas, Pomeranzen oder andre Arten von Bäumen gepflanzt ſind. Die vornehmſten Zimmer ſind gewöhnlich in dem Viertheil des Hauſes, welches an der Straße liegt; es enthält einen Saal, nebſt einem Zimmer zu jeder Seite deſſelben. Die Fenſter beſtehen aus hölzernen Gittern, die ſehr künſtlich gemacht ſind, und ſich alle an der Außenſeite des Hauſes befinden. Die Zimmer ſind alle geweißt, die zu beyden Seiten des Saals und einige der übrigen ſind mit feinen Matten belegt; am Fenſter ſind Bänke, wo man ſitzt. Die Wände des Saals und einige Zimmer ſind mit Gemählden behangen, welche die Jungfrau Maria und andre Heilige vorſtellen; ſie ſind gewöhnlich in Lebensgröße, und enthalten irgend ein Stück ihrer Geſchichte. Die Betten beſtehen gewöhnlich aus Matratzen, leinenen Bettüchern und einer ſeidenen Decke. In einem beſondern Zimmer

mer jedes Hauſes iſt ein Ort, der einen Tritt höher als der Boden iſt, wo die Frauenzimmer ſitzen.

Die Kanarier ſind zwar ſehr gravitätiſch, aber ausnehmend lebhaft, ſcharfſinnig und voll Empfindung. Das Frauenzimmer zeichnet ſich durch ſeinen lebhaften, aufgeweckten Umgang aus. Die Vornehmen dieſer Inſel prahlen viel mit ihrer Geburt und das mit Recht, denn ſie ſtammen von einigen der beſten Familien in Spanien. Sie ſind gewöhnlich arm, aber außerordentlich höflich und artig. Auch die Bauern haben ſehr gute Sitten und faſt gar nichts von Bäueriſchem an ſich. Dabey aber iſt das gemeine Volk ſehr dem Stehlen ergeben, und Mordthaten ſind ſehr gemein. Sobald jemand einen getödtet hat, nimmt er ſeine Zuflucht in die Kirche, bis er Gelegenheit findet, aus dem Lande zu kommen. Das gemeine Volk ſchlägt ſich nicht auf öffentlichen Gaſſen, ſondern, wenn Jemand einen andern ſo ſehr beleidigt, daß er in heftigen Zorn darüber geräth, ſo rächt er ſich, ſo gut er kann. Im Eſſen und Trinken ſind ſie ſehr mäßig, und man ſagt ſogar, daß das Zeugniß eines Menſchen, der überwieſen dem Trunk ergeben iſt, vor Gericht nichts gelte. Die Vornehmen ſind ausnehmend proceßſüchtig und faſt alle in verworrne Rechtshändel verwickelt. Neigung zur Wolluſt iſt ein allgemeiner Zug im Charakter der Kanarier. Junge Leute verlieben ſich hier auf den erſten Blick, völlig im Geiſte unſrer empfindſamen Romane. Sind beyde Partheyen eins, und die Aeltern wollen nicht einwilligen, ſo wenden ſie ſich an den Pfarrer des Kirchſpiels, der den Aeltern zuredet, und wollen dieſe noch nicht, ſo nimmt er das Mädchen weg, und giebt mit ihrem Geliebten gemacht.

Vornehme Männer ſtehen hier mit Tagesanbruch oder Sonnenaufgang auf, und gehen bald darauf in

die Kirche, um Meſſe zu hören. Um acht oder neun Uhr Morgens nehmen ſie Schokolade. Am Mittag geht jedermann nach Hauſe, worauf alle Thüren bis drey Uhr zugeſchloſſen werden. Die erſte Schüſſel, welche auf den Tiſch kommt, iſt eine Suppe von Rindfleiſch, Hammelfleiſch, Schweinefleiſch, Speck, Karotten, Rüben, Kartoffeln, Erbſen, Zwiebeln, Safran u. ſ. w. gemacht, welches alles zuſammengekocht iſt; wenn es in die Schüſſel gegoſſen wird, thun ſie dünne Brodſchnitte hinzu. Das zweyte Gericht iſt gebratnes Fleiſch u. dergl. Das dritte ſind die Ingredienzien, aus welchen die Suppe gekocht ward; dann kommt das Deſert, welches aus Früchten und Konfekt beſteht Nach der Tafel trinkt man Wein und Waſſer. Gleich nach dem Eſſen wäſcht ſich die Geſellſchaft die Hände, worauf jeder aufſteht und Mittagsruhe hält.

Der Adel und die übrigen Vornehmen ſind faſt durchgehends arm, daher ſie die jüngern Söhne alle der Kirche widmen. Nicht wenig junge Frauenzimmer nehmen den Schleyer, und ſchließen ſich auf Lebenslang in Nonnenklöſter ein, weil ſie keine Männer ihrem Stande gemäß finden können.

Palmas. Die Hauptſtadt der Inſel heißt Palmas, ein großer Ort mit vielen ſchönen Gebäuden. Die Privathäuſer ſind im Ganzen genommen gut, und alle von Steinen erbauet. Die Anzahl der Einwohner wird auf ſechstauſend geſchätzet. Sie ſelbſt iſt nicht befeſtigt, aber gegen die Küſte hin liegen zwey Forts, die doch wenigſtens einigen Widerſtand zu leiſten im Stande ſeyn würden.

Außer Palmas giebt es auf der ganzen Inſel weiter keine Stadt, wohl aber mehrere Dörfer, von welchen Galdar und Telde die vorzüglichſten ſind.

Dieſe

Dieſe Inſel liegt ohngefähr ſechszehn Stunden gegen Nordweſt, von dem nordweſtlichen Theile der Inſel Kanaria, und iſt beynahe eine Dreyeck, deſſen Seiten faſt gleich ſind, indem jede ohngefähr zwölf Stunden lang iſt. In der Mitte liegt der berühmte Berg Pik, von den Einwohnern el Piko de Teyde genannt, von welchem wir in der Folge beſonders ſprechen werden. e) Inſel Teneriffa.

Die hieſige Witterung iſt von der ſchon bey Kanaria beſchriebenen nicht verſchieden; mit den Winden aber verhält es ſich ganz anders. Die Wolken ſtehen gewöhnlich in der Mitte zwiſchen der See und dem Gipfel des Piko. Die Produkte der Inſel ſind faſt dieſelben wie in Kanaria, nur daß hier weniger Kornland und mehr Weinberge ſind. Die Weine ſind ſtark, gut und zur Ausfuhr geſchickt, vorzüglich nach heißen Ländern, wo ſie ſich ſehr verbeſſern. Ehedem machte man hier eine Menge von Malvaſier oder Kanarienſekt. Orſeille wächſt hier im Ueberfluß.

Die alten Einwohner dieſer Inſel waren im Durchſchnitt von mittler Größe, an Farbe aber einander nicht gleich, indem die auf der nördlichen Seite viel weißer waren als die auf der ſüdlichen. Die Eingebornen erkannten einen Gott, welchen ſie in ihrer Sprache mit dem Namen: Erhalter des Himmels und der Erde, belegten. Wenn ſie durch Mangel an Regen oder auf andre Art in Noth kamen, verſammelten ſie ſich an gewiſſen beſonders dazu beſtimmten Orten, mit ihren Kindern und Heerden, ſetzten ſich da auf die Erde, und heulten und weinten da aufs kläglichſt, wobey zugleich ihre Heerden ein großes Geblöcke erhuben, denn ſowohl Menſchen als Vieh mußten in dergleichen Fällen ein ſtrenges Faſten beobachten.

Die Inſel hatte einen König, Namens Bezenuria, welcher die ganze Inſel beherrſchte. Die königliche Würde hieß in ihrer Sprache Queschi, und beruhte auf der Wahl. Zur Sommerszeit wohnte der König auf dem Gebirge; im Winter aber auf der Seeküſte. Veränderte er ſeine Reſidenz, ſo verſammelten ſich die Aelteſten, und trugen ihm einen Scepter und eine Lanze mit einer Art von Flagge an der Spitze vor, um dadurch allen, die ſich auf dem Wege befanden, die Annäherung des Königes kund zu machen, da ſich denn jedermann auf die Erde warf, und mit dem Zipfel ſeines Kleides den Staub von ſeinen Füßen abwiſchte. Der König war allezeit verbunden, eine Perſon zu heurathen, die gleichen Standes mit ihm war, fand ſich aber eine ſolche nicht, ſo nahm er ſeine eigene Schweſter. Von Privatperſonen durfte keiner mehr als eine Frau nehmen. Jeder konnte ſeine Frau verſtoßen, und die Kinder ſolcher Weiber wurden für Baſtarde gehalten. Wenn eine Mannsperſon einem Frauenzimmer allein begegnete, ſo durfte er ſie nicht anſehen oder mit ihr ſprechen, wenn ſie ihn nicht zuerſt anredete.

Die Männer kleideten ſich in Mäntel von Ziegenfellen, mit Butter zubereitet und ſehr geſchmeidig gemacht. Die Mäntel der Weiber waren länger, und reichten ihnen bis auf die Füße; auch trugen ſie einen Rock von denſelben Fellen darunter. Beyde Geſchlechter rieben ſich den Leib ſehr oft mit Schaffett, weil ſie ſehr mager waren und eine trockne Haut hatten. Ihre Sprache wich von der Sprache der übrigen Inſeln gänzlich ab. Streitigkeiten wegen der Viehheerdenund Weiden waren nicht ſelten, und endigten gewöhnlich mit Krieg. Ihre Waffen waren Wurfpfeile von ſchwarzem Tannenholz, vorn zugeſpitzt und im Feuer gehärtet. Ferner hatten ſie eine Art von

ſcharfem Speer, den ſie mit vieler Geſchicklichkeit zu werfen wußten. Näherte ſich ein Feind, ſo ſetzten ſie alles in Bewegung, indem ſie Rauch machten, oder pfiffen, und dieß letztre iſt noch bey ihnen im Gebrauch.

Sie waren in drey Klaſſen vertheilet: höherer Adel, niedrer Adel und Bauern. Die erſtern hießen Achimenſey d. i. von des Königs Hauſe; die zwote Klaſſe Cilhiciquiko und die dritte Achikarney. Sie hatten die Gewohnheit, daß in der Höhle oder der Hütte, worinnen Mann und Frau zuſammenſchliefen, kein andrer ſchlafen durfte. Auch lagen Eheleute nicht beyſammen, ſondern jedes hatte ſein eignes Bett, das aus Kräutern und Gras beſtand, und eine Decke von Ziegenfellen hatte, die ſehr ſauber genäht war.

Es gab Künſtler unter ihnen, welche die Ziegenfelle bereiteten, Töpfer, welche irrdne Gefäße verfertigten, und Zimmerleute, welche in Holz arbeiteten: man bezahlte ſie für ihre Arbeit mit Fleiſche, Gerſte, und Wurzeln.

In ihrer Lebensart waren ſie ſauber und reilich, und wuſchen ſich Hände und Geſicht, ſo oft ſie vom Schlafe aufſtanden, oder eſſen wollten, oder gegeſſen hatten. Ihre Speiſe war Schaf- und Ziegenfleiſch, gebraten oder gekocht, auch Gerſtenmehl, geröſtet und mit Milch und Butter zubereitet. Ihr Vieh beſtand in Schafen, Ziegen und kleinen Hunden, und ihr Getreide war Weizen und Gerſte. Die Männer bearbeiteten den Boden, indem ſie ihn mit hölzernen Karſen umhackten, und die Weiber ſäeten den Saamen.

Wenn jemand ſtarb, trugen ſie den Leichnam in eine Höhle, legten ihn auf einen flachen Stein, öffneten ihn, und nahmen die Eingeweide heraus; dann

wuſchen

wuſchen ſie ihm zweymal des Tages die Armgruben, hinter den Ohren, die Weichen, zwiſchen den Fingern und im Nacken mit kaltem Waſſer. War die Waſchung vorüber, ſo rieben ſie dieſe Theile mit Schafbutter, und beſtreuten ſie mit dem Staube von vermoderten Fichten und zerriebenem Bimsſtein. Dann ließen ſie ihn liegen, bis er vollkommen trocken war, da denn die Verwandten des Verſtorbenen kamen, und ihn in gegerbte Schaf- oder Ziegenfelle einwickelten. Nachdem dieſe mit ledernen Riemen feſt zugeſchnürt waren, legten ſie den Körper in die Höhle, die der Verſtorbne zu ſeinem Begräbniß beſtimmt hatte, ohne alle Bedeckung. Der König durfte nirgends als in der Höhle ſeiner Vorfahren begraben werden, worinnen die Leichname ſo geſtellt waren, daß man ſie wieder erkennen konnte. Vor nicht langer Zeit fand man zween dieſer einbalſamirten Leichname in einer Höhle; ſie waren unverſehrt und ſo leicht wie Kork; aber noch ganz friſch und ohne allen widrigen Geruch. Ihre Haare, Zähne und Kleider waren noch ganz unverdorben.

Ihre Art, Gericht zu halten, war folgende: ſie ſuchten eine geräumige Ebene aus, und ſetzten in die Mitte derſelben einen breiten, hohen und viereckten Stein und zu jeder Seite Steine, welche aber nicht ſo groß und hoch waren. An dem beſtimmten Tage ſetzte ſich der König auf den hohen Stein, und die Vornehmſten der Inſel auf die kleinern. Ward jemand zur Leibesſtrafe verurtheilt, ſo legte man ihn glatt auf den Boden, der König übergab einem der Anweſenden den Stab oder Scepter, befahl ihm, dem Verbrecher ſo viel Streiche damit zu geben, als er für gut fand, und ließ ihn dann aus ſeiner Gegenwart entfernen. Hatte jemand einen Mord begangen, ſo nahm ihm der König ſein Vieh und ſeine Güter weg,

gab ſie den Verwandten des Ermordeten, und verbannte den Mörder aus ſeinem Diſtrikt, zugleich aber nahm er ihn unter ſeinen Schutz, damit die Freunde und Verwandte des Ermordeten ihm nichts zu Leide thäten. Niemals ſtraften ſie mit dem Tode, denn ſie ſagten, es komme nur Gott allein zu, das Leben zu nehmen, welches er gegeben habe. Die Inſulaner beteten keine Götzen an, hatten auch keine Bilder der Gottheit.

Die gegenwärtigen Einwohner ſind wenig von den Eingebornen der Inſel Kanaria unterſchieden, ſowohl in Anſehung ihrer körperlichen Beſchaffenheit, als Charakter, Sitten, Gebräuche, u. ſ. w. Man ſchätzt ihre Anzahl auf ſechs und neunzigtauſend.

Der Hauptort dieſer Inſel iſt Santa Kruz, eine große Stadt, die verſchiedne Kirchen, drey Mönchsklöſter, ein Hoſpital und beſſer gebaute Privathäuſer, als eine der übrigen Städte in allen kanariſchen Inſeln, enthält. Sie iſt auch in der That die Hauptſtadt der ſämtlichen Inſeln, ungeachtet der biſchöfliche Sitz und die Gerichtshöfe ſich auf Palmas in Kanaria befinden; aber der Generalgouverneur reſidirt immer zu Santa Kruz, wo beſtändig eine große Menge von Fremden iſt, weil der kanariſche Handel mit Europa und Amerika hier ſeinen Mittelpunkt hat. Die Stadt hat zwey bis drey Gaſſen von großer Breite, aber ſehr ſchlecht gepflaſtert. Die Häuſer ſind von außen weiß angeſtrichen, die der Vornehmen weitläuftig, und die Wohnzimmer, welche alle eine Treppe hoch liegen, ſind um einen Hofplatz gebaut mit einer Gallerie an allen Seiten, welche zu den Zimmern führt, bey deren Einrichtung mehr auf Kühle, als auf ſonſtige Schönheit geſehen wird. Mitten in der Stadt iſt ein Damm zur Bequemlichkeit der Landung. Nahe dabey liegen einige Forts, welche alle mit Kanonen

Santa Kruz.

beſetzt

beſetzt und durch eine dicke ſteinerne Mauer mit einander verbunden ſind. Die Anzahl der Einwohner wird auf ſechstauſend geſchätzt. Die ganze umliegende Gegend iſt dürr, ſteinigt und unfruchtbar.

Vier Stunden ſüdwärts von St. Kruz iſt eine Hohle mit einer Kapelle, Namens U. L. F. von Candelaria. In derſelben iſt ein Bildniß der heiligen Jungfrau, welches der Kapelle ſo viele Reichthümer zuwege gebracht hat, daß ſie der reichſte Ort in allen ſieben Inſeln iſt. Zu einer gewiſſen Zeit im Jahre wallfahrten alle Einwohner der Inſel hieher, und die Geſchichten, welche mit der vollſten Ueberzeugung von dieſem Bilde erzählt werden, ſind ſo lächerlich, daß ſie dem albernſten Feenmährchen an die Seite geſetzt werden können. Man erzählt, daß dieſes Bild beynahe hundert Jahr vor der Eroberung auf die Inſel gekommen. Als einſt zwey Hirten, ſo lautet die Erzählung weiter, dicht an der Küſte bey dem Eingange eines tiefen Steinthals, in einer öden Gegend der Inſel, eine Stunden von der Stadt St. Chriſtobal de la Laguna, ihre Heerden nach einer Höhle an der andern Seite des Steinthals treiben wollten, ſahen ſie, daß die Ziegen auf einmal ſtill ſtanden, und dann erſchrocken zurückkehrten. Einer der Hirten, argwöhnend, daß Jemand da ſie ſey, einige Ziegen ſtehlen wolle, gieng vorwärts und ſah voll Erſtaunen das heilige Bildniß, welches am Eingang des Thals auf einem großen Steine ſtand. Als er näher kam, betrachtete er es mit Furcht und Verwunderung, weil er noch keinen Menſchen in einer ſo fremden und ungewöhnlichen Kleidung geſehen hatte. Gleichwohl legte er endlich ſeine Furcht ab, weil er es für ein Frauenzimmer hielt. Da ſich die Figur aber auf ſein Zurufen, aus dem Wege zu gehen, nicht rührte, nahm er einen Stein, um nach ihr zu werfen; allein ſein aufgehob-

gehobner Arm erſtarrte, und blieb unbeweglich und mit großen Schmerzen in dieſer Stellung. Als der andre Hirt dieſes ſah, gieng er auf das Bild zu, und wollte ihm mit einem ſcharfen Kieſel die Hand abhauen, verſetzte ſich aber ſelbſt einen ſolchen Hieb in die Hand, daß das Blut ſtromweiſe herablief. Wütend wagte er einen neuen Verſuch, und hieb ſich nochmals. Nun ſchloßen die Hirten, das Bild ſey vom Himmel gekommen, giengen zu dem König von Guianar, und erzählten ihm den Vorgang. Dieſer berief eine Rathsverſammlung und der Schluß derſelben war, daß der König mit allen Mitgliedern des Raths und dem ganzen Volke ſich an den Ort begab, wo die Hirten das Bild gefunden hatten. Nun gab der König Befehl, daß die beyden Leute ſich dem Bilde mit Ehrfurcht nähern, und es nach ſeinem Hauſe bringen ſollten. Sie thaten dieß, und kaum hatten ſie es berührt, als ſie zu großem Erſtaunen der Zuſchauer plötzlich vollkommen geheilt waren. Der König, feſt überzeugt, daß dieß Bild von Gott komme, nahm es nun ſelbſt mit einigen Edeln, und ſo trugen ſie es etwan einen Flintenſchuß weit, da es ſo außerordentlich ſchwer ward, daß ſie es nicht weiter fortbringen konnten. Als der König und ſeine Begleiter dieß ſahen, fielen ſie auf ihre Knie, und baten das Bild demüthiglich, daß es ihnen erlauben möchte es an den Ort zu bringen, welchen ſie ihm beſtimmt hätten. Es gab ein Zeichen, worauf ſie es wieder aufhuben, es nun ganz leicht fanden, und nach einer Höhle brachten, die des Königs Vorrathshaus war. Hier ſetzten ſie es auf einige Ziegenfelle, wo es ruhig ſtehen blieb, und viele große Wunderthaten verrichtete, wie es noch jetzt zu thun fortfährt. Die Chriſten nannten dieſes Bild, das wahrſcheinlich, wenn es ja vor der Eroberung hierher kam, von irgend einem ſchwärmreiſchen Seefahrer auf dieſer Inſel ausgeſetzt worden war, weil es eine grüne

Wachskerze in der Hand hält, U. L. Frau Candelaria. In der andern Hand hat es ein Jeſuskind, das in jeder Hand einen vergoldeten Vogel hält. Dieß Bildniß iſt nur ohngefähr drey Fuß hoch; die Farbe des Geſichts iſt ſchwärzlich und die Kleidung blau mit Gold.

Ehe noch die Spanier im Beſitz dieſer Inſel waren, fanden ſie Gelegenheit, das Bild zu ſtehlen und nach Lancerota zu bringen, wo dieſer koſtbare Schatz mit großen Freudenbezeugungen empfangen, und in die Kirche von Rubikon geſetzt wurde. Allein das Bild machte ſo viel Spektakel, daß die Spanier glaubten es ſey nicht Gottes Wille, daß das Bild in Lancerota bleiben ſolle, und entſchloſſen ſich, es den Eingebornen von Teneriffa zurückzubringen.

Garrachika. Garrachika iſt eine ziemlich große Stadt mit verſchiedenen Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöſtern. Sie treibt einen kleinen Handel mit Wein und Branntewein, welcher von hier aus in Barken nach Santa Kruz oder Oratava geſchickt wird. Man baut hier Fahrzeuge, die zum Theil dreyhundert Tonnen und drüber tragen können, und ſtark und dauerhaft ſind. Vormals war der hieſige Hafen der beſte auf der Inſel, im Jahre 1704 aber kam den vier und zwanzigſten December ein Erdbeben und innerhalb drey Stunden fühlte man neun und zwanzig Stöße. Am ein und dreyßigſten öffnete ſich die Erde, und es entſtanden zwey Volkane, die ſolche Haufen von Steinen auswarfen, daß dadurch zwey anſehnliche Berge entſtanden, und über funfzig Feuer in der Nachbarſchaft ausbrachen. So währte es bis zum fünften Jenner, da ſich Ströme von Lava nach allen Seiten ergoſſen, ohne daß das Erdbeben nachließ, welches vielmehr bis zum drey und zwanzigſten des Hornungs, vereinbart mit dem Wüten der Volkane, fortdauerte.

Porto Orotava iſt durch Zerſtörung des Hafens Garrachika ſehr in Aufnahme gekommen, und enthält verſchiedne gute Privathäuſer, zwey Pfarrkirchen und etliche Klöſter. Die Stadt hat einige Feſtungswerke und treibt guten Handel. P. Orotava.

Etwan vier Meilen ins Land liegt die Stadt St. Chriſtobal de la Laguna. Sie iſt die Hauptſtadt der Inſel, und enthält drey Pfarrkirchen, fünf Klöſter, zwey Hoſpitäler für veneriſche Kranke, und eins für Fündlinge, nebſt vielen ſchönen Privathäuſern. Die Stadt hat gar keinen Handel und kein Anſehen von Thätigkeit und Geſchäften, weil ſie faſt allein von Standesperſonen bewohnt wird, vornehmlich von den Juſtizbedienten, nämlich einem Korregidor und ſeinem Teniente (Stellvertreter) den Regidores und dem Richter der weſtindiſchen Angelegenheiten. Dennoch aber ſcheint ſie einem Fremden verlaſſen, und unbewohnt, und die volkreichſten Gaſſen ſind mit Gras bewachſen. St. Ch. de la Laguna.

Jko iſt eine große, ſtark bevölkerte Stadt, welche auch reiche Einwohner hat. Hier ſind einige Seidenmanufakturen, beſonders in Strümpfen, die nach dem ſpaniſchen Weſtindien geſchickt werden. Auſſer dieſen hier genannten, giebt es noch mehrere Städte, Flecken und Dörfer auf der Inſel, die auch in der That eben ſo viele Einwohner enthalten ſoll, als andre kanariſche Inſeln zuſammen genommen, indem Palma dreyßigtauſend, Hierro tauſend, Lancerota achttauſend, Fuertaventura zehntauſend, Kanaria vierzigtauſend und Gomera ſiebentauſend Menſchen enthalten mag. Jko.

Ehe wir Teneriffa verlaſſen, müſſen wir noch des Piko gedenken, der den öffentlichen Berichten nach im abgewichnen Jahre volkaniſche Ausbrüche geäuſ-

ſert haben ſoll. Wir wählen dazu den Bericht eines Reiſenden, der im Jahr 1761 dieſen Berg erſtieg, und deſſen Erzählung uns ſehr glaubwürdig zu ſeyn ſcheinet. Nachmittags um vier Uhr verließ unſer Reiſender Orotava, und kam eben, da es finſter ward, in die Wälder, auf denen beſtändig dichte Wolken ruhen, konnte aber des Wegs nicht verfehlen, da dieſer auf beyden Seiten mit Bäumen und Gebüſchen eingefaßt war. Da ſie (er hatte etliche Leute bey ſich) etwan noch eine Stunde geritten waren, kamen ſie über die Wolken, wo ſie Feuer anmachten und ſich ſchlafen legten. Halb eilf Uhr ritten ſie weiter, fanden den Weg höchſt beſchwerlich, und kamen dann auf eine Menge Bimsſteine, wie Erbſen. Die Luft fieng an grimmig kalt zu werden. Der Führer oder Wegweiſer gab den Rath abzuſteigen, und bis vier oder fünf Uhr Morgens in einer Höhle zu verweilen. Sie waren ſo glücklich, in der Nähe einiges dürres Geſtrüpp zu finden, mit welchem ſie ein großes Feuer anmachten. Auf der einen Seite, mit welcher ſie am Feuer lagen, waren ſie faſt gebraten, und auf der andern erſtarrten ſie faſt für Kälte. Gegen fünf Uhr Morgens brachen ſie wieder auf, mußten aber ſehr langſam reiten, weil der Weg äußerſt ſteil war. Endlich mußten ſie gar abſteigen, und fiengen an ſehr ſcharf zu gehen, um ſich zu erwärmen, wurden aber durch den ſteilen und zugleich ſandigen Weg ſehr ermüdet. Als ſie auf den oberſten Theil dieſer Anhöhe kamen, fanden ſie eine ungeheure Menge groſſer loſer Steine, von denen ein jeder ohngefähr zehn Fuß im Durchſchnitt hatte. Sie ſahen ſich nun genöthigt, über Felſen zu gehen, und von dem einen auf den andern zu ſpringen, weil ſie nicht alle dicht an einander lagen. Zwiſchen dieſen Felſen iſt eine Höhle, in welcher ſich ein Brunnen oder natürliches Waſſerbehältniß befindet. Dieſe Höhle, worein ſie vermittelſt ei-

ner dort befindlichen Leiter hinabſtiegen, iſt etwan zehn Ellen weit und zwanzig hoch; der ganze Boden derſelben iſt völlig mit Waſſer bedeckt. Nachdem ſie eine Weile auf den großen Steinen fortgeklettert waren, kamen ſie an den Fuß des Piko. Dieſer iſt ſteil, und die Schwierigkeit des Hinaufkommens wird noch durch die Lockerheit des Bodens vermehret, der allenthalben ausweicht. Nach vieler Beſchwerniß kamen ſie auf den Gipfel des Berges, und von hier aus ſahen ſie nun die Inſeln, Palma, Gomera, Hierro, und Groß-Kanaria ſehr nahe vor ſich liegen; und wäre die Luft ganz heiter geweſen, ſo würden ſie Madera, Porto Santo nebſt einem Theil der Küſte des feſten Landes von Afrika geſehen haben. Der Berg ſelbſt, deſſen Höhe von einigen auf 2070, von andern nur auf 1747 Toiſen angegeben wird, iſt hohl und inwendig wie eine umgekehrte Glocke geſtaltet. Von dem Rande dieſes Keſſels bis auf den Boden ſind etwan vierzig Ellen. An vielen Stellen dieſer Höhlung kam Rauch und Schwefeldampf hervor, und die Hitze des Bodens war an einigen Orten ſo ſtark, daß ſie durch die Schuhſohlen bis auf die Füße drang. Sie nahmen einen Stock, und ſtießen ihn nicht tiefer als drey Zoll in eines dieſer Rauchlöcher; nachdem ſie ihn aber nach Verlauf einer Minute herauszogen, war er zu Kohle verbrannt. Der Bimsſtein, den ſie hier ſammelten, war von himmelblauer, grüner, violetter, gelber und hochrother Farbe. Die Luft auf dem Gipfel des Berges war dünn, kalt, durchdringend und trocken. —

Die Inſel Palma, welche nur acht Stunden lang und ohngefähr ſechs Stunden breit iſt, iſt noch höher als Teneriffa. Der Hauptort iſt Santa Kruz de la Palma, eine großen Stadt mit zwey Pfarrkirchen, verſchiednen Mönchs- und Nonnenklöſtern, und

e) Inſel Palma.

St. Kruz de la Palma.

vielen ſchönen Privathäuſern. An dem Hafen liegt ein Kaſtell oder vielmehr eine Batterie, mit einigen Kanonen beſetzt, um die Schiffe zu decken und Landungen zu verhindern. In der Mitte der Stadt, bey der großen Kirche iſt ein Brunnen, welcher durch einen Bach angefüllt wird, und die Einwohner reichlich mit gutem Waſſer verſieht.

In dem nordöſtlichen Theile von Palma liegt ein hoher, auf allen Seiten ſteiler Berg, Namens Caldera oder der Keſſel. Er iſt oben hohl, gleich dem Piko; und die ganze inwendige Seite des Keſſels iſt mit Lorbeerbäumen, Schwarztannen, Palmen und Roſenholz bedeckt. Auch entſpringen innerhalb des Keſſels etliche Bäche, die ſich alle auf dem Grunde vereinigen, dann in einem Strom durch der Berg gehen, welcher an der Außenſeite wieder hervorkommt, und nicht weit davon zwey Zuckermühlen treibt. Das Waſſer dieſes Stromes iſt ungeſund, weil es ſich in dem Keſſel mit allerley ſchädlichen Materien vermiſchet.

Der Gipfel von Palma hatte vormals einen Ueberfluß an Bäumen, im J. 1545 aber und nachher herrſchte eine große Dürre, welche ſie insgeſammt vertilgte: doch kamen einige Zeit nachher neue Sprößlinge hervor, wurden aber von den Kaninichen und andern Thieren abgefreſſen.

Die Produkte der Inſel ſind faſt die nämlichen, wie auf Kanaria, nur mit dem Unterſchied, daß in Palma eine große Menge Zucker gemacht wird. Die Oſtſeite bringt gute Weine hervor, die aber andern Geſchmack und Geruch haben, als auf Teneriffa. An gutem Honig iſt Ueberfluß. Palma hat auch viel Drachenbäume und Schwarztannen, welche Harz und Pech geben. Alle Arten von Baumfrüchten, die auf Kana-

Kanaria und Teneriffa wachſen, findet man auch hier in noch größerer Menge, daher die Einwohner, welche ſie nicht alle aufzehren können, eine Menge Konfituren und eingemachte Sachen zubereiten, die nach den übrigen Inſeln und Weſtindien ausgeführt werden. In Jahren, wo das Korn nicht gut geräth, machen die Eingebornen dieſer Inſel ein gutes Brod von Farrenkrautwurzel. Unterhalb des Gipfels hat man auch Bäume in ſo großer Anzahl, daß die Inſel in einer Entfernung von etwan zwey Stunden, nur ein einziger Wald zu ſeyn ſcheint. Fichten wachſen hier von ſolcher Höhe, daß ſie zu Maſten für die größten Schiffe gebraucht werden können.

Luft, Witterung und Winde ſind hier faſt eben ſo, wie in Kanaria und Teneriffa, außer daß man Weſtwinde und Regen hat. Das Klima in Palma iſt ſehr verſchieden, je nachdem man nahe an der Seeküſte oder höher auf den Bergen lebt; denn in den Monaten Julius, Auguſt und September iſt die Hitze an der Seeküſte, wenn keine Winde wehen, faſt unerträglich: da hingegen auf den Bergen die Luft ganz friſch und angenehm iſt. In der Mitte des Winters herrſcht auf den Bergen nahe an den Wolken eine ſehr ſtrenge Kälte; deswegen auch die Einwohner den ganzen Tag Feuer brennen haben, welches unten an der See, wo nur in den Küchen Feuer iſt, nicht geſchieht. Acht Monate des Jahrs hindurch ſind die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt. Auch dieſe Inſel hat von feuerſpeyenden Bergen gelitten, deren Wirkungen noch allenthalben ſichtbar ſind. Die Einwohner erzählen auch, daß 1705 ein feuriger Strom von den Bergen gegen die Stadt herabfloß, und etwan eine Stunde von derſelben ſich ins Meer ergoß.

Als die Europäer zuerſt auf dieſe Inſel kamen, trug ſie keine Art von Getreide oder eßbarer Wurzeln, außer der Wurzel des Farrenkrautes, von welcher die Eingebornen Mehl machten, wie auch von dem Saamen eines Geſträuchs, Namens Amagante. Dieſe beyden Arten von Mehl aßen ſie mit Milch oder Brühe vermiſcht. Ihre andern Arten von Speiſe waren Ziegen- Schaf- und Schweinefleiſch, welches ſie gebraten oder geſotten aßen. Die Felle der beyden erſtern dienten zur Kleidung, und von der Haut der letztern machten ſie Schuhe. Die Waffen, deren ſie ſich im Kriege bedienten, waren hölzerne Stangen, vorn mit einer ſcharfen Spitze und im Feuer gehärtet, welche ſie Moka nannten. Die Inſel war in zwölf Diſtrikte abgetheilt, deren jede einen eignen Oberherrn hatte.

Die hieſige Regierungsart aber war nicht ſo gut, als auf den andern Inſeln, und derjenige wurde für den Klügſten und Geſchickteſten gehalten, der ſo künſtlich zu ſtehlen wußte, daß ihn keiner ertappte. Ward der Dieb aber ja entdeckt, ſo geſchah ihm weiter nichts, als daß er das Geſtohlne wieder herausgeben mußte. War jemand von einem aus ſeinem eignen Diſtrikt beleidigt, ſo hielt ers für zu klein, ſich deshalb bey ſeinem Hauptmann zu beſchweren, vielmehr nahm er alle ſeine Freunde und Verwandte zuſammen, rächte ſich ſelbſt und zog mit den Seinigen in einen andern Diſtrikt.

Ihr Gottesdienſt war folgender: in jedem Diſtrikt war eine große Säule oder Pyramide, von loſen Steinen, ſo hoch als möglich aufgeführt, und bey dieſer verrichteten ſie eine Art von Gottesdienſt mit Singen, Tanzen, u. ſ. w. Gegen Sonne und Mond bezeigten ſie eine große Verehrung; außerdem erkannten ſie einen Gott im Himmel, größer als alle andre,

Abora genant, den ſie anbeteten. Mehr weiß man nicht von den Sitten und Gebräuchen der alten Einwohner auf Palma; die jetzigen Einwohner aber ſind beynahe in nichts von denen auf Kanaria und Teneriffa verſchieden.

Die Inſel Gomera iſt zwar nicht ſo groß und volkreich als Palma, aber doch eine anſehnliche Inſel. Eine Menge Bäche ergießen ſich hier von den ſchroffen Felſen, und bewäſſern die engen Thäler, und allenthalben findet man Waſſer, wenn auch nur fünf bis ſechs Fuß in die Erde gegraben wird. Fichten wachſen hier nicht, aber viele andre Arten von Bäumen, vorzüglich Barbuſanos, deren Holz dem Mahagonyholze ähnlich, aber noch ſchwärzer iſt, Palmen, eine Menge Maſtixbäume, und viele andre ſeltſame Bäume. Die Produkte dieſer Inſel ſind faſt dieſelben, wie in Teneriffa, Kanaria und Palma. Die Eingebornen haben gewöhnlich gerade ſo viel Korn, als ſie zu ihrem Gebrauche nöthig haben, und führen daher ſelten etwas ein oder aus. Man findet hier auch Steine, Kalk, Bauholz, und alle andre zum Bauen nöthige Materialien, Eiſen ausgenommen. f) Inſel Gomera.

Der hieſige Wein iſt, überhaupt genommen, ſchwach und ſcharf, alſo auch zur Ausfuhr nicht tauglich; eine Art deſſelben aber übertrifft, wenn er zwey Jahr alt iſt, den beſten Madera an Geruch und Geſchmack, wiewohl er ſo weiß als Waſſer und ſo ſchwach als Koſent iſt.

Außer den, auch in den übrigen Inſeln gewöhnlichen, Thieren, giebt es hier eine Menge von Wildpret, welches zuerſt aus der Barbarey hieher gebracht worden. Man zieht mehr Mauleſel in Gomera als auf irgend einer der andern Inſeln; Kameele aber ſieht man gar nicht. In keiner andern kanariſchen

Inſel, als dieſer hier, findet man Schlangen, ſie ſind aber nicht giftig, ſondern ganz unſchädlich.

La Villa de Palmas. Die Stadt auf dieſer Inſel heißt la Villa de Palmas wegen der vielen Palmbäume, die hier wachſen. Sie hat eine Kirche und ein Mönchskloſter nebſt etwan hundert und funfzig Privathäuſern, welche mehrentheils klein und ſchlecht ſind. Sie hat eine gute Schiffslände und einige Feſtungswerke.

Die alten Einwohner von Gomera waren von mittler Statur, einer lebhaften Gemüthsart, gute Soldaten und vortreffliche Schleuderer und Bogenſchützen, weil ſie von Kindheit an in dieſer Kunſt geübt wurden, da es der gewöhnliche Zeitvertreib der Kinder war, kleine Steine und Pfeile auf einander zu werfen.

Ihre Kleidung war eine Art von Mantel von Ziegenfellen, der ihnen bis an die Waden reichte; die Weiber aber trugen einen Rock und einen Kopfputz, der bis auf ihre Schultern herabhieng, und ſo wohl als der Rock von Ziegenfellen gemacht, aber künſtlich gefärbt und bemahlt war. Alles übrige, zwiſchen dem Kopfputze und Rocke war nackend. Wenn die Männer einen Streit hatten, der durch Kampf entſchieden werden ſollte, legten ſie ihre Mäntel ab, wickelten eine Art von Binden um den Unterleib, und banden eine Art von gemahltem Turban um die Stirne. Ihre Schuhe waren von Schweinsleder.

g) Inſel Hierro. Die Inſel Hierro hat ohngefähr funfzehn Stunden im Umfange, und fünf in der Breite. Sie erhebt ſich auf allen Seiten ſteil und ſchroff von der See, über eine Stunde weit, ſo daß es ſehr beſchwerlich und ermüdend iſt, hinauf zu ſteigen. Hat man dieſen Weg zurückgelegt, ſo findet man das übrige der Inſel ziemlich eben und fruchtbar, und ſie hat einen Ueberfluß an

vielerley

vielerley Arten von Bäumen und Stauden, als Fichten, Reisholz oder Breſſas, Lorbeerbäumen, weißen Pappeln, Barbuſanos, Retamas, Buchen und Palmen; Drachenbäume aber wachſen hier nicht.

Gras, Kräuter und Blumen ſind hier viel beſſer als auf irgend einer der andern Inſeln, ſo daß die Bienen hier ausnehmend gut fortkommen, und einen vortrefflichen Honig bereiten. Der hieſige Wein iſt ſchwach und ſchlecht, ſo daß die Einwohner den größten Theil zu Brannteweín diſtilliren müſſen. Es giebt nur drey Waſſerquellen auf der Inſel, und wegen dieſes Mangels an Waſſer ſaufen die Schafe, Ziegen und Schweine hier im Sommer gar nicht, ſondern wühlen, ihren Durſt zu löſchen, die Wurzeln des Farrenkrauts auf. Auch tränkt man das Vieh von einem Baum, von deſſen Blättern Waſſer herabtröpfelt. Man hat folgende Nachricht von dieſem wunderbaren Baume.

Der Diſtrikt, in welchem dieſer Baum ſteht, heißt Tigulähe. Nahe an demſelben und in der felſigten Höhe, welche die ganze Inſel umgiebt, iſt ein Thal, an deſſen Gipfel ein ſteiler Felſen ſteht; auf dem Gipfel dieſes Felſen aber wächſt ein Baum, welchen die alten Einwohner Garſe d. h. heiliger Baum nennen.

Von den Blättern dieſes Baumes, der ſeit vielen Jahren hier immer geſund, friſch und unverletzt geblieben, träufelt eine ſolche Menge von Waſſer herab, daß es für alle thieriſche und menſchliche Bewohner der Inſel hinreichend ſeyn würde. Dieſer wunderbare Baum iſt ohngefähr zwey Stunden von der See entfernt; man nennet ihn Til, aber niemand weiß, von welcher Gattung er iſt. Der Umfang des Stammes beträgt ohngefähr zwölf Spannen, der Durchſchnitt vier, und die Höhe, von dem Boden bis an den Gipfel

des höchſten Zweiges, vierzig Spannen, der Umfang aller Zweige zuſammen aber hundert und zwanzig Fuß. Seine Frucht gleicht der Eichel, und iſt am Geſchmack dem Kern des Fichtenapfels ähnlich, aber lieblicher und aromatiſcher. Die Blätter gleichen den Blättern des Lorbeerbaums, ſind aber weit größer, breiter und gebogner. Nahe dabey, an der Nordſeite des Stammes, ſind zwey große Ciſternen von unbehauenen Steinen, oder vielmehr eine in zwey Hälften abgetheilte Ciſterne; jede Hälfte hat zwanzig Fuß ins Gevierte und iſt ſechszehn Spannen tief. Die eine enthält das Waſſer zum Getränk für die Einwohner, die andre das Waſſer für das Vieh, zum Waſchen u. ſ. w. Jeden Morgen ſteigt an dieſer Seite der Inſel ein Nebel aus der See auf, welchen der Süd- und Oſtwind gegen die angeführte ſteile Anhöhe treibt, ſo daß die Wolke ſich auf die dicken Blätter und Zweige des Baums hängt, von denen ſie den ganzen übrigen Tag durch in Tropfen herabfällt, auf eben die Art, wie nach einem ſtarken Regen, das Waſſer von den Blättern der Bäume herabträufelt. Am meiſten giebt der Baum in ſolchen Jahren Waſſer, wo der Oſtwind lange anhalt, denn durch dieſen Wind wird vornehmlich die Wolke von der See heraufgetrieben. In der Nähe dieſes Baums wohnt ein Menſch, der beſonders zur Aufſicht über denſelben und das Waſſer beſtellt iſt, und dafür eine gewiſſe Beſoldung erhält. Er vertheilt täglich an jede Familie des Diſtrikts ſieben Krüge Waſſer außer dem, was die Vornehmſten der Inſel bekommen.

Ob der Baum, welcher gegenwärtig das Waſſer giebt, noch eben derſelbe iſt, der hier beſchrieben iſt; kann nicht beſtimmt werden, vermuthlich aber hat er ſich von alten Zeiten her fortgepflanzt. Dergleichen Bäume, welche Waſſer geben, ſind übrigens der Inſel

Hierro

Hierro nicht allein eigen; denn Reiſende erzählen uns von einem derſelben Art auf der vorhin beſchriebenen St. Thomasinſel, und in Amerika bey Vera Paz.

Es giebt in der ganzen Inſel nur eine Pfarrkirche und keine Stadt von Belange. Der Hafen iſt eine offne Rhede, die außer von Böten und kleinen Barken wenig beſucht wird.

Die ehemaligen Einwohner von Hierro waren von mittler Größe und ſehr düſtrer Gemüthsart; ſogar alle ihre Lieder waren ernſthaften Inhalts, und halten, eine klagende Melodie, nach welcher ſie in einem Kreiſe mit zuſammengefügten Händen tanzten, und dabey zuweilen paarweiſe aufhüpften; eine Art zu tanzen, welche noch auf dieſer Inſel gebräuchlich iſt. Sie wohnten in großen zirkelförmigen, mit Mauern von trocknen ohne Mörtel und Kalch zuſammengefügten Steinen umgebenen, Plätzen, deren jeder nur einen ſehr engen Eingang hatten. An der innern Seite richteten ſie Stangen oder Balken gegen die Mauer auf, ſo daß das eine Ende an der Spitze der Mauer, das andre aber in beträchtlicher Entfernung von dem Fuß derſelben auf dem Boden ruhte; dieſe bedeckten ſie mit Baumzweigen, Farrenkraut u. dergl. Jeder dieſer Plätze enthielt ohngefähr zwanzig Familien. Eine Streue von Farrenkraut, über welche ſie Ziegenfelle ausbreiteten, war ihr Bette, und zur Decke gebrauchten ſie zubereitete Ziegenfelle, um ſich warm zu halten, weil die Inſel ſehr bergigt und folglich der Kälte und dem Winde ſehr ausgeſetzt iſt.

Den neugebornen Kindern gaben ſie noch, ehe die Mutter ihnen ihre Bruſt reichte Farrenkrautwurzel, geröſtet, gemahlten und mit Butter vermiſcht; und noch geben ſie ihnen geröſtetes und mit zerriebnem Käſe

ſe vermiſchtes Gerſtenmehl. Ihre gewöhnliche Nahrung war Ziegen- Schaf- und Schweinefleiſch, nebſt Pataten. Waizen, Gerſte oder andres Getreide hatten ſie gar nicht, daher ſie das Brod von Farrenkrautwurzeln machten, welches nebſt Milch und Butter ihre vornehmſte Speiſe war.

Ihre Kleidung machten ſie aus Thierhäuten. Die Männer trugen eine Art von Mantel, von Schaffellen zuſammengenähet, an welchem im Winter die Wolle einwärts, im Sommer aber auswärts gekehrt war. Außer dem Mantel trugen die Weiber einen Rock, welcher bis an die Mitte der Beine reichte.

Dieſe Felle nähten ſie mit Riemen zuſammen, die ſo fein waren als Zwirn; ſtatt der Nadeln bedienten ſie ſich kleiner zugeſpitzter Knochen. Eine Kopfbedeckung hatten ſie nicht, und ihr langes Haar banden ſie in einer Menge ſchmaler Flechten auf. Ihre Schuhe waren von rohen Ziegen- oder Schaffellen, zuweilen aber auch von Schweinshaut.

Ueber die ganze Inſel herrſchte ein König, deswegen ſie auch nie Krieg führten, und wenig Waffen hatten. Jeder hatte nur ein Weib, und es war Gebrauch, daß der Mann, wenn er ſich eine Frau gewählt hatte, ihrem Vater nach ſeinem Vermögen ein Geſchenk von Vieh machte, als eine Erkenntlichkeit für den guten Willen, ihm ſeine Tochter zu überlaſſen. Auch empfieng der König keinen beſtimmten Tribut von ſeinen Unterthanen, ſondern jeder machte ihm ein Geſchenk an Schafen u. ſ. w. nach Vermögen und Gutdünken. Wenn ſie einen Schmaus machten, ſchlachteten ſie zwey fette Lämmer, brieten ſie ganz, und hörten nicht auf, bis ſie aufgegeſſen waren.

Ihre

Ihre Todten begruben ſie in Höhlen, und wenn der Verſtorbene reich war, ſo begruben ſie ihn in ſeinen Kleidern, legten ein Bret zu ſeinen Füßen, die Stange, die ihm als Stock und Waffen diente, zu ſeiner Seite, und verſchloſſen dann den Eingang der Höhle mit Steinen. Sie beſtraften kein andres Verbrechen, als Mord und Diebſtahl. Der Mörder ward auf dieſelbe Art hingerichtet, als er den Ermordeten getödtet hatte. Dem Diebe ſtach man für den erſten Diebſtahl das eine, und für den zweyten das andre Auge aus.

Sie verehrten zwey Gottheiten, eine männliche und eine weibliche. Die männliche hieß Eraoranzan, und wurde von den Männern, die andre, Moneyba, von den Weibern verehrt. Sie hatten keine Bildniſſe dieſer Gottheiten opferten, ihnen auch nicht, ſondern beteten bloß zu ihnen in der Zeit der Noth, vorzüglich wenn ſie Regen wünſchten, damit das Gras zum Unterhalte ihres Viehes wachſen möge. Da die Einwohner der Inſel zum Chriſtenthum gebracht wurden, riefen ſie anfangs Chriſtum und die h. Jungfrau nicht anders als unter dem Namen Eraoranzan und Moneyba an.

Dieß ſind die Nachrichten, welche wir von den kanariſchen Inſeln zu geben haben: ehe wir ſie aber völlig verlaſſen, müſſen wir noch von den Inſeln Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro etwas hinzufügen, was die daſige Handlung, Regierung u. ſ. w. angeht.

Alle Einwohner der kanariſchen Inſeln lieben das Vergnügen, und da ſie bigott dabey ſind, ſo iſt dieſes immer mit der Bigotterie vereinigt. An den Tagen ihrer Schutzheiligen beſtreuen ſie die Straße um die Kirche her mit grünen Blättern, Blumen, u. dergl.

zünden

zünden eine Menge Wachskerzen an, und verbrauchen viel Pulver zu Feuerwerken. An dem Vorabend dieſes Tages hält man gewöhnlich eine Art von Markt, auf welchem ſich eine Menge Leute einfinden, die den größten Theil der Nacht in Luſtbarkeit und Tanzen zubringen. Einige ihrer Tänze kann man dramatiſch nennen, weil die Mannsperſonen den Mädchen Verſe zu ſingen, die ihnen dann auf eben dieſe Art antworten.

An den Feſttagen der Schutzheiligen von Kanaria, Teneriffa und Palma werden Schauſpiele zur Beluſtigung des Volks auf den Straßen aufgeführt. Die Luſtbarkeiten des gemeinen Volks beſtehen auſſer Singen, Tanzen und Guittarreſpielen, im Ringen, Kartenſpiel, Wurfſcheibenwerfen und der Kunſt, mit einer Kugel durch einen weit entfernten Ring zu treffen.

Die Bauern, vorzüglich in Gomera, verſtehen die Kunſt, von einem Felſen auf den andern zu ſpringen: dieß machen ſie alſo: ſie tragen eine lange Stange oder einen Stab, der am Ende mit einen eiſernen Stachel beſchlagen iſt; wollen ſie nun von einem Felſen zum andern, ſo zielen ſie mit der Spitze der Stange auf die Stelle, wo ſie ſich herunter laſſen wollen, werfen ſich dann darauf zu, und ſtoßen das Ende der Stange ſo ein, daß ſie perpendikular zu ſtehen kommt, worauf ſie denn ganz gemach bis auf den Boden herabgleiten.

Die Krankheiten, welche außer Krätze und veneriſchen Krankheiten hier herrſchen, ſind das Fleckfieber, und eine Art von Windkolik, welche Magen, Eingeweide und Kopf angreift. Die Gicht iſt vornehmlich unter alten Leuten ſehr häufig. Das Wechſelfieber iſt allein der Inſel Gomera eigenthümlich;

einige

einige Inſulaner ſind auch mit dem Ausſatz behaftet, den man für unheilbar hält. Den Augenblick alſo, daß ein begüterter Mann für ausſätzig erklärt wird, bemächtigt man ſich aller ſeiner Güter, zum Beſten des Hoſpitals der Ausſätzigen, ohne ſeiner Familie das Geringſte zu ſeinem Unterhalt übrig zu laſſen: arme Leute läßt man, ſo gut ſie können, für ſich ſelbſt ſorgen, und was noch ſchlimmer iſt, ſo ſind die Direktoren des Hoſpitals die einzigen Richter über das Vorhandenſeyn des Ausſatzes, ſo daß alſo ein Reicher, nach deſſen Vermögen ihnen gelüſtet, ſchwerlich ihrer Habſucht entgehen wird.

Die Kinder der Kanarier werden in den Klöſtern unterrichtet, wo ſie Leſen, Schreiben, Latein, Arithmethik, Logik und einige andre Theile der Philoſophie erlernen. Die Kanarier haben Anlage zur Dichtkunſt, und machen Verſe in verſchiednen Sylbenmaaßen, welche ſie in Muſik ſetzen, und von denen einige wirklich ſchön genannt zu werden verdienen. Lebensbeſchreibungen der Heiligen, Thomas a Kempis und andre Andachtsbücher ſind faſt die einzigen, die man hier findet. Andre, als, geiſtliche Bücher, werden hier faſt gar nicht geleſen, dürfen auch nicht eingeführt werden, ohne vorläufige Unterſuchung der Inquiſition; doch findet man noch einige hiſtoriſche und dramatiſche Werke.

Der Handel dieſer Inſeln theilt ſich in vier Zwiege nehmlich mit Europa und Nordamerika, mit dem ſpaniſchen Weſtindien, unter ſich ſelbſt und mit der gegenüber liegenden Küſte der Barbarey.

Gomera und Hierro ſind ſo arm, daß ſie weder aus Europa noch Amerika von Schiffen beſucht werden; auch wird den Einwohnern dieſer Inſeln nicht geſtattet, Theil am weſtindiſchen Handel zu nehmen,

weil

weil ſie nicht völlig ſo unter Gerichtsbarkeit der Krone Spanien ſtehen, als Kanaria, Teneriffa und Palma, ſondern ihren eignen Herrn an dem Grafen von Gomera haben. Sie würden ſich aber weit beſſer dabey befinden, wenn ſie der Krone gänzlich unterworfen wären.

Teneriffa iſt der Mittelpunkt des Handels mit Europa und den Staaten von Nordamerika. Der größte Theil dieſes Handels iſt in den Händen der Iriſchen katholiſchen Kaufleute, die ſich auf Teneriffa, Kanaria und Palma niedergelaſſen und ihrer Nachkommen. Die hieſige Einfuhr aus Großbrittannien beſteht vornehmlich in wollnen Waaren verſchiedener Art, Hüten, Stahl und Eiſenwaaren, Sardellen, Heringen, Waizen u. dergl. Aus Irland kommt Rindsfleiſch, Schweinefleiſch, Butter, Lichte und Heringe. Von Hamburg und aus den vereinigten Niederlanden führt man Leinwand aller Arten in großer Menge, Stricke, Schießpulver, rohes Flachs u. ſ. w. ein. Die Einfuhren aus Spanien ſind Stangeneiſen, Oel, Seide, Sammt, Salz und Stricke von Genſt, nebſt unzähligen kleinen Artikeln, theils zur innern Konſumtion, theils zur Ausfuhr nach den ſpaniſchen weſtindiſchen Inſeln. Dieſer Handel wird meiſt durch franzöſiſche und malteſiſche Tartanen geführt. Aus Nord-Amerika kommen Dielen, Faßdauben, Stockfiſch, Fleiſch, Schinken, Wachs, Reis, und zu Zeiten eines Kornmangels auch Mais, Waizen und Mehl.

Die Ausfuhr der Inſeln beſteht in folgenden Artikeln: nach Großbrittannien und Irland Orſeille, Wein, etwas Kampeſcheholz und mexicaniſche Thaler. Nach Hamburg und den vereinigten Niederlanden daſſelbe, aber Thaler in größerer, und Orſeille in weit kleinerer Quantität. Nach Spanien, Frankreich und

Italien allerley Waaren aus dem ſpaniſchen Weſtindien. Nach Nord-Amerika Wein. Der Handel zwiſchen den Kanarieninſeln und dem ſpaniſchen Weſtindien iſt einer Menge zum Theil ſehr läſtiger Einſchränkungen unterworfen. So iſt es keinem Fremden erlaubt, an dieſem Handel Theil zu nehmen; auch darf kein Schiff aus irgend einer dieſer Inſeln, Kanaria, Teneriffa und Palma ausgenommen, nach den weſtindiſchen Häfen gehen. Der ſpaniſche Hof hat den weſtindiſchen Handel der kanariſchen Inſeln auf die Häfen Havannah, Kampeſche und la Guaira an der Küſte von Karrakas, St. Domingo, Porto Ricco und Marakaiva eingeſchränkt. Die drey erſtern heißen die größern Häfen, und die andern die kleinern, weil der Handel der kleinern Häfen in Vergleichung mit dem der größern von keiner Bedeutung iſt. Ehe ein Schiff für einen dieſer Häfen laden kann, muß es erſt eine Erlaubniß von dem Richter des weſtindiſchen Handels, der auf Teneriffa iſt, haben, die ihm gewöhnlich bewilligt wird, wenn die Reihe an ihm iſt; denn nach dem Reglement werden alle Schiffe regiſtrirt und dürfen nicht eher abfahren, als bis ſie der Ordnung nach die Reihe trifft. Der Handel der kanariſchen Inſeln nach dem ſpaniſchen Weſtindien iſt auf ihre eignen Produkte eingeſchränkt, nehmlich Wein, Branntewein, Mandeln, Roſinen, Feigen, u. ſ. w. wovon ſie jährlich nur tauſend Tonnen ausführen, und außerdem weiter nichts mitführen dürfen, als ſo viel von andern Gütern auf jedes Schiff zum Gebrauch des Schiffsvolks und der Paſſagiers, während der Reiſe, für nöthig gehalten wird. So weit ſind ſie durch beſtimmte Verordnungen eingeſchränkt, allein ſie finden Mittel ihren Handel nach dieſem Theile der Welt weit über dieſelben auszudehnen. Wiewohl einige kanariſche Schiffe ihre Ladung zu Kanaria und Palma einnehmen, ſo ſind ſie doch alle verbunden ihre

Reiſe zu Santa Kruz auf Teneriffa zu endigen, und da ihre Ladung an Land zu bringen, die aus den Gütern der weſtindiſchen Häfen, woher ſie kommen, beſonders aus Kakao, Kampeſcheholz, Fellen, Zucker und mexikaniſchen Thalern beſteht; Kochenille aber und Indigo darf in Teneriffa nicht an Land gebracht werden. Alle Güter, welche man aus den kanariſchen Inſeln nach Weſtindien ausführt, und von daher einführt, werden geſchäzt, und müſſen gewiſſe Abgaben bezahlen, die von den Bedienten des weſtindiſchen Handels erhoben und von ihnen an das weſtindiſche Haus in Spanien geliefert werden.

Der dritte Zweig des kanariſchen Handels, oder der Handel, welchen dieſe Inſeln unter ſich führen, iſt folgender: Kanaria führt nach Teneriffa Lebensmittel von aller Art, Vieh und Geflügel, grobe wollne Decken, rohe und verarbeitete Seide, Orſeille, Quaderſteine zum Pflaſtern, ſteinerne Filtrirgefäße das Waſſer zu reinigen, etwas Salz u. ſ. w. Für dieſe Güter empfängt es baares Geld und andre Produkte des ſpaniſchen Weſtindien. Palma führt nach Teneriffa Zucker, Mandeln, Konfituren, Breter, Pech, rohe Seide und Orſeille, und bekommt dafür weſtindiſche und europäiſche Güter. Gomera führt nach Teneriffa viel rohe und etwas verarbeitete Seide, Brannteweın, Vieh und Orſeille, und empfängt dafür weſtindiſche und europäiſche Güter. Hierro führt nach Teneriffa Branntewein, kleines Vieh und Orſeille. Lancerota und Fuertaventura führen eine große Menge Korn nach Teneriffa nebſt Orſeille, Vieh und Geflügel; wofür ſie europäiſche Güter, Geld, nebſt etwas Wein bekommen. Eben dieſe Inſeln ſenden auch Korn nach Palma, wofür ſie Breter und andres Bauholz, Zucker, Wein und baares Geld erhalten. Lancerota führt auch Salz und etwas getrocknete Fiſche nach Teneriffa und Palma.

Noch

Noch gehört hieher die Fiſcherey und der damit verbundene Fiſchhandel an der Küſte der Barbarey. Die Anzahl der Barken, welche zu dieſer Fiſcherey gebraucht werden, beläuft ſich auf etwan dreyßig von funfzehn bis funfzig Tonnen. Sie werden alle in dieſen Inſeln gebaut, und von Eingebornen gefahren. Die Art, eine ſolche Barke auszurüſten, iſt folgende:

Die Eigenthümer ſetzen das Schiff in Stand, und verſehen es mit ſo viel Salz, als zur Aufbewahrung der Fiſche, und ſo viel Brod als zum Unterhalt der Fiſcher nöthig iſt. Will jemand noch mehr als Brod mitnehmen, ſo muß er ſichs auf eigene Koſten anſchaffen, denn die Eigenthümer geben nichts als Brod. Was man denn, nach Abzug der Unkoſten, aus dem Verkauf der Fiſche übrig behält, wird in gleiche Theile getheilt, von denen die Eigenthümer eine gewiſſe Anzahl bekommen, die übrigen aber nach der Geſchicklichkeit der Fiſcher unter ſie vertheilt werden.

Der Ort an der Küſte der Barbarey, wo ſie fiſchen, iſt nach der Jahrszeit verſchieden; überall, aber auf der ganzen ihnen zur Fiſcherey dienenden Strecke, iſt weder Stadt noch Dorf, noch ſonſt eine feſtgeſetzte Wohnung, ſondern bloß arabiſche Horden leben hier unter Zelten. Die barbariſchen Kaper wagen ſich nicht ſo weit gegen Süden, ſo daß die Kanarier von dieſer Seite her nichts zu fürchten habeu. Das erſte was die Fiſcher thun, ſobald ſie an die Küſte kommen, iſt, daß ſie Köder fangen. Zu dieſen gehören, die Taſſarte, eine Art Fiſche wie Makrelen geſtaltet, und dabey äußerſt gefräßig. Eine andre Fiſchart, welche ſtatt Köders gebraucht wird, iſt der Anhoua und dann der Kavallos. Hierauf wirft jeder ſeine Angel mit einer von dieſen drey Fiſcharten geködert aus, um große Fiſche zu fangen, und wenn eine Bar-

ke das Glück hat, gut Wetter zu treffen, ſo iſt ſie im Stande, ihre Ladung binnen vier Tagen voll zu machen.

Ihre Methode, dieſe Fiſche einzupökeln, iſt folgende: ſie ſchneiden ſie auf, nehmen ſie aus, und waſchen ſie ganz rein, hauen ihnen die Köpfe und Floßfedern ab, und legen ſie in einen Haufen, damit das Waſſer ablaufe, worauf ſie dann eingeſalzen und unten zuſammen in das Schiff gepackt werden. Weil ſie aber ihre Fiſche nicht zum zweytenmale auswaſchen und wieder einſalzen, ſo halten ſie ſich nicht über ſechs Wochen bis zwey Monate. Die meiſten Barken bringen ihre Ladung nach Santa Kruz und Porto Orotava. Statt dieſes höchſt nützliche Gewerbe aber aufzumuntern, gebraucht vielmehr die Regierung dieſer Inſeln alle möglichen Mittel, es zu beeinträchtigen, denn ſie beſtimmt nicht nur den Preis der Fiſche, ſondern belegt auch den Hannel mit faſt unerſchwinglichen Abgaben, und überdieß noch verbeut ſie den Fiſchern allen Umgang mit den Bewohnern der afrikaniſchen Küſte, wiewohl dieſer Befehl nur wenig beobachtet wird, indem die Fiſcher den Bewohnern der Wüſte Stricke, Brod, Zwiebeln und Früchte geben, wofür ſie die Erlaubniß haben, Holz und Waſſer zu holen.

Die Barken machen in einem Jahr oft acht oder neun ſolcher Reiſen. Von der Mitte des Februars bis zur Mitte des Aprils bleiben ſie zu Kanaria, weil um dieſe Jahreszeit die Fiſche nur gegen Norden zu finden ſind.

Die Manufakturen dieſer Inſeln liefern ſeidne Zeuge, geſtrickte ſeidne Strümpfe, ſeidne Kniebänder, Matrazen und Bettdecken. In Kanaria und Teneriffa macht man grobe Leinwand von dem aus

Holland eingeführten Flachſe; weiße Decken und grobe Tücher machen die Kanarier von der Wolle ihrer eignen Schafe. Auch wird eine grobe Art Tuch gemacht.

Das gewöhnliche Geld in den Kanarieninſeln ſind mexikaniſche Thaler, eine kleine Landmünze Real de Plata, und eine Kupfermünze, deren zehn einen Real de Plata ausmachen.

Die Regierungsform der königlichen Inſeln, Kanaria, Teneriffa und Palma hat ohngefähr folgende Einrichtung. Als die Eingebornen der Krone Spanien unterworfen wurden, beraubte man ſie nicht ihrer Freyheit, ſondern machte ſie den Eroberern völlig gleich, welches ein nachahmenswürdiges Beyſpiel war welchem Holländer, Franzoſen und Engländer auf der Zuckerinſeln in Weſtindien nicht gefolgt ſind, und welches ſelbſt die Spanier bey Eroberung des feſten Landes von Amerika gänzlich vergeſſen haben mußten. Der Spanier verbanden ſich alſo mit den Eingebornen dergeſtalt, daß ſie nur ein Volk wurden. Die Folge dieſer politiſchen Vereinigung iſt, daß der König von Spanien in dieſen Inſeln mehr Soldaten und Seeleute aufbringen kann, als in irgend einem andern Theil ſeiner Länder, welcher dreymal ſo groß iſt, als die Kanarieninſeln.

Der geringſte Juſtizbediente, die Alguazils oder Häſcher ausgenommen, iſt der Alkalde, und in jeder Stadt oder jedem Dorfe von Erheblichkeit befindet ſich einer. Dieſe Magiſtratsperſonen werden von dem königlichen Gerichtshofe in der Stadt Palmas auf Kanaria geſetzt und verwalten ihr Amt nicht auf Lebenslang, ſondern nur eine gewiſſe Zeit. Ueber ihnen ſteht ein Alkalde Major, und von deſſen Ausſpruch kann man ſich auf die Entſcheidung des Teniente

und Corregidor berufen. Der erſte dieſer Magiſtratsperſonen iſt ein Rechtsgelehrter, und wird von der königlichen Audienza ernannt, der König ſelbſt aber ſetzt den letztern, dem ſein Amt fünf Jahre lang, zuweilen auch länger verwaltet. Von dem Korregidor und Tiniente geht die Appellation an die königliche Audienza in Groß-Kanaria. Dieß Tribunal beſteht aus drey Oidores oder Richtern, einem Regenten und Fiskal, welche gewöhnlich geborne Spanier ſind. Der Generalgouverneur zu Teneriffa iſt Präſident dieſes Gerichtshofes, von deſſen Entſcheidungen in Kriminalſachen weiter keine Appellatien ſtatt findet; in Civilſachen aber kann man ſich an die Audienza zu Sevilla in Spanien wenden.

Die ſtehenden Truppen auf den Kanarieninſeln, belaufen ſich etwan auf hundert und fünfzig Mann; man hat aber, wie ſchon erwähnt worden, eine regulirte Miliz, über welche der Generalgouverneur das Oberkommando hat. Die regulären Soldaten dienen bloß zu Beſetzung der Forts, und da dieſer eine große Anzahl iſt, ſo kann man leicht erachten, wie ſtark die Beſatzung eines jeden ſeyn könne.

Die königlichen Einkünfte aus dieſen Inſeln fließen 1) aus dem Drittel von dem Zehnten; 2) aus dem Monopolium vom Rauch- und Schnupftoback; 3) aus den Abgaben, welche der Adel jährlich als eine Erkenntlichkeit für ſeine Titel bezahlt; 4) aus der Abgabe der ſieben Procent von Ein- und Ausfuhr, und endlich 5) aus den Abgaben vom kanariſch weſtindiſchen Handel. Alle dieſe Einkünfte zuſammen, den fünften Artikel ausgenommen, ſollen, nach Abzug aller Koſten, nicht über funfzigtauſend Pfund jährlich in des Königs Schatzkammer bringen.

Der Biſchof der kanariſchen Inſeln iſt der Weihbiſchof des Erzbiſchofs von Sevilla in Spanien, und hat jährlich ſechstauſend Pfund Sterling einzunehmen. Er reſidirt in der Stadt Palmas auf Kanaria. Die Provinzialen oder Vorſteher der verſchiedenen Mönchs- und Nonnenorden wohnen in der Stadt St. Chriſtobal de Laguna. In jeder Inſel iſt ein Haus, welches dem Inquiſitionsgericht nebſt ſeinen gehörigen Bedienten, deren Pflicht es iſt, alles was ſich von Ketzerey oder Mangel an Ehrerbietung gegen die Geiſtlichkeit blicken läßt, zu unterdrücken, gehört. Sie haben die Macht, verdächtige Perſonen in Verhaft zu nehmen, und gefangen zu ſetzen, ohne der bürgerlichen Obrigkeit im mindeſten Rechenſchaft zu geben. Wenn ein fremdes Schiff ankommt, und der Herr deſſelben Erlaubniß erhält, an Land zu kommen, ſo bringt man ihn zu einem Bedienten der Inquiſition, der ihn befragt, ob er Bücher oder Gemälde bey ſich habe, welche der Lehre oder den Ceremonien der Kirche zuwiderlaufen, und nöthigt ihn, ein Papier zu unterzeichnen, wodurch er ſich verbindlich macht, wenn er dergleichen hat, ſie nicht an Land zu bringen, und daß er, während ſeines Aufenthalts, nichts gegen die römiſche Religion reden, oder ihrer Gebräuche und Ceremonien ſpotten wolle.

Da alle Eingebornen dieſer Inſel eifrige Mitglieder der katholiſchen Kirche ſind, ſo hat das Inquiſitionsgericht nur ſelten Gelegenheit, ſeine Macht ſehen zu laſſen, und muß alſo meiſt an Fremden ſich erholen, welche ſo unfürſichtig ſind, in ſeine heiligen Klauen zu gerathen. Kein Menſch darf in einer der kanariſchen Inſeln, ausgenommen Teneriffa, wohnen, der nicht katholiſch iſt. Sieht man hier einen fremden Glaubensgenoſſen, der einen guten Wandel führt, ſo wundert man ſich außerordentlich darüber,

weil man einen Ketzer für nicht viel beſſer, als ein Vieh, hält. Die kanariſchen Geiſtlichen führen aber ein weit mehr ordentliches Leben, als in den meiſten blindkatholiſchen Ländern, und treiben ihren Eifer gegen die Ketzer auch nicht ſo weit, daß ſie ihnen wehren ſollten, ihre Todten zu begraben. Fremde, die nicht Katholiken ſind, ſucht man ſogleich nach ihrer Ankunft zu Proſelyten zu machen. Da die Prieſter mit ihrem Zehnten, und die Mönche mit den Einkünften ihrer Klöſter nicht zufrieden ſind, ſo haben ſie Mittel gefunden die Einwohner mit einer Menge Auflagen zu beſchweren, die zwar nicht durch die Geſetze eingeführt, aber doch ſchwer zu vermeiden ſind.

Azoriſche Inſeln. Dieſe neun Inſeln, welche Santa Maria, San Miguel, Terzeira, San Jorge, Gracoſa, Fayal, Pico, Flores und Corvo genannt werden, rechnen die meiſten Erdbeſchreiber noch zu Europa, weil ſie als eine Landſchaft zu dem Königreiche Portugall gerechnet würden, und nicht ſo gar weit von den europäiſchen Küſten abgelegen wären. Allein demohngeachtet hält der Verfaſſer für beſſer, ſie bey Afrika zu beſchreiben, und die Gründe, welche für die erſte Meinung angeführt werden, ſcheinen ihm nicht vollwichtig genug, daß er ihnen beytreten ſollte. Sie liegen doch fürs erſte über zweyhundert Meilen von Europa entfernet, und man könnte auf dieſe Weiſe auch Grönland zu Europa rechnen, das Island und Norwegen ſogar noch näher liegt. Ferner ſind ſie erſt im funfzehnten Jahrhundert entdeckt worden; die daſige Landesart, Produkte u. ſ. w. iſt mehr afrikaniſch als europäiſch; und daß ſie, politiſcher Urſachen wegen, als eine wirkliche Provinz des Königreichs Portugall betrachtet werden, kann für Geographen nicht entſcheiden, als welche mehr nach phyſiſchen als nach politiſchen Gründen entſcheiden müſſen.

Dieß

Dieß ſind die Gründe, welche den V. bewogen, von dem angenommenen Gebrauche abzugehen, und den Azoren hier ihre Stelle anzuweiſen. Dieſe Inſeln, welche man gewöhnlich nur mit einigen Worten berühret, oder gar mit Stillſchweigen übergehet, ſind nicht ſo unmerkwürdig, als ſie vermöge dieſer Vernachläßigung zu ſeyn ſcheinen, wenn es gleich eben deshalb ſchwer iſt, eine nur einigermaßen genugthuende Beſchreibung von denſelben zu liefern, da die portugieſiſchen Bücher aus denen man ſchöpfen könnte, in unſern Gegenden gar nicht zu haben ſind.

Die Azoriſchen Inſeln, welche auch die Terzeiriſchen von der wichtigſten Inſel und die Flämiſchen, weil ſich die Niederländer die Ehre der Entdeckung zueignen, genannt werden, liegen im atlantiſchen Meere. Azoriſche Inſeln aber, heißen ſie von den Vögeln, welche den Sperbern glichen, und von denen man bey der portugieſiſchen Entdeckung 1432 welche fand. Einige halten ſie für ein Ueberbleibſel der großen Inſel Atlantis, von welcher wir zum Schluſſe unſrer Beſchreibung von Afrika noch etwas beyfügen werden. Man iſt faſt allgemein der Meinung, daß ſie zur Zeit der Entdeckung unbewohnt geweſen, und man nichts als Holzungen und Vögel auf denſelben gefunden habe, worauf ſie denn nach und nach immer mehr bevölkert worden wären.

Dieſe Inſeln genießen eines ſehr geſunden Klimats, weil die Luft dort beſtändig rein und heiter iſt, allein die See richtet dafür fürchterliche Verwüſtungen an, und die Einwohner einiger dieſer Inſeln leben daher in unaufhörlicher Todesgefahr. Auch ſind ſie ſtarken Winden und heftigen Erdbeben ausgeſetzt, und die Natur ſcheint in ihrer Gegend beſtändig zu gewaltſamen Revolutionen geneigt zu ſeyn. So entſtand noch im J. 1631 eine neue Inſel

ſel, dicht bey den übrigen, welche aus einem Grunde, der hundert und zwanzig Fuß tief war, heraufſtieg. Damals erhob ſich neben den azoriſchen Inſeln ein gewaltiger Dampf, welchem bald ein ſchreckliches Getöſe und Brauſen des Meeres folgte, auf welches Flammen in die Höhe brachen, und Waſſer, Sand und Steine ſehr hoch in die Luft geſchleudert wurden. Nach etlichen Tagen, als dieſes alle Einwohner der benachbarten Inſeln mit dem größten Entſetzen erfüllende Schauſpiel vorüber war, ſahe man eine kleine Inſel, welche nach und nach dergeſtalt anwuchs, daß ſie fünf Meilen in die Länge hervorragte. Noch in dieſem Jahrhundert erſchien ein Jahr 1720 wieder eine kleine Inſel zwiſchen S. Michael und Terzeira, während eines heftigen, auf allen Inſeln verſpürten, Erdbebens. Anfangs war ſie ſo klein, daß niemand die geringſte Acht darauf hatte, nach etlichen Tagen aber ſtieg ſie, mit Klippen und Felſen bedeckt, dergeſtalt in die Höhe, daß man ſie in einer Entfernung von zehn Meilen ſehr deutlich ſehen konnte. Sie hatte doch eine Meile im Umfange; zwey Jahr darauf fieng ſie wieder an zu ſinken, ſo daß ſie kaum noch über die See hervorragte; nach und nach iſt ſie aber gänzlich wieder verſunken.

Von der Natur haben die Azoren wenig eigne Produkte erhalten, allein es iſt alles, was die Portugieſen hieher gebracht haben, ſehr gut fortgekommen, und die Einwohner erzeugen nun wenigſtens alles, was ſie zum Lebensunterhalt nöthig haben, wenn gleich Auswärtige hier nichts holen können, als ſeltene Farbenerden, welche überall guten Abſatz finden. So bringen dieſe Inſeln nun Waizen, Mais, mehrere Gemüsarten, ſchönes ſowohl zum Färben als Bauen taugliches Holz, Zucker, Baumwolle, Oliven, Pommeranzen, Citronen, Limonien, und andre ſowohl afrikaniſche als

europäiſche Gewäſche hervor. Man erzieht hier Hornvieh, Pferde, Eſel, Mauleſel, Schweine, Ziegen und viel zahmes Geflügel; von Wildpret aber haben die Azoren nichts als wildes Flügelwerk und Kaninichen. An den Küſten werden viele Fiſche, Auſtern, Krabben und Muſcheln gefangen. Von ſchädlichen Ungeziefer findet ſich gar nichts auf dieſen Inſeln, man ſagt ſogar, daß, wenn jemand, welcher Ungeziefer hat, auf dieſe Inſeln kommt, er ſogleich davon befreyt werde. Bienen aber giebt es in Menge, welche einen ſehr ſüßen Honig und ſehr gutes Wachs zubereiten. Da die Inſeln, als die Portugieſen ſie entdeckten, wenige oder gar keine Einwohner hatten, ſo ſind die gegenwärtigen wenig oder gar nicht von den Portugieſen verſchieden, von denen ſie abſtammen. Sie haben ohngefähr dieſelbe Geſtalt und Farbe, denſelben Mangel am Fleiße, dieſelbe Bigotterie, und nur eine noch größere Armuth, Unwiſſenheit und Unſauberkeit. Handwerke, Künſte, u. dergl. ſind wenig oder gar nicht unter dieſen Leuten bekannt, ſelbſt Handlung treiben ſie wenig, und können es auch nicht, weil ihre Inſeln keine Produkte dazu liefern, und nur auf Terzeira und St. Michael herrſcht Wohlſtand und ſogar Luxus.

Wir gehen nunmehr zu einer kurzen Beſchreibung der Inſeln ſelbſt über, und fangen mit den am meiſten weſtwärts gelegenen an. Die erſte darunter iſt Corvo, eine ſehr felſigte, wenig fruchtbare Inſel, die auch nur etliche Stunden im Umfange hat. Sie wird von der folgenden Inſel, Flores, durch einen Kanal getrennt, welcher zwey Stunden breit iſt. Die Einwohner nähren ſich von dem einträglichen Fiſchfange, Kräutern und der Viehzucht. Der einzige Ort auf der Inſel, welchen man eine Stadt nennen könnte, iſt

a) Corvo.

iſt Noſſa Senhora do Roſario, ein elender Flecken, mit hölzernen und leimernen Hütten.

b) Flores. Daneben liegt Flores, von der Menge Blumen und wohlriechender Kräuter, die ſie erzeuget, alſo genennt. Sie hat ohngefähr ſieben Meilen im Umfange, und hat an Getreide, Vieh, Geflügel und Farbenerde einen Ueberfluß. Der Hauptort iſt Santa Kruz, ein kleiner Flecken, mit einer Pfarrkirche und einem Kloſter. Ein andrer Flecken heißt Lagens, und hat über dreyhundert Feuerſtellen. Außerdem giebt es noch etliche andre Orte auf der Inſel, die aber nicht von Bedeutung ſind. Die Einwohner nähren ſich vom Landbau und der Viehzucht.

c) Fayal. Nach Terzeira und St. Michael iſt Fayal (von der Menge Eichen, welche hier wachſen, ſo genannt) die beträchtlichſte Inſel. Sie iſt ohngefähr neun Meilen lang, und die Breite beträgt ohngefähr drey Meilen. Die erſten Entdecker derſelben ſind nicht bekannt, der Sage nach ſind es aber Seeleute von einer der andern azoriſchen Inſeln geweſen, wiewohl auch einige verſichern, daß ſie von den Niederländern entdeckt worden, von denen auch noch viele Einwohner der Inſel abſtammen ſollen. Ihre vorzüglichſten Produkte ſind: Hornvieh Farbekräuter und ſo viel Fiſche, daß ſie Terzeira damit verſehen kann. Cedernholz iſt hier ſo gemein, daß die meiſten Häuſer von demſelben erbaut ſind.

Der vorzüglichſte Ort iſt der Flecken Horta, an der Weſtſeite der Inſel gelegen, nebſt einem guten Hafen, der durch eine gute Feſtung vertheidigt wird. Ehedem war dieſes Fort in ſehr ſchlechten Umſtänden, dennoch aber beſchwerten ſich die Einwohner über die Laſten, welche ſie ihnen verurſache, und erboten ſich, ihre Inſel ſelbſt zu vertheidigen, ſo, daß der König

von

von Spanien, der damals auch Herr von Portugall war, die Beſatzung zurückrief. Die Engländer machten ſich dieſes zu Nutze, landeten, demolirten die Feſtungswerke, warfen die Artillerie ins Meer, und nahmen etliche dort liegende Schiffe mit ſich weg. Es ſind überdieß noch zehn Kirchſpiele auf der Inſel. Nach einigen ältern Reiſenden war ehedem ein Volkan hier, deſſen Daſeyn aber von andern geläugnet wird.

Die Inſel Pico iſt ſechszehn Meilen lang, und über fünfe breit. Der hohe Berg, welcher über zwey Meilen hoch ſeyn ſoll, und ihr den Namen Pico verſchafft hat, macht, daß ſie in einer großen Entfernung geſehen werden kann. Ein Meerarm der anderthalbe Meilen breit iſt, ſcheidet ſie von Fayal. Sie hat verſchiedene gute Häfen. Ihre Produkte ſind, ein vortrefflicher Wein, mit welchem auch ein nicht geringer Handel getrieben wird, ſchönes Bauholz, worunter viele Cedern und der Teiros, deſſen röthliches hartes Holz ſehr hoch geſchätzt wird. Ferner viel Obſt, weniger Getreide und Hülſenfrüchte, Hornvieh, Eſel, Schweine, Ziegen und Federvieh in Menge. Die Einwohner leben theils in den zwey kleinen Flecken, Villa das Lagens und San Roque, theils in etlichen Dörfern. d) Pico.

Etwas mehr oſtwärts und gleichſam in der Mitte liegen die drey folgende Inſeln, Graciosa, San George und Terzeira. Die erſtre iſt klein, etwan drey Meilen lang und zwey breit, beſitzt aber einen außerordentlich fruchtbaren Boden, der alles, was man auf den übrigen Inſeln nur zerſtreut findet, vereint hervorbringt und nähret, daher auch die Einwohner ein wirklich glückliches Leben führen. Es ſind zwey Flecken auf dieſer Inſel, Santa Kruz, der größte an einem Meerbuſen, welcher einen guten Hafen bildet, e) Graciosa.

bildet, gelegen. Er wird durch eine kleine Fortreſſe beſchützt, und enthält etliche hundert Feuerſtellen. Der andre Flecken heißt Praya, liegt gleichfalls an einem Meerbuſen, und hat Hafen und Fort. Die übrigen Einwohner leben in zerſtreuten Pflanzungen, die aber ſo nahe beyſammen liegen, daß ſie den geſellſchaftlichen Umgang nicht zu entbehren nöthig haben.

f) St. George. Die Inſel St. Georg oder San Jorge iſt eilf Meilen lang und anderthalb Meilen breit, und, die nordliche Seite, welche allenthalben hoher Felſen iſt, ausgenommen, ſchönes ebnes Land. Ihren Namen ſoll ſie daher haben, weil ſie 1450 am Tage des heiligen Georgs entdeckt worden iſt. Dieſe Inſel, ob ſie gleich von keinem ſehr beträchtlichen Umfange iſt, beſteht doch gleichſam aus zwey ganz verſchiedenen Ländern, welches von der Verſchiedenheit des Bodens herrühret. Die Nordſeite nämlich iſt ganz dürr und rauh, kann beynahe gar nicht angebaut werden, und hat auch nur einen einzigen geringen Ort, deſſen Einwohner ſich kümmerlich ernähren. Die Südſeite hingegen bringt Getreide, Gemüſe, Obſt, Wein u. ſ. w. hat Viehzucht, Fiſchfang und in drey Flecken und etlichen Dörfern eine anſehnliche Bevölkerung. Die drey Flecken ſind: Villa de Velas, der Hauptort der Inſel, mit einem guten Hafen; Villa da Topo, in einer felſigten Gegend gelegen, und der älteſte Pflanzort auf der Inſel, und Villa da Calheta.

g) Terzeira. Die Inſel Terzeira hat ihren Namen daher erhalten, weil ſie die dritte war, welche entdeckt wurde: der Zeitpunkt, wenn? läßt ſich nicht genau beſtimmen, doch muß es zwiſchen die Jahre 1444 und 1450 fallen. Sie iſt dreyzehn Meilen lang und ſechs Meilen breit. Der Boden iſt fruchtbar an allen ſchon mehrmals angeführten Erzeugniſſen, die Inſel ſelbſt aber ſcheint auf keinem feſten Grunde zu ruhen, und iſt häu-

ſigen

ſigen Erderſchütterungen ausgeſetzt, von denen eine in den Jahren 1760 und 1761 mit volkaniſchen Ausbrüchen begleitet war.

Die Inſel wird in zwey Hauptmannſchaften getheilet. Die erſte iſt die Hauptmannſchaft von Angra. Darinnen iſt Angra, eine Stadt an der ſüdlichen Seite der Inſel gelegen. Sie hat ſehr ſchöne Häuſer, breite, gut gepflaſterte, reine und gerade Gaſſen, ſechs Pfarrkirchen, darunter auch eine biſchöfliche Kathedralkirche iſt, ein Armenhaus, ein Hoſpital und acht Klöſter. Seit 1766 iſt die der Sitz eines über die azoriſchen Inſeln, geſetzten Generalgouverneurs. Unter dem hieſigen Biſchof ſtehen alle neun azoriſche Inſeln er ſelbſt der ſteht unter dem Patriarchen von Lisboa. Neben ihr iſt ein guter, geräumiger, ſichrer Hafen, welcher durch zwey ſchöne Kaſtelle vertheidigt wird. Die Stadt hat das Privilegium, einen Bevollmächtigten auf den Reichstag nach Lisboa zu ernennen. Die Bevölkerung von Angra iſt ſehr anſehnlich, und die Anweſenheit eines Gouverneurs, Biſchofs und ſo vieler bey den Regierungskollegien angeſtellten Leute, macht den Ort blühend und lebhaft, und verbreitet einen Luxus hier, den man auf dieſem Eylande, ſo fern von der Pracht europäiſcher Reſidenzen und Handelsſtädte, nicht erwarten ſollte, der aber auch die Einwohner immer ärmer macht. Angra.

Ein andrer Flecken iſt Sebaſtiana, eine halbe Meile vom Meere, zwiſchen einer Reihe Berge gelegen. Er iſt der älteſte Wohnort auf der Inſel, und wird von ſechs kleinen Forts vertheidigt. Die andre Hauptmannſchaft iſt die von Preya, und enthält den Flecken gleiches Namens, der mit Mauern und Baſtionen umgeben iſt.

Ganz oſtwärts liegen endlich Santa Maria und San Miguel oder St. Michael. Die erſtre liegt h)St.Maria.

zwey.

zweyhundert und funfzig Meilen von dem Kap St. Vincent in Algarbien, und wurde 1492 am 15ten Auguſt vom Gonſalo Velho Kabral entdeckt. Sie iſt vier Meilen lang und drey breit, und hat gegen Südweſten einen Meerbuſen mit einem Hafen, welcher durch etliche Schanzen vertheidigt wird. Santa Maria iſt übrigens fruchtbar an Getreide, Obſt, Wein, u. ſ. w. Der vornehmſte Ort iſt Porto, ein Flecken mit zwey Klöſtern, außer welchem noch verſchiedne Flecken und Dörfer vorhanden ſind.

i) San Miguel. San Miguel oder St. Michael wurde 1444 von eben dem Kabral entdeckt. Sie hat achtzehn Meilen in der Länge, aber nur zwey in der Breite, iſt auch die fruchtbarſte und volkreichſte unter allen azoriſchen Inſeln, obgleich jetzt erſt ohngefähr der fünfte Theil derſelben angebaut iſt. Ihre Haupterzeugnißen ſind vorzüglich Waizen, Hirſe und Wein, ſo daß ſie, ein Jahr ins andre gerechnet, zwölftauſend Scheffel Waizen, vier und zwanzigtauſend Scheffel Hirſe und ohngefähr fünftauſend Pipen Wein erzeuget.

Die Hauptſtadt der Inſel, welche gegen vierzigtauſend Einwohner enthält, iſt Ponta Delgada in einer etwas niedrigem Ebene gelegen, an einem offenen Hafen, der durch eine Schanze vertheidigt wird. Sie enthält gegen zweytauſend meiſt gut gebaute Häuſer, drey Pfarrkirchen und ſieben Klöſter. Villa Franka, ein Flecken, iſt der älteſte Ort auf der ganzen Inſel, der ehedem gar keine Abgaben bezahlte, daher er auch den Namen erhalten hat. Die übrigen Oerter ſind durch nichts merkwürdig, auch nur kleine unbedeutende Flecken.

So viel von den azoriſchen Inſeln, welche zugleich den Schluß unſrer Beſchreibung von Afrika machen; indeſſen dünkt es uns doch, ehe wir die Be-

ſchreibung ſchließen, nicht überflüßig zu ſeyn, wenn wir hier noch etwas, von der bey den Alten ſo berufenen Inſel Atlantis erwähnen, da die bisher beſchriebenen kanariſchen und azoriſchen, auch noch mehr südwärts gelegenen afrikaniſche, ja wohl die weſtindiſchen Inſeln für Ueberbleibſel dieſer Inſel, die man, wenn Geſchichte anders als Geſchichte und nicht als Poeſie gelten ſoll nicht mit den Eldorados in eine Klaſſe ſtellen darf, gehalten werden.

Was Diodor von dieſer Inſel ſagt, iſt ohngefähr folgendes: Wenn man über die herkuliſchen Säulen (d. i. die Meerenge von Gibraltar) hinaus iſt, findet man eine ſehr berühmte Inſel, welche etliche Tagereiſen vom feſten Lande entfernt liegt. — Die Phönicier entdeckten ſie im grauen Alterthume, und wollten eine Kolonie dort anlegen, was aber die Karthagnenſer nicht zugeben wollten. Soweit Diodor. Plato ſpricht in ſeinen Diologen noch weitläuftiger von derſelben, und er ſpricht in ſolchen Ausdrücken, die man durchaus nicht als Bilderſprache nehmen, ſondern buchſtäblich verſtehen muß. Als Solon in Aegypten war, ſagt er, erfuhr er von den Prieſtern zu Sais, welche Abkömmlinge der Athenienſer zu ſeyn behaupteten, daß die Athenienſer vor langen Zeiten ein kriegeriſches Volk zurückgetrieben hätten, welches aus der Inſel Atlantis gekommen, und ſo wohl in Afrika, als Europa beträchtliche Eroberungen gemacht habe. Dieſe Inſel war äußerſt fruchtbar, volkreich, und die Einwohner derſelben eine völlig polizirte Nation. Lange waren die Atlanten berühmt und mächtig, allein ein heftiges Erdbeben begrub die Inſel ins Waſſer, und ſeit der Zeit iſt das daſige Meer, wegen des Schlammes, den die überſchwemmte Inſel zurückgelaſſen, nicht ſchiffbar.

Auf dieſe Erzählung nun ſind, die ſonderbarſten Syſtem gebaut worden. Einige, welche alle geographiſche und hiſtoriſche Angaben mit moſaiſchen Texten belegen zu müſſen glaubten, verſetzten ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne auch nur im mindeſten vernünftige Gründe zu haben, die Atlantis nach Paläſtina. Andre glaubten ſie in Amerika zu finden; ein ſchwediſcher Gelehrter, der mehr Vaterlandsliebe als Philoſophie beſaß, träumte ſie nach Schweden, und ein weit mehr ſcharfſinniger, helldenkender Kopf glaubt, die Erzählung des Plato nicht anders mit der geſunden Vernunft vereinigen zu können, als wenn er die Atlantis deſſelben im mittelländiſchen Meere ſucht, und in den damals noch zuſammenvereinigten Inſeln, Sardinien und Korſika, findet. Ohne uns aber weiter darauf einzulaſſen, die verſchiednen Meinungen auseinander zu ſetzen, ohne die Streitigkeiten zu erwähnen, welche dieſe Meinungen veranlaßt haben, wollen wir nur noch die Muthmaßung anführen, welche uns unter allen die wahrſcheinlichſte zu ſeyn ſcheint. Atlantis ſcheint eine ziemlich beträchtliche Inſel geweſen zu ſeyn, welche nicht weit von der Meerenge von Gibraltar entfernt geweſen, und von welcher die kanariſchen und azoriſchen Inſeln noch Ueberbleibſel ſeyn mögen. Amerika kann die Atlantis nicht geweſen ſeyn, denn — Amerika iſt zu weit von der Meerenge bey Gibraltar entfernt, als daß ſich mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit ein Krieg zwiſchen den Bewohnern deſſelben, und den Athenienſern denken läßt. Setzt man aber die Atlantis nahe an die Meerenge, ſo iſt es nicht allein möglich, daß die Atlanten in Afrika und Europa beträchtliche Eroberungen machten, ſondern auch daß ihnen die Athenienſer Widerſtand leiſten konnten. Amerika iſt vielleicht das feſte Land, welches jenſeit der Inſel gelegen haben ſoll, wenn anders Amerika nicht dann erſt aus dem Meere hervorkam, als Atlantis

lantis von demſelben verſchlungen ward. Die Erde iſt zu alt, und unſre Geſchichte zu jung, als daß wir alle die Revolutionen, die ſeit Jahrtauſenden ihre Geſtalt verändert und ihre Bewohner zerſtört und von einem Orte zum andern getrieben haben, beſtimmt und richtig angeben könnten. Es iſt alſo auch wenigſtens eben ſo gewiß, daß eine Inſel Atlantis exiſtirt hat, als es gewiß iſt, daß das kaſpiſche Meer einſt mit dem ſchwarzen, vielleicht auch mit dem perſiſchen Meerbuſen in Verbindung ſtand und Afrika mit Europa, England mit Frankreich, Sicilien mit Italien zuſammenhieng: alles Revolutionen, von denen unſre Weltgeſchichte kein Wort ſagt, die aber das große Buch der Natur mit unvergänglicher Schrift beweiſet.

Unſerm Dafürhalten nach, wäre alſo das Daſeyn einer Inſel Atlantis bewieſen: indeſſen würden wir nur zur Hälfte vollſtändig ſeyn, wenn wir die Meinung eines ſcharfſinnigen Denkers und Geſchichtforſchers, des ſeligen Prof. Hißmanns, der Platos ganze Erzählung für Fiktion hält, mit Stillſchweigen übergehen wollten.

Die Geſpräche, in welchem dieſe Erzählung vorgetragen wird, ſagt er, ſind Anhänge zu den Büchern über die Republick. Die Abſicht, in welcher Plato dieſe Erzählung eingewebt hat, iſt bloß, um ein Beyſpiel von einer auf Wahrheit und Volksglück gegründeten Staatsverfaſſung zu geben. „Zugegeben, fährt „er endlich fort, daß Solon dieſe atlantiſche Fabel „wirklich von einem Saiter empfangen habe; werden „wir denn auf die Ausſage eines unbekannten Man„nes, die ehemalige Exiſtenz einer Inſel annehmen, „die völlig wie eine Fernwelt ausſieht? Wie läßt „ſichs denken, daß ein ſo mächtiges Volk von einem „kleinen Häuflein athenienſiſcher Krieger ſo ſehr ha-

„be geſchwächt werden können, daß es nie wieder zu „Kräften kam? Der Saiter ſcheint dieſen Stein des „Anſtoßes bemerkt zu haben. Er ſucht ihn daher weg„zuwälzen, und zwar auf dem bequemſten Wege über „die Eſelsbrücke eines Wunders, wodurch die Inſel „in den Ocean ſtürzen muß. Nun hätte er aber „auch ſchlechterdings Europa, Aſia und Afrika unter „Waſſer ſetzen, folglich auch alle von den Atlanten „unterjochte Völker den Fluthen preis geben müſſen, „weil man noch immer fragen kann, wo bleiben denn „die Kolonien, die ſie in verſchiedne Welttheile aus„geſchickt u. ſ. w.?“

Unſre Leſer mögen nun ſelbſt urtheilen, ob ihnen dieſe Bemerkungen ſo vollwichtig ſcheinen, daß deshalb die ganze Inſel Atlantis unter die Erdichtungen gerechnet werden müſſe, oder ob ſich nicht auch annehmen laſſe, daß ein großes Land wirklich in der Gegend, wohin die Erzählung die Atlantis ſetzt, vorhanden geweſen, wenn gleich das Gemählde derſelben mit allzupoetiſchen Farben geſchmückt worden ſey.

Anhang

Anhang
zur alten Welt
oder
zu den drey Erdtheilen,
Europa, Aſia, Afrika.

Gründe, welche wir in der Vorrede angegeben haben, bewegen uns, dieſen Anhang zu liefern; wir verweiſen diejenigen unſrer Leſern, denen ſeine Anſicht auffallend ſeyn ſollte, dorthin, und hoffen, daß er ihnen an keinem unrechten Platze zu ſtehen ſcheinen wird. Und ſo ſchreiten wir gleich zur

I.

Ueberſicht von Europa.

Europa, der Erdtheil, welchen wir bewohnen, der kleinſte aber zugleich auch kultivirteſte unter den übrigen, liegt zwiſchen den 36° und 71°, 12′ Norderbreite. Seine Oſtlänge wodurch es von Aſien getrennt wird, geht bis zum 44° bey den Dardanellen, bey Konſtantinopel bis zum 47° bey der Enge Waigaz bis zum 75°. Gegen Weſten hat es das atlantiſche Meer; gegen Süden das mittelländiſche Meer; gegen Oſten das griechiſche Meer, den Helleſpont, die Meerenge von Konſtantinopel, das ſchwarze Meer und die werchoturiſchen Gebirge, und gegen Norden das Nordmeer. 1) Gränzen.

2) Größe.

Ueber den Flächeninhalt von Europa ſind die Erdbeſchreiber ſehr uneins: folgende ſind die bekannteſten Berechnungen:

Nach Tempelmann 171834$\frac{5}{16}$ Quadratmeilen.

Nach Bergmann 1816320 Q. M.

Nach Guthrie 278504$\frac{1}{16}$ Q. M.

Nach Büſching 152000 Q. M. welche Angabe auch wahrſcheinlichſt die richtige iſt.

3) Gebirge und Gewäſſer.

Europa hat viel hohe und weitläuftige Gebirge, von welchen die Hauptgebirge theils in Meridianen, theils in Parallelen mit einander in Verbindung ſtehen. Bergmeridiane ſind folgende:

I. Türkiſch-Isländiſcher. Dieſer fängt ſich auf der Weſtküſte des ſchwarzen und griechiſchen Meeres mit vier Bergreihen an, welche zuletzt in einer zuſammenlaufen. Das Hauptgebirge iſt zuerſt der Hämus, welcher bey ſeinem weitern Fortrücken nach Weſten Monte Argentaro heißt. Dann bekommt das Gebirge den Namen Capella oder Mons Albius, durchſtreicht ganz Illyrien in der Mitte, und hängt im Norden des adriatiſchen Meerbuſens mit den Alpen zuſammen. Nun krümmt ſich die Bergkette längs den noriſchen oder juliſchen Alpen bis zu den graubündner oder lepontiſchen Alpen, von da zwiſchen den Quellen des Inns und Rheins hinauf, alsdann mit abwechſelnden Land- und Bergrücken zwiſchen dem Rheine und der Donau nordoſtwärts herum bis an den Fichtelberg und die nordböhmiſchen oder ſudetiſchen Gebirge, auf der Gränze von Sachſen und Böhmen. Von hier läuft ſie meiſt nur als Landrücken zwiſchen der Elbe und Oder nordweſtwärts hinüber nach Jütland, über die Untieſen vom Cattegat hinweg, über das Seegebirge der Inſeln Schetland und Färöer nach Island.

II. Siciliſch-franzöſiſcher fängt ſich in Sicilien an, hängt ſich an die Apenninen in Italien, läuft als Alpen fort, ſtreckt ſich zwiſchen Helvetien und Burgund über den Jura nach dem Vasgau, nimmt als Land- und Bergrücken zwiſchen der Seine und Loire eine nordweſtliche Richtung, und endigt ſich im Weſten von Bretagne bey den Inſeln Queſſant oberhalb Breſt.

III Ruſſiſch-norwegiſcher ſteigt als Land- und Bergrücken, zwiſchen den Flußgebieten des Dons und der Wolga, bis zur Oſtſeite des Ladoga-Sees auf, krümmt ſich dann zwiſchen dem weißen Meer und bothaniſchen Meerbuſen herum, und ſchließt ſich unterhalb Nordkap an die norwegiſche Bergkette an.

Bergparallelen ſind:

I. Spaniſch-ſibiriſcher fängt ſich an der Straſſe von Gibraltar mit Calpe oder Gebel Tarek an, läuft von da nordoſtwärts zum Gebirge Segura bey der Quelle des Guadalquivir, und unter dem Namen Idubeda bis zur Quelle des Ebro, zieht von da ſüdoſtwärts über die Pyrenäen, dann wieder nordoſtwärts über die Sevennen, und verbindet ſich dann mit dem ſüdweſtlichen Enden der Alpen. Von dieſen ſteigt ein Land- und Bergrücken auf, der zwiſchen dem Rhein und Donaugebiet nordoſtwärts bis zu dem Fichtelberge ſtreicht, dann auf der Weſt- und Südgränze von Böhmen herumgeht, und ſich an die Karpathen anſchließt. Von dieſen läuft er in vielen Krümmungen nordoſtwärts hin auf, bis zum aſiatiſch-malajiſch-ſibiriſchen Bergmeridiane, folgt dieſem längs dem werchoturiſchen Gebirge, und endigt ſich im Weſten des obiſchen Buſens am Eismeer mit dem Vorgebirge Drowjanůi.

II. Engliſch-norwegiſcher fängt ſich im Südweſten Englands bey den ſorlingiſchen Inſeln und dem ſogenannten Landesende an. Von da ſteigt er im Weſten Englands nach Skotland hinauf, und krümmt ſich über die Inſeln von Schetland zum Vorgebirge Lindenäs in Norwegen hinüber; dann ſteigt er unter dem Namen Landfield gerade nach Norden und wieder unter dem Namen Dowrefield von Südweſt nach Nordoſt; dann unter dem Namen Köhlen

als Gränze zwiſchen Norwegen und Schweden, und tritt bey Wardhuus und bey Nordkap ins Eismeer.

Die europäiſchen Meere ſind:

I. Das Eismeer über Norwegen und Rußland, hat im Norden unbekannte Gränzen, im Oſten ſtreckt es ſich über Aſien hin, im Weſten hängt es mit dem Nordmeer zuſammen, und im Süden bildet es das weiße Meer.

II. Das Nordmeer über Norwegen, Dänemark, Deutſchland, den Niederlanden, Großbrittannien, Ireland und Frankreich, hängt mit dem Weltmeere zuſammen, und wird nach den Ländern, an welche es ſpület, verſchiedentlich benannt.

III. Das Weſtmeer, das an Spanien, Frankreich und Portugall ſtößt.

IV. Das mittelländiſche Meer zwiſchen Europa, Aſien, und Afrika. Haupttheile deſſelben ſind, der Archipelag und das adriatiſche Meer.

V. Das ſchwarze Meer zwiſchen Europa und Aſien.

VI. Das baltiſche Meer über Deutſchland und Preußen. Der bothniſche und finniſche Meerbuſen ſind Theile deſſelben.

Bey dieſen Meeren bemerken wir noch folgende Meerengen:

a) den Sund nebſt den beyden Belten, welche das Nordmeer mit der Oſtſee verbinden.

b) Die Straße von Kalais zwiſchen England und Frankreich.

c) Die Straße von Gibraltar verbindet das mittelländiſche Meer mit dem Weltmeer, und theilt Europa von Afrika.

d) Die ſiciliſche Meerenge zwiſchen Neapel und Sicilien.

e) Die Straße der Dardanellen und die Meerenge von Konſtantinopel zwiſchen Europa und Aſien.

Die vorzüglichſten Flüſſe ſind im Norden von Europa: der Rhein, die Elbe, die Weichſel, die Newa, die Tames, die Seine und Loire. Im Süden die Donau, der Dniſter, der Dnepr, die Wolga, der Po, die Tiber, der Tejo und Ebro.

Aus dem Pflanzenreiche beſitzt Europa eine auſſerordentliche Mannigfaltigkeit. Getreide wird allenthalben gebaut, einige ganz nördliche Gegenden ausgenommen. Mais oder türkiſcher Waizen in den ſüdlichen Ländern, auch in England und Frankreich, Reis in Italien, Spanien, Mähren und der Türkey, Wein faſt überall, den Norden ausgenommen. 4) Produkte.

Obſt haben die meiſten europäiſchen Länder in Menge, das wenigſte aber iſt einheimiſch. So ſind die Aepfel aus Syrien und Aegypten, die Citronen aus Medien und Perſien, die Granatäpfel aus Karthago, Kaſtanien, Kirſchen und Manteln aus Aſien, welſche Nüße und Pfirſiche aus Perſien, und die Pflaumen aus Armenien nach Europa gekommen.

Hanf und Flachsbau wird allenthalben, wo Leinwandmanufakturen ſind, beſödert, auch Färberröthe, Krapp und Tabasckbau.

Waid baut man im Ganzen weniger als ſonſt, der Seidenbau aber kommt immer weiter nach Norden. Zuckerrohr haben nur einige ſüdliche Länder, ſo wie auch Baumwolle.

Aus

Aus dem Thierreiche hat Europa ſehr viele Arten, deren Herrechnung zu weitläuftig ſeyn würde, manche aber ſind ſehr vermindert, und andre, wie z. B. das Rennthier und viele Raubthiere ſind durch die größre Kultur auf die nördlichen weniger gebauten Gegenden eingeſchränkt.

Von Mineralien ſind in Europa die erheblichſten: Porcellanerde, Farbenerden, Marmor, Salz, Steinkohlen, Silber, Kobald, Kupfer und Eiſen.

5) Einwohner ꝛc. Sprachen, u. ſ. w.

Ohngeachtet Europa der kleinſte Erdtheil iſt, ſo hat er doch, im Verhältniß mit der Größe der übrigen, die meiſten Einwohner, indem die Anzahl derſelben auf 170 Millionen berechnet wird. Die Europäer ſind die weißeſten unter allen Bewohnern der Erde, und ſelbſt die unkultivirteſten ſtehen doch auf der niedrigſten Stufe des geſelligen Lebens. In Europa ſind die meiſten und wichtigſten Fabriken, es treibt den beträchtlichſten Handel, und hat es in neuern Zeiten in den Wiſſenſchaften und Künſten am meiſten gebracht.

Hauptſprachen ſind gegenwärtig eilf in Europa.

I. Die biſkayiſche wird als Landesſprache dies- und jenſeits der Pyrenäen geredet, hat aber verſchiedne Mundarten, welche zum Theil ſo ſehr von einander abgehen, daß ſie ganz verſchiedne Sprachen zu ſeyn ſcheinen. Sie iſt unſtreitig eine der älteſten in Europa, hat auch mit keiner jetzt beſtehenden einige Verwandſchaft.

II. Schottiſch-iriſche, wird im ſchottiſchen Hochland, Irrland und den Hebriden geredet. Sie iſt unter dem Namen Galik bekannt.

III. Kymriſche. Dieſe alte Sprache hat jetzt drey Haupt-Mundarten, die von **Wales**, die von

Kornwallis und die von Nieder-Bretagne oder die Armoriſche. Sie ſoll viele Wörter mit der lateiniſchen und griechiſchen Sprache gemein haben.

IV. Finniſche. Zu den Finnen, die alle zuſammen eine Hauptſprache, wiewohl in verſchiednen Mundarten reden, gehören die Finnen, die Lappen, die Ingern, die Eſther, die Liven, die Wotjacken, die Tſcheremiſſen, die Mordwinen, die Permier, und die Ungarn, deren Sprache eine ſehr genaue Verwandtſchaft mit der Finniſchen hat.

V. Griechiſche. Dieſe lebt nur noch unter der ſtark mit andern Mundarten vermiſchten Neu-Griechiſchen.

VI. Lateiniſche iſt zwar ausgeſtorben, hat aber noch Töchter, und dieſe ſind die ſpaniſche, portugieſiſche, italiäniſche, franzöſiſche Sprache.

VII. Arnautiſche oder albaneſiſche wird in einem Theile von Dalmatien, Albanien, Epirus, auf den Inſeln Korfu, Zefalonia, Zante und ſonſt in der europäiſchen Türkey geſprochen.

VIII. Deutſche. Die ächte altdeutſche Sprache iſt nicht mehr vorhanden. Töchter derſelben aber ſind unſre neuern deutſchen Mundarten, nebſt der niederländiſchen, engliſchen, ſchottiſchen und den Sprachen der nordiſchen Reiche.

IX. Lettiſche wird noch von den Letten, Kurländern und Litthauern geſprochen.

X. Slaviſche. Mundarten derſelben ſind die ruſſiſche, polniſche, böhmiſche, bulgariſche, illyriſche und wendiſche.

XI. Türkiſch-tatariſche, die neueſte unter den europäiſchen.

Religio-

Religionen ſind in Europa: die chriſtliche, zu welcher fünf Hauptpartheyen, der Katholiken, der Proteſtanten von beyden Konfeſſionen, der engliſchen Kirche mit ihren Abweichungen, und die Griechen gehören. Außer dieſen ſind noch Armenianer, Mennoniten, Herrnhuther, Quaker u. ſ. w. zu finden. Neben der chriſtlichen iſt auch die mohamedaniſche herrſchend in der Türkey. Juden werden geduldet, und haben jetzt ein beſſer Schickſal, als da, als ſie noch vom Fanatiſme verfolgt wurden. Heiden leben noch in einigen Gegenden von Lappland.

6) Eintheilung des alten Europa.

Nothwendig verändert die Erde ihre Geſtalt durch politiſche, ſo wie durch phyſiſche Revolutionen, und wir müßten mehrere Abſchnitte machen, wenn wir von einer jedesmaligen politiſchen Veränderung auch eine beſondre Eintheilung machen wollten. Wir wählen daher nur den Zeitraum, in welchem Roms Größe am höchſten geſtiegen war, und aus welchem uns Europa am beſten bekannt iſt. Von Aſien war Europa damals durch den Fluß Tanais, den gegenwärtigen Don, geſchieden. Im römiſchen Europa war Hiſpanien, Gallien, Brittannien, Italien, Rhätien und Vindelicien, Noricum Helvetien und einige Gegenden von Süd-Germanien, Pannonien, Dacien, Moeſien, Illyrien nebſt Dalmatien, Thracien, Macedonien, Epirus und das eigentliche Griechenland. Von dem übrigen Europa war nur der eine Theil bekannt. So kannte man Skotland unter dem Namen Britannia barbara, Ireland oder Hibernien, Deutſchland oder Germanien, Sarmatien d. i. die Länder jenſeits der Weichſel, Thule vielleicht Norwegen, waren nur dem Namen nach bekannt. Mit dem Umſturze des römiſchen Koloſſes erhielt Europa eine andre Geſtalt, und dieſe veränderte ſich beynahe von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis

es

es endlich in die Staaten zerfiel, aus denen es noch gegenwärtig beſtehet.

Dieſe Staaten ſind folgende:

I. Portugall, Königreich ſeit 1143. Es liegt vom 37° bis 42° der Breite und vom 8° bis 12° der Länge, und iſt ein Land von der achten Größe. Die Reſidenz iſt Lisboa oder Liſſabon. Handelsſtädte ſind nebſt der Reſidenz, Porto und Setubal. Die katholiſche Religion hat in dieſem Reiche ein ausſchließliches Privilegium, und die daſige Kultur iſt in jedem Betracht noch ſehr geringe.

7) Eintheilung des heutigen Europa.

II. Spanien, Königreich ſeit 1469, liegt vom 36° bis 44° der Breite, und vom 8° bis 21° der Länge, und iſt ein Land von der fünften Größe. Die Reſidenz iſt Madrit. Handelsſtädte ſind Kadiz, Sevilla, Malaga, Barcellona, St. Sebaſtian und Bilbao. Die Religion iſt die katholiſche; Kultur und Aufklärung wachſen immer mehr.

III. Frankreich, Königreich ſeit dem fünften Jahrhundert, liegt vom 42° bis 51° der Breite und vom 12° bis 26° der Länge, und iſt ein Land von der ſechſten Größe. Die Reſidenz iſt Paris. Handelsſtädte ſind nebſt dieſer, Lyon, Marſeille, Toulon, Bayonne, Bourdeaux, Rochelle, Breſt, Nantes, St. Malo, Havre de Grace, Rouen, Dünkirchen, Cambray und Strasburg. Die Religion iſt die katholiſche, die Kultur iſt groß, aber das Reich laborirt an innern Schäden.

IV. Großbrittannien und Ireland, Königreich ſchon ſeit 803, aber nachher abwechſelnden Schickſalen unterworfen bis 1603, da es völlig vereinigt wird, liegt zwiſchen 50° und 62° der Breite, und zwiſchen 7° und 20° der Länge, und iſt ein Land von der ſech-

ſechſten Größe. Die Reſidenz iſt London. Handelsſtädte ſind nebſt dieſer, Briſtol, Liverpool, Whitehaven, Falmouth, Plymouth, Dortmouth, Portsmouth, Yarmouth, Hull, Edinburg, Aberdeen, Dublin, Limerick, Londonderry, Corke und Gallway. Die engliſche Kirche iſt herrſchend, geduldet aber werden alle mögliche Sekten. Die Regierung des Königs iſt beſchränkt. Das Land iſt kultivirt und mächtig, iſt aber doch durch die neueſten Vorfälle ſehr geſchwächt worden.

V. **Vereinigte Niederlande**, eine zuſammengeſetzte, aus ſieben Theilen zu einem Ganzen verbundene Republik ſeit 1549, leigt zwiſchen, 51 und 53 der Breite und 20 bis 25 der Länge und iſt ein Land von der zwölften Größe. Handelsſtädte ſind Amſterdam, Rotterdam, Enkhuizen, Mittelburg, Vliſſingen, Zwoll, u. a. Herrſchend iſt die reformirte Religion, geduldet aber werden alle Sekten. Die Republik erſetzt ihre geringe Beſitzungen in Europa durch Kunſtfleiß und Handel, zerrüttet ſich aber ſelbſt durch innre Unruhen.

VI. **Helvetien**, eine Republik aus dreyzehn Freyſtaaten zuſammengeſetzt, beſteht ſeit 1308, liegt zwiſchen dem 45° und 47° der Breite und dem 23 und 47° der Länge, und iſt ein Land von der zehnten Größe. Handelsſtädte ſind Zürich, Schafhauſen, Baſel und Genf. Die Religion iſt gemiſcht.

VII. **Italien** liegt zwiſchen dem 36° bis 46° der Breite, und 23° bis 36° der Länge, und iſt ein Land von der ſiebenten Größe. Die herrſchende Religion iſt die katholiſche; Aufklärung, Kultur u. ſ. w. ſind nach den einzelnen Staaten verſchieden. Handelsſtädte ſind: Genova, Lucca, Livorno, Florenz, Piſa, Siena, Napoli, Meſſina, Palermo, Ancona,

cona, Ferrara, Venedig, Mailand, Turin. Italien begreift zwey Königreiche, nämlich das der beyden Sicilien und Sardinien, vier Republiken, nämlich Venedig, Genua, Lucca und St. Marino, das Großherzogthum Toskana, neun Herzogthümer, nämlich Savoyen, Piemont, Mailand, Montferrat, Parma, Piacenza, Guaſtalla, Modena und Mantua, den Kirchenſtaat und Malta.

VIII. Deutſchland liegt zwiſchen dem 45° und 55° der Breite und in dem 20° bis 36° der Länge, und iſt ein Land von der fünften Größe. Die herrſchenden Religionen ſind die katholiſche, lutheriſche und reformirte; doch werden auch Griechen, mähriſche Brüder, Mennoniten und Juden geduldet. Mit der Aufklärung und ſonſtiger Kultur iſt es wie in Italien; in dem einen Lande ebnet man beyden alle Wege, in dem andern werden ſo viel Hinderniſſe, als nur möglich, in den Weg gelegt, wiewohl im Ganzen dennoch Deutſchland in jeder Betrachtung, ſeit dem Hubertsburger Frieden, an Kultur nnd Aufklärung durchaus zugenommen hat.

In den zehn Reichskreiſen ſind vorzüglich folgende Länder.

I. Im Oeſterreichiſchen, a) das Erzherzogthum Oeſterreich, b) das Herzogthum Steyermark, c) das H. Kärnthen, d) das H. Krain, e) die Grafſchaft Görz, f) die gef. Grafſch. Tyrol, g) das Bisthum Trient, h) das Bisthum Brixen, i) die Herrſchaft Traſp, k) die vorder-öſterreichiſchen Lande.

II. Im Schwäbiſches Kreiſe, a) das Herzogthum Wirtemberg, b) die Markgrafſchaft Baden, c) die Hohenzolleriſchen Lande, d) die Bisthümer Augsburg und Koſtnitz und viele kleinere, nebſt ein und dreyſſig Reichsſtädten.

III. Im Bayeriſchen Kreiſe, a) die Bayeriſchen Lande, b) das Erzbisthum Salzburg, c) das Bisthum Paſſau und die Reichsſtadt Regensburg.

IV. Im Fränkiſchen Kreiſe, a) die Anſpach-Baireuthiſchen Markgrafthümer, b) das Fürſtenthum Hohenlohe, c) die Bisthümer, Bamberg, Würzburg und Eichſtett, d) die Grafſchaft Henneberg, e) die Grafſch ft Werthheim, f) das Großmeiſterthum Mergentheim, nebſt fünf Reichsſtädten.

V. Im Ober-Sächſiſchen Kreiſe, a) die Mark Brandenburg, b) das Herzogthum Pommern, c) die Kur-Sächſiſchen Kreisländer, d) das Fürſtenthum Anhalt, e) die gräfl. Reußl. Lande, f) die ſächſiſchen Fürſtenthümer, g) die Grafſchaft Schwarzburg, h) die Grafſchaften Wernigerode und Stolberg.

VI. Im Nieder-Sächſiſchen Kreiſe, a) das Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel, b) die Länder des Kurhauſes Braunſchweig-Lüneburg, c) das Herzogthum Magdeburg, d) das Fürſtenthum Halberſtadt, e) das Fürſtenthum Blankenburg, f) das Bisthum Hildesheim, g) das Herzogthum Holſtein, h) das Herzogthum Meckelnburg und ſechs Reichsſtädte.

VII. Im Ober-Rheiniſchen Kreiſe, a) die Landgrafſchaft Heſſen, b) das Fürſtenthum Zweybrücken, c) die Bisthümer, Worms und Speyer, d) die Naſſauiſchen Lande, e) die Lande der Wild- und Rheingrafen, f) die Grafſchaft Leiningen, g) die Grafſchaft Waldeck, h) die Grafſchaft Ober-Iſenburg, i) die Grafſchaft Solms und fünf Reichsſtädte.

VIII. Im Kur-Rheiniſchen Kreiſe, a) die Unter-Pfalz, b) die Erzſtifter Mainz, Trier und Kölln,

c)

c) die Grafſchaft Nieder-Iſenburg, d) das Fürſtenthum Aremberg.

IX. Im Weſtphäliſchen Kreiſe, a) das Fürſtenthum Oſtfriesland, b) das Herzogthum Oldenburg, c) Die Bisthümer, Münſter, Lüttich, Paderborn und Osnabrück, d) die Herzog- und Fürſtenthümer, Verden, Minden, Mörs, Bergen, Jülich, Cleve, drey und zwanzig Grafſchaften und drey Reichsſtädte.

X. Im Burgundiſchen Kreiſe endlich liegen die öſterreichiſchen Niederlande.

Außer den Kreisländern gehört noch zu Deutſchland: Böhmen, Schleſien, Mähren, Lauſitz, 25 unmittelbare Reichsgrafſchaften, Reichsherrſchaften und Stifter, die Länder der unmittelbaren Reichsritterſchaft u. ſ. w. Reſidenzen ſind: Wien, Berlin, Dresden, München, Mainz, Bonn, Coblenz, Braunſchweig, Weimar, u. ſ. w.

XI. Dänemark, Königreich ſeit dem neunten Jahrhundert liegt zwiſchen 54° und 58° der Breite, und zwiſchen 24° und 30° der Länge, und iſt ein Land von der eilften Größe. Die herrſchende Religion iſt die lutheriſche. Das Reich ſcheint an innrer und äußrer Stärke immer mehr zu gewinnen. Die Reſidenz iſt Kopenhagen. Handelsſtädte ſind nebſt dieſer Helſingör, Korſör, Kallündborg, Aalborg, Aarhus, Kolding, Flensburg, Friedrichsſtadt, Tondern.

X. Norwegen, mit Dänemark vereinigt ſeit 1388, liegt zwiſchen 57° und 71° der Breite, und zwiſchen 22° und 50° der Länge, und iſt ein Land von der ſechſten Größe. Die herrſchende Religion iſt die lutheriſche. Handelsſtädte ſind, Chriſtiania, Bergen, Drontheim.

XI. Jsland liegt zwiſchen 64° und 67° der Breite, und 6° bis 8° der Länge, iſt ein Land von der achten Größe.

XII. Schweden, Königreich ſeit dem eilften Jahrhundert liegt zwiſchen 29° und 49° der Länge, und zwiſchen 55° und 70° der Breite, und iſt ein Land von der vierten Größe. Die herrſchende Religion iſt die lutheriſche. Die Reſidenz iſt Stockholm. Handelsſtädre ſind außer dieſer, Gothenburg, Kalmar, Landskrona, Karlskrona, Åbo, Nyſtadt, Helſingfors.

XIII. Ruſſiſches Kaiſerthum liegt dem europäiſchen Theile nach vom 45° bis 70° der Breite, und vom 40° bis 55° der Länge, und iſt ein Land der zweyten Größe. Die herrſchende Religion iſt die Griechiſche. Reſidenzen ſind Moskau und Petersburg: Handelsſtädte, nebſt der letztern, Archangel, Riga, Reval, Narva, Tula, Jaroſlaul, Nowgorod, Twer, Uſtjug, Woroneſch, Cherſon, Kaffa und Karasbaſar.

XIV. Preußen, Königreich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts, liegt zwiſchen 52° und 56° der Breite, und 33° und 41° der Länge, und iſt ein Land von der zehnten Größe. Herrſchend iſt die lutheriſche Religion. Handelsſtädte ſind, Königsberg, Memel, Pillau, Elbing.

XV. Polen, Königreich ſeit 1025, liegt zwiſchen 47° und 57° der Breite, und 33° bis 51° der Länge, und iſt noch, ohngeachtet der Thilung, ein Land von der vierten Größe. Herrſchend iſt der Katholiciſmus, geduldet aber werden Proteſtanten, Griechen und Juden. Die Reſidenz des ziemlich beſchränkten Königs

iſt Warſchau. Handelsſtädte ſind, Danzig, Thorn, Poſen, Krakau, Wilna, und Libau.

XVI. Ungariſche Staaten, liegen zwiſchen 44° und 50° der Breite, und 32° bis 44° der Länge, und iſt ein Land von ſiebenten Größe. Mit der Religion iſts wie in Polen. Die Hauptſtadt iſt Ofen. Handelsſtädte ſind: Presburg, Semlin, Bukari, Zengh und Herrmannſtadt.

XVII. Türkiſches Reich, liegt zwiſchen 34° bis 49° der Breite, und 34° bis 50° der Länge, und iſt ein Land von der fünften Größe. Herrſchend iſt der Mohamediſmus, geduldet aber werden alle Sekten. Die Reſidenz iſt Konſtantinopel. Handelsſtädte ſind außer dieſer, Salonichi, Adrianopel, Belgrad, u. a. mehr.

II.

Ueberſicht von Aſien.

Der zweyte Erdtheil, Aſien genannt, liegt zwiſchen dem 10° und 76° der Breite, und dem 44° bis 208° der Länge: Gränzen deſſelben ſind: gegen Norden das Eismeer, gegen Oſten das öſtliche Weltmeer, gegen Süden das indiſche Meer, gegen Weſten das Gebirge Ural, das ſchwarze und mittelländiſche Meer, und in Südweſt hängt es mit Afrika zuſammen. Seine Größe beträgt ohngefähr 640000 Quadratmeilen. 1) Gränzen und Größe.

Aſien hat große und zum Theil ſehr rauhe, auch noch unbekannte Gebirge. Bergmeridiane ſind darinnen: 2) Gebirge.

I Malaiiſch ſibiriſcher. Er fängt bey der Straße von Malacca an, geht durch dieſe Halbinſel hinauf, befaßt die Gebirge von Siam, das ſüdweſtliche Gränzgebirge von Sina, zwey Ketten der thibetiſchen Gebirge, läuft dann in die Gränzgebirge der kleinen Bucharey, in den Ural, die ſibiriſchen Bergrücken hinunter, bis zur Meerenge Waigatz.

II. Kamtſchadaliſch-ſibiriſcher fängt auf der Südſpitze von Kamtſchatka an, wo er ſüdwärts mit dem Seegebirge der kuriliſchen Inſeln zuſammenhängt, krümmt ſich nordwärts durch dieſe Halbinſel hinauf, zieht um den pentſchiniſchen Meerbuſen herum, und ſteigt endlich in vielen Krümmungen bis zum lenaiſchen Buſen.

III Koreaniſch-ſibiriſcher fängt auf der Südküſte der Halbinſel Korea mit zwey Bergreihen an, die ſich oben am Halſe der Halbinſel trennen. Die weſtliche zieht auf der Nordſeite von Sina weg, die öſtliche aber krümmt ſich nordweſtwärts über die Quellen des Amurflußes, vermiſcht ſich mit dem arabiſch-tſchuktiſchen Bergparallel, kommt wieder aus demſelben hervor, krümmt ſich um die Nord- und Oſtſeite des Baikal-Sees, und ſteigt endlich in doppelten Reihen bis an die Küſten des Eismeeres hinab.

IV. Perſiſch-kaukaſiſcher, fängt mit dem Vorgebirge Jask vor dem Eingange des perſiſchen Meerbuſens an, geht in die Hetzardara oder Tauſendberge auf der Nordgränze von Farſiſtan, dann zum Tag Ajaghi oder die Gränzgebirge zwiſchen Perſien und der aſiatiſchen Türkey, dann geht er auf der Südweſtſeite des kaſpiſchen Meeres hin, vereinigt ſich mit dem arabiſch-tſchuktiſchen Bergparallel, und verliert ſich endlich, nachdem er wieder allein fortgegangen, von dem Gebirge Kaukaſus hinab in die Berg- und

Land-

Landrücken, welche der Anfang des ruſſiſch-norwegiſchen Bergmeridians ſind.

V. Arabiſch-natoliſcher fängt auf der ſüdweſtlichen Küſte Arabiens vom Vorgebirge Hardſchah an, ſteigt das weſtliche Arabien hinauf, dann an der Oſtſeite von Paläſtina weg und nordweſtlich nach Kleinaſien hinein. Hier theilt er ſich in drey weſtwärts laufende Ketten, welche dem Anſchein nach an der Weſtküſte von Kleinaſien auslaufen, in der That aber unter dem Meere fort, und zu dem türkiſch-isländiſchen Meridiane übergehen.

Bergparallelen ſind:

1) Arabiſch-tſchuktiſcher fängt mit dem Berge Sinai in Arabien an, geht über den Libanon am cypriſchen Meerbuſen hin, dann nordoſtwärts zurück gegen den Euphrat, am ſchwarzen Meere herum, gegen den Ararat zu, krümmt ſich durch Aderbidſchan, geht unter dem kaſpiſchen Meere hinweg, dann auf der Weſtſeite von Chorasan fort, über einen Theil des Imaus oder Mustag weg, über die Rücken und Gebirge Akſu zu den ſüdlichen Theilen des Altaj nach Sibirien hinein, auf der Gränze zwiſchen Rußland und Sina hin, und dann bis an die Landſpitzen der Tſchuktſchen nordoſtwärts hinab.

Meere um Aſien ſind: 3) Gewäſſer.

I. Das Eismeer gegen Norden über Sibirien, hängt im Oſten mit dem großen Ocean zuſammen.

II. Der große Ocean, ſehr unſchicklich das Süd- oder ſtille Meer genannt, hängt im Norden mit dem Eismeer, im Süden mit dem indiſchen Meere zuſammen. Nach den Ländern, an welche es ſtößt, hat er verſchiedne Namen: als auf der Nordſeite: der Nordarchipel, zwiſchen Aſien und Amerika, mit

zwey Buſen, dem anadirſchen und kamtſchadaliſchen; das tanguſiſche oder ochozkiſche Meer, welches durch das Seegebirge der kuriliſchen Inſeln oſtwärts begränzt wird; das japaniſche Meer, der Südarchipel, welcher die karoliniſchen und marianiſchen Inſeln enthält; und das oſtſineſiſche Meer nebſt dem Meerbuſen von Korea, auch das gelbe Meer genannt.

III. Der indiſche Ocean hängt im Weſten mit dem amerikaniſchen, im Oſten mit dem großen Oceane zuſammen. Theile deſſelben ſind: das arabiſche Meer, zwiſchen Aſien und Afrika, hat zwey große Buſen, den arabiſchen oder das uneigentlich ſo genannte rothe Meer, und den perſiſchen; und zwey kleine, den von Sindi und den von Kambaya; Ferner der Golfo von Bengalen, der indiſche Archipel mit dem Buſen von Siam.

Aſia hat auch die größte Landſee, nämlich das kaſpiſche Meer, welches auch geſalzen Waſſer hat.

Von Flüſſen gehören hieher; der Ob, Jeniſei und Anadir, welche ſibiriſche Flüſſe ſind; die Wolga, die aus Europa kommt, und ins kaſpiſche Meer fällt, der Euphrat oder Forat, der Tigris oder Didſchelat, der Indus oder Sind, der Ganges, der Menan und der Ho—an—ho in Sina.

4) Produkte. Mit Produkten mancherley Art iſt Aſien im Ueberfluſſe verſehen, und Europa hat ihm viele derſelben zu danken. Daß Korn, und zwar in dem ſüdlichen Sibirien wild wachſe, wird von Einigen behauptet, von Andern aber aus Märſchen und Wanderungen alter Völker erkläret, ſonſt aber iſt Korn kein Hauptprodukt Aſiens, ſondern Reis, Buchwaizen, und türkiſcher Waizen. Von andern Erzeugniſſen des Pflanzenreichs verdienen hier vorzüglich genannt zu werden:

den: Rhabarber, Baumwolle, Wein, Thee, Kaffee, Aloe, Manna, Sennesblätter, Kokos, Ananas und andre Früchte, Zimmt, Pfeffer, Kardomome, Muskatennüſſe, Zuckerrohr, Bambus, Nägelein, Brodfrüchte, u. ſ. w.

Aus dem Thierreiche ſind beſonders merkwürdig: der Elephant, das Rhinoceros, der Tiger, der Büffel, das Kameel mit einem und zwey Buckeln, die Zibethkatze, die mannigfaltigen Affenarten, das Pferd, das Schaf mit dem Fettſchwanz, der Hermelin, der Zobel, das Rennthier und der Vielfraß. Ferner der Pelikan, der Strauß, der Pfau, der Papagoi, der Goldfaſan, der Paradiesvogel. Ferner das Krokodill, der Seehund, die Perlmuſchel und die Koris.

Aus dem Steinreiche hat es alle Metalle, die beſten Edelſteine, Asbeſt und Marienglas.

5) Einwohner.

Aſien iſt die Wiege des Menſchengeſchlechts. Nach Moſis Bericht lebten die erſten Menſchen am Euphrat, nach Andern in Indien, und noch nach Andern auf den Höhen des ſüdlichen Sibiriens. Beſtimmt läßt ſich keine dieſer Meinungen behaupten, aber gewiß iſt es, daß Aſien ſchon blühende Staaten, und einen hohen Grad von Kultur hatte, als Europa noch mit Wäldern bedeckt war, in denen ungebildete, kunſtloſe Wilde herumirrten. Allmälig bekam Europa die Kultur, welche hier immer mehr abnahm, und gegenwärtig hat ganz Aſien keinen Staat aufzuweiſen, der durchaus einen europäiſchen überträfe, wie denn dieſer Erdtheil auch keine ſeiner Größe angemeßne Bevölkerung hat, indem die Anzahl ſeiner Bewohner bloß auf dreyhundert Millionen geſchätzt wird.

Unter dieſen Einwohnern herrſcht eine weit gröſſre Verſchiedenheit, als unter denen von Europa. Fürs erſte in Abſicht von Farbe und Geſtalt; denn der Spanier und der Ruſſe, der Normann und der Sicilianer ſind ſich hierinnen nicht ſo unähnlich, als der Kamtſchadale und der Araber, der Kalmyck und der Hindu. Ferner in Abſicht der Lebensart; denn in Europa iſt nur ein Hirtenvolk, und das ſind die Lappen; alle andre Nationen beſchäftigen zugleich mit Ackerbau, Viehzucht, Fabriken, Handlung u. ſ. w. in Aſien aber giebt es mehrere Völker, die noch bloß allein mit der Viehzucht ſich beſchäftigen, wie die Kalmycken, die Araber u. a. Ferner in Abſicht der Sprachen und in Abſicht der Religionen, von welchen zwey leztern Gegenſtänden wir noch etwas weitläufiger ſprechen müſſen.

Die Sprachen der aſiatiſchen Völker, ſind theils ſolche, die vielſylbige, theils ſolche, die einſylbige Wörter haben.

Zu den erſten gehört:

I. Die georgiſche oder gruſiniſche Sprache, auch die kolchiſche und iberiſche genannt, wird in Mingrelien und Georgien geſprochen.

II. Die Sprache der kaukaſiſchen Völker. Alle Völker, welche nordwärts über Georgien und Mingrelien wohnen, als die Kumücken, Lesgier, Awchaſſen, Tſcherkaſſen u. ſ. w. haben jedes ſeine eigne Sprache.

III. Armeniſchen Sprache war ſonſt eine Hauptſprache in Klein-Aſien. Gegenwärtig wird ſie in Turkomanien um Erzrum noch geſprochen, ſonſt aber von den Armeniern als gottesdienſtliche Sprache gebrauchet.

VI.

IV. Aramäiſche Sprache theilt ſich in zwey Mundarten: a) in die chaldäiſche, welche ausgeſtorben iſt, und b) in die ſyriſche, von welcher drey Mundarten da ſind, als die maronitiſche, welche bey den ſyriſchen Chriſten um den Berg Libanon üblich iſt; die nabathäiſche, deren ſich die Neſtorianer und Kurden beym Gottesdienſt bedienen, und die mendäiſche, bey den Johanneschriſten um Beſſora üblich.

V. Phöniciſch-hebräiſche Sprache war wahrſcheinlich die Sprache der älteſten Bewohner Paläſtinens, von denen ſie die Vorfahren der Iſraeliten erſt angenommen zu haben ſcheinen. Von ihr bekannte Mundarten ſind: die eigentliche hebräiſche, die ſamaritaniſche und die rabbiniſche.

VI. Arabiſche Sprache hat ſich in Aſien ſehr weit ausgebreitet. Als gottesdienſtliche Sprache, gebrauchen ſie alle mohämedaniſche Völker, von Konſtantinopel an bis an die äußerſten moluckiſchen Inſeln; ferner wird ſie geſprochen in Syrien, in Paläſtina, Diarbekr, Bagdhad, und Arabien.

VII. Perſiſche Sprache. Der alte Dialekt der perſiſchen Sprache, worinnen die Werke des Zerduſcht geſchrieben ſind, iſt nur noch unter den Guebern üblich. Die jetzige perſiſche Sprache iſt eine Vermiſchung des alt-perſiſchen mit der griechiſchen, arabiſchen und tatariſchen Sprache.

VIII. Hindoſtaniſche Sprache beſteht faſt allein aus perſiſchen Wörtern, iſt aber in ihrer innern Einrichtung ſehr von derſelben verſchieden.

IX. Sprachen auf der Halbinſel dieſſeit des Ganges. Die vorzüglichſten dieſer Sprachen ſind; a) die Sprache der Maratten, b) die telugiſche, wel-

welche um Pondichery und Madras geſprochen wird, c) die malabariſche oder tamuliſche.

X. Zinguleſiſche Sprache, welche auf der Inſel Ceilan geſprochen wird.

XI. Malaiiſche Sprache. Sie hat ſich vermittelſt der Handlung über alle Inſeln im indiſchen Meere verbreitet.

XII. Japaniſche Sprache.

Zu denen mit einſylbigen Wörtern gehöret:

I. Die ſineſiſche, welche aus wenigen und lauter einſylbigen Wörtern beſteht. Man theilt ſie in die Mandarinen-Sprache, welche der Provinz Petſche — li eigenthümlich iſt, ſonſt aber auch von den Vornehmen im Reiche geſprochen wird, und in die Mundarten der Provinzen, welche gar ſehr von einander abgehen.

II. Tibetaniſche Sprache iſt zwar in der Einrichtung, aber nicht in den Wörtern, der ſineſiſchen gleich.

III. Peguaniſche in den Reichen Pegu, Ava, und Arrakan üblich.

IV. Anamiſche wird in verſchiednen Mundarten in Tonkin, Laos, Kochin-ſina und Kamboya geſprochen.

Alle dieſe Sprachen ſind nur im ſüdlichen Aſien gänge. Im Norden dieſes Erdtheils werden folgende Sprachen geſprochen.

I. Die finniſche bey verſchiednen Völkern in Orenburg, Kaſan und Sibirien.

II. Die türkiſch-tatariſche in Klein-Aſien, Sibirien, im Kirgiſenlande, bey den Turkomannen und in Chiwa.

III.

III. Die Mungliſche in der Mungaley bey den Kalmycken und den Buräten.

IV. Tunguſiſche bey den Tunguſen, den Dauren und Mantſchu.

V. Oſtjakiſche bey dem Volke dieſes Namens.

VI. Samojediſche bey den Samojeden.

VII. Korjäkiſche bey den eigentlichen Korjäken und den Tſchuktſchen.

VIII. Kamtſchadaliſche in Kamtſchatka und einigen Inſeln.

IX. Kuriliſche auf den kuriliſchen und andern bey Kamtſchatka liegenden Inſeln.

X. Die koreaniſche auf der Halbinſel Korea.

Die Religionen Aſiens ſind, die heidniſche, die mohämedaniſche, die chriſtliche, die jüdiſche, und wenn anders die Erzählungen davon nicht fabelhaft ſind, auch der reine Deiſmus bey den Seiks in Hindoſtan und den Anhängern des Kon — fu — tſee in Sina.

Von heidniſchen Religionen ſind die bekannteſten und merkwürdigſten. 1. Die Religion des Dalai Lama in Thibet und bey allen Völkern von mungliſcher Abkunft. 2. Die Religion des Fohe, in Sina und in verſchiednen Gegenden der Halbinſel jenſeit des Ganges. 3. Die Religion des Lao-Kium in Sina. 4. Die Religion der Hindus in Oſtindien. 5. Die japaniſche. 6. Die Religion der Guebern oder Feueranbeter bey dem kleinem Ueberbleibſel dieſes Volkes.

Die mohämedaniſche iſt faſt in der ganzen ſüdweſtlichen Hälfte Aſiens herrſchend, und hat ſich auch über viele oſtindiſche Inſeln verbreitet.

Chri-

Chriſten leben hier von allen Sekten: als 1. Griechen, welche unter den vier Patriarchen zu Konſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem ſtehen, oder Ruſſen, Kaſaken und Georgier ſind. 2. Katholiken und Proteſtanten in Syrien, Oſtindien, Sina, und dem aſiatiſchen Rußland. 3. Neſtorianer in der aſiatiſchen Türkey, Perſien und Malabar. 4. Monophyſiten oder Jakobiten in Syrien. 5. Armeniſche Chriſten in der aſiatiſchen Türkey, Perſien und Georgien, und 6. Maroniten auf der Inſel Cypern und in Syrien.

6) Eintheilung des alten Aſiens.

Man kann das alte Aſien in drey Theile theilen, nämlich in Nord-Mittel- und Südaſien.

I. Nord- oder unbekanntes Aſien wird von Mittel-Aſien durch die lange Bergkette des Ural abgeſondert. Alle nach Norden derſelben gelegene Länder waren den Alten völlig unbekannt; alſo das nördliche Kaptſchak, dis Kalmykey und ganz Sibirien.

II. Mittel-Aſien hat zwey Theile, den weſtlichen und öſtlichen. Der öſtliche oder das unbekannte Mittel-Aſien enthält die Mungaley, Nord-Sina, Korea und Japan. Das weſtliche wird durch den Imaus in zwey Theile geſchieden. Zu den weſtimaus Ländern gehörte, a) das aſiatiſche Sarmatien, welches weſtwärts von Europa, oſtwärts vom Weſt-Ufer des kaſpiſchen Meers und der Wolga begränzt ward. Es gehört dazu das weſtliche Stück der kaukaſiſchen Länder, nebſt dem ſüdlichen Theile von Aſtrachan. b) Das aſiatiſche Scythien dieſſeit oder innerhalb des Imaus begreift jetzt die andern kaukaſiſchen Länder, und Orenburg, Kaſan, u. ſ. w. c) Das Maſſageten Land.

Zu den oſt-imaus Ländern gehört, a) das aſiatiſche Scythien jenſeits des Imaus, welches jetzt Turkeſtan, Koraſan, nebſt der großen und kleinen Bucharey begreift, b) das Sererland, vielleicht das jetzige Thibet.

III. Süd-Aſien hat zwey Theile, welche der Indus trennt, nämlich die weſt- und oſt-Indus Länder. Die erſten theilt wieder den Euphrat in Verbindung mit dem perſiſchen Meerbuſen und Kur in Weſt und Oſt. Zu den erſten gehören im Süden: a) Babilon jetzt Erak-Arabi, b) Arabien: im Norden, a) Klein-Aſien, jetzt Anadoli, b) Kolchis, und Albanien, jetzt Georgien, c) Syrien mit Phönicien und Paläſtina. Zu den letztern rechnet man: das Partho-perſiſche Reich mit Armenien, Medien, Hyrkanien, Meſopotamien, Aſſyrien und den Ländern am indiſchen Ocean. Oſt-indus Länder ſind theils bekannt theils unbekannt. Zu den erſten gehören, a. India intra Gangem mit der Inſel Taprobana, d. i. die Halbinſel dieſſeit des Ganges nebſt Ceilan, b. India extra Gangem oder die Halbinſel jenſeits. Alles übrige aber war den Alten völlig unbekannt.

Das heutige Aſien beſteht aus folgenden Theilen: 7) Eintheilung des heutigen Aſien.

I. Aſiatiſches Rußland liegt zwiſchen dem 58 bis 210 und mit Einſchließung der Inſeln 227° der Länge, und dem 48 bis 78° der Breite, gränzt an das europäiſche Rußland, die Türkey, Perſien, die freyen tatariſchen Staaten, Sina, den großen Ocean und das Eismeer, und iſt ein Land von der erſten Größe. Es wird von verſchiednen Völkern bewohnt, die einander an Geſtalt, Sprache, Sitten und Religion ſehr ungleich ſind. Die Kultur des Landes iſt, die ſüdlichen Gegenden ausgenommen, noch ſehr geringe,

ringe, und die Bevölkerung dem weiten Umfange gar nicht angemeſſen. Von Rußland aus wird es durch Statthalter regiert. Haupt- und Handelsſtädte darinnen ſind: Kaſan, Aſtrachan, Orenburg, Troizkaja, Tobolſk, Tomſk, Jeniſeiſk, Mangaſeja, Kraſnojarſk, Jrkutſk, Jakutſk, Nertſchinſk, Kjächta, Petropawlowſkaja Krjepoſt und Ochotſk.

II. Aſiatiſche Türkey liegt zwiſchen 30° und 41° der Breite, und 44° und 66 der Länge. Gränzen ſind gegen Norden das ſchwarze Meer, gegen Oſten Georgien und Perſien, gegen Süden Arabien, und gegen Weſten das mittelländiſche Meer. Es iſt ein Land von der dritten Größe. Seine Einwohner ſind von verſchiedenen Stämmen. Die herrſchende Religion iſt die mohämedaniſche. Die türkiſchen Sultanen laſſen es durch Baſchen regieren. Haupt- und Handelsſtädte darinnen ſind: Skutari, Burſa, Smirna, Angora, Tokat, Erzrum, Bagdhad, Basra, Moſul, Haleb, Alexandrette, Torablůs, Damaſchk, Bairut und Saida.

III. Arabien liegt zwiſchen 12° und 35° der Breite, und 51° bis 76 der Länge, gränzt gegen Weſten an Aegypten und den arabiſchen Meerbuſen, gegen Norden an die aſiatiſche Türkey und den perſiſchen Meerbuſen, gegen Oſten und Süden an den indiſchen Ocean, und iſt ein Land von der dritten Größe. Die Einwohner wohnen theils an feſten Wohnörtern, theils ſchweifen ſie herum. Die Religion iſt der Mohämediſmus. Das Land hat eigne unabhängige Fürſten. Hauptörter ſind, Mekka, Mokcha, Adenund Maſkat.

IV. Perſien liegt zwiſchen 24° und 43° der Breite, und zwiſchen 76° und 103° der Länge. Es

gränzt

gränzt gegen Norden an Georgien, das kaſpiſche Meer und die freyen tatariſchen Staaten, gegen Oſten an die Bucharey und Hindoſtan, gegen Süden an das indiſche Meer, und gegen Weſten an die aſiatiſche Türkey. Es iſt ein Land von der zweyten Gröſſe. Die Einwohner haben ſchon viel Kultur. Die Religion iſt die Mohämedaniſche. Seit der Mitte dieſes Jahrhunderts beſteht Perſien aus zwey beſondern Reichen. Hauptörter ſind, Derbent, Schamachie, Baku, Tabris, Räſcht, Schiwas, Iſpahan und Kerman.

V. Oſtindien liegt zwiſchen 37° N. B. und 10° S. B. und zwiſchen 83° bis 162 der Länge. Oſt, Süd und Weſt hat das feſte Land das Meer, auch gränzt es gegen Weſten an Perſien, und gegen Norden an die Bucharey, Thibet und Sina. Mit den Inſeln iſt es ein Land von der erſten Größe, ohne dieſelben eins von der zweyten. Theile deſſelben ſind:

1. Hindoſtan mit dem Staate des großen Moguls, den patanischen und afganiſchen Staaten, dem Lande der Seiks, dem Lande des Khan von Agra, des Rajah von Benares, dem Dſchatenland, den von den Maratten abhängigen Fürſtenthümern, und Bengalen.

2. Halbinſel diſſeits des Ganges oder die Küſten Malabar und Koromandel mit dem Marattenland, Golkonda, Myſore, und den dazu eroberten Ländern, Karnatik, Travankor und den Beſitzungen der Engländer, Holländer, Franzoſen, Portugieſen und Dänen.

3. Halbinſel jenſeits des Ganges mit Aſchem, Tipra, Ava, Arrakan Siam, der Halbinſel Malaka, Tonkin, Laos, Kochinſina, Kambodia und Ponthiamas.

4. Die Inſeln, welche folgende ſind, a) die Marianen, b) die Karolinen, c) die Philippinen, d) die

Molukken, e) die Sundiſchen, worunter Java, Borneo, Sumatra, ꝛc. f) Die Inſel Ceilon, g) die Maldiven, h) Nikobariſchen.

Die Religion iſt theils die heidniſche, theils die mohämedaniſche, theils die chriſtliche. Hauptörter ſind, Agra, Delhi, Kabul, Diu, Surate, Goa, Kalikut, Trankenbar, Pondichery, Madras, Benares, u. ſ. w.

VI. Sina liegt zwiſchen 23° bis 42° der Breite, und zwiſchen 125° bis 151° der Länge. Es gränzt gegen Weſten an Thibet, gegen Norden an Sibirien, gegen Oſten an den großen Ocean, und gegen Süden ebenfalls an denſelben, wie auch an Oſtindien. Es iſt ein Land von der erſten Größe. Die Einwohner beſitzen viel Kultur, aber doch bey weitem nicht ſo viel, als die Lobredner Sinas uns vorlügen. Religionen ſind die des Kon fu—tſee, Fohe, und Lao Kium. Hauptörter darinnen ſind Pekin, Nankin, Kanton und andre.

VII. Die freye Tatarey liegt zwiſchen 65° und 160° der Länge, und zwiſchen 35 und 55° der Breite. Sie gränzt an das aſiatiſche Rußland, Sina, Oſtindien und Perſien, und iſt ein Land von der zweyten Größe. Theile derſelben ſind die Kaukaſiſche Tatarey, Koraſan, Kirgiſenland, Turkeſtan, Taſchkent, die Bucharey und Thibet. Die Religion iſt theils die mohämedaniſche, theils die heidniſche. Hauptörter ſind Laſſa, Samarkand, Taſchkent, Buchara und Balk.

VIII. Japan beſteht aus drey großen Inſeln, Niphon, Sikof und Saikokf. Sie liegen zwiſchen 31° und 42° der Breite, und 157° und 175° der Länge, und gehören zu den Ländern der ſechſten Größe. Die Einwohner ſind Heiden. Hauptörter ſind Nangaſaki, Jeddo und Miako.

IX. Aſiatiſches Süd-Indien befaßt einige Inſeln, und zwar die größten Inſeln der Südwelt, oder des fünften Erdtheils. Hieher gehören davon a) Neuholland, die größte aller bekannten Inſeln, ſogar ein Land von der erſten Größe. b) Neu-Guinea. c) Neu-Brittannien. d) Neu-Jreland. e) Neu-Hanover. f) Die Admiralitäts-Inſeln und g) Neu-Kaledonien.

III.

Ueberſicht von Afrika.

Der dritte Erdtheil Afrika liegt zwiſchen dem 1° und 80° der Länge und dem 36° N. B. und 34° S. B. Er hängt nur durch eine ſchmale Erdenge gegen Oſten mit dem feſten Lande von Aſien zuſammen, auf allen andern Seiten iſt es mit Waſſer umgeben. Sein Flächeninhalt beträgt ohngefähr 570,000 Quadratmeilen, allein bey dieſer Größe iſt es doch nur ſehr ſchlecht bevölkert, und ein großer Theil des innern Landes, wahrſcheinlich nur eine öde Sandwüſte. 1) Größe und Gränzen.

Auch Afrika hat hohe Gebirge. 2) Gebirge.
Bergmeridiane ſind:

I. Kafferiſch-Azoriſcher. An der Südſpitze von Afrika erheben ſich drey Reihen Gebirge, die in der Folge zum Theil in einander laufen. Die weſtliche fängt mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo der Tafelberg iſt; die mittlere mit dem Nadelvorgebirge, und die öſtliche mit dem Kabo das Baxas. Die öſtliche Reihe läuft mit der mittlern oben zuſammen, rückt bis zum Guineiſch-Arabiſchen Bergparallel fort, vermiſcht ſich mit dieſem, kommt aber wieder hervor, zieht über den ſüdweſtlichen Theil des Atlas an die Küſte, wo Kap Bojador und Kap Kantin,

und geht vermittelſt der Seegebirge auf die Kanariſchen und Azoriſchen Inſeln über.

II. Oſt-Afrikaniſch-Aegyptiſcher. Sein Anfang iſt beym Kabo das Korrentes, dann ſtreicht er bis zum Kabo de St. Vicente auf Madagaskar, und wieder herüber, bis zur Landſpitze Barra da Luabo; dann zwiſchen der Oſtküſte und den Gebirgen des Landſees, Moravi, dann die Bergreihe die unter den Gebirgen von Habeſch, nach dem Vorgebirge Guardafui hinzieht, landeinwärts eine Strecke lang ſich zurückbegiebt, endlich nordwärts hinabſteigt, den Küſten des arabiſchen Meerbuſens ſich nähert, in doppelter Reihe durch Nordafrika ſtreicht, und mit dem Vorgebirge Bon ausläuft.

Bergparallele ſind:

I. Guineiſch-Arabiſcher fängt vom Kap Tagrin an, geht queer durch Afrika, bis zu den Mondsbergen, dann zu beydeu Seiten des Nils hinunter, und über die Landenge von Sues bis zum Sinai in Arabien.

II. Kanariſch-Marokkaniſcher fängt mit der dem Pik auf Teneriffa an, geht vermittelſt der Seegebirge zum Kap Bojadar, dann folgt der Atlas ſelbſt und nun endigt er ſich auf der Weſtſeite mit Gebel Muſa und auf der Oſtſeite mit dem Berge von Ceuta.

3) Gewäſſer. Meere um Afrika ſind:

I. Indiſcher Ocean an der Oſtküſte von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, und bis zum Kap de la Circonſion. Theile deſſelben ſind, der Kanal von Mozambik, und der arabiſche Meerbuſen.

II. Americaniſcher Ocean an der Weſtküſte von Afrika.

III. Mittelländiſches Meer das durch die Meerenge von Gibraltar mit dem Amerikaniſchen Ocean zuſammenhängt.

Die

Die Afrikaniſchen Flüſſe haben ihre Richtung gegen eine der drey Seiten, und ſind alſo entweder Nord- oder Oſt- oder Weſtflüſſe. Zu den erſtern gehört allein der Nil; zu den öſtlichen gehöret kein Hauptfluß, ſondern nur drey Mittelflüſſe; zu den weſtlichen der Gambia und Senegal.

Da ein großer Theil dieſes Erdtheils aus dürren Sandwüſten beſtehet, ſo hat es den Ueberfluß von Produkten nicht, der den andern Erdtheilen eigen iſt. Die vorzüglichſten derſelben ſind, aus dem Pflanzenreiche: Mais, Maniok, Indigo, Baumwolle, Gummi, Kaſſia, Sennesblätter, Ebenholz, Terebinthen, Piſang, Guineapfeffer, und Wein. 4) Produkte.

Aus dem Thierreiche, Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals, Affen, Stachelſchweine, Elephanten, Rhinoceros, Giraffen, Zebras, Büffel, die kleinen guineiſchen Hirſche, Pferde, Kameele. Ferner Strauſſe, Ibis, Papagoien, Flamingos. Ferner Nilpferde, Seekühe, Krokodille, Alligators, Schildkröten, Hayfiſche, Schlangen, worunter die Fetiſchſchlange in Widah die merkwürdigſte iſt.

Aus dem Mineralreiche endlich, das noch nicht gehörig bekannt iſt, alle Metalle, Salz, einige Edelgeſteine und viele volkaniſche Produkte. Da übrigens das innre Afrika völlig unbekannt, ſo iſt es leicht möglich, daß unſrer Kenntniß viele ſeiner Produkte verborgen bleiben.

Afrika iſt unter allen Erdtheilen am ſchlechteſten bevölkert, indem es nach Einigen hundert und funfzig, nach Andern gar nur hundert Millionen Einwohner enthalten ſoll. Der innre Theil iſt wahrſcheinlicherweiſe in manchen Gegenden gar nicht, und viele, ja die meiſten Theile, ſind nur ſehr ſchlecht bevölkert; die Einwohner aber ſind wie in Aſien, und noch weit mehr von einander verſchieden. Die in 5) Einwohner.

Nordafrika gleichen an Farbe dem gemeinen Volke in den ſüdlichſten Theilen von Europa, beſchäftigen ſich mit Ackerbau, Handwerken, Künſten und Handel, die Neger ſind ſchwarz, haben Wolle ſtatt der Haare, und viele von ihnen, noch mehr aber die Hottentotten und die armſeligen Bewohner der innern Gegenden, ſind vollkommne Wilde. Mitten unter den Schwarzen findet man Menſchen, von einer ekelhaften Weiße, und wenn auch die Erzählungen von Zwergvölkern und dergl. unter die Fabeln gerechnet werden müſſen, ſo iſt doch Afrika das Land der Ungeheuer, das Land wo die ſonderbarſten Extreme neben einander gefunden werden. Die Alten (ſelbſt chriſtliche Kirchenväter bezeugen dieſe albernen Sagen) bevölkerten dieſen Erdtheil mit Satyrn, mit Menſchen, die nur ein Auge auf der Stirne, oder nur ein Bein halten, auf welchem ſie aber ſehr geſchwind laufen konnten, mit Völkern, die bloß von Fiſchen lebten, und wieder mit andern, deren einzige Speiſe Kräuter waren, und ſelbſt in neuern Zeiten hat es noch Leute gegeben, welche die Albinos für ein ganzes Volk halten, und es wohl für möglich erachten, daß durch Vermiſchung der Orang Outangs und geraubter Mädchen, Satyrs hätten hervorgebracht werden können.

In Afrika herrſchende bekannte Sprachen, ſind folgende:

I. Arabiſche Sprache, in verſchiednen Mundarten, wird geſprochen in der ganzen Barbarey, Aegypten, Barkan, an den Küſten von Nubien, Habeſch, Ajan, Zanguebar, und auf einigen Inſeln im Ocean.

II. Koptiſche oder alte Aegyptiſche Sprache. Sie iſt eine Vermiſchung des alten Aegyptiſchen mit dem Griechiſchen, zu unſern Zeiten beynahe völlig ausgeſtorben, und nur bey den Koptiſchen Chriſten in der

Bibel.

Bibelüberſetzung, und beym Gottesdienſte üblich. Im gemeinen Leben reden die Kopten arabiſch.

III. Sprache von Habeſch, eine alte Tochter der arabiſchen. Gegenwärtig iſt ſie ſehr ſtark mit der Sprache der Negern vermiſcht. Sie hat zwey Hauptmundarten, a) die Axumitiſche, in welche di Habeſchianer die Bibel überſetzt haben, b) die Amhariſche, welche in den meiſten Provinzen des Landes geſprochen wird.

IV. Kabiliſche Sprache. Im nördlichen Theile von Afrika, von der Gränze Aegyptens an bis an den Atlas wohnen noch Ueberbleibſel der alten urſprünglichen Afrikaner unter den arabiſchen Stämmen zerſtreut. Sie heiſſen Kabilen, und ihre Sprache Schoviah oder Schilha.

V. Neger-Sprachen. Wir kennen folgende:

a) Die der Fulier } in Senegambien.
b) — der Oualofen. }
c) — der Mandingos.
d) — Sprache Amina in Nordguinea.
e) — von Loango.
f) — von Kongo auch in Angola und Benguela.

VI. Sprache der Kaffern im ſüdlichen Theile von Afrika. Die Mundart der Hottentotten, welche zunächſt am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnen, iſt am meiſten bekannt.

VII. Sprache von Madagaskar.

In Anſehung der Religion ſind die Einwohner Heiden, Mohämedaner, Chriſten und Juden.

Die Heiden machen unſtreitig den größten Theil der Bewohner von Afrika aus. Es ſind aber keine Anbeter des Teufels, wie uns alte Nachrichten vorlügen, ſondern einige glauben ein höchſtes, ihnen übrigens unbekanntes, Weſen, und alle verehren Fetiſchen.

Die mohämedaniſche Religion iſt in Nord-Afria herrſchend. Ueberdieß hat ſie auch an den Küſten Zanguebar und Ajan und zum Theil auch auf der Weſtküſte und im innern Afrika Fortgang genommen.

Die afrikaniſchen Chriſten ſind größtentheils griechiſche und zwar von der Sekte der Monophyſiten, dahin die Kopten und die Habeſchianer gehören. Rechtgläubige griechiſche Chriſten giebt es nur wenige in Aegypten und der Barbarey. Die Anzahl der Katholiken iſt ziemlich beträchtlich, ſo wohl unter den Europäern als den eingebornen Afrikanern, in Aegypten, der Barbarey, den Inſeln, in Senegambien, Ober- und Nieder-Guinea, auf Zanguebar und Ajan. Proteſtanten findet man hie und da in Aegypten und der Barbarey, in Senegambien, Ober-Guinea und am Kap.

Juden ſind am zahlreichſten in den Städten der Barbarey und Aegypten. In Loango ſind auch ſchwarze Juden.

6) Altes Afrika. Das alte Afrika beſtand nach der Vorſtellung des Geographen, Ptolomäus, aus folgenden Theilen.

I. Römiſches Afrika, die Nordküſte vom Kap Bojador bis an den arabiſchen Meerbuſen. Darinnen war das ehemalige Karthago mit Mauretanien, Numidien dem Syrtenland, Libyen, Cyrenaika, Marmarika und dem eigentlichen Aegypten.

II. Unbekanntes Afrika der ganze ſüdliche Theil deſſelben.

III. Aethiopien oberhalb Aegypten. Theile deſſelben ſind: das Land der Troglodìten an der Küſte des arabiſchen Buſens bis Babel-Mandel. Der Angabe des Plinius nach, lebten die Trogloditen in Höhlen, konnten geſchwinder als Pferde laufen, und nährten ſich vom Schlangenfleiſche; das Zimmtland im Süden der Gebirge von Habeſch; Barbaria an der

Oſtküſte vom Vorgebirge, Guardaſui, bis Kap Delgado.

IV. Aeußerſtes Aethiopien, ſüdwärts von dem unbekannten Afrika, oſt- und weſtwärts vom Meere, nordwärts aber durch eine Linie begränzt, die im innerſten des Guineiſchen Buſens anfängt, zu den Mondbergen hinüberzieht, und endlich mit der ſüdlichen Gränzlinie Aethiopiens oberhalb Aegypten zuſammen läuft.

V. Aeußerſtes Libyen, nordwärts von den Nordküſtenländern oſtwärts von Aegypten und Aethiopien v. A. ſüdwärts, theils vom ä. Aethiopien, theils vom Guineiſchen Buſen, weſtwärts vom Meere begränzt. Theile deſſelben ſind: Gätulien, die Libyſche Wüſte, das Land der Autolater, das Land der Darader, das Land der Stachirer, das Land der Melano-Gätulier, das Land der Aethiopen, das Garamantenland, das Land der Nubier.

VI. Die beglückten Inſeln d. i. die Kanarien.

Wenn aber gleich, dieſer Angabe nach, die Alten einen beträchtlichen Theil von Afrika kannten, das auch ſchon von Phöniciern und Aegyptern umſchifft worden war, ſo muß man drum nicht glauben, daß ſie eine deutliche Kenntniß von dieſen Ländern hatten. Vielmehr war, das römiſche Afrika ausgenommen, ihnen das übrige bloß aus dunkeln verworrnen Erzählungen bekannt, und es würde ihnen nicht möglich geweſen ſeyn, von einem einzigen dieſer Länder nur einigermaßen eine richtige Beſchreibung zu liefern.

Gegenwärtig beſteht Afrika aus folgenden Reichen und Ländern. 6) Heutiges Afrika.

I. Aegypten liegt zwiſchen 21° und 32° der Breite, und 45 bis 54° der Länge, und iſt ein Land von der ſechſten Größe. Es gränzt gegen Norden

an das mittelländiſche Meer, gegen Oſten an Arabien und den arabiſchen Meerbuſen, gegen Süden an Nubien und gegen Weſten an die Barbarey. Die herrſchende Religion iſt die Mohämedaniſche. Seit das Land den Osmanen unterworfen iſt, nimmt der Wohlſtand und die Kultur deſſelben immer mehr ab. Doch iſt es noch die Kornkammer des türkiſchen Reiches. Die gröſte Merkwürdigkeit hat es durch ſeine Pyramiden und Mumien. Die Hauptſtadt iſt Kahira, und nebſt dieſer Alexandria und Roſette oder Raſchid.

11. Die Barbarey liegt zwiſchen 8° und 44° der Länge, und 28 bis 38° der Breite, und iſt ein Land von der dritten Gröſſe. Sie gränzt an das mittelländiſche Meer gegen Norden; an Aegypten gegen Oſten; an die Wüſte Zarah gegen Süden, und an das atlantiſche Meer gegen Weſten. Sie beſteht aus folgenden Staaten:

a Dem Sttaat von Marokko und Fes den man auch das Kaiſerthum Marokko nennt, obgleich im ſtrengſten Verſtande dieſer glänzende Titel einem ſo armſeligen Staate nicht zukommt. Die Landesregierung iſt der härteſte Deſpotiſmus und die Religion die Mohämedaniſche. Die Reſidenz iſt Marokko; nebſt dieſer ſind zu merken: Fes, Salee, Tanger, Agades, Mogador und Ceuta.

b) Die Republik Algier, oſtwärts von dem vorigen, hat eine militäriſche Regierungsform, iſt den Osmanen ſchutzverwandt, und treibt Seeräuberey. Der Hauptort iſt Algier.

c) Die Republik Tunis hat dieſelbe Einrichtung, wie die vorhergenannte. Hauptörter ſind Tunis und Suſa.

d) Tri-

d) Tripolis gleicht beyden vorigen.

Südwärts von den zwey erſtern Freyſtaaten liegt das große, aber ſchlecht bevölkerte, Land, Bilidulgerid, deſſen Einwohner theils von einen der beyden Republiken abhängig, theils auch ganz unabhängig ſind.

III. **Wüſte Zarah** oder **Sarah** liegt zwiſchen 17° und 30° der Breite, und 1° und 46° der Länge, und iſt ein Land von der vierten Größe. Sie gränzt gegen Norden an die Barbarey, gegen Oſten an Aegypten und Nubien, gegen Süden an Nigritien, und gegen Weſten an das atlantiſche Meer. Wir kennen übrigens dieſen Erdſtrich nur wenig, der übrigens auch durch die öde Beſchaffenheit des Landes und ſeine wilden Einwohner nicht weiter merkwürdig iſt.

IV. **Habeſch** oder **Abyſſinien** liegt zwiſchen 8° bis 17° der Breite, und 48° bis 62° der Länge, und iſt ein Land von der dritten Größe. Seine Gränzen ſind gegen Norden Nubien, gegen Oſten der arabiſche Meerbuſen, und die Küſte Ajan, gegen Süden und Weſten das innre Afrika. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche. Sonſt iſt das Reich in Abſicht der Kultur noch weit zurück.

V. **Nubien** liegt zwiſchen 12° und 24° der Breite, und 45° bis 6° der Länge, und iſt ein Land von der fünften Größe. Es gränzt gegen Norden an Aegypten, gegen Oſten ans rothe Meer, gegen Süden an Habeſch, und gegen Weſten an Nigritien und Sarah. Es beſteht vorzüglich aus dem Königreich Sennar und der Republik Dongala.

VI. **Nigritien** liegt zwiſchen dem 10° N. B. und 20° S. B. und iſt ein Land von der erſten Größe. Es gränzt gegen Norden an die Wüſte Sarah, gegen Oſten an Nubien, Habeſch, und die Küſten, Zanguebar und Ajan, gegen Süden an das Land der Kaffern, und gegen Weſten an Gui-

nea

nea und Senegambien. Ein großer Theil dieſes ungeheuren Landes iſt völlig wüſte, und in dem übrigen wohnen wilde, ungeſittete Völker. Vorzüglich haben wir bemerkt: a) die Gallas, b) die Anzikos, c) die Jaggas, d) den Staat von Tombut, e) Monomotapa, welche die zwey kultivirteſten und mächtigſten in ganz Nigritien seyn ſollen, f) Mono-Emugi, g) Kaſſon.

VII. Senegambien liegt zwiſchen 10° bis 20° der N. Breite, gränzt gegen Oſten an Nigritien, gegen Süden an Guinea, gegen Norden an Sarah, und gegen Weſten an den atlantiſchen Ocean. Es iſt ein Land von der vierten Größe. Es iſt größtentheils fruchtbar. Die Einwohner ſind theils Neger, theils Mohren. Wir haben bemerkt: a) das Land Galam, b) das Land Bonbuk, c) das Land der Oualofen worinnen Senegal, d) die Serären, e) die Mandingos, f) die Fulier, g) die Flüps, h) das Königreich Biſſao.

VIII. Kaffernland liegt zwiſchen 12° bis 35° S. Breite, und 28° bis 53° der Länge, gränzt gegen Norden an Nigritien, gegen Oſten und Süden an den indiſchen Ocean, und gegen Weſten an Guinea. Es iſt ein Land von der vierten Größe, und im Verhältniſſe ſeines Umfanges ſehr ſchlecht bevölkert. Der weſtliche Theil des Landes iſt am wenigſten bekannt. Der ſüdliche Theil beſteht, ſo viel die Holländer davon beſitzen, aus ſechs Diſtrikten. Darinnen iſt die Kapſtadt. Im öſtlichen Theile liegt das Reich Sofala.

IX. Zanguebar und Ajan. Dieſe Küſten liegen zwiſchen 8 N. B. bis 22° S. Breite, und machen ein Land von der vierten Größe. Gränzen ſind gegen Norden das arabiſche Meer, gegen Oſten und Süden das indiſche Meer, und gegen Weſten Habeſch und Nigritien. Die Einwohner, welche zum

Theil weit geſitteter ſind, als andre afrikaniſche Nationen, ſind theils Mohren, theils Negern, und ſtehen theils unter Königen, theils leben ſie in republikaniſchen Staaten. Es gehören hieher Mozambik, Quiloa, Melinde, Brava, u. a. m.

X. Guinea liegt zwiſchen dem 20 N. Breite, bis zum 20° S. breite, gränzt gegen Weſten an den Ocean, gegen Norden an Senegambien und Nigritien, gegen Oſten wieder an Nigritien, und gegen Süden an die Küſte der Kaffern. Es iſt ein Land von der dritten Größe. Nebſt Senegambien und den Inſeln iſt es für die Europäer der wichtigſte Theil von Afrika, weil ſie hier den ſtärkſten Handel treiben, und ihre meiſten Beſitzungen haben. Man theilt Guinea in Nord- oder Ober- und Süd- oder Nieder-Guinea.

Zu dem erſtern gehört:

1. Die Küſte Malaghette oder die Pfefferküſte, deshalb ſo genannt, weil hier ſtarker Handel mit Pfeffer getrieben wird. Hier wohnen a) die Kapez und Kumbas Manez, b) die Quojas, c) die Seſtroneger.

2. Die Elfenbeinküſte. Hier iſt das Land oder Königreich Iſſini.

3. Die Goldküſte, worauf Axim, Anta, Fetu, Sabu, Fantin, Akkra, und andere Negerſtaaten gelegen ſind.

4. Die Sklavenküſte, wo beſonders Whidah und Benin zu merken iſt.

Nieder-Guinea begreift in ſich:

1. das Königreich Loango

2. das Königreich Kongo nebſt Angola und Benguela.

XI. Inſeln. Die afrikaniſchen Inſeln liegen theils auf der Oſtſeite, theils auf der Weſtſeite des feſten Landes, und ſind folgende.

Auf der Oſtſeite liegen:

1. Die große, noch nicht hinlänglich bekannte, Inſel, Madagaskar, ein Land von der fünften Größe.

2. Die Inſeln der ſieben Brüder, Sokotora, Zanzibar, die Komorren.

3. Die Maſcareniſchen Inſeln d. i. Bourbon und Inſel Frankreich.

Auf der Weſtſeite liegen:

1. Helena und Aſcenſion,

2. die Inſeln an der Küſte von Guinea,

3. die Inſeln des grünen Vorgebirges und Madera,

4. die Kanariſchen Inſeln,

5. die Azoren.

Soviel von der allgemeinen Ueberſicht der drey bisher beſchriebnen Erdtheile oder der alten Welt. Wir beſchließen dieſen Theil noch mit einem alphabetiſchen Verzeichniſſe der vornehmſten geographiſchen Meilen-Maaße, und fangen den künftigen und letzten Theil dann ſogleich mit einer Ueberſicht von Amerika oder der neuen Welt an.

Alpha-

Alphabetiſches Verzeichniß
der
vornehmſten geographiſchen Meilen-Maaße.

Arabiſche Meilen, deren 57 auf einen Grade des Aequators gehen.

Däniſche Meilen, deren $14\frac{1}{2}$, auch wohl gar nur 10, auf einen Grad des Aequators gerechnet werden.

Franzöſiſche Meilen (Lieues) deren 25 auf einen Gr. des A. gehen.

Geographiſche Meilen, 15 auf einen Grad.

Großbrittanniſche Meilen.

a) Engliſche Meilen gehen 69 auf einen Grad.

b) Skotiſche machen $49\frac{3}{4}$ einen Grad.

c) Jriſche gehen 54 auf einen Grad.

Jndoſtaniſche Meilen:

1. Koſſ oder Koru.

a) Gewöhnlicher Koſſ $42\frac{2}{3}$ Koſſ 1 Aeq. Grad.

b) Größre Art von Koſſ $\frac{1}{37}$ Aeq. Gr.

2. Gos, $\frac{1}{9}$ bis $\frac{1}{10}$ eines Grades.

3. Goſinei, zwey geographiſche Meilen.

4. Kodam, $6\frac{1}{3}$ einen Grad.

Jtaliäniſche Meilen 60 auf einen Grad.

Perſiſche Meilen oder Farſanj, 23 auf einen Gr.

Polniſche auch Lithauiſche Meilen, 20 auf einen Gr.

Portugieſiſche Meilen, 18 auf einen Grad.

Ruſſiſche Meilen oder Werſte, $104\frac{1}{3}$ auf einen Gr.

Schwe-

Schwediſche Meilen, $10\frac{2}{3}$ auf einen Grad.

Seemeilen, 20 auf einen Grad.

Sineſiſche Meilen oder Li, 193 auf einen Grad.

Siamiſche Meilen, 29 auf einen Grad.

Spaniſche Meilen, $17\frac{1}{2}$ auf einen Grad.

Teutſche Meilen, 15 auf einen Grad.

Türkiſche Meilen,

a) Seemeilen, 86 auf einen Grad.

b) Landmeilen, $66\frac{2}{3}$ auf einen Grad.

Ungariſche Meilen, $13\frac{1}{2}$ auf einen Gard.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hammerdörfer, Karl

Afrika ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

Leipzig 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 3817 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248347-7
VD18 12446203-001